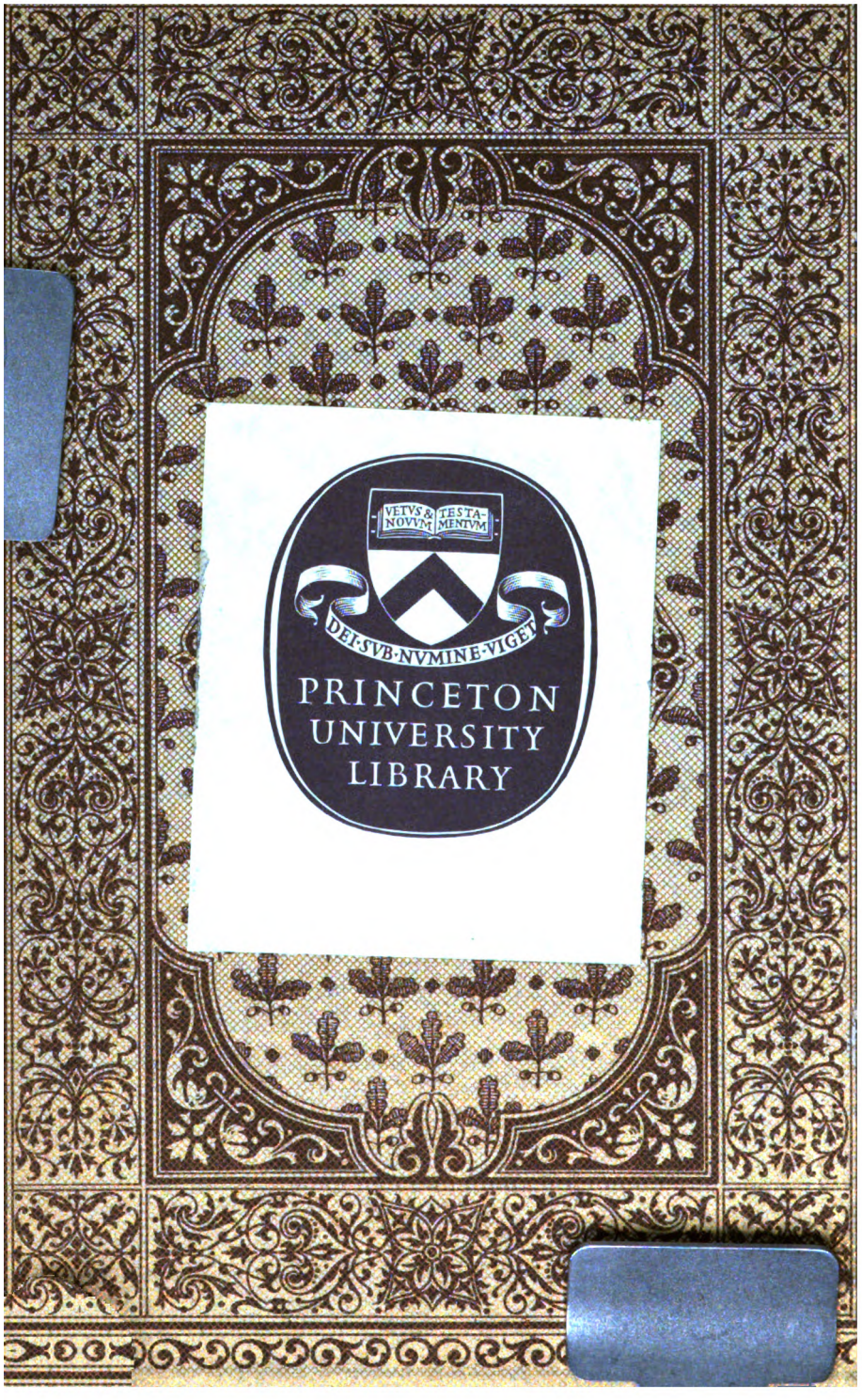
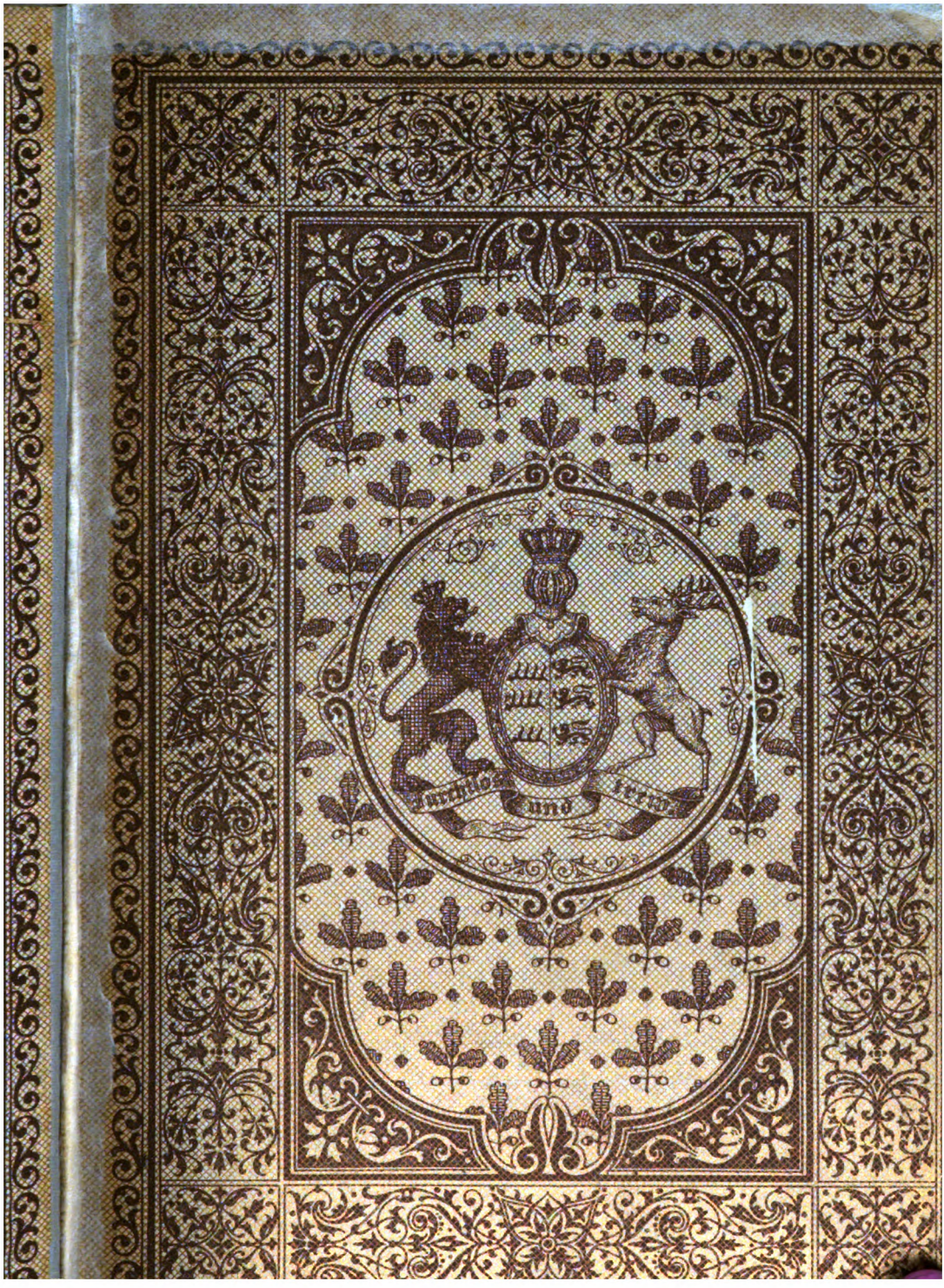
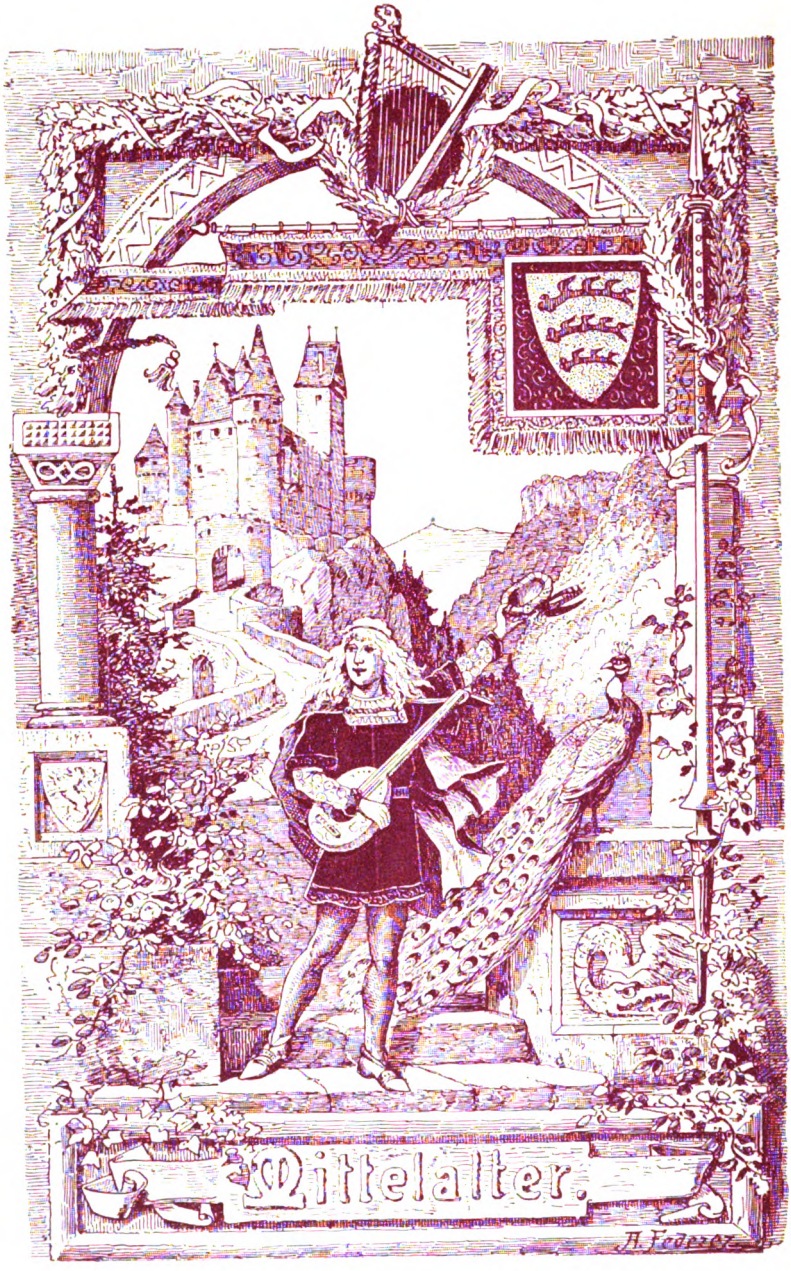
32101 051155230

Württemberg, wie es war und ist.


VETVS & NOVVM TESTAMENTVM
DEI·SVB·NVMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY


Furchtlos und treu.


Mittelalter.
A. Federer

Württemberg

wie es war und iſt.

Geſchildert in einer Reihe von vaterländiſchen Erzählungen

aus

Württembergs älteſten Tagen bis auf unſere Zeit.

Neunte Auflage.

Neu herausgegeben

von

Carl Weitbrecht.

Mit Originalzeichnungen von **A. Federer** u. a.

Stuttgart.

Druck und Verlag von H. Zeller vorm. E. Rupfer.

PT 1338
.W87
Bd. 1
(PECAP)

Sr. Majeſtät

König Wilhelm II.

von Württemberg

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet.

94 - B 5816

Die Verlagshandlung
Heinrich Zeller & Hermann Schmidt.

Erſter Band.

Vorwort des Herausgebers.

Es iſt vieles anders geworden im deutſchen Vaterlande ſeit der Zeit, da **„Württemberg wie es war und iſt“** zum erſtenmal in die Welt ging oder gar, ſeit die älteſten Stücke dieſes bis heute vielgeleſenen Werkes geſchrieben und gedruckt wurden. Als das „Tagebuch eines Hundertjährigen“, das im 3. Bande des Werkes zu leſen ſteht, in der Nr. 2 der eben entſtandenen „Stuttgarter Stadtglocke“ zu erſcheinen begann, ſchrieb man den 24. Dezember 1844.

In die Zeit vor Achtundvierzig alſo reicht das Werk zurück, und diejenigen gehören heute ſchon zu den alten Leuten, welche ſich noch in die Stimmungen und Anſchauungen zurück verſetzen können, aus denen heraus man damals „vaterländiſche Erzählungen“ ſchrieb. Ein deutſches Vaterland, wie es heute die jüngeren Geſchlechter der geeinigten deutſchen Nation als ſelbſtverſtändlich betrachten, wurde damals noch geſucht, oft nur mit der Stange im Nebel, und das Wort „vaterländiſch“ hieß damals bei uns zu Lande noch vielfach nichts anderes als „württembergiſch“ — ſo mancher gute Württemberger auch mit dem alten Ernſt Moritz Arndt ſingen mochte: mein Vaterland muß größer ſein! Jetzt iſt es größer, und keiner wünſcht ſich am Ende des Jahrhunderts in die Zuſtände um deſſen Mitte zurück, kein Württemberger, der ſich als Bürger des neuen deutſchen Reiches fühlt, wünſcht das Jahr Siebenzig aus der Geſchichte weg, wünſcht wieder nichts als Württemberger zu ſein.

Und doch wollen wir, auch als Deutſche im neuen Sinne, zugleich mit vollem Bewußtſein Württemberger ſein und bleiben, auch

an unſer „engeres“ Vaterland knüpfen ſich heute noch unſere vaterländiſchen Gefühle, auch von ihm erzählen zu hören, iſt uns heute noch vaterländiſches Intereſſe. Das iſt nicht nur unſer gutes Recht ſondern wir erfüllen damit geradezu eine Pflicht gegen das große deutſche Geſamtvaterland: denn ſo, wie einmal die deutſche Art iſt, kann die Nation als Ganzes nur gedeihen, wenn die einzelnen Glieder ihre Sonderart nicht verwiſchen ſondern weiterpflegen; ein Patriotismus, der mehr iſt als Feſtredensart, wurzelt vor allem in einem geſunden Heimatgefühl, und dieſes Gefühl hängt in der Luft, wenn es nicht gerade an dem Boden haftet, auf dem wir gewachſen ſind, den wir kennen und lieben als den uns ureigenen. Und um ſo mehr wird der Heimatboden uns lieb und geiſtig zu eigen, je vertrauter uns iſt, was ſich auf dieſem Boden ſchon vor uns begeben hat, was unſere Väter darauf gelebt, gekämpft und gelitten haben, je mehr die heimatliche Sage und Geſchichte in den Enkeln lebendig iſt. Ein verbreitetes Volksbuch aber, das dieſem Zwecke dient, kann unter allen Umſtänden, auch wenn es mit etlichen Mängeln behaftet ſein ſollte, von dem Vaterlandsfreund Beachtung und Erhaltung verlangen.

Ein ſolches Volksbuch iſt „Württemberg wie es war und iſt“ in der That geworden, obwohl es als Buch noch nicht ganz ein halbes Jahrhundert alt iſt. Es iſt in ſieben Auflagen verbreitet, von denen die letzte in 5000 Exemplaren gedruckt wurde. Welche Geltung ihm für die Kenntnis heimiſcher Sage und Geſchichte zugebilligt wird, mag man daran ermeſſen, daß der Sagen- und Geſchichtsforſcher, wenn er irgendwo von einem Einheimiſchen etwas Näheres über etwaige Ueberlieferungen in einer beſtimmten Gegend erfahren möchte, nicht ſelten zur Antwort bekommt: Das ſteht alles in „Württemberg wie es war und iſt“, dort können Sie es genau nachleſen!

An ein ſolches Volksbuch darf man nun aber keinen falſchen Maßſtab legen, wenn man es in ſeinem eigentümlichen Werte würdigen will. Vor allem darf man nicht mit der ſtrengen äſthetiſchen Kritik kommen, darf nicht völlig abgerundete, ſorgfältig aufgebaute Erzählungskunſtwerke drin ſuchen. Den meiſten Leſern eines ſolchen Buches iſt es nicht um litterariſchen Kunſtgenuß zu thun, ſie wollen lediglich die Sache: ſie wollen ſich in glaubhafter Weiſe berichten

laſſen, was ſich einſtens da oder dort in ihrer lieben Heimat zugetragen habe, oder wovon wenigſtens die Sage geht, daß es ſich zugetragen habe; immerhin ſoll es in einer Art vorgetragen werden, daß die Phantaſie dadurch angeregt wird, alſo gewiſſermaßen nach Art der Poeſie — ob das aber mit mehr oder weniger unbeholfenen Kunſtmitteln geſchehe oder mit reifer Kunſt, das verſchlägt dem unbefangenen Leſer nicht viel. Und dem entſprechend haben denn auch die Verfaſſer dieſer „vaterländiſchen Erzählungen" in der Regel gearbeitet, um ſo unbedenklicher, als ſie ſelbſt — trotz aller ſonſtigen Verdienſte und bei oft ſtarker Phantaſie — doch nicht die vollen Anſprüche des Dichters an ſich und ihre Leiſtungen ſtellen konnten. Und ſo entſprach, was ſie brachten, ganz dem Geſchmack jener Leſerkreiſe: in ungezwungener Weiſe umſpielt die ausmalende Phantaſie den Gang der geſchichtlichen Ereigniſſe und ſucht die Vergangenheit dem Leſer näher zu bringen, indem das Thun und Leiden Einzelner bunt und loſe verſchlungen wird mit dem großen Gang der Geſchichte, von dem zu melden iſt; Liebe und Haß und andere Gefühle werden nicht geſpart und ihre Farben zuweilen etwas dick aufgetragen, das Gute und das Schlechte ſondert ſich oft etwas glatter, Lohn und Strafe werden etwas reichlicher und ſorfältiger ausgeteilt, als es im wirklichen Leben zu gehen pflegt, etwas gruſelig wirds manchmal und der Leſer braucht ab und zu gute Nerven. Aber der Erzähler erreicht ſeinen Hauptzweck: den Leſer warm zu machen für das, was in ſeiner Heimat „war und iſt".

Freilich, auch nicht den Maßſtab ſtrenger Geſchichtswiſſenſchaft darf man an das Buch anlegen, nicht die neueſten Ergebniſſe der gelehrten Sagen- und Altertumsforſchung darin ſuchen. Dem ſteht ſchon entgegen, daß die meiſten Stücke zu einer Zeit verfaßt wurden, da die Forſchung über den einen oder anderen Gegenſtand erſt in den Anfängen war. Immerhin darf man einem Forſcher wie Karl Pfaff mit einigem Vertrauen folgen, und nicht immer wiſſen unter den gelehrten Herren die neueren alles ſo viel beſſer als die älteren. Aber ein ſtreng wiſſenſchaftliches Geſchichtswerk will ja ein Volksbuch überhaupt nicht vorſtellen, auch nicht ein gelehrtes Nachſchlagebuch über Sagen und Altertümer. Vielmehr verwiſchen ſich hier naturgemäß die Grenzen zwiſchen Geſchichte und Sage, zwiſchen uralter Ueberlieferung und neuerer Zuthat, zwiſchen

älterer und jüngerer Auffaſſung des Thatſächlichen, zwiſchen Thatſächlichem ſelbſt und freier Erfindung eines phantaſievollen Erzählers. Wer etwa das mittelalterliche Nibelungenlied oder die älteren und jüngeren Heldengedichte aus der Dietrichsſage benützen wollte, um eine urkundlich ſichere Geſchichte der Völkerwanderung herzuſtellen, der wäre übel beraten, ſo ſicher auch der weſentliche Inhalt jener Erzählungen auf die Zeit der Völkerwanderung zurückgreift. „Württemberg wie es war und iſt" hat kein ſolch ehrwürdiges Alter und verarbeitet mehr Ergebniſſe wirklicher Geſchichtsforſchung, aber in mancher Beziehung herrſchen doch hier ähnliche Verhältniſſe wie dort. Wenn der wandernde Spielmann der alten Zeit ſeinen Zuhörern willkommene und willig geglaubte Mär brachte, ſo erzählte er, was andere ſchon vor ihm erzählt hatten, was er ſelbſt und ſeine Zuhörer glaubten und glauben durften, ſo wie es langher überliefert war; aber er berichtete es doch, ſo wie er ſichs zurechtgelegt hatte, mit eigener Ausſchmückung und Erfindung, und er modelte es wohl auch nach dem Bedürfniſſe ſeiner Zuhörer, nach ihrer Faſſungskraft, nach dem, was ſie gerne hörten, woran ſie ſich zu ergötzen und zu erbauen pflegten. Und ein Späterer machte es wieder ſo und die Früheren hattens auch ſo gemacht — und ſo bildeten ſich im Laufe der Zeit merkwürdige Ueberlieferungen, an denen die Gelehrten herumrätſeln mögen, die aber das Volk einfach nimmt, wie ſie ſind.

Aehnlich verfuhren die, welche das vorliegende Volksbuch allmählich geſchaffen haben, und wenn auch die gelehrte Forſchung feſtſtellen ſollte, daß dieſe oder jene württembergiſche Sage „aus der älteſten Zeit" einem noch nicht allzulange verſtorbenen phantaſiereichen Pfarrer aus dem Leonberger Amt ihr Daſein verdankt, ſo iſt ſie eben nunmehr als Sage da und eingebürgert und wird weiterleben und weitererzählt werden. Sagen entſtehen mit oft unheimlicher Geſchwindigkeit auch in unſerer nüchternen „modernen" Zeit, und ſind ſie einmal da, ſo werden ſie geglaubt und weiterverbreitet, unbekümmert um die Zweifel der Gelehrten. Der alte Kaiſer Wilhelm iſt nach ſeiner eigenen Ausſage niemals auf einer Leiter geſeſſen, die auf einem toten Schimmel lag, wie das bekannte Bild von Bleibtreu es darſtellt, und Moltke hat, ebenfalls nach ſeiner eigenen Ausſage, an jenem Abend von Gravelotte nicht das Wort geſprochen: „Maje-

ſtät, wir haben geſiegt!“ Aber ſo, wie es auf dem Bilde zu ſehen iſt, war es wenige Tage nach der Schlacht von Gravelotte in den Zeitungen zu leſen, und ſo wird es heute noch und wohl auch fernerhin erzählt und geglaubt — und wer möchte behaupten, daß nicht trotzdem etwas Wahres daran ſei? Die Wahrheit deckt ſich nicht immer mit der Wirklichkeit, und in mancher ſagenhaften Ueberlieferung, über welche weiſe Leute die Achſel zucken, ſteckt ein Kern, der oft plötzlich aus der Schale bricht. Um den alten Turm auf dem Ailenberg bei Obertürkheim geht nach dem Volksglauben ein Geiſt, der Schlurger, und man ſagte längſt, dort in der Nähe ſei ein vornehmer Herr begraben. Und in der That haben die Altertumsforſcher dort ein uraltes Alemannengrab gefunden mit fürſtlichem Schmuck, der weit über ein Jahrtauſend in der Erde gelegen und jetzt in der Altertumsſammlung in Stuttgart zu ſehen iſt. Dergleichen kommt vor und man muß ſehr vorſichtig ſein im Belächeln alter zäher Volksüberlieferungen, mögen ſie auf den erſten Blick noch ſo wirr oder abergläubiſch erſcheinen. Wer weiß, was auch der Pfarrer von Eltingen für Vöglein im Stuttgarter Thal hat pfeifen hören, ehe er von der Weiſſenburg, der falſchen Klinge, dem Gähkopf, den Kriegsbergen und dergleichen fabulirte? Und wer will noch feſtſtellen, was es eigentlich mit dem Poſtmichelskreuz an der Eßlinger Steige oder mit dem Denkſtein in der Weinberghalde zum Sünder auf ſich hat? Es giebt noch manches, worauf ſich die Gelehrten keinen Vers machen können.

All dieſe Erwägungen haben mir mancherlei zu ſchaffen gemacht, als ich auf den Wunſch der Verlagshandlung es übernahm, „Württemberg wie es war und iſt“ neu herauszugeben und, ſoweit möglich oder nötig, zu bearbeiten. Daß das Werk, wie es in den bisherigen Auflagen vorliegt, nicht in jeder Beziehung iſt, wie es der oder jener wünſchen möchte, iſt ja nicht zu leugnen; namentlich der erſt am Ende der ſechziger Jahre zu dem Früheren hinzugekommene vierte Band der neueren Auflagen läßt allerlei zu wünſchen übrig, aber auch in den älteren Teilen iſt nicht alles von gleichem Werte, nicht alles gleichmäßig der ferneren Erhaltung würdig. Trotzdem wurde mirs, je länger ich mich mit dem Werke beſchäftigte, deſto klarer, daß es hier nur ein Entweder-Oder gab: entweder das Werk in allem Weſentlichen, in Stil und geiſtigem Charakter

laſſen, wie es war und iſt — oder aber es völlig umarbeiten, Stück für Stück einſchmelzen und neuſchaffen. Zu dieſem zweiten Verfahren hätte ich mich, auch wenn mir Zeit und Fähigkeit in genügendem Maße zu Gebot geſtanden wären, doch nicht für berechtigt halten können; denn was mit Namen wie Karl Pfaff oder Ottmar H. F Schönhuth gezeichnet iſt, durfte ich ſo wie ſo in nichts Weſentlichem antaſten, und auch die nicht mit bekannten Namen bezeichneten Stücke, ob ich nun ihre Verfaſſer ſicher feſtſtellen konnte oder nicht, wären doch durch eine tiefer greifende Umarbeitung etwas ganz anderes geworden, als was ſie ſind und als was ſie bisher geleſen und geliebt worden ſind. Die alten Freunde des Buches hätten mir dieſes Verfahren ſchwerlich gedankt, auch wenn mirs da und dort gelungen wäre, aus einer ſchlicht volkstümlichen Erzählung ein Kunſtwerk für die litterariſch Anſpruchsvollen zu machen. Ich habe mich deswegen für das erſtgenannte Verfahren entſchloſſen: habe im Großen und Ganzen das Werk gelaſſen, wie es war, an ſeinem weſentlichen geiſtigen Charakter nichts geändert, nur da und dort im Einzelnen mit einigen behutſamen Strichen eingegriffen, wo mirs dringend nötig ſchien, in der Anordnung und Reihenfolge einiges umgeſtellt, einige Stücke, die niemand ſonderlich vermiſſen wird, ganz weggelaſſen und dafür einiges Neue eingefügt, wovon ich hoffen darf, daß es den Leſern willkommen ſein werde. So werden die vielen Unbefangenen, welche das alte „Württemberg wie es war und iſt" kennen und lieben, mir nicht vorwerfen können, daß ich ihnen einen Wechſelbalg untergeſchoben habe; für diejenigen aber, welche das Werk etwas kritiſcher leſen und benützen wollen, gebe ich am Schluß eines jeden Bandes eine Anzahl Anmerkungen und Fingerzeige, welche vielleicht auch geeignet ſein mögen, mein Verfahren noch weiter zu rechtfertigen.

Die äußere Ausſtattung, namentlich auch der Bilderſchmuck war bisher, ſelbſt für ein ſchlichtes und billiges Volksbuch, recht beſcheiden. Die Verlagshandlung hat ſich bemüht, das Ganze in dieſer Beziehung höher zu heben und dem Werk auch ein äußeres Anſehen zu geben, das es von der alltäglichen geringen Ware mißbräuchlich ſo genannter Volksbücher unterſcheide.

Und ſo möge das Buch weiterleben und weiterhin ſein Teil beitragen zur Verbreitung der Kenntnis unſerer Heimat und der

Achtung vor ihrer näheren und ferneren Vergangenheit, ſein Teil beitragen, daß der alte Spruch nicht veralte: Hie gut Württemberg allweg!

Stuttgart, 1. Mai 1898.

Carl Weitbrecht.

Schwabenland.

Fragſt Du, wo Dir ein ew'ger Garten
Die deutſche Au entgegenlacht?
Der Hügel weinbekränzte Warten,
Der Thäler wechſelvolle Pracht?
Aus Waldnacht blaue Ströme gießen
Die reichen Adern weltmeerwärts,
Und tauſend Bäche lieblich fließen?
Sieh', das iſt Schwaben, Deutſchlands Herz!

Und ſiehſt Du ob den ſchönen Gauen,
Wie ew'ge Wächter rings beſtellt,
Die Alpenberge dort, die grauen,
Gelagert unterm Himmelszelt?
Wie Harniſche im Abendſchimmer
Die breiten Felſenwände hier,
Die Burgen dort und Schlöſſertrümmer
Auf ihrer Stirn wie Helmeszier?

Sie ſah'n Geſchlechter, gleich der Welle,
An ſich vorüber Völker geh'n,
Hochherz'ge Thaten, ſonnenhelle,
Und Werke ſchwarzer Nacht geſcheh'n.
Wie Licht und Schatten um ſie jagen,
Jetzt Blau, jetzt Schwarz, jetzt Roſenglanz,
So webt um ſie ein Chor von Sagen,
Geheimnisvoll in buntem Tanz.

Den Berg der Majeſtät und Siege,
Der Lichtglanz einer Welt gebracht,
Die alte, große Kaiſerwiege,
Den Staufen, deckt jetzt öde Nacht.
Das Diadem iſt ihm entfallen,
Den Weltthron brach ihm das Geſchick
Und übererbte dem Vaſallen
Das Scepter über Schwabens Glück.

O Licht von Staufen, Weltenſonne,
Die Erde leuchtete von Dir,
Ein Frühling tauſendfacher Wonne,
Der Schönheit Maifeſt ſtarb mit Dir!
Der großen Sonne letzter Funken
Erloſch im Blut am Meerſtrand fern —
Doch mählig hob, die kaum verſunken,
Sich neu als württemberg'ſcher Stern.

Ein Hügel ragt aus hellem Thale,
Seit grauen Zeiten bis an's Haupt,
Als ſäß' er zechend ſtets beim Mahle,
Mit Bacchus heiterm Grün umlaubt.
In's lachende Gefilde bringet
Weithin ſein Auge jugendlich,
Und eine Silberſchlange ſchlinget
Um ſeinen Fuß der Neckar ſich.

Von ſeinen Zinnen nieder zogen
Die edlen Herrn von Württemberg,
Ihr Schwert und ihre Stimme wogen
Beim Friedens- und beim Kriegeswerk,
Im Lorbeer- und im Eichkranz prangend
Wuchs kühn empor das Heldenblut,
Aus großer Kaiſerhand empfangend
Den Grafen- und den Herzogshut.

Es wuchs wie Ströme in Gewittern,
Weltſtürme dräu'n ein jüngſt Gericht,
Der ält'ſten Häuſer Säulen ſplittern,
Der große deutſche Scepter bricht.
Der letzte Kaiſer ſteigt vom Throne,
Da — aus des Zeitſturms Sturz und Brand —
Erringt es ſich die Königskrone,
Der Majeſtät Purpurgewand.

Der Hügel grünt im Thal noch immer,
Doch ſeine Zinnen ſind nicht mehr,
Dort wirft jetzt den geweihten Schimmer
Ein Tempel ſchweigend weit umher.
In heil'ger Kühle ſeines Schooßes

Begrub der Liebe treuer Schmerz
Ein Weltglück-glüh'ndes, ſchönes, großes,
Ein volkbeweintes Fürſtinherz.

Kein Turm, kein Wall mehr, keine Veſte,
Nein, friedlich in des Thales Raum,
Schirmt mit dem Schatten ſeiner Aeſte
Jetzt Fürſt und Volk ein heil'ger Baum,
Von gottesfürchtigem Gemüte
Vordem gepflanzt am guten Tag,
Vertrauen heißet ſeine Blüte,
Sein Nam': beſchworener Vertrag.

Geſchüttelt oft von Wind und Wettern
Rang er die Krone durch in's Blau',
Und Segen troſ von ſeinen Blättern,
Da wo er grünte, gleich dem Thau.
Ihn traf Jahrhunderte vergebens
Die Axt des Unrechts Schlag auf Schlag,
Bis er durchbohrt im Mark des Lebens
Einſt eines Tags am Boden lag.

Da floh'n, das Angeſicht voll Jammer,
Des Landes Engel alſobald:
Es herrſchte mit dem eh'rnen Hammer
Die ungebundene Gewalt.
Und aus Paläſten, aus der Hütte,
Entwichen Liebe und Vertrau'n,
Es ging mit unheilvollem Tritte
Der Schrecken hin durch Stadt und Gau'n.

Und Frühling ward's, und frühlingsmächtig,
Und ſchöner, größer als zuvor,
Trieb aus den Wurzeln übernächtig
Der heil'ge Baum ſich neu empor.
Freiwillig ſelbſt herangezogen
Von edler königlicher Hand,
So wölbt er ſeiner Aeſte Bogen,
Neu grünend über's neue Land.

O Schwabenland, du ew'ger Garten,
In deiner Thäler weitem Raum,
Auf deiner Berge ſonn'gen Warten
Trägſt du wie dieſen keinen Baum.
Daß aus dem Dunkel ſeiner Zweige,
Die oft ein Sturm noch kämpfend ſchlägt,
Ein lichter Geiſt bald niederſteige,
Der der Verſöhnung Palme trägt!

Die Harfe deiner Sänger klinget,
Wie in der Staufen gold'ner Zeit,
Die Weisheit deiner Forſcher dringet
Durch die erſtaunte Chriſtenheit:
So ſei in dieſer Zeiten Trübe
Du auch, ſoweit die Sonne ſcheint,
Ein Vorbild durch das Band der Liebe,
Das Fürſtenglück und Freiheit eint!

Wilh. Zimmermann.

Ezzelingen.

Von Karl Pfaff.

Das fünfte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung iſt merkwürdig durch jene allgemeine Bewegung der Nationen des Nordens, die wir unter dem Namen der Völkerwanderung kennen, und welche durch wiederholte Angriffe

das weſtrömiſche Reich zertrümmerte. Schon vorher waren die römiſchen Legionen von den früheren Grenzen zurückgewichen, und die verlaſſenen

Standlager, die von Verteidigern entblößten Wälle wurden nun leicht von Deutſchen und andern Völkerſchaften überſtiegen.

So war es auch in Schwaben gegangen; weder der Grenzwall, der von der Donau an über die äußerſten Vorgebirge der Alp hin nordwärts lief, noch der Neckar mit ſeinen Verſchanzungen hatten den mächtigen, zahlreichen Völkerbund der Alemannen aufzuhalten vermocht, bald war die ganze Gegend bis an den Rhein von ihnen beſetzt, und ſelbſt dieſen Strom überſchritten ſie.

Jetzt verſchwand römiſche Bildung wieder aus dem Neckarthale und den angrenzenden Gefilden, die wenigen von den Römern hier angelegten Städte zerfielen, ſtatt ihrer erhoben ſich nun im Thale und auf den Höhen die einzeln ſtehenden Gehöfte und Burgen der Alemannen.

Auch die geringen Anfänge des Chriſtentums verloren ſich mit den Römern wieder aus dieſen Gegenden, und wenn auch der ſtandhafte Gefahr und Tod kühn verachtende Mut der chriſtlichen Glaubensboten einzelne bekehrte, ſo waren dies doch nur wenige, die in geheimer Stille ihren Gottesdienſt feierten, indes noch überall auf den Höhen und in den Hainen Wodan und der Donnerer verehrt wurde.

Eines der Heiligtümer lag auf der Höhe eines Berges, deſſen ſüdweſtlicher Abhang jetzt mit Weinreben und Obſtbäumen bekleidet iſt, aus denen die Häuſer ſeiner Bebauer da und dort zerſtreut hervorſchimmern.

Aber ſtatt des reichen Blütenſchmuckes, mit dem jetzt der Frühling ſeinen Abhang begabt, und der ſo manche Beſucher in das auf ſeiner Höhe liegende Eßlinger Jägerhaus führt, erblickte man damals hier nur der Eichen wechſelndes Grün, und aus dem Dunkel der Haine hervor ſtrömten da und dort kühle Quellen, die, im Hainbache ſich vereinend, dem nahen Neckar zuſtrömten.

Auf der Höhe, wo die urälteſten, gewaltigſten Eichen prangten, befand ſich das Heiligtum der Aſen, große Felsſteine, die Weiheſteine genannt, umſchloſſen den geweihten, heiligen Kreis, in deſſen Mitte ſich Wodans Altar erhob. Es war dies ein roh behauener Felsblock von anſehnlicher Größe, deſſen Oberfläche tellerförmig ausgehöhlt und mit etlich Rinnen verſehen war, mittelſt welcher das Blut der Opfer ablaufen konnte. Mehrere Stufen führten zu ihm, ſie waren mit friſchem Raſen bekleidet und gerade zu der Zeit, in welcher unſere Geſchichte beginnt, nämlich im Frühlinge des Jahres 451, wie der Altar ſelbſt, reichlich mit Blumen beſtreut. Ueberall her aus den Gehöften der Umgegend waren die Alemannen zuſammen gekommen, um das Oſterfeſt, das Feſt des Frühlings, der neu geſchmückten Erde, das bei ihnen zugleich den Anfang des Jahres bezeichnete, zu feiern.

In ſchneeweiße Gewänder gekleidet, Arme und Füße mit ehernen Ringen geziert, die Stirne mit Eichenlaub und Blumen umkränzt, ſtand im geweihten Kreiſe der Prieſter, außerhalb desſelben das Volk, die Männer mit blanken Waffen, Weiber und Kinder bemalte Oſtereier, zu gegenſeitigen Geſchenken beſtimmt, in zierlich geflochtenen Körben tragend. Etliche waren auch beſchäftigt, die da und dort auf den freien Plätzen des Haines angezündeten Oſterfeuer zu unterhalten, und die ganze Scene bot im Dunkel der Eichen, von den flatternden Flammen abwechſelnd beleuchtet, ein ſehenswürdiges Schauſpiel dar.

Dreimal ſtieß der Prieſter Werdomar in ein kleines ſilbernes Horn, das ihm am Gürtel hing, und das Lärmen der Menge hörte alsbald auf, ſtill horchten alle auf des Prieſters Worte, der alſo begann: „Vater Wodan, ſtrahlend im lichten Waffenkleide, der du den Wagen des Sturmes lenkeſt und den goldenen Speer niederſchleuderſt aus Asgard*), Mutter Hertha, goldlockigte, roſenbekränzte Allerhalterin, die du die Erde

*) Wohnſitz der Götter.

mit Blumen bekleidest und aufsprießen lässest die grüne Saat, und du der Asen größter, o Thor, dessen eiserner Streithammer die Riesen niederschmetterte, der du dem Ungewitter rufst und den Wettersturm wiederum bändigest, zu euch, ihr Hohen, flehen wir um ein fruchtbares Jahr, erhöret unser Gebet, nehmet gnädig auf unser Opfer!"

So sprach Werdomar und ergriff nun ein gewaltiges Messer, das auf dem Opfersteine lag, einer seiner Gehilfen brachte einen jungen Stier herbeigeschleppt, der, ahnend welch Geschick ihm bevorstehe, sich gewaltig sträubte; aber umsonst, der Priester zog ihn, trotz alles Widerstandes, die Stufen des Altars herauf, beugte sein Haupt niederwärts, und so empfing das Tier von oben herab in den Nacken den Todesstoß durch Werdomar, hierauf ward es auf den Opferstein gelegt, wo es bald unter Zuckungen sein Leben vollends aushauchte. Während das Blut des Stieres vom Opferstein herab rieselte, ergriff der Opferpriester ein großes, oben mit Silber eingefaßtes, zierlich geglättetes Trinkhorn, einer seiner Genossen faßte einen Krug mit Meth, deren mehrere auf den Stufen des Opfersteins standen, und füllte das Horn. Nun goß der Priester etwas vom Meth auf den Altar, setzte das Trinkhorn an die Lippen und trank es aus. Von ihm ging es zu seinen Gehilfen, von diesen zu den beim Feste versammelten Männern über, und kaum reichte der reichlich vorhandene Meth zum Festestrunke zu.

Jetzt begannen die Priester den Frühlings- und Lobgesang, das Volk fiel mit lauter Stimme ein, und weithin durch die Schluchten tönte der Nachhall des Liedes. Noch waren sie damit nicht ganz fertig, als an den Enden des immer zusammen sich drängenden Kreises ein Getümmel entstand, das sich schnell bis in die Mitte fortpflanzte. Zürnend erhob der Priester seine Stimme und rief: „Wer wagt's, zu stören den heiligen Gesang? Ihn treffe Wodans Speer, und Hertha's Fluch mache seine Triften unfruchtbar, Thor zertrümmre durch Wettersturm sein Gehöfte!"

„Ja! ruf ihnen nur, deinen falschen Göttern," antwortete hinter ihm eine helle, starke Stimme, „ruf' ihren unmächtigen Zorn herab über mich, ich stehe unter des Allmächtigen Schutze!" Wild sah Werdomar sich nach dem Sprechenden um und erblickte eine hohe, kaum von der Last der Jahre gebückte Gestalt mit langem Barte und weißen Locken, die reichlich auf das

dunkle, rauhe Gewand herabfielen. An dem Kreuze in seiner Hand erkannte ihn Werdomar sogleich als einen Christen-Priester und mit doppelt gesteigertem Zorn trat er vor den Fremdling, faßte ihn an der Schulter und rief: „Beim goldenen Speere Wodans, Du sollst nicht ungestraft die Götter lästern! Sollten wir ihren Zorn auf uns herunter rufen, indem wir Deine Frevelworte geduldig anhören? Nein! Christ, dafür sollst Du büßen! Auf, Teutmal, schleppe ihn zum Opfersteine!“

Als er dies gesprochen, schritt er rasch die Stufen hinauf und faßte das blutige Opfermesser, einer seiner Gehilfen aber ergriff den Greis, der lautlos und ohne Widerstreben, mit gefalteten Händen ihm folgte. Schon war das Messer über ihm gezückt, da ertönte ein donnerndes „Halt!“ Betroffen senkte Werdomar das scharfe Eisen, sein Gehilfe ließ erschrocken den Fremdling los und unter der Versammlung erhob sich ein dumpfes Gemurmel.

Ein Jüngling trat hervor, von beinahe riesenmäßiger Gestalt, denn selbst über seine Landsleute reichte er noch um eine Haupteslänge hinaus; das dichte, goldgelbe Haar war nach Volkessitte oben auf dem Scheitel zusammengeflochten, der starke Nacken und der Oberteil der hochgewölbten Brust waren bloß, den übrigen Leib umschloß ein aus eisernen Ringen fest

und künſtlich zuſammengefügter Panzer, über den Rücken fiel ein mit viel farbigen Streifen verbrämtes Bärenfell herab, die kurzen Beinkleider und die mit Riemen befeſtigten Sohlen ließen den größern Teil der Füße nackt. An der Seite hing dem Jüngling ein langes Schwert und in der Rechten trug er einen leichten Jagdſpeer. Dieſen ſtieß er in den Boden, faßte des Greiſen Hand und rief: „Der Fremdling iſt mein Gaſtfreund, in meinem Gehöfte hat er geſchlafen und den Trunk des Friedens hab' ich ihm gereicht, wehe dem, der ihn beleidigt!"

„Er hat die Götter geläſtert, er muß ſterben!" ſprach Werdomar. „Muß ſterben!" hallte es furchtbar nach im Kreiſe. Aber der Jüngling fuhr unerſchrocken fort: „Er darf nicht ſterben, er iſt mein Gaſt! Wohl war es thöricht von ihm, ſich ſo unbeſonnen in eure Mitte zu drängen, aber dafür hat er durch den Todesſchrecken genug gebüßt, die hohen Aſen bedürfen eurer nicht, wenn ſie ſich rächen wollen an denen, die gegen ſie freveln! Darum macht Platz und laßt mich mit dem Chriſten frei abziehen, ſonſt muß ich mit dem Schwerte mir eine blutige Bahn hauen!"

„So nimm ihn hin, übermütiger Teutobald," ſprach unwillig Werdomar, „aber dafür treffe Dich und das Deinige die Strafe der Aſen." Doch ohne ihm zu antworten, ſchritt der Jüngling, den Greis an der Hand führend, durch die Menge, die zum Teil mit wildem Getümmel, zum Teil jedoch auch mit ehrerbietiger Scheu ihm auswich. Der Prieſter, der ſeines Unmuts nicht mehr Meiſter werden konnte, machte dem Feſt bald möglichſt ein Ende, und ehe noch die Sonne hinter die weſtlichen Berge geſunken war, ſtand der Eichenhain wieder ſtill und öde da, nur die allmählig erlöſchenden Feuer und der blutbenetzte Altar zeugten noch von dem eben beendigten Feſte.

* * *

Etwa acht Tage nachher war Wodans Hain von wildem Getümmel erfüllt, die Männer des Gaues hatten ſich hier verſammelt, um über eine wichtige Angelegenheit zu beratſchlagen. Es ging ſtürmiſch her in der Verſammlung, denn es handelte ſich um nichts geringeres, als: ob die freiheit liebenden Alemannen ſich einem fremden Eroberer unterwerfen ſollten.

Es war dies Ezzel, von den Römern Attila genannt, der furchtbare Hunnen-Fürſt, vor welchem damals die Völker des Morgen- und Abend-

landes zitterten. Er nannte ſich ſelbſt die Gottes-Geiſel und im Munde des Volkes ging noch lange nachher die Sage, daß auf dem Platze, den ſeines Roſſes Huf betrat, kein Gras mehr wachſe; zertrümmerte Städte, verheerte Gefilde und Leichenhaufen bezeichneten ſeine Bahn, und bis jetzt hatte niemand ihn in ſeinem Siegeslaufe zu hemmen vermocht.

Jetzt zog er mit ſiebenmalhunderttauſend Streitern heran, um das Abendland vollends zu erobern, und hatte geſchworen, nicht eher ſtille zu ſtehen, als bis er am Geſtade des unermeßlichen Weltmeers angekommen wäre. Die Völker, durch deren Gebiet ſein Weg ging, hatten nur eine Wahl, zwiſchen Tod und Unterwerfung, und über dieſe Wahl mußten nun auch die Alemannen einen Entſchluß faſſen.

Der Prieſter Werdomar ſtimmte für Unterwerfung, es ſei keine Schande, ſich dem Beſieger der Erde zu unterwerfen, ſprach er, keinen Schimpf könnte es bringen, dem zu gehorchen, der über hundert Völker regiere. Ihm aber widerſprach auf's heftigſte Teutobald, der obwohl noch ſehr jung, ſich dennoch durch ſeine Tapferkeit, Kraft und Klugheit bei ſeinen Stammsgenoſſen das größte Anſehen erworben hatte. Der Streit wurde beſonders da Werdomar ſeine Rede nicht zu mäßigen wußte, immer heftiger, und vielleicht wäre es zuletzt noch zu Thätlichkeiten gekommen, hätte ſich nicht einer der bejahrteſten Greiſe der Verſammlung erhoben und alſo geſprochen: „Was hadert ihr hier? Wollt ihr das Blut, das im Kampf mit dem Feinde weit rühmlicher fließen würde, hier vergießen und ſo uns vollends alle Kraft zum Widerſtande nehmen? Hört meinen Vorſchlag! Ezzel iſt in der Nähe, man ſende alſo zu ihm Abgeordnete und biete ihm freien Durchgang durch's Land und Waffenbrüderſchaft an, wenn er uns unſere Freiheit laſſen will, ſchlägt er dieſe Forderungen ab, nun wohl, dann laßt uns fechten und als freie Männer ſterben!“

Lauter Beifall erhob ſich unter den Anweſenden, die Meinung des Greiſen wurde allgemein angenommen, er nebſt Teutobald und dem Prieſter zu Geſandten erwählt, und die Verſammlung ging auseinander.

Die Abgeordneten machten ſich ſogleich auf den Weg, und bald verkündete ihnen ein dumpfer Lärmen die Nähe des feindlichen Heerlagers. Der Prieſter, mit allen Zeichen ſeiner Würde geſchmückt, ging voraus und kam in kurzem wieder zurück, begleitet von etlichen Hunnen, um ſeine

Genoſſen abzuholen. Bald ſahen ſich die Alemannen mitten unter den feindlichen Schaaren, die ſich dies- und jenſeits des Fluſſes am Abhange der Berge gelagert hatten. Staunend erblickten ſie das Gewimmel der mancherlei Völkerſchaften; da tummelten ſich auf kleinen, unanſehnlichen aber raſchen und an Mühſeligkeiten jeder Art gewöhnten Roſſen die Hunnen, häßliche, unterſetzte Geſtalten, mit dicken Hälſen und gedrungenen, feſten Gliedern, die bartloſen Geſichter waren durch Narben zahlreicher, tiefer Einſchnitte verunſtaltet, dicke Mützen bedeckten ihre Häupter, Pelze umhüllten die mißgeſtalteten Leiber und die dicken kurzen Füße waren in plumpe Stiefeln gehüllt. Weiterhin war auf dem weichen Raſen eine Schar von Skyren gelagert, an Körperwuchs den Hunnen ähnlich, aber noch viel wilderen Blickes als jene; höher an Geſtalt waren die Baſtarner, mit gewichtigen Lanzen und breiten Schlachtſchwertern bewaffnet, die bepanzerten Awaren, im Gebrauch des Speers und Bogens gleich erfahren, die Heruler, die Gepiden und andere Völker deutſcher Abkunft, die dem gewaltigen Herrſcher gehorchten.

Mit heimlichem Grauen betrachtete Werdomar die zahlloſen Feindes-Scharen, auch der Greis ſchüttelte bedenklich das ſilberlockige Haupt, nur Teutobald ſchritt feſt und kühn durch das Gedränge, einen Blick der Verachtung auf die häßlichen Zwerg-Geſtalten werfend, die ihn und ſeine Begleiter umgaben.

So erreichten ſie eine freie, ſanft anſteigende Anhöhe, deren Fuß des Neckars Fluten benetzten; hier ſaßen ſchmauſend an einer langen Tafel Ezzel und ſeine Fürſten, er ſelbſt, der gewaltige Herrſcher, ſpeiſte halbrohes Fleiſch, das in einer hölzernen Schüſſel vor ihm ſtand, und trank Waſſer aus einem Becher von Holz; vor ſeinen Gäſten dagegen ſtanden zahlreiche goldene und ſilberne Gefäße, zum Teil koſtbare Werke der griechiſchen und römiſchen Kunſt, die auserleſenſte Beute ſeiner Raubzüge.

Als die Abgeordneten näher kamen, erhob ſich Ezzel und ging ihnen einige Schritte weiter entgegen; er war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf und tiefliegende Augen, aber ſein durchdringender Feuerblick, ſeine ſtolze Haltung und ſein feſter Gang verkündeten in ihm jedem, der ſich ihm nahte, den Herrſcher. Nachdem er die Alemannen begrüßt hatte, ließ er ihnen Sitze anweiſen, und die Mahlzeit ging ihren, durch der

Fremdlinge Ankunft nur auf kurze Zeit unterbrochenen Gang wiede. fort. Laute Freude und munterer Scherz herrſchten unter den Gäſten, nu. Ezzel ſelbſt legte den ſtrengen Ernſt ſeiner Mienen nicht ab; ſogar als di. Sänger auftraten und die Großthaten der Gottes-Geiſel prieſen und da. wilde Geſchrei und das Zuſammenſchlagen der Waffen ihrem Geſange Bei fall zollte, blieb er allein teilnahmlos und unergriffen.

Sein Aufſtehen gab das Zeichen zur Beendigung der Mahlzeit, die Gäſte entfernten ſich auf ſeinen Wink, und bald ſahen ſich die Alemannen allein in ſeiner Nähe. „Bringt ihr mir Unterwerfung?“ fragte ſie Ezzel. — „Freien Durchzug durch unſer Land und Waffenbrüderſchaft,“ entgegnete Teutobald. Da verfinſterte ſich des Herrſchers Antlitz, die Adern ſeiner Stirne ſchwollen an, ſeine Feuer-Augen ſchoſſen vernichtende Blitze auf den kühnen Redner. „Freien Durchzug!“ ſprach er, „wahrhaftig, ihr Alemannen ſeid ſehr großmütig, mir etwas zu bewilligen, um was ich euch noch nicht einmal gebeten habe. Ihr Thoren, vom Wolga-Strom bis an euer Flüß-chen hier hab ich mir mit dem Schwerte den Durchzug geöffnet, ohne jemand darum zu fragen oder zu bitten, und nur das Weltmeer ſoll Ezzels Siegeslaufe Schranken ſetzen. Was aber die Waffenbrüderſchaft betrifft, ſo müßt ihr erſt durch tapfere Thaten zeigen, ob ihr derſelben würdig ſeid, für jetzt begehr' ich Unterwerfung; gebt Geiſeln, zahlt Tribut und ſchickt eure junge Mannſchaft zu meinem Heere, ſo will ich eure Woh-nungen und Felder ſchonen, wo nicht, ſo ſoll auch euer Land eine Wüſte werden, ein Denkmal eurer Thorheit, die ſich der Gottes-Geiſel zu wider-ſetzen wagte!“

Er wandte ſich mit dieſen Worten um, und rief einem der in der Nähe ſtehenden Heerführer: „Widemir,“ ſprach er, „mich ruft der Kampf mit Galliens Herrſchern ſchnell über den Rhein, die Uebermütigen bieten mir Trotz, aber wie der Blitz will ich über ſie kommen und ſie vernichten. Du aber bleibſt mit deiner Schar hier, und wenn bis morgen um dieſe Zeit die Alemannen ſich nicht unterworfen und meine Gebote erfüllt haben, ſo brichſt du los und verſchonſt nicht Haus noch Feld, nicht Greis noch Mann, nicht Weib noch Kind. Dieſe Abgeordneten aber läßt du ſicher zurückbringen.“

Noch einen Blick der Verachtung warf Ezzel auf Teutobald und

ſeine Begleiter, dann entfernte er ſich, um die Befehle zum Aufbruch zu geben. Grimmig blickte Teutobald ihm nach, aber erkennend, daß es Thorheit wäre, hier ſeinen Zorn ausbrechen zu laſſen, bezwang er ſich und folgte ſchweigend ſeinen Genoſſen. Ihnen nach hallte, wie Donnergetöſe, das

Freudengeſchrei des kampfluſtigen Heeres, dem ſeine Führer den Befehl zum Aufbruch verkündigt hatten, und ganz entmutigt kam Werdomar im Haine Wodans an, indes Teutobald und der Greis die Männer des Gaues zuſammen riefen.

Es war tief in der Nacht, als die Verſammlung im Haine wieder eröffnet wurde, der volle Mond ſtand hoch am Himmel und beleuchtete mit ſeinem Strahle den blutbefleckten Opferſtein, um den die Männer ſich verſammelt hatten. Werdomar trat zuerſt auf und ſprach: „Wodan, der Donnerer, hat uns in die Hände unſerer Feinde gegeben, weil wir es geduldet haben, daß ſein Feſt entweiht, ſeine Gottheit geläſtert wurde! Schickt euch geduldig in die Strafe, ſendet die Botſchaft der Unterwerfung an den mächtigen Hunnen-Fürſten und laßt uns, damit Wodans Zorn beſänftigt werde, den Chriſten-Prieſter auf ſeinem Altar opfern!“

„Nichts von Opfer, nichts von Unterwerfung!“ rief Teutobald wild, „Kampf ſei die Loſung der freien Alemannen! Beim Schwerte Tyrs*), wer mir von Unterwerfung redet, dem ſoll mein Speer auf der Stelle das feige Herz durchbohren! Was würden unſere Vorfahren, die Römer-Beſieger, in Walhalla ſprechen, wenn ſie erführen, daß wir Fremdlingen uns ohne Schwertſtreich unterworfen! Wer einſt, wie ich, in Glaſors Haine den funkelnden Becher aus der Walkyre Hand empfangen will, der folge mir um Kampf, wer aber hinabſteigen will zu Hela ins finſtre Nadſtrand**), der mag hingehen und ſich dem Hunnen-Fürſten unterwerfen.“

*) Thyr, der Kriegs-Gott.
**) Nadſtrand, die Unterwelt, Hela, deren Göttin.

Des Jünglings Rede erregte eine gewaltige Bewegung unter den Verſammelten, doch Werdomar gab den Sieg über ſeinen Gegner noch nicht verloren, und wirklich gelang es ihm durch ſeine liſtigen Reden, den Eindruck, den Teutobalds Worte gemacht hatten, wieder zu ſchwächen, als ein Ereignis vorfiel, das auf einmal alle ſeine Bemühungen zu Schanden machte und den Entſchluß zum Kampfe unerſchütterlich befeſtigte.

Plötzlich nämlich drängte ſich durch die Reihen der Männer eine weiße Geſtalt, eilte zum Opferſteine hin und ſchwang ſich mit wunderbarer Behendigkeit hinauf. Staunend blickten alle nach ihr, es war die Trute Wola*), ein Gewand von feiner weißer Leinwand umhüllte ſie, von einem ehernen Gürtel zuſammen gehalten, die nackten Arme und Füße waren mit Erz-Ringen geſchmückt, die langen blonden Locken flatterten losgebunden im Winde, und die mit dem Schwert bewaffnete Rechte hatte ſich hoch zum Himmel erhoben.

„Keine Feigheit," rief ſie aus, „ihr Männer, keine Unterwerfung, Kampf gebeut euch Wodan, Tyr ſchwingt, zum Streite rufend, das goldene Schwert, ſie haben die ſtolzen Feinde in eure Hand gegeben! Schaut, wie im Oſten die Schatten der Nacht entweichen, Skade**) tritt hervor aus Asgard, ſchon glänzen die Spitzen der Berge vom Widerſchein ihres Purpur-Gewands, ehe Balder die Sonnenroſſe wieder hinablenkt, werdet ihr in Wodans Hainen das Siegesfeſt feiern! Drum auf zum Kampfe! zum Kampfe!"

Mit raſchem Sprunge war Wola vom Altar herab und durchwandelte ſchnell die Reihen der Männer, die voll Ehrfurcht ihr Platz machten.

Kaum war ſie fort, ſo erſcholl's von allen Seiten wie der Widerhall von der Trute Worten: „Zum Kampfe! zum Kampfe!" und Jeder eilte, ſich zu rüſten zur entſcheidenden Schlacht.

* * *

Schon begannen die Höhen im Morgenſonnenglanze zu ſchimmern, die Schatten der Nacht aus den Thälern zu weichen, als Teutobald in ſeinem Gehöfte ankam, um ſich zum bevorſtehenden Kampfe aufs beſte zu

*) Truten (Vertraute der Götter) hießen die Wahrſagerinnen der alten Deutſchen, die bei ihnen in großem Anſehen ſtanden.

**) Skade, die Tages-Göttin, Balder, der Sonnen-Gott.

wappnen. Bei dieſem Geſchäfte traf ihn der Chriſten-Prieſter, der eben im Waldesdunkel ſeine einſame Morgenandacht gehalten hatte, und ſah mit Wohlgefallen dem kräftigen Jüngling zu. Endlich ſprach er: „Man ſieht's Euch an, daß Ihr aufs Waffenwerk Euch trefflich verſteht, und ich möcht' es den Hunnen raten, ſich vor Euren Schwerthieben in acht zu nehmen. Ihr ſeid noch einer von den alten Alemannen, wie wir ſie unter Valentinian bekämpften."

„Haſt Du denn auch einmal Waffen geführt?" rief Teutobald, den Greis ſchärfer anblickend; „wahrhaftig ja! man ſieht Dirs noch jetzt an, Chriſt, daß auch Deine Rechte einſt des Schwertes Wucht geſchwungen."

„Und fürwahr nicht ruhmlos," entgegnete der Greis, deſſen Augen von kriegeriſchem Feuer ſtrahlten; „der Name Vitalis ward einſt im römiſchen Heer mit Lob genannt, nicht nur am Rhein und an der Donau half ich manchen Sieg erfechten, auch mit den Perſern ſtritt ich, am Tigris und Euphrat, bis eine ſchwere Wunde mich zwang, den Kriegsdienſt aufzugeben."

„Seitdem," ſetzte er mit ruhiger Stimme hinzu, „hab' ich mich dieſem zwar friedlicheren, aber gerade auch nicht gefahr- und mühloſen Dienſte gewidmet, ob nicht vielleicht mein Gott mich würdigen möchte, die Märtyrerkrone zu erringen, die Euer Beiſtand mir neulich entriß!"

„Ihr Chriſten ſeid doch ſeltſame Leute," ſprach der Jüngling, „daß ihr es ſo wünſchenswert haltet, hingeſchlachtet zu werden wie ein Opfertier. Da lob' ich mir's zu fallen im Kampfe, dann ſteigt man ſogleich auf nach Walhalla, wo die Einherier die neuen Ankömmlinge mit Siegesgeſängen und vollen Bechern begrüßen! Aber ich ſehe, Du lächelſt, Chriſt, das dünkt Dir Thorengeſchwätz, was ich da von Walhalla rede; aber ſag' mir, warum ſuchſt denn Du den Märtyrertod?"

„Damit ich einſt am Tage des Gerichts mit einem weißen Gewand ſitzen möge unter den heiligen Blutzeugen unſerer chriſtlichen Kirche!"

„So iſt unſer Zweck ſo ziemlich der gleiche," entgegnete Teutobald, „wir beide ſtreben nach Ehre und Glückſeligkeit; Du findeſt ſie im Sitzen unter den Märtyrern, ich im Sitzen unter den Helden Walhallas."

Der Greis ſchien entrüſtet über eine, ſeiner Meinung nach, ſo unpaſſende und gottloſe Vergleichung und ſchickte ſich ſchon zu einer ſcharfen Gegenrede an, aber Teutobald kam ihm zuvor und ſprach: „Laß es gut

ſein, Chriſt, jetzt iſt's nicht Zeit, über dergleichen Dinge zu ſtreiten, Dein und mein Gott ſind zuletzt doch ein und eben derſelbe*), ob wir ihn verehren in Hainen, ihr aber ihn in Kirchen anbetet!"

Des Jünglings verſtändige Rede beſänftigte den Greis und das Geſpräch wandte ſich nun auf den nahe bevorſtehenden Kampf. Teutobald hörte mit viel Aufmerkſamkeit auf die klugen Ratſchläge des Chriſten-Prieſters und beſchloß ihnen zu folgen. Denn das erkannte er wohl, daß man bei einem ſo ungleichen Kampfe, wo faſt zehn Feinde auf einen Alemannen kamen, Liſt mit der Tapferkeit verbinden müſſe. Er berief alſo die Führer der verſchiedenen Scharen, die ſich verſammelt und einſtimmig ihm den Oberbefehl übertragen hatten, erteilte ihnen die nötigen Aufträge und wies jedem ſeinen Poſten an.

So verfloß die Friſt, welche Ezzel den Alemannen verwilligt hatte, und Widemir zog mit ſeiner Schar unter wildem Geheul heran. Ihnen entgegen tönte der Schlachtgeſang der Alemannen, anfangs nur wie leiſes Gemurmel, dann immer lauter werdend, bis er zuletzt dem mächtigen Toſen der Wogen glich, die ſich an Felſen brechen. Die Hunnen eröffneten den Angriff, auf ihren Roſſen ritten ſie bis dicht vor die feindlichen Schlachtreihen und ſuchten mit großer Behendigkeit ihren Gegnern Stricke über den Nacken zu werfen, um ſie auf dieſe Art, ſich ſchnell wieder wendend, fortzuſchleppen. Aber es wollte ihnen diesmal nicht recht gelingen, denn die Alemannen ſtanden in dicht geſchloſſenen Reihen, mit weit vorgehaltenen Lanzen da; alſo verſuchten ſie es aus der Ferne mit ihren ſcharfen Pfeilen, mit denen ſie nun die Alemannen überſchütteten. Jetzt wichen dieſe langſam zurück, ſiegstrunken ſtürmten die Hunnen nach, die Gepiden und Heruler folgten ihnen und vergebens verſuchte es Widemir, die Ordnung zu erhalten, jeder wollte der erſte ſein, um die fliehenden Reihen der Feinde zu durchbrechen, und ſo entſtand unter der Schar Widemirs eine verderbliche Verwirrung.

In ein enges Wieſenthal zuſammengedrängt, ſtürzten Reiter und Fußgänger untereinander auf die Alemannen, die Halt gemacht hatten. Jetzt erhob ſich ein furchtbares Handgemenge, die klaren Fluten des Baches,

*) Der höchſte, ewige Gott, der Welten-Schöpfer, der von Anfang war, lang ehe es Götter gab und die Erde beſtand, hieß bei den Deutſchen Alifadur (Allvater).

der das Thal durchfloß, färbten sich blutrot, und Rosseshufe und Männertritte zerstampften den weichen, frischgrünenden Rasen.

Da ertönte auf einmal von den Bergen, aus den Wäldern heraus ein furchtbares Geschrei, gewichtige Felssteine und schwere Lanzen flogen, wie von unsichtbarer Hand geschleudert, unter die dichten Reihen der Hunnen und ihrer Kampfgenossen. Diese stutzten, hier und dort begannen ihre Scharen zu wanken, indes das kleine Häuflein der Alemannen wieder vordrang. Widemir, die Not der Seinigen gewahrend, führte nun die Awaren zum Kampfe heran, da brach gegen ihn aus dem Walde Teutobald hervor und jetzt erhob sich zwischen den Awaren und Alemannen der furchtbarste Kampf. Vor allen zeichneten sich die Führer in diesem Kampfe aus, bald hier, bald dort, überall helfend, die Ordnung herstellend, die weichenden aufs neue antreibend, waren sie bis jetzt einander im Gedränge des Gefechtes noch nicht begegnet: aber nun, als erkenneten sie beide zugleich, daß nur des Führers Fall für die eine der Parteien den Sieg entscheiden könne, suchten sie einander eifrig auf und trafen auch bald zusammen.

Ihre Scharen trennten sich, die Waffen ruhten, indes unter den Führern der heftigste Kampf entbrannte. Schon quoll zwischen Teutobalds zerhauenen Panzerringen Blut hervor, auch Widemir blutete schon aus mehreren Wunden, noch aber wollte keiner von beiden sich überwunden geben; da wandte plötzlich eine unerwartete Erscheinung die Augen der Zuschauer von den Kämpfenden weg und zog selbst Widemirs und Teutobalds Blicke auf sich.

Unter einer hohen Linde, die weit umher die kräftigen Aeste verbreitete, und um so mehr in die Augen fiel, weil rings um sie nur Haide und kleines Gestrüppe sich befand, stand die Trute Wola mit entblößtem Schwert, und rief mit gewaltiger Stimme: „Heil Dir, Teutobald, Dein Feind ist in Deine Hand gegeben, wehe Dir, Widemir, ich sehe die Walkyren todverkündend Dein Haupt umschweben!“

„Was murmelt die schlimme Trute da droben?“ rief, als er den Eindruck sah, den Wola's Worte machten, einer der Awaren, spannte den Bogen, zielte und schwirrend flog der Pfeil durch die Luft, gerade auf Wola zu; sie aber, die Gefahr erblickend, bückte sich und schadlos fuhr das Geschoß in den Stamm der Linde.

Als die Alemannen dies gewahrten, erhoben ſich auf's neue zum allgemeinen Kampfe Schwerter und Speere, aber Teutobald rief: „Halt!" Da ſenkten ſich die Eiſenſpitzen und wiederum begann der Zweikampf der Führer. Beide griffen einander mit erneuter Kraft und Wut an, aber die Worte der Trute hatten gewirkt, freudiger kämpfte im Vorgefühl des nahen Sieges Teutobald, Widemirs Stirn umwölkten bange Ahnungen, die auch bald erfüllt wurden, da des Alemannenführers Schwert ihm ziſchend in die Bruſt fuhr und er rücklings niederſtürzend ſein Leben aushauchte.

Erſchrocken ſahen die Awaren ihres Führers Fall, aber die Alemannen erhoben ein Siegesgeſchrei, und drangen raſch in der Feinde wankende Rotten.

Der Sieg war nun vollends bald entſchieden, die geſchlagenen Reſte der Feinde zerſtreuten ſich, und die Alemannen, der Verfolgung überdrüſſig, ſammelten ſich und zogen nach Wodans Haine, wo indes von den Weibern das feſtliche Siegesmahl bereitet war.

Fröhlich kreiſten hier die Becher, kräftig tönten die Lieder, wetteifernd bemühten ſich die Barden, den nun errungenen Sieg zu preiſen, und erſt der anbrechende Morgen fand die Schmauſenden auf dem weichen Raſen des Hains entſchlummert. Nur Teutobald wandelte ſinnend hin und her; Wola's Erſcheinung während des Kampfes hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Dies Mädchen, bei dem Heldenmut und Klugheit mit herrlicher Schönheit gepaart ſich zeigten, ſchien ihm unter allen Jungfrauen des Gaues am würdigſten, ſeine Gattin zu werden. Und weil bei ihm dem Entſchluſſe raſch auch die That zu folgen pflegte, ſo ſäumte er nicht, ſich, in ſein feſtliches Gewand gehüllt, zum Gehöfte der Eltern Wola's zu begeben.

Der Bund war bald geſchloſſen, denn Deutſchlands Jungfrauen kannten Ziererei damals nicht, und Wola, da ihr Herz für den ſieggekrönten jungen

Helden ſprach, reichte ihm freudig die Hand. Der Chriſten-Prediger, deſſen Vorſchläge ſo viel zum Siege beigetragen hatten, blieb bei Teutobald, und es gelang ihm, nicht nur dieſen und ſeine Gattin, ſondern auch noch mehrere Nachbarn derſelben zum Chriſtentum zu bekehren. Die Neubekehrten bauten auf der Anhöhe, wo damals Ezzel mit ſeinen Fürſten geſchmauſt hatte, eine Kapelle, in welcher einige Jahre ſpäter die Leiche des Chriſten-Prieſters Vitalis beigeſetzt wurde, deſſen Wunſch, die Märtyrerkrone zu erringen, doch noch erfüllt wurde, indem ihn auf einer Wanderung durch die Umgegend heidniſche Alemannen erſchlugen. Zu ſeinem Grabe geſchahen Wallfahrten und bald erhob ſich um die Kapelle her am Gebirgsabhang und im Thale eine Ortſchaft, welche nach dem Namen des furchtbaren Eroberers Ezzelingen genannt wurde und raſch zu einer Stadt anwuchs. Die Linde aber, unter welcher Wola während des Kampfes geſtanden hatte und die von der Nachbarſchaft hoch verehrt wurde, erhielt, da die Trute auf den Namen Katharina getauft worden war, die Benennung Katharinen-Linde.

Der Stutengarten, der Blutturm und die falſche Klinge.

Im Jahr der Gnade 953 verheerten die Schrecken des Krieges die damals noch ſo wälderreichen bergigen Gaue des ſüdlichen Deutſchlands. Insbeſondere herrſchte in Schwaben erbitterter Kampf; denn dem argliſtigen Herzog Heinrich von Bayern war es gelungen, im Herzen ſeines Bruders, des Kaiſers Otto I. ſchweren Groll gegen deſſen Sohn, Luitolf Herzog von Schwaben, zu erzeugen, und dieſer, über die ſchnöde Behandlung, welche er zu erdulden hatte, entrüſtet, verband ſich mit einigen deutſchen Fürſten zu offenem Aufruhr gegen ſeinen kaiſerlichen Vater. Raub, Mord und Brand verwüſteten Schwabens ſchöne Gaue, und nur wenige Gegenden blieben in denſelben von der ſchrecklichen Geißel des Krieges verſchont. Zu dieſen gehörte ein ſtilles Wieſenthal unweit der alten Stadt Cannſtatt, deren feſte Mauern und Türme der Neckar beſpülte. Gegen dieſen Fluß hin hatte das

Thal eine Öffnung, ſonſt aber war es rings von waldigen Höhen und von Bergen umgeben. Dichte Wälder von Eichen und Buchen bedeckten deren Rücken und Abhang und durch ihre Schluchten ſtürzten brauſend und ſchäumend mehrere Waldbäche herab, um dann in deſto trägerem Laufe durch's Thal hinzuſchleichen in welchem ſie hie und da Teiche und Seen mit ſumpfigen, ſchilfbewachſe-

nen Ufern bildeten. Von der Bergebene der Filder her kam ein größerer Bach, welcher in mannigfachen Krümmungen mitten durch das Thal hinfloß. Seine Ufer waren mit Erlen und Weiden bewachſen, und er empfing die Gewäſſer all der kleinen Bäche und führte ſie, mit ſeinen trüben Fluten vermiſcht, dem Neckar zu. Von den Waſſergottheiten, welche die fabelhafte Vorzeit an ſeine Ufer verſetzte, hatte er den Namen des Nixen- oder Neſenbachs erhalten. Das Thal ſelbſt bildete eine Wieſenfläche, deren einförmiges Grün hie und da ein kleines Wäldchen unterbrach, und welche einzelne uralte Eichen mit ihren mächtigen Zweigen beſchatteten. Eine Ortſchaft ſuchte der Wanderer, der ſich hieher verirrte, vergebens, doch war das Thal darum nicht ganz unbewohnt. Im untern Teile desſelben, nahe bei ſeinem Ausgange und bei etlichen Waſſertümpeln, deren einer wegen ſeines Reichtums an Blutegeln der Egelſee*) hieß, erhob ſich ein Turm mit dicken Mauern von großen Quaderſteinen und von einem Waſſergraben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führte. Ihm zunächſt erblickte man ein ſteinernes Kreuz, deſſen verwitterte Inſchrift aber nicht mehr zu leſen war. Weiter oben im Thal ſtanden einige Hütten, umgeben von kleinen Gärtchen und Gemüſefeldern, welche ein kunſtloſer, hölzerner Zaun einfaßte. Ein größerer Raum des Thales war mit einem grünen Gehege eingefriedigt, innerhalb deſſen auf dem friſchgrünen Raſen ſich muntere Roſſe herumtummelten. Dies war der Stutengarten, welchen kurze Zeit vor dem Ausbruch jener Fehde gegen den Kaiſer der Herzog Luitolf von Schwaben angelegt hatte. In dieſen Hütten wohnten die Pferdehüter und der Turm war der Sitz ihres Aufſehers, eines Kriegers, deſſen Nacken nicht nur die Laſt der Jahre ſondern auch die Beſchwerden und Mühſeligkeiten manches Feldzuges gebeugt hatten.

Die Sonne ſank hinter die Bergwälder und ſandte ihre letzten Strahlen zum Abſchiedsgruße in das Thal, wo ſchon die Abendnebel aufzuſteigen begannen, als Kuno, jener alte Krieger, der Vogt des Turmes, mit einigen Pferdehütern in das Thal herabkam. Sie ſetzten ſich auf einige ſteinerne Ruhebänke unter den ſtattlichen Bäumen, wo ein friſcher Quell unter einem Felsblock hervorſprudelte, deſſen etwas trübes, gelblichtes Waſſer die Bewohner der Umgegend öfters zu Trunk und Bad benützten, weil man es

*) Dieſer See lag am Fuße der heutigen Mühlberge und in den jetzigen „unteren Anlagen."

für heilſam hielt; der Sage nach ſollte ein verwundeter Hirſch die Entdeckung dieſer Quelle veranlaßt haben und man nannte ſie darnach den Hirſchquell*).

Die Männer hatten noch nicht lange der Raſt gepflogen, als ein Jüngling, das Schwert an der Seite, einen Speer in der Hand, das Thal heraufgelaufen kam. Offenbar war er von den Andern erwartet.

„Was bringſt Du für Nachrichten, Hugo?“ rief ihm der alte Krieger entgegen.

„Gerade nicht die beſten,“ war die Antwort. „In Cannſtatt iſt heute der Graf Adelbert von Calw mit einer ſtarken Schar Reiſiger angelangt und läßt ſeine Burg hier, ſowie die Stadt in Verteidigungsſtand ſetzen weil man einen Einfall des Bayernherzogs in unſeren Gegenden befürchtet. Er läßt Euch raten, daß Ihr Euch ebenfalls nach einem Orte umſehet, wohin Ihr im Notfall die Roſſe flüchten könnet. Er will Euch auch vom Anzuge der Feinde ſogleich benachrichtigen laſſen.“

„Es wäre freilich ſchlimm, wenn die ſchönen Roſſe den Feinden in die Hände fielen,“ entgegnete Kuno; „aber wohin ſollen wir ſie in Sicherheit bringen?“

„Da weiß ich Rat,“ verſetzte einer der Knechte. „Vor einigen Tagen habe ich drüben im Walde eine Schlucht entdeckt, die ziemlich ſteile Seitenwände hat, mit Gras und geſunden Kräutern bewachſen, und von einem klaren Bächlein durchfloſſen iſt, tiefverſteckt im Gehänge des Waldes. Dort könnten wir — meine ich — unſere Pferde ſicher unterbringen, denn die Schlucht iſt ſo abgelegen, daß ſie ein Fremder wohl ſchwerlich entdecken wird.“

Den Übrigen gefiel dieſer Vorſchlag; ſie beſchloſſen, gleich am nächſten Morgen die Schlucht zu unterſuchen und die nötigen Anſtalten zu treffen, damit ſie und ihre Pferde hier ein Unterkommen finden könnten. Nachdem nun Kuno die nötigen Befehle wegen der Nachtwache erteilt hatte, trennte ſich die Geſellſchaft, denn ſchon begann das Dunkel der Nacht ſich über das Wieſenthal zu verbreiten.

*) Es iſt die Quelle des Hirſch-, ſpätern Königsbades.

Es dauerte lange, bis der Schlummer ſich auf Kunos Augen ſenkte; die Fehde zwiſchen dem kaiſerlichen Vater und ſeinem Sohne erfüllte ſein Herz mit Kummer, denn in Otto's tapferem Heere hatte der alte Kuno ſeine früheſten Kriegsdienſte gethan, und als deſſen Sohn Luitolf zum erſtenmal in den Kampf gezogen, war auch er dabei geweſen, und von dieſer Zeit an in ſeinen Dienſten geblieben; beiden war er daher mit gleicher Treue zugethan und wünſchte eifrig, an dem unnatürlichen Kampfe keinen Anteil nehmen zu müſſen. Auch quälten ihn die Sorgen um die ſeiner Aufſicht anvertrauten Roſſe und der Gedanke, auch dieſes ſein ſtilles Thal, welches er ſo lieb gewonnen hatte und in dem er den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verleben hoffte, möchte nun von den wilden Kriegsſtürmen heimgeſucht werden.

Mehrere Tage vergingen jedoch, ohne daß ſich die Kunde vom Heranzuge des Bayernherzogs beſtätigte; vielmehr hieß es, er habe ſich gegen Regensburg gewendet, welche Stadt der Pfalzgraf Arnulf, ein Anhänger Luitolfs, beſetzt hielt. Dieſe Nachricht beruhigte die Bewohner des Thales wieder, ſie kehrten ganz zu ihrer gewohnten Lebensweiſe zurück und ungeſtört weideten die Pferde auf dem grünen Anger unter den Buchen und Weiden.

So verging ein Teil des Herbſtes, das Laub der Bäume begann ſich zu färben, die Wieſen jedoch, durch mehrere Regen erfriſcht, behielten noch ihr Grün, die Nebel wurden häufiger und die Abendunterhaltungen am Hirſchquell ſeltener. Eines Tages ſaß Kuno allein vor ſeinem Turm. Er war in Gedanken verſenkt, denn die Zeiten ſeiner Jugend ſtiegen in ſeiner Erinnerung auf, als nahe Fußtritte ertönten. Er ſprang raſch auf und erblickte einen Unbekannten vor ſich, einen Greis mit kahlem Scheitel, an deſſen Seiten nur noch wenige graue Locken hingen; dieſe und ſeine etwas vorwärts gebeugte Geſtalt deuteten auf ein hohes Alter, doch blitzte unter den buſchigen Brauen noch ein feuriges Augenpaar hervor. Der Fremde trug ein langes ſchwarzes Gewand, welches ein mit ſeltſamen Charakteren bezeichneter, breiter Gürtel zuſammenhielt. Dem Vogt des Stutengartens war es bei ſeinem erſten Anblick nicht ganz wohl zu Mute, und er überlegte ſchon bei ſich, ob er nicht ſeine Genoſſen herbeirufen ſollte, als der Fremde ihn mit einer Geberde beruhigte.

„Seid ohne Furcht," ſprach er ſanft; „ich bin nicht gekommen, um

Euch irgend ein Leid zuzufügen, ſondern ich habe mich verirrt, bin ſehr müde und bitte um eine Herberge für dieſe Nacht. Ihr ſeht ja, daß ich ohne Waffen bin; was wird ein wehrloſer Greis Euch Schlimmes thun können?“

In dem Ton des Sprechenden lag etwas, wodurch Kuno bewogen wurde, ſeine Bitte zu erfüllen; er lud ihn daher ein, ihm in ſeine Wohnung zu folgen.

„Zuvor laßt mich hier noch mein Gebet verrichten,“ ſprach der Fremde, kniete bei dem Steinkreuz nieder und blieb in dieſer Stellung eine ziemliche Zeit, das Geſicht mit den Händen bedeckt, und Kuno meinte einigemal ein unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen. Als aber der Fremde wieder aufſtand, zeigte ſich keine Spur von Bewegung in ſeinem Geſicht, er folgte dem alten Vogt in ſeine Wohnung, und bald ſaßen beide an einem Tiſch von Eichenholz, auf welchem Kuno's einfache Abendmahlzeit ſtand.

Die Unterhaltung ſeines Gaſtes zog den alten Krieger ſehr an, denn dieſer wußte vieles von fremden Ländern zu erzählen, von den Wundern des fernen Morgenlandes und von Sitten und Gebräuchen der dort wohnenden Völker. Es wurde beinahe Mitternacht, ehe die beiden Greiſe ſich trennten,

und der merkwürdige Fremdling beſchäftigte noch einige Zeit das Nachdenken Kuno's auf ſeiner einſamen Lagerſtätte.

Der nächſte Tag brachte einen jener freundlichen, ſonnenhellen Morgen, wie ſie in unſeren Gegenden im Spätherbſt nicht ſelten ſind; der Nebel ſank bald und über die bethauten Fluren wehte ein friſcher Morgenwind. Kuno erhob ſich raſch von ſeinem Lager, um für ſich und ſeinen Gaſt das Frühmahl zu bereiten. Bald geſellte dieſer ſelbſt ſich zu ihm und heute ſchienen dem alten Krieger die Züge des Fremden bei weitem nicht ſo ernſt, als am vorigen Tage. Ob ihn vielleicht der freundliche Spätherbſtmorgen heiterer geſtimmt hatte? Keiner wußte es; aber die heitere Stimmung des Fremden machte Kuno ſo kühn, denſelben nach ſeinem Namen und ſeinen Lebensſchickſalen zu fragen.

Ein Zug von Wehmut und Trauer verdüſterte deſſen Geſicht, er ſchien eine Weile nachzuſinnen, dann aber hub er an: „Es iſt vielleicht viel, was Ihr von mir fordert; ich dachte, mein unglückſeliges Geheimnis mit ins Grab zu nehmen, denn von denen, welche vor ſiebenzig Jahren in der Gegend hauſten, iſt wohl keiner mehr am Leben. Doch es ſei, es gehört zu meiner Buße, vernehmt denn die Geſchichte eines — Brudermörders."

Bei dieſen Worten ſprang Kuno entſetzt auf, ſein Gaſt aber ergriff ihn bei der Hand und ſprach: „Ihr habt einmal meine Geſchichte zu hören verlangt, darum harret nun aus, bis ich damit zu Ende bin; dann werdet Ihr vor mir nicht nur Entſetzen, Ihr werdet auch Mitleid mit mir fühlen!"

Kuno ſetzte ſich wieder und der Fremde begann: „Zur Zeit des deutſchen Königs Arnulf hauſten auf der Biberburg, am Neckar unweit Cannſtatt gelegen, zwei Brüder, Eticho und Werner. Gemeinſchaftlich verwalteten ſie das väterliche Erbe und waren in Freud und Leid eng verbunden. Ihre gegenſeitige feſte Anhänglichkeit fiel um ſo mehr auf, weil ſie dem Charakter nach einander ſehr unähnlich waren; der ältere, Eticho, erſchien ernſt und ruhig in ſeinem ganzen Weſen, der jüngere aber zeigte ſich leichtſinnig und unbeſonnen in Reden und Thaten und brauſte ſchnell auf, und hatte daher auch die Leitung ſeines geſetzteren Bruders um ſo nötiger. Mit ihren Nachbarn pflegten die Brüder wenig Umgang und ihr Hauptvergnügen war die Jagd in dem Wieſenthale, wo wir uns jetzt befinden. Dieſes war aber damals noch völlig unbewohnt und daher ein

gutes Jagdrevier; aus den nahen Bergwäldern kam das Wild häufig herab um im Bache zu trinken oder ſich in den Seen zu baden; das Wildſchwein wälzte ſich behaglich in den Sümpfen und bisweilen hörte man ſogar das dumpfe Brüllen des grimmigen Bärs und des ſtarken Wiſents. Gewöhnlich brachten die beiden Brüder reiche Beute von ihren Zügen mit nach Hauſe; einmal aber, an einem ſchwülen Sommertage, war es, als ob alles Wild aus der Gegend verſchwunden wäre. Lange ſtreiften die Jäger umher, allein kein Tier zeigte ſich, nur einige Raben flogen mit unheilverkündendem Krächzen über ihren Häuptern hin. Das ferne Rollen des Donners verkündete das Herrannahen eines Gewitters und nötigte die Brüder, an die Heimkehr zu denken, ſo ungern ſie auch ohne Jagdbeute ſchieden. Das Gewitter rückte ſchneller heran, als ſie dachten, und da der Regen in Strömen fiel, beſchloſſen ſie, das Ende des Gewitters in dieſem Turme hier abzuwarten. Er war damals noch nicht ſo wohnlich eingerichtet wie jetzt, keine Thüre verſchloß ihn und nur eine morſche Treppe führte zu ſeiner Höhe. Man ſagte, das mächtige Römervolk, das einſt auf der Altenburger Höhe eine Stadt erbaut hat, habe ihn aufgeführt. Schon waren die Brüder dem Turme ganz nahe, als ein gewaltiger Blitzſtrahl in eine benachbarte Eiche fuhr und ſie zerſplitterte. Ein Reh, welches unter ihr vor den Regengüſſen Schutz geſucht haben mußte, ſprang erſchreckt herbei und legte ſich zu Eticho's Füßen. „Nun dürfen wir doch nicht ohne alle Beute heimkehren," rief Werner und erhob den Jagdſpeer. — „Schone das arme Tier, welches bei uns Schutz geſucht hat," rief ihm ſein Bruder zu und beugte ſich über das zitternde Reh. Aber es war zu ſpät, Werner hatte ſchon mit ſtarker Fauſt den Speer geſchleudert und dieſer traf, ſtatt das Tier zu fällen, Eticho's Rücken und fuhr tief in deſſen Schulter. Dieſer ſtürzte mit einem Schmerzensruf zu Boden während das Reh ſcheu entfloh. Die Knechte trugen den Verwundeten ſchnell in den Turm, wo man ihm den Speer aus der Wunde zog, aus welcher ein ſtarker Blutſtrom entquoll. Verzweifelnd kniete Werner neben ſeinem Bruder, deſſen Blut ſeine Kleider netzte; Eticho aber ſprach gefaßt mit ſchwacher Stimme: „Jammre nicht ſo ſehr, lieber Bruder! Du biſt unſchuldig an meinem Tode und ich verzeihe dir von Herzen, aber nimm es hin als eine Warnung für die Zukunft und ſuche deiner Unbeſonnenheit Meiſter zu werden." Mit dieſen Worten hauchte er ſeinen Geiſt aus und neben ihm ſank ſein Bruder bewußtlos nieder . . . ."

Der Fremde ſchwieg tief ergriffen, und Kuno wagte die bange Stille mit keinem Laut zu unterbrechen; endlich hob jener von neuem an: „In welchem Zuſtande ich mich nach dieſem ſchrecklichen Ereigniſſe befand, könnt Ihr Euch denken; nur mit vieler Mühe gelang es den eifrigen Vorſtellungen eines frommen Prieſters, mich vom Selbſtmord abzuhalten. Mehr als einmal faßte ich den Entſchluß, mich von den Zinnen des höchſten Turmes unſerer Burg hinabzuſtürzen. Auch ließ ich mich durch kein Zureden von meinem Vorſatze abbringen, in den Turm zu ziehen, bei welchem der ſchreckliche Mord geſchehen war. Dieſer wurde ſchnell zur Wohnung für mich eingerichtet, und nachdem die Leiche meines Bruders in unſerem Erbbegräbnis in der Kirche zu Mühlhauſen beigeſetzt worden war, begab ich mich dahin. Hier lebte ich in trauriger Einſamkeit, den ſtets erneuten Qualen eines mit ſo ſchwerer Blutſchuld belaſteten Gewiſſens preisgegeben. An der Stelle, wo mein Bruder die tötliche Wunde erhalten hatte, war das Steinkreuz drunten errichtet worden, und jeden Tag kniete ich hier mehrmals, um unter heißen Thränen die Verzeihung und Gnade des Allerhöchſten anzuflehen. Das einzige menſchliche Weſen, welches ich ſah, war ein alter Diener, der mir Speiſe und Trank brachte; ſonſt kam niemand in das Thal, und ſelbſt die Tiere ſchienen die Stelle zu meiden, wo der Brudermord geſchehen war. Der Turm aber erhielt nun den Namen des Blutturms. — Habt Ihr ihn noch nie ſo nennen hören?“

„Mit nichten,“ erwiderte Kuno; allein deſſen erinnere ich mich, daß, als vor etlichen Jahren mein Herr, Herzog Luitolf, in dieſes Thal kam, um hier zu jagen, er nach dem Urſprung und der Beſtimmung dieſes Turmes fragte. Da trat ein alter Landmann vor und erzählte, vor langen Jahren ſei hier ein Mord geſchehen und man ſage, der Thäter habe ſich in dieſen

Turm geflüchtet; was aber aus ihm geworden ſei, wiſſe niemand mehr; denn eine geraume Zeit hätte jedermann das Thal gemieden, kaum einige Jahre ſeien es, daß die Adeligen der Umgegend es der Jagd wegen wieder beſuchten. Dem Herzog aber gefiel das grüne, wohlbewäſſerte Wieſenthal ſo gut, daß er einen Stuttengarten darin anlegte. Da ich nun des Weltgewühls überdrüſſig war — denn Weib, Kinder und Freunde hatte ich längſt verloren — ſo bat ich ihn, mich zum Vogt des Roßgeheges zu machen, und gedenke nun hier die noch wenigen Tage meines Lebens vollends in Ruhe zuzubringen."

„Daß die furchtbare That in der Umgegend nicht genauer bekannt wurde, vermag ich mir wohl zu erklären," entgegnete der Fremde; „die wenigen Knechte, welche Augenzeugen davon waren, ſprachen mit Fremden nie davon, und ſo hat ſich alſo nur ein dunkles Gerücht davon verbreitet. Doch ich muß mich kurz faſſen, um mit meiner Erzählung zu Ende zu kommen: Sechs Jahre lebte ich hier einſam in meinem Turme, aber in mein ſchuldbelaſtetes Gewiſſen wollte keine Ruhe mehr einziehen. Einſt verirrte ſich ein frommer Prieſter zu mir, und da er eine ſo tiefe Niedergeſchlagenheit an mir bemerkte, ſo forſchte er nach deren Urſachen. Ich erzählte ihm alles, er ſuchte mich zu tröſten und riet mir, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande Paläſtina zu machen. Ich beſchloß, ſeinem Rate zu folgen, ehe ich aber fortzog, grub ich in das Steinkreuz die Worte: „Den Brudermord ſühnt nicht Reue und Buße." Die Zeit hat dieſe Worte faſt ganz verwiſcht, nur über meinen Schmerz hat ſie keine Gewalt! Von den Abenteuern und Fährlichkeiten meines Zugs nach dem heiligen Lande will ich Euch nicht unterhalten. Ich kam endlich in Paläſtina an und der Beſuch der heiligen Orte gewährte mir doch einigen Troſt. Als ich aber weiter nach dem Jordan pilgerte, überfiel mich eine Räuberſchar, nahm mich gefangen und verkaufte mich als Sklaven in Bagdad. Dies geſchah vor zweiundſechzig Jahren und während der langen Zeit meiner Gefangenſchaft durchwanderte ich einen großen Teil des Morgenlandes, denn mehrmals wechſelte ich meine Eigentümer. Ich hätte ein milderes Los haben können, wenn ich meinen Glauben abgeſchworen hätte, aber ich blieb ſtandhaft gegen Verſprechungen wie gegen Drohungen, und mußte dafür Hunger und Durſt, Schläge und Mißhandlungen in reichem Maße erdulden. Einmal verſuchte

ich es zu entfliehen, wurde aber wieder eingefangen, mußte mehrere Monate in einem unterirdiſchen Kerker voll Feuchtigkeit und Ungeziefer ſchmachten und hierauf längere Zeit, mit ſchweren Feſſeln belaſtet, die härteſten Arbeiten verrichten. Tauſendmal flehte ich zu dem Herrn, er möchte mich doch aus meiner unerträglichen Pein erlöſen, aber die Zeit der Buße ſollte für mich nicht ſo ſchnell endigen. Einmal zogen wir durch die Wüſte, die Beſchwerden des Wegs ermüdeten mich ſo ſehr, daß ich, matt bis zum Tode, niederſank. Der Sklavenvogt wollte mich mit Peitſchenhieben zum Weitergehen nötigen, mein Herr aber ſprach zu ihm: „Laß den Hund nur liegen, er iſt ja ohnedem zu nichts mehr nütze, als zum Futter für die Schakale.“ So ließen ſie mich denn hilflos zurück und ich verfiel bald in einen totähnlichen Schlummer. Wie lange ich ſo da lag, weiß ich nicht, als ich aber die Augen wieder aufſchlug, ſah ich einen Greis von ehrwürdigem Ausſehen vor mir ſtehen; „Fremdling,“ ſprach er, „Gott hat mich zu deiner Rettung hierher geſandt, nimm dieſe Schale und koſte den Trank darin, dann wirſt du dich bald wieder geſtärkt fühlen.“ Der Greis hatte wahr geſprochen, der ſüße feurige Trank brachte neues Leben in meine erſchöpften Glieder und ohne Mühe konnte ich meinem Retter in ſeine Wohnung folgen. Dieſe lag verſteckt zwiſchen den Trümmern einer uralten Stadt, die der Greis Palmyra nannte. Staunen ergriff mich, als wir dieſer Stadt uns näherten; ſie lag in einem Thale, inmitten der Wüſte, welche ſich nach allen Seiten hin in furchtbarer Öde ausbreitete; zwiſchen ſchlanken Palmen erhoben ſich ihre Trümmer; die rieſenhaften Säulen, die gewaltigen Mauerſtücke und Thore, mit allerlei Bildwerken geſchmückt, kurz all' die hehren Trümmer einer einſtigen Königsſtadt zeugten von ihrer vergangenen Größe, gegen welche die beſcheidene Wohnung meines Retters freilich ſehr abſtach. Denn dieſe war klein und niedrig, von ihr aber führte ein Gang in ein geräumiges Gewölbe unter der Erde, wo der Greis ſich am meiſten aufhielt. Da las er dann in alten Handſchriften mit wunderlichen Zeichen oder hantierte an einem Feuerherde zwiſchen vielen Gefäßen von ſonderbarer Form, wo er Tränke kochte und mancherlei Heilmittel bereitete. Er war nämlich ein Schüler der ſchon in uralten Zeiten berühmten Magier, der Weiſen des Morgenlandes, und von ihnen hatte er ſeine geheime wundervolle Wiſſenſchaft erlernt, welche ihren Beſitzern die tiefſte Einſicht in die Kräfte der Natur und höhere Macht, ſelbſt die Gewalt über die Geiſter der Elemente,

auch die Gabe, in's Dunkel der Zukunft zu blicken, verſchafft. Er gewann mich lieb, teilte mir manches von ſeinen Kenntniſſen mit und hätte mich gerne bei ſich behalten. Mich aber trieb es unwiderſtehlich nach der fernen Heimat zurück und der Greis wollte mich an der Ausführung meines ſehnlichen Wunſches nicht hindern. Er gab mir ſeinen Segen und den Gürtel, der mein Gewand umſchlingt und deſſen geheimnisvolle Zeichen mich auf der Reiſe vor jeder Gefahr ſchützten. So kam ich glücklich in der Heimat an, und mein erſter Gang war hierher, um noch einmal an dem Steinkreuze zu beten und eine Nacht im Blutturm dem Andenken meines unglücklichen

Bruders zu widmen. Von den Veränderungen, welche indeſſen hier vorgegangen waren, wußte ich nichts, und ich danke Euch herzlich, daß Ihr mich ſo freundlich aufnahmt. Erweiſt mir jetzt nur noch einen Liebesdienſt und begleitet mich eine Strecke Wegs, ich will nach Mühlhauſen zum Grabe meines Bruders, dort hoff' ich, ſoll mir das verheißene Zeichen werden, daß die ewige Gerechtigkeit befriedigt und meine ſchwere Schuld abgebüßt iſt."

Kuno begleitete willig den Fremden und beide ſchritten einer kahlen, ſteinigen Höhe am Ende des Thales zu, deren Fuß die Fluten des Neckars beſpülten. Hier hielt Werner ſtille, wendete ſich gegen das Wieſenthal, betrachtete es eine zeitlang ſchweigend und ſprach dann begeiſtert: „Des Wanderers Tritt wird dich fortan nicht mehr ſcheu meiden, liebliches Thal, denn die Zeit der Buße iſt für den Brudermörder vorüber, und auf dir laſtet jetzt kein Fluch mehr. Eine ſchönere Zukunft ſteht dir bevor, die Stelle deiner Wieſenplätze werden prangende Gärten einnehmen, und wo jetzt die Eiche ihre Zweige ſtolz gen Himmel ſtreckt und die Buche ihr ſchattiges Laubdach ausbreitet, werden in ſpäteren Zeiten der Obſtbaum

ſeine ſüßen Früchte, die Reben ihre köſtlichen Trauben ſpenden. Statt jener Hütten werden ſich prächtige Paläſte in dir erheben und du, jetzt ſo ſtilles Thal, wirſt einſt widerhallen von dem Lärm und Getöſe einer menſchenwimmelnden Stadt; wo jetzt nur die wilden Tiere des Waldes hauſen, werden einſt die Mächtigen der Erde wohnen. Ja! Thal des Fluches, du wirſt einſt ein Thal des Segens werden. Auch du, kahle ſteinige Höhe, wirſt einſt in ſchönem Schmucke daſtehen und auf dem Rücken ein Königsſchloß tragen!"

Kuno ſchaute den Fremden, als er ſo ſprach ſtaunend an; aus des Greiſes dunklem Auge leuchtete es von einem höheren Lichte, von einer wunderbaren Sehergabe, und ſeine Züge waren wie verklärt. Kuno ahnete wohl, was der Fremdling meine, aber er verſtand nicht ganz den Inhalt ſeiner begeiſterten Worte, und Werner ließ ihm zu weiteren Fragen keine Zeit; er faßte ſeine Hand, ſchüttelte ſie, ſagte ihm ein herzliches Lebewohl und ſchritt dann rüſtiger, als man bei ſeinem hohen Alter hätte erwarten ſollen, auf der Höhe fort.

Gedankenvoll kehrte Kuno nach Hauſe zurück; ſeine Wohnung aber, welche ihm bisher ſo behaglich vorgekommen war, wollte ihm nach dem, was er erfahren hatte, nicht mehr gefallen. Daher beſchloß er, ſich weiter oben im Thal eine Hütte zu erbauen, wozu er ſogleich einige Anſtalten traf. Am zweiten Tag nach Werners Abgang ſchon erfuhr er deſſen Ende. Denn er konnte nicht zweifeln, daß der Greis, deſſen Leiche die Bewohner von Mühlhauſen in ihrer Kirche auf dem Grabe Eticho's von Biberburg gefunden hatten, die ſeines Freundes ſei, und freute ſich, ihn endlich von ſeinen langen ſchweren Leiden erlöſt zu wiſſen.

Aber auch ſein Schickſal neigte ſich nun zur Entſcheidung. Seit einigen Jahren ſchon war in dem ſonſt ſo regelmäßigen Gange der Witterung eine ſehr merkwürdige Veränderung eingetreten; heftige Erdſtöße erſchütterten oft den Boden Deutſchlands, plötzliche Kälte trat im Sommer ein, während zur Winterzeit einigemal Gewitter ausbrachen. So lag denn auch ſeit einigen Tagen eine drückend heiße Atmoſphäre über dem Wieſenthal, welchem dichte, trockene Nebel eine düſtere Bleifarbe verliehen; Menſchen und Tiere fühlten ſich unbehaglich. Kuno's Pferde tummelten ſich nicht mehr in munteren Spielen auf dem Wieſenteppich; mit erhobenem Schweif, den Kopf

vorgeſtreckt und die Nüſtern weit geöffnet, rannten ſie einher; im Walde wurde es ſtille, man hörte von dort weder die mancherlei Stimmen des Wildes, noch den melodiſchen Geſang der Vögel. Auch Kuno empfand den ſchlimmen Einfluß dieſer ungewöhnlichen Witterung; er ahnte üble Ereigniſſe, und um für jeden Fall gerüſtet zu ſein, beſchleunigte er die Einrichtung des früher ſchon gewählten Zufluchtsortes in jener heimlichen tiefen Schlucht oberhalb des Kienwaldes. Die ſtärkſten Bäume wurden umgehauen, und aus ihnen ein Blockhaus errichtet, das untere Ende der Schlucht aber durch einen hölzernen Zaun verſchloſſen, denn die Steilheit der Seitenwände machten weitere Schranken unnötig.

Kaum waren dieſe Anſtalten vollendet, als einmal gegen Abend ein Reiter raſch herbeiſprengte. Er kam vom Grafen Adalbert von Calw und meldete Kuno, daß die Bayern nun wirklich im Anzuge ſeien, und hieß ihn die Pferde eilends in Sicherheit bringen. Dieſe wurden nun auch ſogleich zuſammengekoppelt und die Pferdeknechte, mit ihren beſten Habſeligkeiten beladen, trieben ſie nach der Schlucht. Hierauf beſtiegen einige von ihnen eine benachbarte Anhöhe und erblickten hier die furchtbaren Spuren der Annäherung des Feindes. Dörfer und Gehöfte gingen in Flammen auf, und der Widerſchein der Lohe rötete den mit dunkeln Wolken bedeckten Himmel; der leiſe Wind vom Thale des Neckars her trug das Geſchrei der Krieger, wie die Jammerlaute der von ihnen mißhandelten Einwohner, bis zu der Stirn der Bergkuppe herauf. Dazwiſchen tönte der ferne Donner und zackige Blitze zuckten nach allen Richtungen hin aus dem Gewölk.

Erſchrocken ob dieſem Anblick kehrten die Pferdeknechte nach der Schlucht zurück, wo ſie ihre Genoſſen gerade beim Abendbrote trafen. Die Hoffnung, hier wenigſtens vor dem Feinde ſicher zu ſein, gab ihnen zwar wieder Mut, aber bald erfüllte ſie der tobende Kampf der Elemente mit anderen Befürchtungen. Denn was iſt grauenhafter, als wenn die Wut

der entfeſſelnden Leidenſchaften des Menſchen ſich paart mit den Schrecken der entfeſſelten Naturgewalten? Das Gewitter war nämlich jetzt mit der größten Heftigkeit ausgebrochen, Blitz folgte auf Blitz, und der Donner hallte in der engen Bergſchlucht fürchterlich wieder. Entſetzt riſſen ſich die Pferde von den Stricken los, an welche man ſie gebunden hatte; die einen ſuchten in wilder Flucht über den Zaun am untern Ende der Schlucht zu ſetzen, während andere angeſtrengte, aber vergebliche Verſuche machten, die ſteilen Wände der Sandſteinfelſen zu erſteigen; in kopfloſem Schrecken rannten die Knechte umher und ſuchten die Ordnung wieder herzuſtellen; es trat eine allgemeine Verwirrung ein, der Donner rollte, die Menſchen ſchrien, die Pferde wieherten, und Kuno kniete allein betend im Blockhaus, denn er fühlte, daß ſeine letzte Stunde nahe. Auf einmal entluden ſich die verderbenſchwangeren Wolken in ungeheuren Regengüſſen. Von allen Seiten her ſtrömten gewaltige Waſſerfluten in die Schlucht, ſchäumend, brauſend und große Steine mit ſich führend; weder der Zaun, noch das Blockhaus widerſtanden der Gewalt des zügelloſen Elements. Die Pferdeknechte dachten nur an ihre eigene Rettung; den jungen, kraftvollen gelang ſie auch, aber der größere Teil kam in den tobenden Fluten um. Den Leichnam des alten Kuno fand man nachher zerſchmettert unter den Trümmern des Blockhauſes begraben, neben ihm den ſeines Sohnes Hugo, welcher in der Aufopferung kindlicher Liebe den Vater nicht hatte verlaſſen wollen, nachdem er vergebens denſelben zu retten verſucht hatte. So fanden die Bewohner des Wieſenthales da, wo ſie Rettung gehofft hatten, den Tod und ſeitdem führt die trügeriſche Bergſchlucht den Namen der falſchen Klinge, und noch heute erfüllt die grauſe düſtere Tiefe, an deren Sandſteinwänden der Zahn der Zeit genagt und die ſich mit wildem Baumwuchs in Dämmerung gekleidet hat, den Wanderer mit jenem leiſen Schauer, welcher allen Spuren der Zerſtörung durch großartig-ſchreckliche Naturereigniſſe anhaftet.

Karl Pfaff.

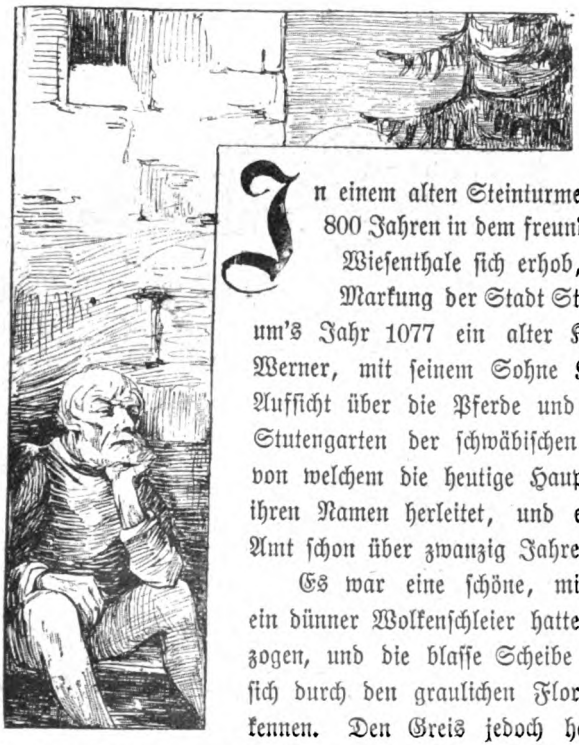
Konrad und Gertrud

oder

die Gründung der Burg Wirtenberg.

Von Karl Pfaff.

1.



In einem alten Steinturme, welcher vor nahezu 800 Jahren in dem freundlichen, waldumhegten Wieſenthale ſich erhob, das heutzutage die Markung der Stadt Stuttgart bildet, wohnte um's Jahr 1077 ein alter Kriegsmann, namens Werner, mit ſeinem Sohne Kuno; ihm war die Aufſicht über die Pferde und deren Hüter in dem Stutengarten der ſchwäbiſchen Herzöge anvertraut, von welchem die heutige Hauptſtadt Württembergs ihren Namen herleitet, und er verwaltete dieſes Amt ſchon über zwanzig Jahre lang getreulich.

Es war eine ſchöne, milde Frühlingsnacht; ein dünner Wolkenſchleier hatte den Himmel überzogen, und die blaſſe Scheibe des Vollmonds ließ ſich durch den graulichen Flor nur undeutlich erkennen. Den Greis jedoch hatte die Milde der Nacht auf den Steinſitz vor ſeinem Turme herausgelockt, wo er nun begierig des Frühlings liebliche Düfte einſog. Da vernahm er kräftige Fußtritte in der Ferne; er ſtand auf, nach der Seite, woher ſie kamen, ſpähend, und da er die Tritte eines Bewaffneten unterſcheiden mochte, ſo zog er ſich, der Zeiten

Unſicherheit bedenkend, ſchnell an die Thüre des Turmes zurück, und rief mit ſtarker Stimme ſeinem Sohne.

Aber mit Gelächter ſchallten ihm die Worte entgegen: „Nun, nun, Kriegskamerad! was braucht's denn Lärmen, wenn ein alter Freund nach ſo langer Zeit Dich auch einmal wieder beſuchen will.“ — „Ach, biſt Du's,“ rief nun der Greis freudig überraſcht aus, „biſt Du's, Berthold! willkommen in meinem ſtillen Thale, meint' ich doch, Dich in dieſem Leben niemals wieder zu ſehen!“ — „Faſt wär's auch alſo gekommen,“ entgegnete der Nähertretende, Werner's dargebotene Rechte kräftig ſchüttelnd, „nur meiner ſtählernen Haube da dank ich's, daß ich noch am Leben bin!“ — „Das wäre?“ ſprach ſein Freund, „ſo ſag' einmal, wie ging das zu, in welche Fehde hat Dich alten Kumpan der raſche Mut wieder geführt? Doch ſieh' da, Kuno! Du kannſt wieder gehen, 's hat keine Gefahr! Aber halt!“ ſetzte er lächelnd hinzu, „zuerſt hol uns einen Krug Wein, der alte Kriegskamerad da wird einen friſchen Trunk wohl brauchen können.“ Der Sohn that, wie ihm befohlen war. Die Greiſe ſetzten ſich und nun hob Berthold alſo an: „Du wirſt wiſſen, daß zu Horchheim die Fürſten den Schwabenherzog Rudolph von Rheinfelden zum König erwählt haben?“

„Iſt's geſchehen?“ rief erſtaunt der Greis, „hat er's angenommen? Will er den Kampf mit ſeinem wilden Schwager Heinrich wagen?“

„S' iſt noch gar ungewiß, ob es nur zum Kampfe kommen wird,“ entgegnete ſein Freund, „denn Heinrich, um ſich des Bannes zu entledigen, iſt im härteſten Winter nach Wälſchland gezogen zum Papſt, und da ſagen die einen, er ſei in den Alpenpäſſen von Berthold von Zähringen gefangen worden, die andern erzählen, er habe ſeinen Tod im öden, rieſigen Hochgebirge durch einen Sturz vom Felſenſteig gefunden. Gewiß iſt's, daß man nichts von ihm weiß, denn nur von ganz Wenigen begleitet iſt er ausgezogen.“

„O Konrad, großer Kaiſer!“ rief Werner bewegt; „wie weit iſt es gekommen mit Deutſchlands Fürſtenſtolz! — Nun zieht Dein Enkel, ein geächteter Flüchtling, über die Berge, die du einſt in Herrſcherpracht überſtiegeſt, um den Wälſchen Geſetze vorzuſchreiben!“

„War's wohl anders möglich,“ ſprach Berthold, „wenn man bedenkt, wie dieſes Jünglings Erziehung war? Der treuen Mutterpflege allzu bald entriſſen, kam er zuerſt unter Hanno's ſtrenge Zucht, darauf unter Adelberts

nachſichtige Pflege, wo er all' ſeinen Gelüſten ungeſtört nachhängen durfte; aus ſolch' einer Schule konnte kein Mann hervorgehen, der feſt und kräftig, wie Vater und Ahn, des unruhvollen Reiches Zügel führte."

„Du haſt Recht," ſprach Werner; „aber fürwahr, hätten Schmeichler den jungen Fürſten nicht verdorben, hätt' er die unbeſonnenen Händel mit den Sachſen nicht begonnen, welche alle Gemüter von ihm abwandten, er zöge jetzt wie ſein Ahn als Herrſcher einher auf ſeines Reiches Grund und Boden."

„Ach Freund!" ſagte Berthold, „'s iſt nicht mehr wie damals, wo wir mit Kaiſer Konrad über die Alpen zogen; die kaiſerliche Majeſtät gilt nichts mehr, die großen Herzoge begehren Herrſcher zu ſein gleich ihrem Herrn und Haupte, die kleinen Herren ſuchen ihnen nachzuthun, und die Bürger in den Städten wollen gar vollends von keiner fremden Gewalt mehr hören. Es iſt ein trotzig übermütiges Volk um das unſrige, das gleich zu Schwert und Lanze greift und drein ſchlägt. Davon kann ich was erzählen!"

„So ſprich!" rief Werner erwartungsvoll, und ſein Freund hob alſo an:

„Wir waren gen Mainz gezogen, wo Rudolph zum wahren König und Beſchirmer des Frankenreichs, wie es hieß, gewählt werden ſollte, und hier wurde nun ein feſtliches Hochamt gehalten. Hierauf ergingen ſich Ritter und Knechte mit kriegeriſchen Spielen; dazu liefen auch die Bürger von Mainz ſcharenweiſe herbei, aber in böslicher Abſicht, denn ſie ſuchten Händel, weil es ſie verdroß, daß Rudolph an Heinrichs Statt König ſein ſollte. Bald fing auch der Lärmen an, die Sturmglocken ertönten, alles waffnete ſich und fiel über uns her, die wir zum Teil, nichts Böſes ahnend, waffenlos in den Herbergen ſaßen. Da ward mancher wackere Kämpe von dem verruchten Bürgervolke getötet und mir ſelbſt wäre es beinahe nicht beſſer gegangen. Ich wollte mein Fräulein, die Gräfin Gertrud von Eberſtein, zu den Spielen begleiten, aber von ferne ſchon vernahmen wir das Getümmel des Streits und beſchloſſen alſo, umzukehren nach der Hofburg. Da verrannten uns etliche Bürger den Weg. „Schlagt die Schwäbiſchen nieder!" riefen ſie und drangen mit Kolben und Schwertern auf uns ein. Ich ſtellte mich vor das Fräulein und zog das Schwert; aber ein Schlag traf mich, der mir noch jetzt im Kopfe ſchwirrt, und ſchon faßten die Anführer die

Gräfin, da fuhr auf einmal eine blitzende Klinge ziſchend zwiſchen ſie und das Fräulein, laut heulend ſanken zwei zu Boden, dem dritten ſpaltete ein zweiter Hieb den Kopf und die übrigen entflohen mit Geſchrei."

„Und wer war denn der wackere Kämpe, der euch ſo zur rechten Zeit zur Hilfe kam?" unterbrach Werner den Redenden.

„Der Beutelsbacher war's," entgegnete Berthold.

„Ha!" rief Werner, „den kenne ich wohl, das iſt ein wackerer Kämpe und ehrbarer Ritter; wo deſſen Schwert hintrifft, da ſetzt es freilich tüchtige Hieb'. Seinen Vater Ulrich kennſt Du gewiß auch noch, jenen kühnen Recken, der in der blutigen Schlacht an der Orne, wo Graf Odo von Champagne fiel, das feindliche Banner eroberte. Damals lebte ſein Bruder Heinrich noch, nach deſſen Tode — es mögen jetzt bald dreißig Jahre ſein — Ulrich die väterlichen Erbgüter, die im Fils- und Remsthale liegen, erhielt; er lebt noch jetzt im höchſten Alter auf der Stammburg, und hat eine Tochter und zwei Söhne, von denen der eine Konrad heißt, der nämliche, der Dein Fräulein rettete; er iſt noch ein junger Herr, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, aber gar klug und verſtändig, bieder und redlich, mutvoll und tapfer, wohlerfahren im Kampf zu Roß und zu Fuß, mit Schwert und Lanze."

Berthold ließ den alten Werner ſeinen etwas weitläufigen Bericht endigen und fuhr dann zu erzählen fort, wie der Ritter ihn und das Fräulein ſicher in die Hofburg geleitet habe, wie hierauf der Aufſtand mit Waffengewalt blutig unterdrückt, auch dem Könige demütig Abbitte deswegen gethan, dieſer aber, von dem Vorfalle erzürnt, raſch abgereiſt, und heute mit ſeinem Gefolge nach Eßlingen gekommen ſei.

„Da haſt Du Dich denn gleich fortgemacht," rief Werner lachend, „fürchtend, es möchte auch Denen von Eßlingen gelüſten, die Kraft ihrer Streitkolben an den Schädeln eurer Reiſigen zu erproben!"

„Hab's wahrlich nicht gefürchtet," ſprach Berthold, „denn obwohl die Eßlinger auch gerade nicht die feinſten ſein mögen, ſo ſind ſie doch weit zahmer und artiger als die Handwerker und Krämer zu Mainz."

„Oder hat Dir etwa die Herberge in Etzel's Stadt drüben mißfallen?" ſagte Werner weiter; aber Berthold entgegnete:

„Deß könnt' ich mich gerade auch nicht beklagen; mein Herr, der Graf von Eberſtein, hat ein gutes Logement, es liegt oben in der Stadt, nahe

an dem Kirchlein des heiligen Landolinus, und über der Pforte iſt ein wilder, über und über mit Haaren bedeckter Mann ausgehauen. Auch haben ſie drinnen einen gar guten Trunk, der blutrot im Becher funkelt, und der Herbergen gibt's manche, wo man gute Kameradſchaft findet, luſtige Brüder, die nicht gleich zum Schwerte greifen, wie die Mainzer. Nein, Dich wollt' ich einmal wieder heimſuchen, alter Kampfgefährte, und Dir zugleich ſagen, daß Du morgen eine ſtattliche Geſellſchaft in Deinem Thale ſehen wirſt. Der Herzog will den Stutengarten beſuchen, ſich auch ein wenig mit der Jagd erluſtigen."

„Was ſagſt Du?" rief Werner. „Da muß ich morgen früh auf den Beinen ſein! drum denk' ich, wir legen uns jetzt ſchlafen, 's iſt überdies ſchon ſpät und Du wirſt auch müde genug ſein."

„Das mein' ich," entgegnete Berthold und beide begaben ſich nun zur Ruhe in den Turm.

2.

Der Morgen brach an, ein kühler Oſtwind verkündete die Ankunft des Tagesgeſtirns, das ſchon mit Purpurgluten die öſtlichen Gebirge zu ſäumen begann; er trieb die über dem Thale gelagerten Nebel gegen die dasſelbe umgrenzenden Berge, deren Abhang nun ein dichter, weißlichgrauer Schleier verhüllte. Drüben im Dorfe Dunzhofen läutete man die Morgenglocke und im Turme begann ein reges Leben. Werner ſuchte die alte Rüſtung hervor und ſpähte eifrig nach den hie und da noch daran befindlichen Roſtflecken, die er ſorgfältig zu vertilgen ſtrebte: auch Berthold wappnete ſich, und nun gingen die beiden Kriegsgefährten in den Stutengarten, indes Werner's Sohn die Kunde von dem hohen Beſuche nach Dunzhofen brachte, damit man auch dort zum Empfang der erlauchten Gäſte ſich rüſten möge. Hierauf ſchnell heimkehrend, ſpähte er auf der oberſten Zinne des Turmes nach den Kommenden.

Die beiden Greiſe muſterten eben die reiche Anzahl ſtattlicher Roſſe, welche das Gehäge einſchloß, als der ſtarke Ton eines Hornes zu ihren Ohren drang. „Das iſt Kuno's Horn," ſprach Werner, „ſie kommen! Auf, ihnen entgegen!"

Kaum hatten ſie den Turm erreicht, als auch ſchon König Rudolph mit zahlreichem Gefolge ſich nahte.

Voran ritt er ſelbſt auf einem weißen Roſſe, deſſen Purpurdecke ein breiter goldgewirkter Saum einfaßte. Es war ein ſtattlicher Mann, ernſte Hoheit lag auf dem länglichten Antlitz, das ein ſtarker Bart beſchattete, durchdringend war der Blick der tiefliegenden Augen, das kurz abgeſchnittene Haar deckte eine Kappe, um welche eine kronenartig ausgezackte Verzierung umherlief, in deren Mitte ein Rubin funkelte; die Geſtalt war hoch, die Haltung kräftig und die Bewegungen des Königs leicht und anmutig. Man rühmte auch von ihm, daß die Gaben ſeines Geiſtes ſeiner Körperſchönheit entſprächen, und pries ſeinen Heldenmut und ritterlichen Sinn.

Ihm zunächſt, auf ſchwarzem Schlachtroſſe, gewahrte man einen ſchon ältlichen Ritter, mit ſtrengen Zügen und etwas argliſtigem Blicke; es war der Graf von Eberſtein', der ſtolzeſte der ſchwäbiſchen Großen, denn er rühmte ſich, von mütterlicher Seite ein Nachkomme Kaiſer Heinrich's I. zu ſein, und hatte früher ſelbſt um die Herzogswürde von Schwaben ſich beworben; aber klüglich verhehlte er den Unmut des ſtolzen Herzens über das Mißlingen ſeiner Werbung und ſchloß ſich eng an Rudolph an, um einſt von deſſen Gegner für ſeinen Übertritt einen deſto größeren Lohn zu erlangen.

Hinter dieſen Beiden zeigte ſich eine anſehnliche Schaar ſchwäbiſcher Edeln, unter denen einer vornehmlich hervorleuchtete. Er ſaß auf einem lichtbraunen Streitroß, welches ſtolz mit dem ſtattlichen Reiter einherſchritt, die Stangen ſeines reich mit Silber beſetzten Zügels waren mit Schaum bedeckt und die lange, mit gelben und ſchwarzen Bändern durchflochtene Mähne flatterte, vom Winde bewegt, hin und her. Unter des Reiters hoher ſchöngewölbter Stirne blickten, von dichten Brauen beſchattet, ein Paar dunkler feuriger Augen hervor, an beiden Seiten der friſchroten Wangen kräuſelte ſich ein ſtarker ſchwarzer Bart, der auch die Oberlippe bekleidete; ein reiches Haar von gleicher Farbe fiel lockig herab auf den Nacken. Die Geſtalt war groß und kräftig; ein ſammtenes, enganliegendes Wams umſchloß den Leib; ein ſchwarzer, goldgeſäumter Mantel fiel über die Schultern hinab und ein ſilbergeſticktes Wehrgehänge, an dem ein breites Schwert hing, umſchlang die ſchlanken Hüften. Die Bewegungen des Reiters zeigten zierliche Gewandtheit und ſein ganzes Benehmen offenbarte ein aus dem Bewußtſein der Kraft hervorgehendes Selbſtgefühl.

Es war Konrad von Beutelsbach, der Anherr des erlauchten württembergiſchen Fürſtengeſchlechtes, ein Jüngling, trefflich zu Rat und That, von hohem Geiſt und echt deutſcher Gemütsart, beliebt bei Hohen und Niedrigen, aus altem alemanniſchem Herrſcherſtamme und, obwohl unter Schwabens Edeln keiner der erſten, doch durch ſeine geiſtigen und körperlichen Vorzüge allen gleich, den meiſten überlegen. Nur einer vielleicht vermochte ſich in dieſer Hinſicht mit ihm zu meſſen, und dieſer eine war Friedrich von Büren, der Stammvater des hohenſtaufiſchen Heldengeſchlechts. Innige Jugendfreundſchaft band ihn an Konrad, aber Rudolphs Herrſcherſtolz hatte ihn beleidigt und er hatte ſich zu deſſen Gegner Heinrich gewendet: darum erblickte man ihn nicht unter des Königs Gefolge; auch war er gerade mit der Vollendung ſeiner neuen Burg auf dem Staufenberge beſchäftigt.

Nach den Rittern kamen auf ſchöngeſchmückten Zeltern die Gemahlin des Königs, die ſchöne und kluge Adelheid und ihre Hoffräulein, unter denen Gertrud von Eberſtein durch ihre Schönheit nicht weniger als durch ihre Abkunft ſich auszeichnete. Sie ſaß mit zierlicher Gewandtheit auf ihrem Roſſe; ein enges grünes Gewand, oben mit einer goldenen Schnalle befeſtigt, um die Hüften von einem golddurchwirkten Gürtel zuſammengehalten, umſchloß den ſchlanken Leib und fiel in reichen Falten auf die niedlichen Füße herab. Unter dem Schleier quollen in reicher Fülle die lichtbraunen Locken hervor und wallten in zierlichen Ringeln über den Nacken; das Geſicht bildete ein ſchönes Oval, und eine friſche Röte färbte die zarten Wangen; der niedliche Mund mit ſeinen ſchwellenden Lippen, die ſchöngeformte Adlernaſe und das hellbraune Auge, deſſen Feuer der Schimmer einer ſanften Schwärmerei milderte, gaben dem Antlitz der Jungfrau den Ausdruck einer mit Hoheit vereinten Lieblichkeit, welche jeden, der ſie anſchaute, mächtig anzog.

Den Damen folgte der Knappen buntgekleidete Menge, und kaum vermochte der ziemlich geräumige Platz zwiſchen dem Turme und Bache die ganze Geſellſchaft zu faſſen.

Die Herren ſtiegen ab und halfen dann auch den Damen von ihren Zeltern; die Knappen aber führten die Roſſe an einen abgeſonderten Platz des Gehäges, wo dieſe ſich nun auf dem friſchgrünen, blumigen Raſen gütlich thaten. Indes wurde von den mitgebrachten Vorräten ein reichliches Mahl

bereitet und auf der Wieſe am Heilquell genoſſen, wohin die Bewohner der Nachbarſchaft Tiſche und Bänke in großer Menge herbeigeſchafft hatten.

Kaum war das Mahl geendigt, als König Rudolph aufſtand und die Geſellſchaft zur Beſchauung des Stutengartens und zur Jagd einlud, worauf ſich ein reges Getümmel unter den Anweſenden erhob und ſie in dem Gehäge und am Abhange der Berge ſich zerſtreuten.

Bald erklang der Jäger lautes Geſchrei, der Hunde Gebell; das Wild, aus ſeinen Lagern aufgejagt, brach durch das Gebüſch; hier ſchwirrte von der Armbruſt der befiederte Pfeil, den leichtfüßigen Hirſch niederwerfend, dort durchbohrte der eiſenbeſchlagene Jagdſpeer des Ebers Rachen, und ſelbſt die Roſſe im grünen Gehäge, von dem ungewohnten Lärmen erſchreckt, rannten wiehernd und aufgeregt umher.

Zwei Herzen nur teilten nicht die wilde Luſt, ſondern ergingen ſich in ſanfteren Gefühlen. Konrad und Gertrud waren es, die, das bunte Getöſe der Jagd fliehend, im einſamſten Winkel des Thales ſich zuſammenfanden. Eine bemooſte Eiche ragte hier im kühlen Dunkel mächtig empor, an ihrem Fuße wuchs die duftende Waldroſe, und zwiſchen ihren Wurzeln, welche da und dort aus dem Boden hervorſchauten, ſproßte das liebliche Veilchen; das Ufer des Baches aber, welcher über Felſenſtücke rauſchend herabfiel, bekränzte des Vergißmeinnichts mildes Blau. Sinnend ſaß Gertrud hier, den Blick auf den Boden geheftet ihrer Hand war der leichte Jagdſpeer entſunken, denn ihr Gemüt, von ſüßeren Gefühlen bewegt, hatte des Mordens wilde Luſt vergeſſen.

Da rauſchte es durch das Gebüſch; erſchrocken blickte die Jungfrau auf, und Konrad ſtand vor ihr. „Ihr habt dem wilden Getümmel Euch

entzogen, mein Fräulein!“ hub er an. „Erlaubt, daß auch ich Eure Einſamkeit teile. Der luſtige Lärmen der Jagd, der mich ſonſt ſo mächtig ergriff, iſt mir heute ganz zuwider — doch Ihr ſchweigt? Meine Gegenwart iſt Euch läſtig; dann verzeiht, daß ich es wagte, Euch zu ſtören!“

Des Jünglings Stimme war bei dieſen Worten immer weicher geworden; da er aber nun fühlte, wie des Herzens Rührung ihn übermannte, wandte er halb unwillig, halb beſchämt ſich um und wollte zurückgehen. Da tönte ſein Name von den Lippen der Jungfrau, und raſch ſich wieder wendend, ſtand er vor ihr.

Sie hatte ſich erhoben, ihre Wangen glühten vor Beſchämung darüber, daß ſie des Herzens geheimſte Regungen ſo unbeſonnen verraten habe, und verlegen ſtand ſie da, dem Jüngling gegenüber, der mit glühenden Blicken ſie betrachtete. Der Kampf der Gefühle in der Liebenden Bruſt verſchloß beiden den Mund. Endlich brach Konrad das Schweigen.

„Gertrud,“ ſprach er, „teure Gertrud, erlaubt, daß ich dieſen Augenblick benütze und Euch ſage, was ſeit jenem Tage in Mainz mein Herz bewegt.“ Noch höher erglühte das Antlitz der Jungfrau und ihr Buſen hob ſich heftiger; aber der Jüngling, der nun auf einmal Mut bekommen, der ſich erleichtert fühlte, ſeit er der Geliebten das Geheimnis ſeines Herzens zu offenbaren begonnen, faßte ihre Hand, die ſie ihm willig ließ, und fuhr alſo fort: „Ich liebe Euch, aus vollem Herzen lieb' ich Euch! Sprecht, könnt Ihr meine Gefühle erwidern, kamen jene ſüßen Blicke, die ſo tief in meine Bruſt drangen, aus Eurem Herzen oder .... —“

Er hielt inne, den Blick der Sehnſucht auf die Jungfrau geheftet; ſie aber erhob das thränenfeuchte Auge und beſeligend glänzte dem Jüngling durch deſſen feuchten Schimmer der Liebe Erſtlingsſtrahl entgegen; da breitete er die Arme aus und rief: „Gertrud!“ — „Mein Konrad!“ liſpelte die Jungfrau und ſank an des Glücklichen Bruſt. Durch der Eiche weithinragende Äſte ſäuſelte ein milder Frühlingswind, die Zweige des Roſenbuſches neigten ſich, und des Baches Rauſchen vereinte ſich mit dem verhallenden Ton des Jagdhornes zum ſüßeſten Akkorde der Liebe.

Schöne Pläne für die Zukunft bauend, ſaßen die Liebenden da, nicht bemerkend, wie die Zeit verſtrich und die Schatten länger wurden, da ſtand auf einmal vor ihnen zornfunkelnden Blickes Gertrudens Vater;

erſchrocken ſprangen ſie auf. Der Graf von Eberſtein aber ſprach: „Iſt das Ritterſitte, Herr? Habt Ihr nur darum meiner Tochter das Leben gerettet, um liſtig in ihr unbewachtes Herz Euch zu ſtehlen und deſſen Frieden zu ſtören? Meint Ihr, die Enkelin der Sachſenkaiſer ſei dazu beſtimmt, die Gattin eines unbekannten Edeln zu werden? Soll Graf Eberſteins Tochter, würdig, den Kaiſerthron zu ſchmücken, ihre Hand dem Lehensmanne Rudolphs von Rheinfelden reichen? — Nein, da ſei Gott vor! Wenn nicht wenigſtens der Herzogshut dies Haupt einſt ſchmückt, ſo mag Gertrud lieber in eines Kloſters ſtillen Mauern verblühen, ehe die Welt ſie als Konrad von Beutelsbachs Gemahlin erblicken ſoll!“

Der Jüngling, von der ſtolzen Rede tief beleidigt, fuhr jäh mit der Hand ans Schwert, aber ein Blick der Jungfrau entwaffnete ihn, und gemäßigter ſprach er: „Das Blut der Alemannenfürſten, das in meinen Adern rollt, iſt wohl ſo edel als das ſächſiſche, und wenn's auf eigene Trefflichkeit ankommt, ſo weich' ich keinem!“ —

„Zählt Ihr auch jenen Teutbald, der zur Strafe der Empörung die Herzogswürde verlor, zu Euern Ahnherrn?“ fragte höhniſch der Graf. „Der mag wohl würdig dem großen Heinrich, dem Retter des deutſchen Reiches, an die Seite geſtellt werden! Doch wozu dieſe unnützen Worte? Gertrud wird nun und nimmermehr Eure Gattin!“

Dies ſprechend wandte ſich der Eberſteiner um, ergriff die zitternde Tochter an der Hand, und ließ den Jüngling in einem Zuſtande zurück, der nahe an Verzweiflung grenzte.

Sein Knappe, welcher kam, um ihm zu melden, daß alles ſich zur Heimkehr bereite, erweckte ihn aus ſeinem Schmerz; Konrad folgte ihm, halb unbewußt wohin es gehe, zu dem Getümmel der Aufbrechenden, aber Gertrud wußte einen Augenblick zu erhaſchen, wo ihr Vater in tiefem Geſpräche mit dem König Rudolph begriffen war. „Mut gefaßt,“ flüſterte ſie dem Geliebten zu, „noch bleibt uns die Hoffnung und treue Liebe führt uns, ſei's auch durch Sturmes Nacht, doch noch zum Ziele.“ Das waren zauberiſche Töne für den Jüngling; gefaßter ſchwang er ſich auf's Roß, nahm ſchnell und kurz Abſchied von der Geſellſchaft und trabte dann der väterlichen Burg entgegen.

Schon ritt Konrad auf der Höhe, von der hinab der Weg über Endersbach zu ſeiner Heimat führte, da vernahm er hinter ſich den Hufſchlag flüchtiger Roſſe, er hielt ſein Pferd an und erkannte bald einen Knappen König Rudolphs.

„Was giebt's?“ rief er dem Näherkommenden zu.

„Schlimme Kunde!“ war die Antwort. „Kaiſer Heinrich naht mit ſtarker Heeresmacht, die Gowertſchen, *) die, zwiſchen Deutſchland und Welſchland Handel treibend, hin und her ziehen, im Gebrauch der Waffen wohlerfahren, haben ſich an ihn angeſchloſſen; der Tſchechen wildes Volk, das im Böhmenlande wohnt, hat ſeine Wälder verlaſſen und iſt ihm raub- und mordgierig zugezogen, die Bürger in den freien Städten rüſten ſich für ihn und manche ſelbſt von den ſchwäbiſchen Herren ſinnen auf Abfall; darum läßt der König Euch ſeinen Gruß entbieten und Euch ermahnen, am nächſten Tage bei ihm in Eßlingen zu erſcheinen, von wo aus er nach Ulm ſeinem Widerſacher entgegen ziehen will.“ —

„Morgen?“ ſprach Konrad, „ich ziehe lieber gleich mit euch, es giebt wohl manches noch zu beraten und zu beſprechen.“ Drauf rief er einen ſeiner Knappen, hieß ihn raſch nach der Burg Beutelsbach reiten und hier von Mannen aufbieten, was nur entbehrlich ſei, mit dieſen ſogleich aufbrechen und ſtracks nach Ulm ziehen. Der Knappe ritt ab, Konrad aber nebſt den übrigen eilte über das ſteile Waldgebirge in's Heinbachthal und von da nach Eßlingen, wo er ſpät abends anlangte.

Er fand hier alles mit den Zurüſtungen zur Abreiſe beſchäftigt, mancherlei Meinungen und mancherlei Geſinnungen unter den anweſenden

*) Siehe die Anmerkungen am Schluß des 1. Bandes. D. H.

Edeln. Die einen rieten, man ſolle dem Feind raſch entgegenziehen; die andern hielten es für beſſer, bis er herankäme, ſich tüchtig zu rüſten, um ihn dann deſto nachdrücklicher empfangen zu können. Die jüngeren, die zum Teil in dem bevorſtehenden Kampfe ihre erſten Siegeslorbeeren zu erringen hofften, ſprachen gar geringſchätzig von den Wilden, aus denen, wie ſie ſagten, Heinrichs Heer beſtehe. Die älteren aber, welche der harten Kämpfe mit jenen ſlaviſchen Horden ſich noch erinnerten und den neuerwachten Kriegsmut der Bürger in den freien Städten bedachten, waren wegen des Ausgangs des Krieges um ſo beſorgter, da ſie wußten, wie in den treuen deutſchen Gemütern die Liebe zu dem trefflichen deutſchen Geſchlechte, aus welchem Heinrich entſproſſen war, noch nicht erſtorben ſei, und wie ſo mancher ſtolze Große, des neuen Königs Herkunft betrachtend und ſich gleich ihm der Krone würdig dünkend, allerdings nur geringe Neigung zu ihm trage.

Hievon führten ſie ein ganz neues Beiſpiel an. Der Graf von Eberſtein nämlich hatte ſich bei jener Nachricht eilig von Rudolph losgeſagt und nach Hauſe begeben. Dem Könige ſchien ſein Abfall ſehr nahe zu gehen; die aber, welche wußten, daß er ſchon vor der Zuſammenkunft in Horchheim mit Heinrichs Liebling, dem Grafen Leutold von Dillingen, Unterhandlungen gepflogen, und daß dieſer ſchlaue Mann ihm zur ſchwäbiſchen Herzogswürde Hoffnung gemacht hatte, fanden des ehrgeizigen Eberſteiners Handlungsweiſe ſehr natürlich und fürchteten nur, es möchten, durch trügeriſche Verheißungen bewogen, noch manche andere ſeinem Beiſpiel folgen.

Unter ſolchen Geſprächen, welche zwar die Hoffnungen der kühnen, kampfluſtigen Jugend nicht zu erſchüttern vermochten, wohl aber die Gemüter der ältern und bedächtigern von Rudolphs Anhängern mit mancherlei Zweifeln erfüllten, verfloß ein ziemlicher Teil der Nacht, und früh morgens brach die ganze Geſellſchaft auf.

Die Kunde, welche man unterwegs erfuhr von Heinrichs Fortſchritten und von der Tſchechen unmenſchlichem Wüten, war nicht geeignet, den Mut der ſchwäbiſchen Partei zu vermehren, und ſelbſt in Rudolphs Herzen erhob ſich ein verderblicher Zwieſpalt. Die That, die ſein Ehrgeiz gut hieß, vermochte ſein Gewiſſen nicht zu billigen; dem Herrſcher, welchem er Treue geſchworen, hatte er die Krone entriſſen, einen ſo nahen Verwandten im

größten Unglück nicht nur verlaſſen, ſondern dies Unglück ſogar zur eigenen Erhebung benutzt. Dieſe Gedanken raubten ihm die Ruhe des Gemüts und zerrütteten ſeinen ſonſt ſo klugen, feſten Sinn; er wurde ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen, und gewährte ſo ſeinem Gegner, der im wilden Grimm, voll Thatkraft und racheſchnaubend einherſtürmte, einen leichten Sieg.

Eine unbedeutende Schlacht bei Sigmaringen reichte hin, um Heinrich in den Beſitz von Schwaben zu ſetzen. Rudolph entwich nach Sachſen und

überließ es ſeinen Anhängern, ſich in ihren Burgen, ſo gut ſie konnten, zu verteidigen.

Gleich hungrigen Wölfen fielen nun die Tſchechen über die ſchönen, reichen Gefilde Schwabens her, was ihre Raubgier übrig ließ, vernichtete ihre Zerſtörungsſucht; ihre barbariſche Rohheit begnügte ſich nicht mit dem Mord der Unglücklichen, die in ihre Hände fielen, ſondern ſie weideten ſich zuvor an ihren Qualen, ehe ſie den beklagenswerten Schlachtopfern den Todesſtoß gaben. Vor ihnen her zog Entſetzen, mit ihnen Zerſtörung,

hinter ihnen Oede; alles floh in Burgen und Städte in die Höhen und Schluchten des Albgebirges und in die dichten Forste des Schwarzwaldes.

So zogen sie herab ins Fils- und Remsthal, und bald nahte die wilde Rotte sich auch Konrads Burg.

Der Jüngling hatte alle Anstalten getroffen, um den Feinden tüchtigen Widerstand leisten zu können, und erwartete sie daher ruhig. Die Burg Beutelsbach, auf der äußersten Kuppe eines vom Schlichtenwald auslaufenden Gebirgsastes, dem von einem an seinem Abhange erbauten Kirche später so genannten Kapellenberge, gelegen, war nicht groß, aber fest. Ein tiefer Graben umgab deren erste Ringmauer, die aus starken Quadern zusammengefügt war und an allen vier Ecken weit hervorragende turmähnliche Erker hatte. Eine Zugbrücke führte zu dem Thore, über welchem man drei dreizinkige Hirschhörner, und unter ihnen vier in Kreuzesform vereinte Lilien, das Wappen der Burgbesitzer, in Stein ausgehauen, erblickte. Durch das enge und lange Thorgewölbe trat man in den äußeren Burghof, den eine hohe Mauer, an deren Westseite ein Wartturm emporragte, von dem innern Raume trennte, in welchem das Herrenhaus mit seinem stattlichen Giebel sich erhob. Die Wohngebäude für das Gesinde und die Verteidiger der Burg befanden sich in dem äußern Raume, wo man damals auch für die zur Verstärkung der Burgmannschaft herbeigerufenen Dienstmannen in Eile etliche Bretterhütten aufgeschlagen hatte. Auf den Mauern standen reichlich gefüllte Steinkasten, schwere Armbrüste lagen hier, deren mit scharfen Spitzen versehene Bolzen durch Schild und Panzer drangen. Oben aber auf der höchsten Warte spähte der Wächter nach dem Herannahen der Feinde.

Es war eine finstere stürmische Nacht; dunkle Wetterwolken lagerten sich auf den Bergen, und von Zeit zu Zeit zuckten schlängelnde Blitze aus ihrem schwarzen Schoß; der anfangs ferne, dumpfe Donner kam immer näher und brüllte lauter, und endlich entlud sich das Gewölk in dichten Regengüssen. Aber schrecklicher noch als die Wut der Elemente tobten die wilden Menschen. Die Tschechen plünderten ringsumher die Dörfer, und unter das Rollen des Donners und das Geplätscher des Regens mischte sich ihr tierisches Gebrüll und das Jammergeschrei der Unglücklichen, welche sie hinschlachteten. Bald stiegen nun auch trotz des fortdauernden Regens

da und dort Flammenſäulen empor und erleuchteten durch ihre Glut die finſtere Schreckensſcene.

In trübes Sinnen verſunken ſtand auf der Warte Konrad und ſchaute von da hinab in's Thal; da klopfte ihm Jemand auf die Schulter; er drehte ſich um und erblickte ſeinen Bruder Bruno. Auch er, Ulrichs jüngerer Sohn, war von anſehnlicher Geſtalt, aber von ſchwacher Geſundheit; die ſanften Züge ſeines blaſſen Antlitzes verkündeten die Milde ſeines Gemüts.

Von Jugend auf hatte er die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften den ritterlichen Übungen vorgezogen, und war, da er frühe in den geiſtlichen Stand trat, damals ſchon Domherr zu Speyer, von wo aus er zum Beſuche bei ſeinem kranken Vater vor wenigen Tagen erſt angekommen war.

„Was gibts?“ fragte ihn Konrad.

„Der Vater läßt Dich rufen,“ war die Antwort, und Konrad eilte ſogleich hinab in die gewölbte Halle, wo auf weichgepolſtertem Armſeſſel der alte Ulrich ruhte. Dichte ſchneeweiße Locken bedeckten des Greiſes Haupt, und noch immer zeigte das runzelvolle Antlitz die Spuren früherer männlicher Schönheit und Würde. Neben ihm ſtand mit einem Becher voll warmen Meths Luitgard, ſeine Tochter, eine ſchlanke, liebliche Geſtalt. Die weiße Haut des Geſichtes durchſchimmerte ein zartes Rot; auch die Lippen waren nur ſchwach gerötet, aber ſie umſchloſſen einen zierlichen Mund, die Stirn beſchatteten blonde Locken; die blauen Augen ſchauten ſanft und freundlich unter den langen Wimpern hervor; der Unſchuld milder Schimmer leuchtete aus ihren Blicken und verklärte das ganze länglich geformte Antlitz. Luitgard hatte nicht Gertruds Hoheit, aber der Anmut Zauber war über ſie ergoſſen; und wenn man dieſe dem leuchtenden Tagesgeſtirne vergleichen konnte, ſo glich ſie dem ſanftſchimmernden Monde; ihr holder Liebreiz vermochte wohl nicht ſo ſchnell, aber eben ſo feſt zu feſſeln, als die prunkende Schönheit der Gräfin von Eberſtein.

Als ſeine Söhne eintraten, erhob ſich der Greis. „Die Feinde ſind da,“ ſprach er, „ich höre ihr wildes Gebrüll, bald werd' ich auch den tobenden Lärm des Kampfes um unſere Veſte vernehmen. O, daß ich nicht mehr wie ſonſt des Schwertes eiſerne Wucht zu ſchwingen vermag! Doch Du, mein Konrad, biſt ja da, und wirſt ritterlich Burg, Vater und Geſchwiſter

beſchirmen, dulde nicht, daß der wilde Feind meine Silberhaare beſchimpfe und die letzte noch übrige Lebenskraft Deines Vater durch Henkersqualen ertöte!"

„Nein, bei Gott!" rief heftig ſein Sohn, „dieſe ſlaviſchen Barbaren ſollen unſere Burg nicht betreten, ich will ſie niederſchmettern, wie der Blitzſtrahl die mächtige Eiche! Seid ruhig, Vater, und Du, teure Schweſter, weine nicht; dies Volk vermag wohl offene Dörfer zu verheeren und Wehrloſe hinzuſchlachten, aber an unſern feſten Mauern, an unſerer Krieger kühnem Mute wird ſich ihr wildes Ungeſtüm ſchon brechen."

Kaum hatte Konrad ſeine Rede geendigt, als ſich draußen ein lautes Getümmel erhob; ein Knappe kam hereingeeilt und rief: „Die Feinde rücken zum Sturm heran!"

„Dann muß ich fort," ſprach Ulrichs ritterlicher Sohn, „lebt indes wohl, bald hoff' ich als Sieger Euch wieder zu ſehen!" Er reichte dem Vater die Hand und eilte dann fort zum Kampfe. Als er auf der Mauer ankam, ſah er bei der düſtern Helle des eben grauumwölkt anbrechenden Morgens die Tſchechen heranrücken, kleine aber breitſchultrige, kräftige Geſtalten, die ſchwarzen, ſtruppigen Haare, die aufgeſtülpten breiten Naſen, die großen Mäuler und die weit hervorſtehenden Backenknochen gaben ihren Geſichtern ein widerliches, häßliches Anſehen, und die dicken, ſchlecht zugeſchnittenen Pelzkleider, die ihren Leib umſchloſſen, machten ſie noch ungeſtalter.

„Das alſo," ſprach Konrad, ſie näher betrachtend, „ſind Kaiſer Heinrichs Scharen, dieſe mißgeſtalteten Unholde rief Deutſchlands Herrſcher herbei, um ihnen ſein ſchönes Vaterland preiszugeben?! Bei Gott! dieſe ſollen, ſo lang ich leben werde, meiner Väter Burg nicht betreten!"

Das Gefecht begann. Mit wildem Geheul rückten die Tſchechen heran, einige ſprangen in den Graben und ſuchten an dem Thore hinaufzuklettern und die Ketten der Zugbrücke zu ſprengen; andere ſchleuderten ihre Wurfſpeere gegen die Verteidiger der Burg, wieder andere ſchoſſen Feuerpfeile ab auf das hochhervorragende Dach des Herrenhauſes. Aber die Bolzen, welche Konrads Krieger von ihren Armbrüſten entſendeten, drangen beſſer durch die feindlichen Rüſtungen, als die leichten Wurfſpieße der Tſchechen. Der noch immer fortdauernde Regen vereitelte die Wirkung der Brand-

geſchoſſe und gewichtige Steine zerſchmetterten die Häupter derer, welche gegen die Zugbrücke herankletterten. Doch über die Leichname der Gefallenen ſtiegen neue heran und auf den Totenhügeln ſtehend gelang es endlich den Stürmenden, die Ketten der Zugbrücke zu löſen; ſie fiel mit Donnergetöſe nieder und die Feinde drangen über ſie gegen das Thor, das unter den gewaltigen Beilſchlägen in kurzem krachend zuſammenſtürzte. Jetzt erſcholl ein wildes Siegesgeſchrei und durch die geöffnete Pforte ſtürzten die Tſchechen in den Burghof, voran ihr Anführer Swentibold; ein Mann, der über ſeine Leute wie ein Rieſe hervorragte und mit einem ſchweren Streitkolben bewaffnet war. Aber ſie fanden hier den entſchloſſenſten Widerſtand. Dichtgedrängt, die Lanzen vor ſich ſtreckend, ſtanden Konrads Mannen da, er ſelbſt den Stahlſchild vorhaltend, mit blanker Klinge an ihrer Spitze. Nun erhob ſich unter der langen Wölbung des Thors das heißeſte Gefecht. Vergebens ſtürmten die Tſchechen gegen die Speere ihrer Feinde heran, vergebens trieb Swentibold immer von neuem die Wankenden zum Gefechte; ſie vermochten nicht durchzubrechen. Da meinte er, wenn der Führer der Feinde getötet wäre, würde der Kampf eine beſſere Wendung für die Seinigen nehmen, und drang mit erhobener Waffe auf Konrad ein. Aber der gewandte Jüngling wich geſchickt dem Schlage, der ihn zerſchmettern ſollte, aus, und ehe Swentibold von neuem den Streitkolben erheben konnte, ſank er mit zerſpaltener Schulter tötlich verwundet nieder. Jetzt flohen die Seinen, bis über die Zugbrücke von Konrads Mannen verfolgt, und der Sturm war abgeſchlagen.

Ängſtlich hatten indes Bruno und ſeine Schweſter auf den Ausgang des Kampfes geharrt, als ſie plötzlich den Siegesjubel ihrer Krieger vernahmen. „Die Unſrigen haben geſiegt!“ rief Luitgart freudig aus, „die Feinde fliehen in wilder Eile den Berg hinab!“

Da richtete der Greis, der indes halb ſchlummernd dageſeſſen, und nur zuweilen, wenn das Kampfgetöſe lauter wurde, die Augen geöffnet hatte, ſich auf und ſprach: „Sieg? ſagſt Du Sieg? Nun, dem Allerhöchſten ſei gedankt, daß er mit ſolchen Freuden noch meine letzten Stunden erheitern mochte. Kommt, Kinder, ſtellt euch um mich her, ruft auch Konrad herbei! Ich fühle es, mein Ende naht!“

Die drei Geſchwiſter, denn Konrad war ſo eben eingetreten, traten

näher zu dem Vater, deſſen Geſicht wie verklärt leuchtete und der nun alſo anhub zu ſprechen:

„Des Todes kalte Hand hat mich erfaßt, der Augen Licht erliſcht, dies Blut beginnt zu ſtocken, in wenig Augenblicken wird das Leben vollends von mir entwichen ſein. Aber wohl mir, ich ſcheide von friſcher Siegesluſt umglänzt! Ja Sieg! Sieg iſt der letzte Klang, den dieſes Ohr vernahm, und Sieg wird ſein die Loſung für mein Geſchlecht bis in die fernſten Zeiten. Kniee nieder, Konrad, du mein erſtgeborener, und empfange deines Vaters Segen! Siehe! der Zukunft dunkler Schoß öffnet ſich vor meinen Blicken und die Reihe der Jahrhunderte liegt hell und deutlich vor mir da. Konrad! Du wirſt der Stammvater ſein eines erlauchten Geſchlechts; nieder ſinken ringsum die alten Burgen und die Geſchlechter der Mächtigen vergehen mit ihnen, aber das Deinige wird blühen bis in die fernſten Zeiten. Siehe, die Heldengeſtalten Deiner Enkel ſteigen herauf aus der Zukunft finſterem Schoß, mächtige Herrſcher, weiſe im Rat und kräftig zur That, raſtlos mehrend das Erbe der Ahnen; die Bürger der Städte verſchwören ſich gegen ſie, der Adel erhebt wider ſie das Banner des Kriegs, ſelbſt Deutſchlands Herrſcher ziehen aus, ſie zu bekämpfen, die alte Stammburg ſinkt in Aſche, der Ahnen Gräber verheert der Feinde Wut, aber aus Aſche und Moder ſteigt herrlicher unſer Geſchlecht empor. Ich ſehe den Herzogshut ſchimmern in der Ferne. Hinter ihm ſtrahlt aus dem Dunkel ſpäterer Jahrhunderte die Königskrone hervor und von des Bodenſee's blauen Fluten bis zu der Tauber traubenreichem Geſtade gehorchen alle Gauen dem Einen Herrſcher von unſerem Stamme!“

Die lange Rede hatte den Greis erſchöpft, kaum vermochte er noch, auch ſeinen beiden jüngern Kindern mit wenig Worten den Segen zu erteilen; darauf ſchloß er die Augen, neigte das Haupt und entſchlief. Schmerzlich ergriffen ſtand Konrad neben der teuren Leiche, Bruno weinte ſtill, nur Luitgards Schluchzen wurde im Gemach vernommen.

Nach einiger Zeit trat einer der Burgleute herein und meldete, daß die Feinde abgezogen ſeien, aber ſeine frohe Botſchaft vermochte nur wenig den Schmerz der ihres Vaters beraubten Geſchwiſter zu mildern. Auch der Jubel der Dienſtmannen verſtummte, als ſie ihres geliebten Herrn Tod vernahmen; dagegen erklang dumpftönend nun die Burgglocke und ver-

kündete der Umgegend, daß der Burgherr verſchieden ſei. Aber ungehört verhallten hier ihre Töne, denn das Thal war öde und nur mit Trümmern und furchtbaren Denkmalen der feindlichen Verwüſtung bedeckt.

Die Urſache des ſchnellen Abzugs der Tſchechen war nicht ſo ſehr ihr mißlungener Angriff auf die Burg Beutelsbach, als ein Befehl Heinrichs, der ſie nach Franken rief, wo er ſeinem, durch die Scharen der Sachſen indes verſtärkten Gegner einen entſcheidenden Schlag beibringen wollte. Aber das Jahr 1077 verfloß, ohne daß der Kampf um Deutſchlands Krone entſchieden worden wäre, und Konrad benutzte, von ſeinem Bruder Bruno mit Ratſchlägen trefflich unterſtützt, die Zeit der Waffenruhe, die nun ſeine heimiſchen Gaue beglückte, aufs eifrigſte, um den Schaden des Kriegs, ſoviel es ſich thun ließ, wieder gut zu machen. Die entflohenen Einwohner kehrten aus ihren Schlupfwinkeln zurück, die zerſtörten Hütten erhoben ſich von neuem und auch die verheerten Felder wurden friſch bepflanzt.

So verſtrich der Sommer für Konrad unter vielfachen Beſchäftigungen; jetzt aber, da der Drang der Geſchäfte aufhörte und eine ruhigere Zeit für den jungen Ritter kam, erwachte in ihm auch mit neuer Gewalt die Sehnſucht nach der Geliebten, von welcher er ſeither nichts mehr vernommen hatte. Dem ſcharfen Blicke des Bruders blieb die Veränderung in Konrads Gemütszuſtand nicht lange verborgen und bald hatte er dieſem das Geheimnis ſeines Herzens abgelockt. Konrad erzählte ihm die ganze Begebenheit und Bruno wußte mit klugem Zuſpruche die ſchon wieder erſtorbenen Hoffnungen ſeines Bruders aufs neue anzufachen.

„Mut gefaßt, mein Konrad,“ ſprach er, „denk' an Gertrudens letzte Worte! Mag auch des Eberſteiners Stolz vor einer Verbindung ſeiner Tochter mit Dir zurückbeben, die Zeiten ändern ſich und bald vielleicht kommt der Tag, der des Übermütigen hochfliegende Entwürfe mit einemmale vernichtet. Die ſchwäbiſche Herzogskrone wähnt er dereinſt noch auf ſeinem Haupte zu ſehen? Thörichte Hoffnung! Glaubſt Du, Heinrich werde dieſe Würde dem ſchwachen Greiſe geben, deſſen Wankelmut ſo bekannt iſt, und der nichts Ruhmvolles aufzuweiſen hat in ſeinem Leben, als ſeine erlauchte Herkunft! Nein, nimmer werden wir den Eberſteiner als Schwabens Herzog begrüßen, ſein Stolz wird ſich ſchwer täuſchen und ſeine Hoffnungen werden gewaltig ſinken! Die Zeit wird gewiß noch kommen, wo er Dir

mit Freuden Gertrudens Hand bewilligt, denn indes er ſinkt, ſteigſt Du, entſcheide ſich das Kriegsglück für wen es wolle; Rudolph wird Dir die bewährte Treue belohnen. Graf Poppo, der wirklich den Remsgau verwaltet, iſt alt; ſtirbt er, ſo erhält kein anderer als Du ſeine Würde und ſo iſt der Grund zu Deiner Größe gelegt. Indes laß mich, da ich's durch die Waffen nicht kann, durch Rat und Rede thätig ſein für Dein Wohl. Ich ziehe in kurzem nach Speyer und will den Weg über des Ebersteiners Burg nehmen."

„Das wollteſt Du," unterbrach ihn Konrad, „und hoffſt etwas auszurichten?"

Aber Bruno fuhr fort: „Laß mich nur ſorgen, ich kann Dir gewiß bald gute Kunde geben. Bleib' Du nur indeſſen ruhig auf Deiner Burg, zügle den raſchen Kampfesmut, ſchütze Dein väterliches Erbe und dies ſchöne Gau, wenn der Kriegsſturm von neuem über dasſelbe hereinbrechen ſollte, und harre getroſt auf eine glückliche Entwicklung Deines Schickſals."

Konrad machte zwar noch mancherlei Einwendungen, doch wich er endlich des Bruders beredten Worten und verſprach ihm, ſeinem Rate nachzuleben.

Am Abend des zweiten Reiſetages kam Bruno auf des Ebersteiners Burg an, wo er alles in der größten Beſtürzung fand. Gertrud war nach

ihrer Sitte am Nachmittag in ein kleines Wäldchen gegangen, um daſelbſt zu luſtwandeln. Als ſie zur gewohnten Zeit nicht zurückkam, ſchickte der beſorgte Vater nach ihr, aber ſie war verſchwunden, nur ihren Schleier fand man zerriſſen an einer Quelle liegen, deren grünes Geſtade der Gräfin ſchon oft zum Ruheplatz gedient hatte.

Der alte Graf war troſtlos, er raufte ſich die grauen Haare aus und rief in wildem Schmerz und herzzerreißendem Jammer nach der verlornen Tochter. Wild ging er auf den eintretenden Domherrn los und ſchrie:

„Bringt Ihr mir Kunde von meinem Kinde, Ihr, Bruder des Mädchendiebes von Beutelsbach! Ha! an Euch will ich meine Rache kühlen, wenn er mir meine Tochter nicht wieder herausgiebt! Ergreift ihn, Knappen, bindet ihn und werft ihn in das tiefſte Burgverließ!“

Die anweſenden Knappen zauderten, an einen Geiſtlichen die Hand zu legen, und Bruno benutzte dieſe Friſt, wandte ſich in ruhiger, würdevoller Haltung gegen den Grafen und ſprach: „Graf von Eberſtein bedenkt, was Ihr thun wollt! Biſchof Gerhard wird die Mißhandlung eines der Seinigen gewiß nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, und eine ſolche ungerechte That möchte Euch bei König Heinrich wenig Vorteil bringen. Prüft doch zuerſt und unterſucht, ob wirklich mein Bruder Konrad es iſt, der dieſen frevelhaften Raub verübte! Wenigſtens wäre es das erſtemal, daß einer unſeres Geſchlechtes mit ſolch unritterlicher That ſich befleckte! Ich wollt' Euch einen andern nennen, mit dem Ihr, verblendeter Greis, in den neueſten Zeiten manchen Verkehr hattet und dem Jungfrauenraub nichts Neues iſt. Kennt Ihr ihn wohl? Mit der ſchwäbiſchen Herzogskrone hat er Euern Stolz gekirrt und indeſſen die Krone von Schwabens Jungfrauen liſtig geraubt. Fragt den Grafen Leutold, wo Eure Tochter ſich befinde, in meines Vaters Burg würdet Ihr ſie vergebens ſuchen!“

Dieſe Rede dämpfte des Eberſteiners wilden Zorn, er begann aufs neue zu jammern und zu klagen um ſein verlorenes Kleinod. Der mitleidige Bruno ſuchte ihn, ſo gut er es vermochte, zu tröſten und des Wiederſehens Hoffnung in ihm zu erwecken, aber umſonſt, der Greis blieb troſtlos. Da beſchloß der Domherr, des Eberſteiners Jammer und ſeines eigenen Bruders Verzweiflung, wenn er den Raub erfahren würde, bedenkend,

ſogleich den Verſuch zu machen, ob der frevelhafte Räuber nicht auszuforſchen ſei.

Er begann eine genaue und weitläufige Unterſuchung, wodurch er aber nur ſo viel erfuhr, daß am nämlichen Abend, wo Gertrud verſchwand, von einem Hirtenknaben etliche vermummte Reiter, die eine dichtverhüllte Jungfrau mit ſich führten, auf dem Gebirge oberhalb Reichenthal erblickt worden ſeien. Jedoch ſelbſt dieſe dunkle Spur beſchloß Bruno zu verfolgen und brach, nachdem es ihm gelungen war, den alten Grafen noch ein wenig zu tröſten, am früheſten Morgen von Eberſtein auf. Raſch ging es fort, durch dunkle Wälder und weiche Moorgründe, am wilden See vorbei, hinab in das Felsthal, wo die Enz die kühlen blauen Fluten über mächtige Granitblöcke hinwälzt. Da ſchwirrte auf einmal aus dem Gebüſch der Bolzen einer Armbruſt, Bruno's Begleiter tief in den Rücken dringend, daß er vor ſich hin vom Roſſe herabſtürzte, welches nun ſcheu das Thal hinabrannte. Erſchrocken ſah Bruno ſich um, ein Mann von hohem, ſtattlichem Wuchs, aber unkenntlich durch einen ihn umhüllenden Mantel, der noch das Geſicht bis an die Augen bedeckte, trat aus dem Wald und rief ihm gebieteriſch zu: „Halt, Pfaffe! oder Du biſt des Todes!“ Bruno hielt, bangen Herzens dem Ausgang dieſes Abenteuers entgegenſehend. Da traten auf des Verhüllten Wink zwei Bewaffnete zu ihm, faßten ſeines Roſſes Zügel und raſch ging's nun durch abgelegene Waldpfade fort, bergauf, bergab, bis tief in der Nacht bei einer öden, halbverfallenen Burg Halt gemacht und Bruno in ein mit Gittern wohlverwahrtes, enges Gemach geführt wurde, wo er nun, da der Kerkermeiſter, welcher ihm alltäglich ſein Eſſen brachte, auf all' ſeine Fragen ſtumm blieb, in peinlicher Ungewißheit über ſein Geſchick und von aller menſchlichen Geſellſchaft fern, einſam ſchmachten mußte.

2.

Vergeblich waren die Nachforſchungen des troſtloſen Konrads, der bald genug die Trauergeſchichte vernahm; weder von ſeinem Bruder, noch von Gertruden vermochte er das Geringſte zu erfahren und beſchloß daher, dem Könige Rudolph zuzuziehen, um im Getümmel des Kampfes die verlorene Ruhe oder doch die Erlöſung von ſeinem bittern Schmerz durch einen ritterlichen Heldentod zu finden.

Er übergab die väterliche Burg der Obhut eines ſeiner treueſten Diener, und ritt nun, nur von wenigen Knappen begleitet, gen Tübingen zu ſeinem Freunde, dem Pfalzgrafen Hugo, deſſen Schutze er ſeine Schweſter Luitgard anzuvertrauen gedachte.

Drauf zog er düſteren Sinnes hin nach Sachſen, wo Rudolph ein anſehnliches Heer verſammelt hatte. Seine Ankunft erregte bei dem Könige große Freude und zum Lohn für ſeine Treue erhielt er ſogleich den Oberbefehl über eine ſtarke Reiterſchar, welche beſtimmt war, die Vorhut des Heeres zu bilden.

Der Feldzug begann. Rudolph zog heraus gen Mittag durch Franken und gedachte ſich mit den Herzogen Berthold von Zähringen und Wolf von Baiern zu vereinen. Aber Heinrich, fürchtend, die vereinte Macht ſeiner Feinde möchte ihm allzu überlegen ſein, zog ihm raſch entgegen.

Bei Mellrichſtadt am Streubach hatte Rudolph ſich gelagert, nicht ahnend, daß der Gegner ihm ſo nahe ſei. Da wimmelten plötzlich die Höhen von feindlichen Kriegern; ein wildes Schlachtgeſchrei ertönte und ehe noch des Schwabenherzogs Scharen ſich zu ordnen vermochten, waren die Feinde mitten unter ihnen. Jetzt galt's entſchloſſenen Widerſtand; Rudolph war, die Seinigen durch Rede und ritterliche That ermunternd, bald da, bald dort. Otto von Nordheim und ſeine Sachſen, vom Grimm des wildeſten Haſſes angefeuert, färbten im Blute der Tſchechen die breiten Schwerter rot und türmten um ſich her Hügel von Leichen auf. Aber auch Heinrichs Krieger ſtritten heldenmütig. Der Gowertſchen ſcharfe Klingen und der Städtebürger breite Hellebarden durchbohrten manchen wackern Streiter Rudolphs und ſchon begannen deſſen Scharen hie und da zu wanken.

Da erhob ſich plötzlich im Rücken des Feindes ein wildes Getümmel, ſeine Rotten ſtoben auseinander. Vergebens ſuchte Heinrich ſie von neuem zu ſammeln. Er ſelbſt und ſeine Begleiter ſahen ſich mit Wut von einem Reiterhaufen angefallen, der ſich bis in die Mitte des Heeres Bahn gebrochen und das zum Teil aus Bauern beſtehende Südvolk zerſprengt hatte. Der Kampf war hart, viele Edle fielen an des Kaiſers Seite, unter ihnen der alte Graf Eberhard von Nellenburg und Poppo, Graf von Henneberg. Dem Herrſcher ſelbſt zerhieb der Schwertſtreich des Anführers jener Reiterſchar die Helmdecke. Da ertönte das Geſchrei: „Heinrich iſt gefallen!“ und

gab die Loſung zur Flucht ſeines Heeres, das in wilder Eile ſich den Gebirgen zuwandte.

Auf dem blutgetränkten, leichenvollen Schlachtfelde begrüßte Rudolph den Anführer jenes tapfern Geſchwaders, das ſo viel zum Siege beigetragen hatte. Konrad war's, der beim Anfange der Schlacht mit den Seinigen entfernt ſtand, dann aber, ſobald er die Kunde vom Kampfe vernommen, raſch herbeigeeilt und den Feinden in den Rücken gefallen war.

„Ihr habt Euch neue Anſprüche auf meine Dankbarkeit erworben," ſprach der König zu ihm; „ſeid überzeugt, mein wackerer Ritter, daß ich nie vergeſſen werde, was ich Euch ſchuldig bin. Für jetzt genüge Euch die Verſicherung, daß ich, wenn wir den Kampf glücklich beendigt haben, Eurer Dienſte ſo gedenken werde, daß es Euch nie gereuen ſoll, mir in dieſem Kriege ſo redlich und eifrig gedient zu haben."

Aber weder dieſe ſchönen Verheißungen des Königs, noch das Lob, das ſeine Kriegsgefährten ihm ſpendeten, vermochten Konrads düſtern Sinn zu erheitern, denn immer noch war er ohne alle Kunde von Bruno und Gertrud. Weder die Zeit, noch das Getümmel des Kampfes konnten ſeinen Schmerz mildern; nur ſeines Vaters prophetiſche Worte ließen die Flamme der Hoffnung nicht ganz in ſeiner Bruſt erſterben.

Auch zog eine geheime Ahnung — denn Sehnſucht nach dem heimiſchen Boden, wo er ja faſt alles, was ihm teuer war, verloren hatte, glaubte er es nicht nennen zu dürfen — ihn nach Schwaben zurück, und nur ungern verweilte er noch länger bei Rudolphs Heer in Sachſen.

Da kamen aus Schwaben von des Königs Anhängern Boten, welche

ihn dringend um Hilfe baten, weil ſie von den Feinden hart gedrängt würden. Schon waren viele Burgen gefallen, andere belagert, das Land aber weit und breit verwüſtet. Allein in Rudolphs Gemüt, obwohl er am Tage der Schlacht den alten Mut bewährte, tobte noch immer ein verderblicher Zwieſpalt, der auch jetzt ſich unheilbringend offenbarte. Vergebens drangen ſeine Freunde in ihn, herauszuziehen in ſein Herzogtum und dem Wüten der Feinde Einhalt zu thun; allein es war, als ob er ſich ſcheue, die Gaue wieder zu ſehen, die er fünfzehn Jahre lang als Herzog, glücklich und hochgeehrt, im deutſchen Lande beherrſcht hatte, und hartnäckig verwarf er dieſen Rat, und konnte nur dazu vermocht werden, eine Kriegerſchar zur Hilfe dahin zu ſchicken, mit deren Führung auch diesmal Konrad betraut ward und an deren Spitze er wieder der Heimat zuzog.

Der Frühling begann eben die Fluren mit neuem Grün zu ſchmücken! Blüten und Blätter drängten ſich aus den Knoſpen hervor und der Märzſonne erwärmender Strahl ſchmolz allmählich auch den Schnee, der in den Schluchten und Klüften der Gebirge bis jetzt der Einwirkung der lauen Frühlingslüfte widerſtanden hatte. Da ritt Konrad am Ufer der Rems, die noch immer die gelblichen, vom Schneewaſſer angeſchwollenen Fluten brauſend dahin wälzte, ſeiner väterlichen Burg zu.

Sie ſtand noch unverſehrt, denn bis jetzt war des Krieges wilder Sturm noch nicht hieher gedrungen. Der heldenmütige Widerſtand, den Pfalzgraf Hugo zu Tübingen den Feinden entgegenſetzte, hatte ihrem Vordringen Einhalt gethan. Aber der Pfalzgraf war hart bedrängt, und ohne Zögern gingen daher die von Rudolph geſandten Hilfstruppen weiter, um Tübingen zu entſetzen.

Allein die Kunde von ihrer Ankunft und der kriegeriſche Ruf, der ihre Zahl vermehrte, hatte die Feinde ſchon hinweggeſcheucht, und jubelnd zog nun das Heer durch die Thore der befreiten Stadt.

Konrad eilte unverzüglich der Burg zu. Freudig grüßend flog Luitgard ihm entgegen, zog ihn in raſcher Eile in des Pfalzgrafen Gemach und ſiehe! ihm entgegen trat mit ausgebreiteten Armen ſein Bruder Bruno. Schweigend hielten beide einander eine Zeit lang umſchlungen, bis Bruno ſeine Geſchichte alſo anhub:

„Du wirſt wohl begierig ſein, zu vernehmen, wie ich, den Du für

verloren hielteſt, hieher kam, teurer Bruder! Vernimm die wunderbare Geſchichte meiner Rettung, die Du ſchon früher erfahren hätteſt, wäre es möglich geweſen, aus der ſo eng eingeſchloſſenen Stadt einen Boten an Dich abzuſenden.“

Nun erzählte Bruno, was wir ſchon wiſſen, wie er gefangen worden und wie ihm der Winter ſo trüb verfloſſen ſei, ohne daß er, trotz ſeines häufigen und angeſtrengten Lauſchens auch nur einen menſchlichen Laut in der Nähe ſeines Gefängniſſes vernommen habe. „Endlich, da der Frühling in ſeine volle Blüte getreten war,“ fuhr er fort, „vernahm ich jezuweilen Jagdgetöſe in der Ferne und begann neue Hoffnung zu faſſen. Eine

bleierne Platte, die ich in meinem Gefängniſſe fand, wurde mittelſt eines eiſernen, an den Steinen geſchärften Nagels von mir überſchrieben, und ſehnſüchtig harrte ich auf das Näherkommen des Jagdgetöſes. Mehrere Tage lang war mein Harren vergeblich; endlich vernahm ich dicht am Fuße meines Kerkerturms den Laut menſchlicher Stimmen und ſtieß ſo kräftig als möglich die Platte durch die engen Gitter meines Gemachs. Sie fiel mit Geräuſch auf eine Steinplatte und gleich darauf vernahm ich die Worte: „„Schau doch einmal, Luitold, was da von dem alten Turme herabfällt!““

„Weiſ' her,“ antwortete eine andere Stimme, „eine Bleiplatte! Was mögen wohl die in ſie gegrabenen Züge bedeuten? Komm, laß ſie uns dem Dorfpfaffen bringen, der kann ſie uns vielleicht erklären!“ Die Sprechenden entfernten ſich und ich ſah mit geſpannter Erwartung der Entwicklung meines Schickſals entgegen. Doch eine Woche verging und kein Retter nahte; allmählich verlor die Hoffnung ſich wieder und machte von neuem dem tiefſten Kummer Platz. Da öffnete ſich einmal ganz zur ungewöhnlichen Zeit meine Thüre und herein trat der Pfalzgraf hier, von mehreren Bewaffneten begleitet. Doch wie er zu mir kam, ſoll er Dir ſelbſt erzählen.“

Hugo begann alſo: „Die Finder der Platte, Landleute von

Simmersfeld, unweit deſſen die alte Burg, die Bruno zum Kerker diente, im Waldesdickicht lag, brachten ihren Fund dem Prieſter ihres Orts. Dieſer redliche Mann hatte kaum die Worte auf der Platte geleſen, als er ſie durch einen vertrauten Boten nach Beutelsbach ſchickte. Hier mochte man ſeiner Erzählung nicht recht glauben, und ſandte alſo den Boten mir zu. Ich machte mich nun mit etlichen Knappen auf, einen Jagdzug vorſchützend, kam hieher und konnte der Burg mich leicht bemeiſtern, da außer Bruno's Kerkermeiſter und deſſen Weib kein Menſch dieſelbe bewohnte. Das Weib ließen wir laufen, den Mann aber führten wir mit uns, hoffend, von ihm den Namen des Schändlichen zu erfahren, der Deinen Bruder eingekerkert hatte. Aber kaum waren wir eine Viertelſtunde von der Burg entfernt, als der Kerkermeiſter, fürchtend, die Folter würde ihm das bisher beharrlich verweigerte Geſtändnis erpreſſen, eine günſtige Gelegenheit erſah, an einem mit Gebüſchen bewachſenen Felſen hinabrutſchte und in einer tiefen Waldſchlucht verſchwand, ohne daß wir ihn wieder erforſchen konnten."

„So," fuhr nun Bruno, des Bruders Hand ergreifend, fort, „ward ich wieder frei, und darf, was ich im Kerkerdunkel oft kaum mehr zu hoffen wagte, Euch wieder ſehen und ſo wirſt Du, mein Konrad, Deine Gertrud einſt wieder erblicken!"

„Das gebe Gott," entgegnete der Ritter, weiß ich doch nicht einmal, ob ſie nur noch unter den Lebenden weilt, ob ſie nicht gar . . . . —" er hielt inne, erſchreckend vor Dem, was er eben ausſprechen wollte, — aber Bruno, der den Sinn der nur halb vollendeten Worte wohl verſtand, rief ihm zu:

„Frevle nicht an Deiner Geliebten! Du kennſt ihr treues Gemüt zu wenig, wenn Du wähnſt, ſie werde Dich einem andern, ſtehe er auch ſo hoch er wolle, aufopfern! Kein Mißtrauen, keinen Kleinmut! Die Nacht des Unglücks beginnt zu entweichen, des Glückes heiterer Morgen bricht an! Horch, wie weisſagend und meine Worte beſtätigend, der Glocken heller Klang von der St. Georgenkirche zu uns herauf tönt! Er ruft uns zum Dankfeſte für die Befreiung der Stadt von Feindesnot. Drum auf! Hinab zum Heiligtum des Herrn!

Sie gingen und wohnten dem Siegesfeſte bei, dem ein fröhliches

Mal folgte, das ſpät in der Nacht erſt endete. Einige Wochen verſtrichen für Konrad zu Tübingen ſchnell und ziemlich heiter, da ſeine Zeit zwiſchen den für den bevorſtehenden Heereszug nötigen Vorbereitungen und dem tröſtenden und erquickenden Umgang mit ſeinen Geſchwiſtern geteilt ward. Darauf zog er mit dem ſchwäbiſchen Heere aus, um die verlorenen Gegenden an der Donau dem Feinde wieder abzugewinnen.

4.

Schon war manch blutiges Gefecht geliefert, manche friedliche Burg erobert und zerſtört worden, als zu Ende des Maimonats das ſchwäbiſche Heer in den Beſitzungen des Grafen Leutold von Dillingen anlangte, die nun für ihres Gebieters Anhänglichkeit an Heinrich ſchwer büßen mußten. Eine der feſteſten Burgen des Dillingers lag auf einem Felſen, am Geſtade der Donau, da wo jetzt die Stadt Donauwörth ſich erhebt, wo aber damals nur etliche niedrige Fiſcherhütten ſtanden. Hieher hatten die geſchlagenen Krieger des Grafen ſich zurückgezogen und glaubten, auf ihrer Mauern Stärke trotzend, und auf Heinrichs nahe Hilfe hoffend, den herannahenden Sturm furchtlos erwarten zu können. Mit ſtolzem Hohne ſahen ſie die feindlichen Scharen das feſte Schloß umringen, mit verachtendem Spotte wieſen ſie ihre Anträge, ſich zu ergeben, zurück, und mit aller Macht begannen nun Rudolph's Mannen die Belagerung.

Vor allen zeigte Konrad den regſten Eifer, denn Bruno's Äußerungen hatten ihm den Argwohn beigebracht, daß Leutold Gertrudens Räuber ſei, und doch hatte er bis jetzt noch auf keiner von des Dillingers eroberten Burgen ſeine Geliebte oder eine Spur von ihr gefunden. Aber auch ſeinem Mute ſtellten die ſteil abgeſchnittenen Felſenwände, die von drei Seiten des Berges emporragend das Schloß trugen, und die zweifache, durch Gräben und Zugbrücken, wohlverwahrte, mit ſtarken Türmen verſehene Mauer auf der vierten, einzig zugänglichen Seite unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Etliche Stürme, welche die Belagerer verſuchten, wurden abgeſchlagen und beunruhigt von der Kunde, daß Heinrich zum Entſatz herannahe, drangen nun mehrere Anführer auf den Abzug, ein Vorſchlag, welcher von der Mehrzahl bereitwillig angenommen ward und am nächſtfolgenden Tag ſchon ausgeführt werden ſollte.

Mißmutig über dieſen Entſchluß, der mit ſeinen Hoffnungen und Entwürfen ſo wenig übereinſtimmte, begab ſich Konrad aus dem Kriegsrate der Heerführer in ſein Zelt; allein bald trieb es ihn auch von hier weg in das Freie hinaus. Da ſtand er nun und betrachtete traurig des Dillingers Veſte, deren Zinnen, vom Licht der untergehenden Sonne vergoldet, herrlich glänzten. Ihm war's, als ſtrahle aus dieſem Glanze Gertrudens leuchtendes Augenpaar ihm entgegen, als brächten die hellen Klänge des Burgglöckleins, das eben zum Abendgebete rief, ihm ihre Grüße herab.

„Ha!" rief er, „wenn ſie da droben gefangen wäre, wenn dieſe Burg meines Gegners mein teuerſtes Kleinod verſchlöſſe! — Und ich ſoll abziehen, morgen ſchon abziehen? Jene ſtarren, ſteilen Felſen, jene mächtigen, hochbetürmten Mauern trotzen meiner Gewalt, jene ſtarken Thore wollen ſich meiner Sehnſucht ſo wenig aufthun als meinem Zorn! Giebt's denn kein Mittel, ſie zu öffnen?"

In trauriges Sinnen verſunken wandelte Konrad hin und her, mehr als einmal noch nach der Burg die ſehnſüchtigen Blicke erhebend, bis der Glanz, der ſie beleuchtete, verſchwunden war, und die hohen Maſſen trüb auf ihn herab ſchauten. Dann kehrte er mit ſchwerem Herzen heim in ſein Gezelt, wo erſt ſpät auf ſein kummervolles Haupt ſich der Schlummer ſenkte. Das laute Getümmel des aufbrechenden Heeres erwartete ihn nach kurzer Zeit wieder und bald verließ er mit demſelben die Stätte, welche er mit ſo frohen Hoffnungen betreten hatte.

In öder Stille lag nun die grüne Au da, wo noch vor kurzem die Zelte der Belagerer ſich erhoben hatten. Deſto lauterer Jubel ertönte dagegen auf Leutolds Burg, wo die erfreuten Krieger nun ihren Sieg bei vollen Bechern feierten. Prahlendes Selbſtlob und roher Spott über die Entflohenen wurden dabei ſo wenig geſpart, als der Wein, und in trunkenem Mut, die Ueberzahl der Gegner verachtend, beſchloß man, zur Vollendung des Siegs den Schwäbiſchen nachzueilen. Keiner wollte bei der Siegesfahrt zurückbleiben, und mit Mühe brachte es der Burgvogt dahin, daß wenigſtens etliche, aber freilich die älteſten und ſchwächſten Krieger, ihm zur Bewachung der Veſte zurückgelaſſen wurden. Die anderen ritten raſch und luſtig fort und bald entzog ein Hügel ſie den Augen der Zurückbleibenden.

Sie mochten etwa drei Stunden fort ſein, da erſchien vor dem äußern

Burgthor ein großer Mann, ältlichen Ausſehens, mit ſtarkgebräuntem Geſicht und einer Binde vor den Augen; ein hübſcher, blondlockiger Jüngling geleitete ihn. „Ich bitt' Euch, laßt mich ein!“ ſprach er kläglich zum Thorwart, „da draußen muß ich verſchmachten. Die verruchten Schwäbiſchen haben mich geblendet und ins Elend gejagt. Hätt' ich meinen Sohn hier nicht zum Begleiter, ich wäre ſchon umgekommen. Das ſind rechte Unholde, aber ich hoff', es wird ihnen vergolten werden. Als wir droben auf dem Hügel waren, hörten wir Kampfesgetümmel, und mein Kuno ſagte mir, die Eurigen ſeien über Rudolphs Kriegern her und hieben tüchtig unter ſie ein.“

„Das will ich glauben,“ rief der Thorwart freudig aus. „Die werden den feigen Flüchtlingen warm machen! Kommt doch einmal herein zum Burgvogt und erzählt da, was Ihr von unſern Leuten und den Schwäbiſchen wißt!“

Der Blinde und ſein Sohn traten ein und wurden zum Burgvogt geführt, der halbtrunken hinter einem eichenen, mit Krügen und Bechern bedeckten Tiſche ſaß. Er hörte ebenfalls mit vielem Vergnügen die Märe der Fremden und ließ ihnen Wein und Speiſe vorſetzen.

Zur Würze des Mahles erzählte er ihnen mit geläufiger Zunge von ſeinen früheren Kriegsthaten, und war eben an der Beſchreibung der blutigen Schlacht am Unſtrutfluße, als ein hereintretender Knappe ihn unterbrach.

“Drunten, Herr Vogt,“ begann dieſer, „am äußerſten Rande des Burggrabens, im Gebüſche läßt ſich ein jämmerliches Aechzen hören!

Aber der Thorwart will die Pforte nicht öffnen, weil es Abend ſei und nicht mehr geheuer.“

„Der alte Haſenfuß!“ entgegnete der Burgvogt. „Er ſoll ſogleich aufmachen und dann laßt zwei von Euch hinausgehen und ſehen, was das gehörte Aechzen draußen zu bedeuten hat.“

Der Knappe trat ab und der Vogt ſetzte ſeine Erzählung fort, als auf einmal drunten im Thore ſich ein lautes Geſchrei nach Hilfe erhob. Jetzt ſprang er erſchrocken auf, aber zu gleicher Zeit erhob ſich raſch auch der Blinde, die Binde abreißend und rief: „Nicht von der Stelle, oder du biſt des Todes!“ Der Burgvogt wollte dem Zurufe nicht gleich gehorchen, aber der Fremde faßte ihn mit kräftiger Fauſt, band ihm, da er ſich noch immer ſträubte, mit ſeinem Gürtel die Hände, befahl ſeinem Begleiter, ihn zu überwachen, und eilte dann, ein in dem Gemache hängendes Schwert ergreifend, hinab in den Burghof. Aber ſchon auf der breiten ſteinernen Treppe des Herrenhauſes kam ihm ein Knappe entgegen und rief ihm zu: „Wir ſind ſchon mit den Burgleuten fertig, edler Herr; den beiden Knechten, welche auf mein verſtelltes Wimmern herauskamen, warfen wir Schlingen um den Hals und riſſen ſie rücklings nieder; indes ſtürmten etliche von uns das Thor und entwaffneten die übrigen!“

„Bringt ſie herauf!“ entgegnete der Fremde und kehrte in das eben verlaſſene Gemach wieder zurück. Die Gefangenen kamen und wurden nächſt dem Burgvogt befragt, ob ſie nichts von einem hier gefangen gehaltenen Fräulein wüßten. Sie ſchwiegen, aber die verlegenen Blicke, welche ſie dem Vogte zuwarfen, beſtärkten den Fremden in ſeinem Verdachte.

„Freiheit und reicher Lohn,“ ſprach der Anführer der Sieger, „ſoll Euch werden, wenn Ihr mir die Wahrheit ſagt!“ Keiner gab einen Laut von ſich. Da ſprang der Fremde wild auf und rief:

„Wohlan, ſo ſollen Martern von Euch das Geſtändnis erpreſſen! Auf, Knappen, ſucht die Folterkammer auf, und quält ſie dort ſo lange, bis ſie geſtehen!“

Als die Knappen Anſtalt machten, ihres Herrn ſchrecklichen Befehl zu befolgen, entfiel mehreren Gefangenen der Mut, und ſie geſtanden, daß ſie von der Anweſenheit eines Fräuleins auf der Burg wüßten.

„Wo iſt ſie?“ rief der Fremde raſch und freudig aus, „führt mich

zu ihr!“ Und durch etliche dunkle niedrige Gänge gelangten sie in ein mit Gitterfenster versehenes Gemach. Da saß, den Kopf auf die Hand gestützt und das blasse Antlitz auf den Boden heftend, Gertrud. Erschrocken fuhr sie auf, als sich die Thüre öffnete.

„Gertrud!“ rief der Fremde, mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilend, und mit den Worten: „Mein Konrad!“ fiel ihm die erfreute Jungfrau um den Hals.

So hielten sie sich schweigend einige Minuten lang umfaßt, bis endlich Konrad das Stillschweigen brach und Gertruden um ihr bisheriges Geschick befragte. Sie war wirklich durch Leutolds Leute geraubt und hierher geführt worden. Der Graf empfing sie mit Zärtlichkeit, sie aber stieß ihn mit Abscheu zurück, worauf er sie in dies Gemach bringen ließ, mit der Drohung, sie müsse hier bleiben, bis sie seinen Wünschen nachgebe.

„Doch sprich, mein teurer Konrad!“ endete die Gräfin ihre Rede, „wie erfuhrst Du, daß ich hier schmachte, wie kamst Du herein? Ich hörte wohl seit etlichen Tagen Kriegslärmen um die Burg, aber erst noch heute früh sagte mir der Burgvogt, die Schwäbischen seien sieglos abgezogen.“

„So ist's auch,“ entgegnete Konrad, „aber die Burgleute waren so unbesonnnen, uns nachzusetzen, und das geriet ihnen gar schlecht; sie wurden umzingelt und schwerlich dürfte auch nur einer von ihnen entkommen sein. Denn des Gefechtes Ende erwartete ich nicht; mir fiel es plötzlich ein, wie gut ich dies Ereignis, um in die Burg zu kommen, würde benützen können, und darum eilte ich mit meinen Leuten rasch hieher, verbarg sie in dem Gebüsche unten am Berge, und ging, nachdem ich das Nötige mit ihnen verabredet hatte, von einem meiner Knappen begleitet, in dieser Vermummung, in der Du mich hier siehst, in die Burg.“

Ein kriegerischer Lärmen unterbrach hier den Ritter. Erschrocken fuhr Gertrud zusammen; er aber, sie beruhigend, sprach:

„Fürchte Dich nicht, meine Teure, das sind unsere Leute! Sie haben die Dillinger geschlagen und wollen nun die wehrlose Burg bestürmen. Hörst Du, schon hat das wilde Geschrei ein Ende, dagegen schmettern siegjubelnd die Hörner und Trompeten! Auf, unseren Freunden entgegen!“

Konrad hatte Recht gehabt. Die Schwäbischen waren's, welche nach

ſiegreichem Kampfe mit Leutolds Kriegern wieder vor die Burg gezogen waren, die ihnen natürlich ſogleich geöffnet wurde, und in der nun das Kriegsvolk ſich mit den geraubten Vorräten gütlich that.

Den andern Morgen zog alles wieder ab. Die Flammen der in Brand geſteckten Burg leuchteten zum Abzug, Konrad ſelbſt mit Gertrud eilte, ſo ſchnell er vermochte, dem väterlichen Schloſſe zu, wo er Luitgard und Bruno traf. Der letztere riet dem Bruder, die wiedergefundene Geliebte ihrem Vater für's erſte zurückzuſenden, und erbot ſich ſelbſt zu ihrem Geleitsmann. Dann wollte er des Eberſteiners Geſinnung wegen Konrads prüfen, und bei dem Grafen für ihn um ſie werben. Er meinte, der Eberſteiner werde jetzt gewiß keine Schwierigkeiten mehr machen, denn ſein Mut ſei mit ſeinen Hoffnungen geſunken, ſeit Heinrich zu Regensburg die ſchwäbiſche Herzogswürde an Friedrich von Büren verliehen habe.

Konrad willigte ein; die Liebenden trennten ſich, und unangefochten langte Gertrud mit ihrem Begleiter auf der Burg Eberſtein an. Sie fand ihren Vater über die Vereitelung ſeiner ſtolzen Entwürfe und über Heinrichs Undank ſo tief betrübt, daß kaum ihr unverhofftes Wiederſehen die finſtern, halb erſtorbenen Züge etwas aufhellen konnte. Bald bemerkte ſie, daß ein unheilbarer Gram an ſeinem Herzen nage; ſein ſtolzer Sinn war ganz gebrochen und ohne irgend ein Zeichen des Unwillens gegen Konrad zu äußern, vernahm er die Erzählung von Gertrudens Rettung. Ueberhaupt zeigte er eine immer mehr zunehmende ſtumpfe Gleichgiltigkeit gegen alles, was vorging; ſichtbar ſchwanden ſeine Kräfte dahin, und in wenig Tagen war Graf von Eberſtein eine Leiche.

Mit heißen Thränen beklagte Gertrud ihren Verluſt und führte den Winter über auf ihrer Veſte ein einfaches Leben, in das nur die Boten, die zwiſchen ihr und Konrad hin und her gingen, eine erfreuliche Abwechslung brachten.

Endlich kam der Frühling, der auch für die Gräfin von Eberſtein ſchönere Tage herbeiführte und ſie für immer mit ihrem Geliebten vereinte. Konrad war, wie mehrere andere ſchwäbiſche Edle, darüber hoch erzürnt, daß Rudolf ſich ſtets bei den Sachſen aufhalte und ſein Herzogtum dem Feinde offen daliegen laſſe; auch wollte er nicht gegen ſeinen Jugendfreund, den neuen Herzog von Schwaben, fechten. Friedſam ſaß er daher

auf seiner väterlichen Burg, nur allein darauf bedacht, wie er sein heimatliches Gau vor des Krieges wildem Sturme beschützen könne.

Da fiel Rudolf von Rheinfelden in der blutigen Schlacht am Elsterflusse, und sein Gegner Heinrich erschien nun in Schwaben, wo sich die meisten Herren und Edlen ihm unterwarfen. Klüglich verzieh er ihnen ihren früheren Widerstand und suchte sie durch Erteilung von Würden und Ländereien für die Zukunft an sich zu ketten. So erhielt auch Konrad von ihm die durch Popo's Tod erledigte Grafschaft im Remsgau und einen schönen fruchtbaren Landstrich am Gestade des Neckars zwischen Cannstatt und Eßlingen.

Als der Graf zum erstenmal diese seine neuen Besitzungen bereiste, gefiel die Aussicht auf dem dazu gehörigen Rothenberge seiner Gemahlin so wohl, daß er beschloß, hier eine Burg zu erbauen. Rasch schritt er zur Ausführung seines Plans und nach dritthalbjähriger Arbeit stand auf des Berges Gipfel eine feste, stattliche Burg, deren Kapelle am siebenten Februar 1083 vom Bischof Adelbert von Worms feierlich eingeweiht wurde.

Um seiner Gertrud feste Treue dadurch zu verewigen, nannte Konrad die Burg Wirtineberg, die Burg der Hauswirtin oder Gattin. Dritthalb Jahrhunderte wohnten seine Nachkommen auf ihr, bis endlich der Städter Wut sie zerstörte. Zwar erstand sie auf's neue aus ihrer Asche, aber nimmermehr in der alten Herrlichkeit, denn die Beherrscher des Landes verlegten ihren Sitz in das anfangs erwähnte Thal, wo im Jahr 1105 Bruno, nachdem er kurz vorher hauptsächlich durch seines Bruders Bemühungen zum Abte von Hirschau erwählt worden war, ein Schloß

erbaut hatte, und wo ſich nach und nach eine Stadt erhob, die nur durch ihren Namen noch an den alten Urſprung erinnert. Erſt unſere Zeiten haben des Berges Herrlichkeit erneut und ihn ſchmückt nun ein neues Denkmal zärtlicher Liebe, von einem der Nachkommen Konrads gebaut, der Tempel, der die ſterblichen Reſte der Königin Katharina Paulowna einſchließt, und deſſen goldenes Kreuz auf den Wanderer, der das ſchöne Thal durchzieht, im Sonnenglanze leuchtend herniederblinkt.

Das Kloſter Maulbronn.

Als noch das rohe Fauſtrecht in Deutſchland galt, freche Räuber allenthalben in den waldigten Gegenden unſeres Schwabenlandes hauſten, da ward auch der alte Salzgau, deſſen dichte Wälder noch jetzt die Spuren der alten Wildnis an ſich tragen, oft und viel von ſolchen Räuberhorden beſucht. Mit Schrecken betrat der friedliche Wanderer dieſe Gegend, und bekreuzte ſich ſchon von ferne, wenn er das Rauſchen jener Wälder hörte, that auch wohl ein Gelübde, ſollte er unverſehrt durchkommen; doch gar mancher Wanderer mußte nicht nur ſeine Habe, ſondern auch ſein Leben laſſen in dieſen Wäldern. Nichts wußten die Räuber zu ſchonen, auch fürchteten ſie ſich vor niemand; wenn da oder dort auch einer der Edlen des Landes heraufzog, um Rache an ihnen zu nehmen für das Blut der Erſchlagenen, ſo zogen ſie ſich zurück in ihre dichten Wälder, und kaum war er fort, ſo fing auch der alte Strauß wieder an. Nur ein Mittel konnte dem guten Wanderer Sicherheit in dieſer unwirtbaren Gegend ſchaffen, — die Nähe eines Kloſters. In einem Kloſter dachte man ſich den Wohnſitz aller Heiligen, und für beſonders heilig wurde die ganze Gegend umher gehalten; eine fromme Stiftung anzutaſten, ſchien auch dem roheſten Räuber ein unvertilgbares Verbrechen, darum mied er eine ſolche Nähe. Der Klang einer nahen Kloſterglocke wies jedes Schwert in die Scheide, und wenn abends Gottesfriede geläutet wurde, ſo fühlte auch der roheſte Räuber einen inneren Widerſtand zu frechen Thaten.

Da beſchloß der fromme Walther von Lomersheim, den das Blut ſo manchen Wanderers verdroß, dem frechen Unweſen ein Ende zu machen, und ein Kloſter in des Waldes Mitte zu bauen, damit hinfort ein freier Verkehr in dieſer Gegend ſein möge. Rüſtig ging's auch an das Werk,

der Wald wurde ringsumher gelichtet, damit das Auge eine freundlichere Anſicht gewinne, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt, und die nahen Steingruben mußten ſchöne Steine liefern.

Schon wölbte ſich auf dem ſtarken Grunde der ſchöne hohe Kreuzgang des Kloſters, und Walther von Lomersheim durfte ſich freuen, den Bau bald vollendet zu ſehen, da ſchon Mönche herbeikamen, um einen ſchon vollendeten Teil des Kloſters zu bewohnen. Doch die Räuber verdroß es, daß ſie aus dieſer ihrem Gewerbe ſo günſtigen Gegend ſollten vertrieben werden,

und ſie ſannen auf Mittel, wie ſie die Sache hindern möchten. Da, als ſie ſahen, daß man den Grundſtein zur Kloſterkirche legte, machten ſie ſich auf, um den Mönchen die Sache zu entleiden. Jüngſt, als die Arbeiter friſch ans Tagewerk gingen, kamen ſie, und begehrten die Mönche zu ſprechen. Sie bezeugten ihnen unumwunden ihre Unzufriedenheit mit dem Kloſterbau, und ihren feſten Entſchluß, ihn nicht vollenden zu laſſen; drohten auch mit Niederreißung dieſes Gebäudes.

Da trat ein ſchlauer Mönch hervor, und ſprach mit gar freundlichen

Worten: „Gebt euch keine Mühe, die Sache mit Gewalt zu hindern, denn wir wollen euch ſelbſt geloben, den Bau nicht zu vollenden. — „Es iſt ein Wort, das ſich hören läßt," ſagten die Räuber untereinander; doch wollten ſie des Mönches ſchnellem Worte nicht ganz trauen, und forderten zur Bekräftigung deſſen einen Eid, dagegen auch ſie verſprechen wollten, keine gewaltſame Hand anzulegen, wenn ſie nur anders den Bau nicht vollenden. Die Mönche ſchwuren, und die Räuber zogen arglos von dannen. Aber nichts deſto weniger ging's mit der Arbeit an dem Bau der Kirche friſch voran, und der Vollendung der Kirche fehlte nur noch ein Stein in der linken Seitenwand der Kirche; auch ließen ihn die Mönche wohlbedacht unten am Boden liegen. Die Kloſterglocke, die nun im Walde weit umher hallte, wollte den Räubern ein Zeichen vom Treubruch der Mönche ſcheinen, und ſie ſäumten nicht, von den Mönchen ſtrenge Rechenſchaft zu fordern. Da öffneten die Mönche die ſchöne Kloſterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag, und oben die Öffnung war, die noch auf den Stein zu warten ſchien, zum Zeichen, daß ſie ihren Eid gehalten hätten. Die Räuber ſahen ſich zwar hintergangen, doch konnten ſie auch nicht leugnen, daß die Mönche ihr Wort gehalten hätten, und mieden nun fortan dieſe Wälder, in denen ſie doch ihr Weſen nicht mehr ungeſtört hätten treiben können. Nun war's dem Wanderer wohl, wenn er durch dieſe Wälder zog, und der Klang der nahen Kloſterglocke mahnte ihn, ein frommes Wort zum Lobe Walthers zu ſprechen. Auch kehrte mancher Pilger ein, und beſchenkte das Kloſter reichlich für ſeine beſchützende Nähe.

Noch liegt in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Kloſterkirche die Steinplatte am Boden, unter der Öffnung, die die klugen Mönche gelaſſen hatten. Nicht weit davon ſieht man in Stein ausgehauenen Mörtel, Spate und Hacken und darob eine ſchwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten hatten.

Die Wallfahrtskirche zu Heslach
bei Stuttgart.

Geſtiftet um's Jahr 1235 von Rudolph von Kaltenthal, genannt der Waller.

Wer von dem freundlichen Stuttgart aus ſüdweſtlich hinaus wandert durch üppige Fluren, zwiſchen rebengrünen Hügeln und bewaldeten Hängen hin, dem Neſenbache entlang, ſeinem Urſprunge entgegen, dem winkt, wenn er das Dörfchen Heslach hinter ſich hat und den Krümmungen des ſchönen Waldthals eine Weile auf der Straße gefolgt iſt, von der Rechten bald ein Vorſprung der Filderfläche entgegen, welcher ganz den Charakter eines jener Berge trägt, die wir z. B. am Rhein oder an der Donau mit einer Burgruine gekrönt zu ſehen gewohnt ſind. Und in der That, die inſtinktmäßige Ahnung täuſcht uns hier auch nicht; denn wirklich ſtand auf jenem Abhang eine Burg der Herren von Kaltenthal. Die Burg, erſt im Jahre 1798 ff. abgetragen, erhielt vermutlich ihren Namen von dem kalten Thale, an dem ſie erbaut war, und in welchem das Dorf Kaltenthal liegt. Die Zeit der Erbauung der ehemaligen Burg iſt unbekannt und geht in das graueſte Altertum zurück, denn ſchon um's Jahr 1100 nach Chriſti Geburt kommt ihr Name vor, und als der Stammvater jener Familie wird ein gewiſſer Engelbold genannt, der um dieſe Zeit lebte, und deſſen Nachkommen im 13. Jahrhundert den Burggrafentitel annahmen. Ein Rudolph von Kaltenthal wallfahrtete im Jahr 1228 mit Friedrich II. von Hohenſtaufen gen Jeruſalem, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Dieſer Rudolph wurde aber nach vielem Elend, großer Drangſal und heißen Kämpfen von den Sarazenen bei Damaskus überwunden, und ſaß bis zum Friedensvergleich Friedrichs

mit dem Sultan von Egypten in ſchrecklichem Kerker gefangen, ſo daß er erblindet war, als er im Jahre 1231 ſeine Freiheit wieder erlangte. Trotz dem Schleier, der auf ſeinen Augen ruhte, wallte er nach den heiligen Orten Bethlehem, Nazareth und Jeruſalem, und brachte dort ſeinem Erlöſer das Gelübte dar: Ihm zur Ehre nach glücklicher Heimkehr eine Wallfahrtskirche zu bauen, die er auch wirklich erbaute und welche zweihundert Jahre lang in ſehr großem Anſehen ſtand.

Im Frühjahr 1228 zog Kaiſer Friedrich II., genannt der Stauffener, mit zahlreichem Heere nach dem heiligen Land, um dasſelbe zu erobern, oder wenigſtens die Stätte, wo der Erlöſer gelebt und geſtorben, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Viele vom ſchwäbiſchen Adel zogen mit und eine Augsburger Chronik zählt Edelnamen auf, die teils noch blühen, teils noch im hiſtoriſchen Andenken ſind, z. B. einen Herrn v. Hundbiß zu Senftenau, ferner die v. Neuhauſen, v. Rechberg, v. Hohenberg, v. Allmendingen, v. Wendlingen, v. Tübingen, v. Hohenlohe, v. Sontheim,

v. Königswart, v. Bockeneck, v. Enzberg, v. Ehningen, v. Sachſenheim, v. Erichſtein, v. Hailfingen, v. Kaltenthal u. ſ. w. Letzterer kam nach fünf Jahren wieder zurück. Im Jahre 1228 wurde er in einem blutigen Treffen, aus vier Wunden blutend, gefangen, mit einigen anderen auf ein Kameel gebunden und nach Damaskus gebracht, wo er ſiechend in dem unterſten Raume eines Erdgewölbes drei Jahre ſchmachtete, welches er ſelbſt folgendermaßen beſchreibt: „Im Namen des heiligen Wendelin lagerten wir müde und leidend an einem dürren Flüßlein, „Sirep“ benamet, das heißt auf deutſch Grenze. Unſere Roſſe waren ſchweißtriefend und die heißen Sonnenſtrahlen, unter welchen wir faſt bis zum Mittag hingeritten waren, hatten uns vor Durſt lechzend gemacht. Es war tröſtlich, ſchattige „Cedern“ und Waſſer zu finden. Sechshundert waren der Unſeren, „lauter Ritter und Edle“; kein Ungläubiger weitum, und ſicher fanden aller Augen den Ruhort.

Wir pflegten weidlich des Leibs uns und unſerer Tiere, keinen Feind ahnend noch fürchtend für heute, denn die Sonne wollte ſich ſchon neigen, nach deren Rüſtegang der Ungläubige nichts mehr beginnet, als ein friedlich Gebet zum Propheten. Die Nacht trat ein, aber nicht langſam, ſondern „poztus“ (plötzlich). Nach einer Stunde kalten neblichen Dunkels klärte der Himmel ſich auf, und meerſandig waren die Sterne zu ſchauen an dunkelblauer Decke; ich konnte wenig ſchlafen und ſchon ſtrahlte der Morgenſchein, als ich ſchlummern wollte, und mit mir alle Genoſſen. Da trieb die Frühluft einen Ton zu unſeren Ohren, als ob ein Geſchnaube häſſigen Odems uns umwehete, und als wir ſorgſam horcheten, vernahmen wir Waffengetöſe. Wir ſprangen empor und griffen nach den Waffen, und als wir uns umſchaueten, zog in großer Nähe ein zahlloſer Feindeshaufe ſtill heran, der anzuſchauen war, als ob der Boden woge. Mannhaft ſcharten wir uns, denn der Ungläubigen Frühdank gab uns hiezu Zeit. Da erſcholl ein Brüllgeſchrei, und in unfarbige Säcke gemummet ritten viele Tauſende auf uns heran, und warfen auf uns mit Spießen und Schleudern, über das Bächlein herüber. Des Treibens lachten wir, weil an unſeren Schienen und an unſerer Erzbrüſtung dadurch kein Schaden geſchah. Nachdem aber die Sonne wieder ſtieg, wurde uns ſchwül in Panzer und Helm, und gegen Mittag vermochten wir kaum noch zu ſtehen. Die Feinde dagegen ſchlugen nur ihre Säcke zurück und machten ſich leicht-

lich, auch fährlicher zum Angriff. Ihr Harren ließ auf Ankunft einer größeren Genoſſenſchaft ſchließen, weshalb wir ernſt uns dehnten und hoch die Klingen ſchwangen, unter deren Schärfe Mann und Tiere ſanken. Ihre Menge war aber gar groß, und wenn zehn verendeten, waren hundert beihanden. Plötzlich ſchwurrte von Mitternacht her ein viel größerer Reiterhaufe, als der, den wir eben bekämpften, drang in unſer Lager ein und mordete alles Lebendige, was er erreichen konnte. Es war kein Erbarmen, weder hüben noch drüben. Unſere Kraft ſchwand, nur wenig Streiter ſtanden noch ohne Wunden und viele ſchleppten die Feinde an Halsſchlingen als Gefangene davon, die ſie einzeln erhaſcht hatten. Die Ungläubigen hatten nämlich lange Stricke und Wurfleinen an ihre Pferde gebunden, welche oben einen laufenden Knoten und dehnbare Schlinge hatten, womit ſie nach unſeren Köpfen warfen, um uns damit zu fahen. Gelang ihnen ein ſolcher Wurf, ſo war jede Wehr unmöglich, weil man umgeworfen, davongeſchleppt und nicht ſelten erwürgt wurde.

Vierfach von Wurf- und Sehngeſchoßen verwundet, wurde ich matt, erlag und fiel gefangen in die Hände der Sarazenen, die mich alles Schmuckes baar machten, auf ein Kamel ſchnürten und ohne Speiſe und Trank nach Damaskus brachten. Zwei Tage dauerte der Weg dahin. Eine Unzahl ſtechendes Geſchmeiße ſaugte an meinen Wunden, daß ſich dieſelben hoch entzündeten, und meinen nackten Leib hatte die Sonnenglut ſchier blaſig gebrannt. Dabei erfror ich in den Nächten „faſt ſtarhig“ (ſtarr). Hernach wurde ich betaſtet, unterſchiedentlich wo ich ſchwürig war, gedrücket, dann mit einer Aezwurz geträufelt, bis alle meine Wunden vernarbt waren. Dann wurde ich in ein feucht Gehäus, in das kein Tageslicht ſchaute, auf morſch Stroh geworfen, und mit ſchwerer Kette an die Seitenwände geneſtelt, alſo, daß ich mühſam nur drei Gänge machen konnte auf dem unratigen Geröllboden. Meine Speiſe war Weißkohl und Maisbrot, mein Trank trüb Waſſer. Wenn Regen fiel, ſpülte ſich mein Kerker durch Flutung aus, dabei ſtand ich ſpannhoch im Waſſer, nach deſſen Abfluß ich neu Stroh bekam, ein friſch Wollkleid ohne Aermel und eine Schale Oel zur Salbung meines Körpers, wobei ich jedesmal zur Abtrünnigkeit vom chriſtlichen Glauben ermahnet wurde. Meine Arbeit war, an glattem Geriem mühlfertig zu ſein und Reis zu mahlen täglich ein

hoch Faß. Je am fünften Tag ward mir ein Raſttag vergönnt, und beim Vollmond bekam ich milde Azung und weiches Wurzelmus. Alſo trug ich, Rudolf von Kaltenthal, drei volle Jahre Sklavenketten und duldete unſägliche Leiden, bis eines Tages mich mein Kerkermeiſter entfeſſelte, an der Hand nahm und mich hinaufführte, wo friſche Luft mich wieder anwehte. Ich hörte deutſch Grußwerk, empfand ein längſt nicht mehr gefühltes Händewahren. Freundliche Fragen: Was ich heiſche? drängten mich, aber ach! das Licht meiner Augen war erſtorben, ich ſah ſie nicht, die

mich befreit hatten mit teurem Löſegeld. Ich heiſchte nichts, als einen ſicheren Wanderſtab und einen treuen Begleiter nach Jeruſalem, um knieen und anbeten zu können auf Golgatha. Und weil Fried geſchloſſen war mit dem Sultan des Landes, ward mein Verlangen mir gewährt. Ein ſtärkendes Bad reinigte meine Haut vom Moraſte, und mein Begleiter wurde der von Neufern. Ende des Jahres 1231 ſchritt ich an der Hand meines Freundes durch die Thore der heiligen Stadt und übernachtete in dem Spitale der heiligen Kreuzritter. Nachdem ich mich durch fünftägige Raſt gekräftigt hatte, wallte ich hinauf nach der Schädelſtätte, betete daſelbſt herzinnigſt zum Erlöſer, daß er meinem geiſtigen Auge erſcheinen möge, weil mein äußeres Auge nicht einmal das Land ſchauen konnte, wo er gewandelt. Und ich ſank in einen ſüßen Traum, in welchem mir der Göttliche erſchien in all' ſeiner einfachen Hoheit, wie ihn beſchrieben haben ſeine Jünger. „Herr!“ rief ich, „was muß ich thun, um einſt zu Dir zu kommen in Dein Himmelreich? Und er ſprach: „Wandle fromm und

glaube kindlich, ſo wirſt Du mich einſt ſehen in meiner Herrlichkeit!“ Dann ſchwand ſein Bild und verſcheucht war mein Traum. Etliche Tage darauf wanderte ich fürbaß hinaus nach Bethlehem, raffte daſelbſt Erde in einen Linnenfleck und band es auf mein Herze; darnach wallte ich nach dem Jordan, ſchöpfte davon in eine Muſchel und ließ dieſelbe verwahren vor dem Ausguß. Dann führte mich mein Begleiter noch einmal zurück nach dem heiligen Grabe, wo ich einen Splitter von dem Speer, womit Chriſtus geſtochen wurde, von den Vätern des heiligen Grabes zu heiliger Verehrung erhielt. Vergebung meiner Sünden erflehte ich kniefällig im Tempel, und gelobte: ſo der Heiligen Schutz mich ſtetiglich heimwärts begleite, ſo wolle ich ſtiften durch mein Vermögen und anderer Mildthat ein Kirchlein da, wo meiner Lieben Ruhort iſt, und wo dieſelben einer ſeligen Urſtänd harren. Und ſo Gott mir Gnade erzeigen wolle, meines Mitbringens dreifach Gut zu ſegnen mit Wunderkraft, ſo mög' er mir erhalten ein demütiglich Gemüt, daß ich und jedweder Geneſende ihm allein die Ehre gebe allſeitiglich und immerdar! Amen.

Drei Tage nach Oſtern 1232 pilgerte ich am Arme des Edlen von Neufern aus dem Mariamnenthor von Jeruſalem. Durch dornige Wüſten, die mit ſchulterhohen Brenndiſteln bewachſen waren, durch glutheiße Verſandungen, über kahle Felſen, wo jeder Tritt gefährlich war, zwiſchen Abgründen und ſtinkenden Stauen, über reißende und ſchlammige Flüſſe ſchwimmend, gelangten wir nach fünzig und etwelchen Tagen nach Byzanz (Konſtantinopel). Brüderlich labten und beherbergten uns allenthalben des Abendlandes Gläubige und ſteuerten ihr Scherflein treulich zu unſerer notloſen Heimfahrt. Neun Tagreiſen von Byzanz wallete ich ſtill dahin an der Leitgert meines Freundes. Schwülluft wehete, die unſere Füße gar ſehr ermüdete. Grauſig rollte der Himmel, Krachen war über unſeren Häuptern, als ob der Welt Ende nahe wäre, und ſchwerer Regen fiel herab. Ein dichtbelaubtes Gehölz ſchien endlich uns Obdach geben zu wollen, ſo lang der Guß währte; allein kaum lehneten wir an einem Stamme, als plötzlich ein Blitzſtrahl mit jähem Donnerſchlag den Baum zerſplitterte, an dem wir ruhten. Eine geraume Zeit lag ich wie betäubt, dann aber kam ich wieder zu Sinnen und rief nach meinem Genoſſen, allein Der war ſtumm und wie abhanden: ich ſuchte ihn tappend und

erfaßte ſeinen Körper nicht ferne von mir leblos auf dem Boden. Der Strahl vom Himmel hatte ihn erſchlagen. Da ſetzte ich mich zu ihm, den Tod vielmals wünſchend, und weinte drei Tage bei ſeinem Leichnam bitterlich, bis mir Moderluft ſein Verkümmern kündete und mich ermahnte, fürbaß zu gehen. Nun wühlete ich mit meinem Wallerſpieß eine Ruheſtatt in die Erde, nahm zu mir ſeine Habe und begrub ihn, wie es Chriſten geziemet, und ſtiftete über ihm aus Zweigwerk ein heilig Zeichen Dann verließ ich weinend den Ort, forſchte des fahrloſen Weges mit meinem Stabe und erreichte mühſam brüderliche Hütten und barmherzige Menſchen allerorten, die mich Blinden führten nach dem heimatlichen Land und bis ich wieder allerwärts deutſche Zunge vernahm. Gar ſeltſam wohl und wehe ward mir ums Herz, als ich endlich wieder nahe kam dem Ort, wo ich meine Kindheit verlebt hatte, denn als ſieder Mann und hilflos kehrte ich heim und vermochte nicht mehr die Berge und Felder meines Heimgangs, noch die Burg meiner Ahnen oder die darin weilenden Lieben zu erſchauen."

So erzählt, wenn auch nicht in denſelben Worten, der ſchwergeprüfte Ritter Rudolph von Kaltenthal. —

Als er von den Fildern und von Vaihingen her den Berg heruntersſtieg gegen Heslach, vernahm er einen Grabgeſang, ſchritt langſam demſelben nach, und erkannte die bekannte Stimme eines Prieſters. Als derſelbe ſeine Predigt und Rede geendet hatte, trat er als unbekannter Pilger hinan zum friſchen Grabe, fiel nieder auf die Kniee, küßte die Erde und rief mit ſchmerzlicher Gebärde und Ton: „Dieſer Stein zu meiner Rechten decket das Grab meines Vaters, und dieſes friſche Grab umſchließt die Theure, die mich geboren! Ich bin Rudolph von Kaltenthal, der Waller!" Freudig wehmütig umfaßten ihn ſeine Brüder, die eben die Mutter zur Ruhe beſtattet hatten. Ob dieſer mächtigen Gemütsbewegung wich plötzlich der Flor vor ſeinen Augen und vor ſeinem flimmernden Blicke lag im ſtillen ſonnigen Frieden das Totenfeld mit den Gräbern und Denkſteinen der Seinigen, er erſchaute wieder ſeine Berge, ſeine Thäler und ſeiner Kindheit ganze ſchöne Welt. Und abermals ſank er nieder, faltete die Hände, hob ſie hoch gen Himmel und rief: „Hier, hier, wo ſo viele Lieben ruhen, iſt heilige Erde, hier ſei auch fortan mein heilig

Grab!“ An der Hand ſeiner Brüder ſchritt er hinauf nach der Burg ſeiner Väter, wo er einige Tage weilte. Dann wanderte er als frommer Bettler umher, Gaben zu ſammeln für den Bau der Kirche, welche er damals in Jeruſalem ſeinem Gott gelobt hatte, denn ſein Erbgut war gering und wollte nicht weit frommen. Nach wenigen Monden ſchon kehrte der von Kaltenthal mit reichem Opfer zurück, ſo daß er von dem Erbſchenken auf Reinspurg eine „Reuth ob der mittleren Näſſe“ zwiſchen Stuttgart und Heslach um zehn Pfund Silber kaufen konnte, woran ein Herr von Tunzhof allein fünf Pfund ſteuerte und überdies eine Kanzel meißeln ließ von „Senftig Kram in Reutlingen“ mit lateiniſcher Schrift, welche zu deutſch etwa ſo geheißen haben ſoll: „Predigt allem Volk meine Lehre, auf daß ſich jedermann zu mir, ihrem Heiland, bekehre.“ Von Leonberg, Magſtadt und Herrenberg ſchickten die Grundherrn Feldfrüchte „zum Beſtverkauf“ des Vorhabens. Auch geſchah es, daß ein Israelit, von Buchhorn am See, kam, und ein klein Korn Erde vom heiligen Lande erkaufte um viel Geld.

Den 1. Juli 1235 unſerer Zeitrechnung wurde der Grund zu der gelobten Kirche gelegt und dieſelbe zwei Jahre ſpäter vollendet. Der Abt von Zollern weihte ſie am Tage des heiligen Michael. Und es geht die Sage, daß ein Stummer, der an dieſem Tage die Kirche betrat, ſeine Sprache erhalten haben ſoll, woher denn auch der Ort gar bald in den Ruf großer Wunder kam, ſo daß von nah und fern Kranke, Sieche und Elende herbeiſtrömten, um durch Gebet und Opfer Heilung zu erlangen. Das kleinſte Stäublein Erde vom heiligen Lande reichte bei den Gläubigen hin, um vor Hagel, Mißwachs, Ungeziefer und Diebſtahl geſichert zu ſein. Blödſichtige, Augenkranke und ſogar Blinde hofften durch einige Tropfen aufgeträufelten Jordanwaſſers Beſſerung und Heilung zu finden. Reuige Sünder ſuchten Vergebung ihrer Miſſethaten dadurch zu erlangen, daß ſie ſich mit dem heiligen Splitter des Speerſchaftes auf der Bruſt blutig ritzen ließen, und gegen Sünde und Wolluſt war eine Wallfahrt nach der „Heilig-Grab-Kapelle“ die ſicherſte Abwendung. Es ſcheint nun faſt, daß in der Nähe von Heslach ſchon vor der angegebenen Zeit eine Kapelle ſtand, welche der von Kaltenthal nur vergrößerte und in heiligen Ruf brachte. Denn die Burgherren von dem Raubneſt ob Heslach hatten ihr Begräbnis am gleichen Orte, auch lagen einige Adelsgeſchlechter, welche zu

Stuttgart wohnten, daſelbſt begraben. Später, etwa um's Jahr 1281, wurde die kleine Burg Kaltenthal in einer Fehde durch die Bürger Eßlingens erobert, weil ſie keine Wehrmannſchaft inne hatte, und der geringe Güterbeſitz der Familie erlaubte nicht, die an den Gebäulichkeiten gemachten großen Beſchädigungen wieder tüchtig herzuſtellen.

Im Jahre 1318 kamen Burg und Herrſchaft Kaltenthal an die Grafen von Wirtemberg, welche die Burg erweiterten und befeſtigten, ſo daß einer derſelben, Graf Ulrich, ein Sohn des Grafen Eberhard des Er-

lauchten, längere Zeit daſelbſt Hof hielt, wie mehrere Urkunden aus den Jahren 1342 und 1343 beweiſen, welche von dort datiert ſind. Im Jahr 1455 belehnte Graf Ulrich von Wirtemberg den Ritter Wolf v. Tachenhauſen mit dieſer Veſte und Zubehör, nachdem die Burg im Städtekrieg 1449 abermals eine Belagerung ausgehalten. Ein anderer Wolf von Tachenhauſen verkaufte 1550 dieſes Beſitztum einem Herrn von Struben-

hard, von deſſen Geſchlecht es 1593 an einen Herrn von Anweil überging; bei dieſer Familie blieben Burg und Schloßgut bis zum Jahre 1623, wo es an die von Remchingen verkauft wurde. Von dieſen kam es an die von Löwenſtern, und ein Friedrich Gottlob von Löwenſtern verkaufte das ganze Beſitztum 1709 an Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg. Aus des Herzogs Handen erſtand es noch im ſelben Jahre Rentamtprocurator Dr. Harpprecht, von deſſen Witwe es Regierungsrat von Pfeil erkaufte, welcher es 1741 abermals veräußerte an zwei Brüder Authenrieth, Metzger zu Stuttgart. In dieſer Familie erhielt ſich das Gut bis 1796, wo ein anderer Metzger Georg Konrad Authenrieth von Stuttgart es mit zehn Kaltenthaler Bürgern erſtand und das Beſitztum zerſtückelte. Die ſtattliche Burg ward allmählich abgetragen und aus ihren Steinen einige Bauernhäuſer auf dem Kaltenthaler Schloßberg erbaut, bis die Trümmer der niedergeriſſenen Burg und einige Grundſtücke mit einem Haus von genanntem Authenrieth an den Oberjuſtizprocurator Mörike und von dieſem an den Grafen v. Norman-Ehrenfels verkauft wurden, aus deſſen Händen ſie im Jahr 1831 ein Kaufmann Bohm erkaufte. Zur Zeit als dieſe Reſte einer einſt angeſehenen Herrſchaft an Bohm übergingen, waren die Burgtrümmer ſchon bis auf die ſteinerne Brücke über dem ausgemauerten Graben, einige Stücke Mauer und etliche Kellergewölbe zuſammengeſchmolzen. Dieſe ließ Bohm vollends abtragen und überdem den Sandſteinfelſen ausbrechen, worauf die alte Burg geſtanden, ſo daß ſchon 1837 von der einſt ſo anſehnlichen Veſte Kaltenthal nichts mehr ſtund, als ein Stück Mauer am ſüdlichen Graben, und ihr Andenken nur noch in der Sage fortlebte.

Mit dem Untergang der Burg Kaltenthal zerfiel auch, wie es ſcheint, die Wallfahrtskapelle bei Heslach, denn ein Marquard von Kaltenthal ſchenkte im Jahr 1321 ein Haus dem Stifte zu Stuttgart; wäre die Wallfahrtskirche noch im Flor geweſen, ſo wäre kaum dieſe Schenkung an die Heilig-Kreuz-Kirche gekommen. So viel iſt gewiß, daß man die „wohlgemetzten“ Steine derſelben von 1543 an zum Bau der alten Kanzlei verwendete. Ein Hans Lüdern, wohnend auf der obern Abwand (ſpäter Bollwerk) bei Stuttgart, der angeblich blind war, aber durch das Jordanswaſſer ſehend geworden ſein ſoll, ließ ein hohes Kreuz anfertigen, und pflanzte es zum ewigen Wahrzeichen auf dem hohen Bollwerke auf, wo er einen Garten

hatte. Man hieß es das „Leidelenkreuz“ und es wurde anfangs des ſiebzehnten Jahrhunderts abgebrochen. Ein anderer Bürger Stuttgarts, Namens Eberhard Horſten, hatte lange Jahre einen garſtigen Zungenausſatz; er wallete drei Tage nüchtern durch das Reinſpurger Thor nach Heslach in die Wallfahrtskapelle, wo ihm heiliges Waſſer auf die Zunge geträufelt wurde, und als er das dritte mal alſo gethan, fühlte er ſich beim Heimweg unter dem Thore geſund, worauf er ein Muttergottesbild fertigen und an das „Reinſpurger“ Thor befeſtigen ließ.

Dieſes Bild iſt ſpäter rot angeſtrichen worden, von welcher Zeit an es „Rotbildthor“ geheißen wurde.

Unter dem Bilde ſtand geſchrieben:

Wer preſthaft iſt an Aug, Fleiſch oder Knochen,
Der laß nicht lange Salb' und Kraut ſich kochen
Wall' gläubig nur hinaus zur Reuthkapell,
Er iſt geheilt zur Stell'.

Der Platz, worauf die Kapelle ſtand, wurde verkauft an einen Beheim, der auch Böhme hieß, daher der Ort „Böhmisreuthe“ benennet iſt, bis auf dieſen Tag. Vom Jahr 1502 iſt noch ein Lied vorhanden, nach welchem ein Bewohner der Reuthe alſo ſingt:

Wohn' auf einſamer Reuthe,
Zurück und vor iſt Wald;
Zu Thal hin wachſen Reben,
Linksauf iſt's Sommers kalt.

Birn', Äpfel, Nüß' und Zwetſchgen
Gedeih'n auf meiner Flur,
Gänſ', Enten geben Federn,
Hirſch Fell und Schafe Schur.

Hagbutz', Schafgarb und Holder
Auch Alterweiberſtrauß,
Salbei und Koriander
Wächſt hinter meinem Haus.

So hab' ich, wenn ich kranke,
Schweiß-, Kühl- und Labeguß,
G'würzpeter holt im Garten
Mein Weib zu Supp und Mus

Zwei Kuhtier geben Cider,
All' Jahr ein Kalbel Geld.

Zehn Hühner legen Eier,
Ein Butſchel wird gefällt.

Im Winter dreht die Spindel
Lieſ', Margreth und Kathrein,
Daß wir im Sommer haben
All Sonntag reines Lein.

Kein Nachbar macht mir bitter,
Was ich mit Fleiß erraffſt;
Werd' nicht in allem Werken
Von Tadelleut begafft.

Hab' Bub' und Maid im Banne,
Fried herrſcht in jeder Eck,
Nur unzufrieden brauſet
Manchmal der Wälzimdreck *).

Drum lieb' ich meine Reuthe
Mehr als dort drin die Stadt,
Wo man ob jeder Freude
Zehn ſcheele Neider hat.

Gottlob, daß ich gleich Böhme
Erſt vierzig Jahre alt,
Möcht' leben zwar nicht ewig,
Doch auch nicht ſterben bald!

*) Der Neſenbach.

Die Belagerung Stuttgarts im Jahr 1286.

Von Karl Pfaff.

Im Jahre 1286 traten an einem ſchönen Frühlingstage zwei Wanderer aus dem Walde auf die Höhe des Haſenbergs. Beide ſtanden noch in friſcher Jugendblüte. Schon auf den erſten Anblick aber erſchienen beide dem Ausſehen nach ſehr verſchieden. Der eine, deſſen rundes, freundliches Geſicht blonde Locken umwallten, hatte durch ſeine Körperfülle ſchon in Etwas das gewöhnliche Maß ſeines Alters überſchritten, und man konnte ohne vielen Scharfſinn vorausſagen, daß er einſt als Mann ſich durch Wohlbeleibtheit auszeichnen werde. Er hieß Konrad und war der Sohn des kunſtfertigen Panzermachers, Meiſters Berge, Bürgers und Richters zu Stuttgart. Sein Vater hatte ihn einige Jahre früher nach Nürnberg geſchickt, um ſich hier in ſeinem Gewerbe zu vervollkommnen. Sein Lehrherr war ein berühmter Meiſter, Chriſtoph Behaim, der Freund und Jugendgenoſſe ſeines Vaters, deſſen Sohn Martin ihn nun in ſeine Vaterſtadt zurückbegleitete.

Dieſer ſtand an Körperfülle ſeinem Freunde ziemlich nach, er war groß und ſchlank, hatte einen kräftigen Wuchs, breite Schultern und einen ſtarken Nacken. Das hübſchgeformte Oval ſeines Geſichts beſchatteten dunkle Haare, die braunen Augen waren feurig und beweglich, die Miene aber und das ganze Ausſehen des jungen Mannes zeugten von Sicherheit und Entſchloſſenheit.

Martin war heiteren Sinnes und kühnen Mutes; die Lebhaftigkeit ſeines Charakters riß ihn wohl auch zu heftigen, unbedachtſamen Handlungen hin, meiſt jedoch legte der Verſtand noch zur rechten Zeit der

Leidenſchaftlichkeit die Zügel an. Konrads gelaſſenes Teemperamnt ließ ſich nur ſelten aus der gewohnten Ruhe bringen; er gab vielmehr lieber auch da nach, wo er ſich bewußt war, Recht zu haben, nur um Streit zu vermeiden, und ſeine Gutmütigkeit ließ ihn erlittene Beleidigungen ſchnell wieder vergeſſen.

Die beiden jungen Leute waren bewaffnet, eine Vorſicht, die man zu jenen unruhvollen Zeiten bei einer etwas größeren Reiſe ohne Nachteil nie außer Acht laſſen durfte; jeder hatte ein Schwert an ſeiner linken Hüfte hängen, und ſtatt der Wanderſtäbe trugen ſie Spieße.

Draußen vor dem Walde ſtand eine ſteinerne Ruhebank. Als Martin

dieſe erblickte, rief er ſeinem Gefährten zu: „Komm, Konrad, laß uns Spieße und Ranzen ein wenig ablegen! Man hat von hier aus eine treffliche Ausſicht auf Dein heimatliches Thal und deſſen Umgebungen. Da ich nun doch einmal, aus Liebe zu Dir, mich bewegen ließ, meinen Aufenthalt für einige Zeit in demſelben zu nehmen, ſo möcht' ich mir für jetzt wenigſtens einen allgemeinen Ueberblick desſelben verſchaffen, und hiezu ſcheint mir dieſe Stelle ganz tauglich zu ſein."

„Du wirſt der Plätze, von welchen aus man unſer freundliches Thal überſchauen kann, noch mehrere finden," entgegnete Konrad, „ſieh nur einmal dort hinüber, wo die gewaltige Eiche weithin ihre Aeſte ausbreitet, dort, auf dem Eßlinger Berge, genießt man ebenfalls eines ſchönen Anblicks der Stadt."

Indes hatte Martin die Gegend noch näher betrachtet und ſprach: „Du haſt von Deinem heimatlichen Thale wahrhaftig nicht zu viel Rühmens gemacht, Konrad, es gefällt mir fürwahr recht gut. Drunten die blühenden Obſtbäume, die ſproſſenden Saaten und das friſche Grün der Wieſen, der Abhang der Berge mit Reben bekleidet und ihre Höhen mit Wäldern bedeckt, ein ſchöner Anblick, freundlich und abwechſelnd. An dem, was zu des Leibes Nahrung und Erquickung dient, wird es da drunten wohl nicht fehlen, und die Reben dort drüben, welche die Abendſonne ſo ſchön beleuchtet, ſollen uns, denk' ich, einen guten Labetrunk ſpenden."

„Daran fehlt es bei uns nicht," erwiderte ſein Gefährte, „und ich hoffe, Du wirſt das Nürnberger Bier darüber nicht vermiſſen. Denn Bier braut man keines bei uns; wir wiſſen das Getreide, welches die göttliche Güte uns beſcheert, beſſer anzuwenden, als zu einem ſolchen Gebräu, das nur zum Morgentrunk, mit gewürzhaften Kräutern vermiſcht, einem gut mundet."

„Ländlich, ſittlich," rief Martin lachend, „doch freut es mich, daß Du wenigſtens unſer Kräuterbier nicht verachteſt; wahrhaftig, auch mir würde es leid thun, wenn ich an dieſen ſonnigen Halden ſtatt des edlen Weinſtockes lange, dürre Hopfenſtangen wie Spieße emporragen ſähe. Eins aber fehlt Euch, das Waſſer; ich erblicke nur einige Seelein mit ſchilfbewachſenen Ufern, kaum groß genug für ein Dutzend Karpfen, und einen ſchmalen Bach, welcher kurzen Laufes in ſeinem vielfach gewundenen Bett dahin ſchleicht."

„Da haſt Du freilich recht," antwortete Konrad, „unſer Neſenbach iſt nur ein kleines Wäſſerlein, aber keine Stunde von der Stadt entfernt fließt der Neckar vorbei, der iſt nun doch ſchon viel größer als eure Pegnitz. Aber ſprich einmal, wie gefällt Dir denn, von hier aus geſehen, Stuttgart ſelbſt?"

Martin warf einen langen, prüfenden Blick auf die unten liegende Stadt, dann ſprach er: „Wenn man von Nürnberg kommt, Freund, iſt es ſchwer, hierüber ein recht unparteiiſches Urteil zu fällen. Die Häuſer ſtehen dichtgedrängt und manches ragt mit hohem Giebel aus der Mitte ſeiner Nachbarn hervor; ſtattliche Gebäude von größerem Umfang aber vermiß ich, das eine dort am Ende der Stadt ausgenommen." — Das iſt,"

erklärte ihm Konrad, „das gräfliche Schloß. Vor mehr als anderthalb hundert Jahren baute es Bruno, Domherr zu Speier, einer der erlauchten Vorfahren der Grafen von Wirtenberg. Damals ſollen nur einige wenige Häuſer hier geſtanden ſein, denn urſprünglich befand ſich ein Stutengarten im Thale, den vor langer Zeit ein Herzog von Schwaben anlegte. Die Gewölbe unter dem Schloſſe ſollteſt Du einmal ſehen, die ſind hoch und geräumig." — „Nun, für den vielen Wein, der hier herum wächſt, braucht man auch große Keller," ſagte Martin, „aber eins muß ich geſtehen, wohl verwahrt habt ihr eure Stadt, das ſind tüchtige Mauern und Türme, und außerdem erblicke ich in der Umgegend noch einige Schlöſſer, wie heißen dieſe?"

„Zunächſt vor uns," hub Konrad an, „auf der Anhöhe dort zur rechten Seite, erhebt ſich die Reinsburg; ſie iſt zwar von Umfang nur klein, hat aber dicke Mauern und iſt mit einem breiten, tiefen Graben umgeben. Weiterhin auf dem Bobſerberge dort drüben erblickſt Du die Weiſſenburg, das ſchönſte und größte der um Stuttgart liegenden Schlöſſer, mit hochragenden Mauern und Türmen; im Herrenhaus darin, einem anſehnlichen Gebäude, wohnen die Junker von Weiſſenburg, Dienſtleute unſerer Grafen. Dort weit in duftiger Ferne kannſt Du auch noch die Zinnen der Pragburg und an der Thalmündung die Burg Berg erkennen; hinter den Höhen liegen dann noch in ihrer Nähe die Schlöſſer Altenburg, Brie und Wartenberg."

„Ich muß geſtehen, an Burgen fehlt's auch nicht," ſprach Martin, „das muß ſchon ein zahlreicher, wohlgerüſteter Feind ſein, der es wagt, Stuttgart anzugreifen. Tüchtige, tapfere Krieger in dieſen Burgen könnten ihm den Angriff nicht übel entleiden. Nun aber, nenn' mir auch noch die beiden kleineren Orte, die im Thal liegen."

„Zunächſt bei der Stadt," erläuterte Konrad, „ſiehſt Du Immenhofen und drunten in der Thalſchlucht liegt Dunzhofen mit der Kirche zum heiligen Grab, welche von Pilgern fleißig beſucht wird, und darüber erhebt ſich eine kleine Burg gleichen Namens."

Während dieſes Zwiegeſprächs der Jünglinge hatten ſich allmählich die abendlichen Schatten über das Thal gelagert, und Konrad ermahnte ſeinen Freund zum Aufbruch, da ſie ſonſt leicht zu ſpät zum Nachtimbiß

kommen könnten. Rüstig schritten nun die beiden Wanderer vorwärts; bald waren sie im Thal angekommen, wo sie der Weg zwischen Gärten und Getreidefeldern hinführte, und endlich traten sie durch das obere Thor in die Stadt selbst ein. In der engen Straße, durch welche sie nun schritten, herrschte schon größere Dunkelheit, und Martin konnte nur noch bemerken, daß mehrere schmale Gäßchen in sie einmündeten. Aus ihr gelangten sie auf den Markt, damals den einzigen öffentlichen Platz, aber nicht einmal halb so groß wie jetzt. Konrads Vaterhaus lag daran, und schon war, als

sie eintraten, die Familie zum Nachtimbiß versammelt. — Obwohl die Treppe finster war, wußte Konrad doch die wohlbekannte Stubenthüre ohne Schwierigkeit zu finden, und als er eintrat, sprang Alles auf, Vater, Mutter, Schwester und Gesinde, das nach damaliger Sitte ebenfalls an dem Tische von Eichenholz saß, um welchen einige Bänke standen. Konrad stellte seinen Freund vor, welcher entschlossen sei, nun unter Meister Berge's Anleitung sich in seinem Gewerbe weiter auszubilden.

Herzlich grüßte ihn der Meister mit kräftigem Händedruck und sprach: „Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, denn an Arbeit wird es uns in den

nächſten Wochen nicht fehlen, es giebt manchen Harniſch auszubeſſern, manchen auch neu zu machen. Der lang erwartete Kampf iſt losgebrochen, und Stuttgarts Bürger werden dabei auch nicht hinter dem Ofen ſitzen bleiben. Doch davon wißt Ihr wahrſcheinlich noch nichts und ich muß es Euch alſo weitläufiger erklären." Die Meiſterin aber wußte beſſer, was den beiden Wanderern zunächſt not that, daher ſprach ſie zum Hausherrn: „Spar' jetzt Deine Worte, dazu iſt ſpäter noch Zeit, laß nur die jungen Leute zuvor ihren Hunger und Durſt ſtillen, woran es ihnen nicht fehlen wird."

Meiſter Berge ſah gleich ein, daß ſeine Frau recht habe, und ſchob deswegen ſeine weitere Erläuterung auf eine geeignetere Zeit auf. Die Jünglinge ſetzten ſich und es begann nun jene, zwar nicht feierliche, aber doch wohlthuende Stille, die jedesmal eintritt, wenn der Menſch die ungeſtümſten Forderungen ſeines größten Tyrannen, des Magens, zu befriedigen hat. Als aber dies geſchehen war, ſo mußte zunächſt Konrad ſeine Erlebniſſe, ſeit er das Vaterhaus verlaſſen hatte, erzählen, und hierdurch bekam Martin Zeit und Gelegenheit genug, die Familie, in deren Kreis er nun eingetreten war, genauer zu betrachten.

Der Meiſter war ein ernſter Mann, deſſen Haupt ſchon graue Haare bedeckten, doch ſchimmerte treuherziges Wohlwollen durch ſeinen Ernſt; er hatte einen verſtändigen Blick und ſeine Reden zeugten von vieler Klugheit. Die Hausmutter Gertrud erſchien als eine gutmütige Frau, welche aber ihrer Würde und Stellung, die ſie als oberſte Beſorgerin des Hausweſens innahm, wohl bewußt war und ihren Anſichten Geltung zu verſchaffen wußte. Der Sohn ſah ihr ſehr ähnlich und hatte auch ſeine Hinneigung zur Wohlbeleibtheit von ihr geerbt. Ihr zur Seite ſaß ihre Tochter Mechtild, Konrads einzige Schweſter. Sie war eine ſchlanke, hochgewachſene Jungfrau, mit wohlgeformten, rundlichen Armen; ihr Geſicht konnte man wenigſtens nicht regelmäßig ſchön nennen, denn die weder römiſch noch griechiſch geſtaltete Naſe erſchien etwas zu breit, und der Mund mit ſeinen friſchen roten Lippen war eher etwas zu groß als zu klein; es lag aber in dem Geſichte etwas Kindliches, eine gewinnende Anmut, welche einige Unregelmäßigkeiten in deſſen Bildung leicht vergeſſen ließ, und ein Paar klarer, verſtändiger Augen leuchtete daraus. Das braune Haar ſchmiegte

ſich feſt an die ſchöngewölbte Stirne und war hinten von einem Samthäubchen bedeckt. Das Mieder verhüllte zwar ſittſam, aber verbarg nicht zu ſehr die Reize des ſchlanken Wuchſes und des ſich entfaltenden Buſens; ein faltenreicher Rock fiel bis auf die Knöchel herab und ließ ein Paar niedlicher Füße ſchauen; der Stoff der Kleidung war einfach, nach der Sitte jener Zeit, meiſt aus ſelbſt geſponnener Leinwand, eine dreifache Schnur von rotfunkelnden Granaten aber der einzige Schmuck des Mädchens. Außer den bisher genannten Perſonen ſaßen noch eine Magd und zwei Schmiedknechte am Tiſch. Die Stube war mit Eichenholz getäfert, an den Wänden liefen Bänke herum, dem Tiſche gegenüber ſtand ein großer, mit glänzendem Beſchläge verſehener Kaſten, und ein irdener Ofen von anſehnlicher Größe bewies, daß auch für Schutz gegen die Winterkälte hinlänglich geſorgt ſei.

Nachdem der Nachtimbiß beendigt war, ſetzte die Hausfrau einen zinnernen Krug von beträchtlichem Umfang nebſt mehreren Bechern aus dem gleichen Metall auf den Tiſch, wünſchte Gatten, Sohn und Gaſt eine gute Nacht und entfernte ſich hierauf mit ihrer Tochter. Bald aber traten etliche Bürger herein, um ſich mit Meiſter Berge noch beim Becher vertraulich zu beſprechen:

„Wie's gute Sitt' im Schwabenlande."

Es waren dies zwei Richter, Heinrich Morhard, ein Kaufmann, und Konrad Franke, ein Waffenſchmied, der Metzgermeiſter Harigel und der Küfermeiſter Butz, lauter wackere Männer, deren Stimmen von Gewicht waren bei der Bürgerſchaft.

Nachdem die gewöhnlichen Grüße gegenſeitig ausgetauſcht waren und die Neuangekommenen einen tüchtigen Schluck aus den zinnernen Bechern gethan hatten, wandte ſich das Geſpräch ſogleich auf die gegenwärtigen bedenklichen Zeitumſtände. Es iſt hier der Ort nicht, den Verlauf dieſes Geſprächs ausführlicher zu berichten, doch muß ſein Hauptinhalt zum beſſeren Verſtändnis des folgenden notwendig angegeben werden. Es handelte von dem Verhältniſſe des Grafen Eberhard des Erlauchten von Wirtemberg zu dem deutſchen Könige Rudolph. Dieſer, ein geborener Graf von Habsburg, war nach jener unruhvollen, fehdereichen Zeit, welche in der Geſchichte unter dem Namen des großen Zwiſchenreichs bekannt iſt, im Jahr 1273 zum

Oberhaupte des deutſchen Reichs gewählt worden, und beſtrebte ſich nun mit eben ſo viel Kraft als Klugheit, Ordnung und Frieden in dem tief zerrütteten Reiche wieder herzuſtellen. Durch ſein Gebot aber, alle Reichsgüter, welche irgend jemand in der letztverfloſſenen Zeit an ſich geriſſen hatte, wieder herzugeben, machte er ſich viele deutſche Fürſten zu Feinden. Auch Ulrich der ältere, Bruder des Grafen Eberhard, gehörte zu dieſen, denn er hatte gleich ſeinem Vater, Ulrich dem Stifter, dem erſten Begründer der Macht des württembergiſchen Fürſtenhauſes, die Zeit des Zwiſchenreiches zur Vergrößerung ſeines Gebietes wohl zu benützen gewußt. Im Bunde mit mehreren anderen ſchwäbiſchen Fürſten ſetzte er des Königs Geboten offenen Widerſtand entgegen; Rudolphs raſcher, unerwarteter Angriff aber zwang ihn und ſeine Bundesgenoſſen zu ſchneller Unterwerfung (1275). Vier Jahre ſpäter ſtarb Graf Ulrich, als ſein Bruder Eberhard erſt vierzehn Jahre alt war. Dieſer ergriff jedoch mit feſter Hand die Zügel der Herrſchaft, die er nun ſechsundvierzig Jahre allein führen ſollte. Er ſchritt feſt auf dem von ſeinem Vater einmal betretenen Wege fort, geriet aber dadurch bald auch mit dem König Rudolph in Streit, beſonders als deſſen Plan, ſeinem Geſchlechte die Herzogswürde und ein anſehnliches Beſitztum in Schwaben zu verſchaffen, immer deutlicher hervortrat. Er geſellte ſich nun auch zu ſeinen Gegnern, welche zu Anfang des Jahrs 1286 mit Rudolphs Anhängern einen offenen Kampf begannen. Der König eilte zwar ſchnell herbei, und ſein Machtwort bewirkte, daß zu Ulm am 22. Februar die ſtreitenden Parteien Frieden ſchloſſen. Kaum aber war Rudolph wieder fort, als der Kampf noch heftiger als zuvor entbrannte und das Land ſchrecklich verheert wurde. Der erzürnte König ſammelte nun ein ſtarkes Aufgebot und es hieß, daß er die Abſicht habe, zuerſt auf den Grafen Eberhard von Wirtemberg, als ſeinen mächtigſten Gegner, loszugehen. Als ſich dieſe Kunde auch in Stuttgart verbreitete, entſtand hier eine ſtarke Bewegung. Es gab nämlich manchen, welcher meinte, die Stuttgarter ſeien nicht verpflichtet, dem Grafen beizuſtehen; denn dieſer beſitze ja die Stadt nur als Lehen vom König und vom Reich, und wenn er daher gegen erſteren kämpfe, ſo hätten die Bürger Fug und Recht ihm ihre Dienſte zu verweigern, und ſich an den Oberlehensherrn anzuſchließen, was ihnen vielleicht gar die Reichsfreiheit verſchaffen könnte.

Die größere Mehrheit ſtimmte jedoch dafür, daß man den Grafen nicht verlaſſen ſollte, und dieſer Meinung waren auch die ehrenwerten Bürger, welche ſich in Berge's Haus verſammelt hatten. Morhard beſonders erinnerte an die großen Verdienſte, welche die wirtembergiſche Fürſtenfamilie ſich um Stuttgart erworben und wie ſie namentlich deſſen Rechte ſtets geachtet habe. „Wem verdanken wir," ſprach er, „unſere feſten Mauern und Türme? hat ſie nicht der Vater unſeres jetzigen Herrn in der ſchlimmen Zeit voll Unruhen und Fehden, deren wir uns alle noch wohl zu erinnern wiſſen, aufführen laſſen? Welche Vorteile aber uns daraus erwuchſen, iſt jedem bekannt; im wilden Kriegsgetümmel wohnten wir ſicher hinter unſeren Mauern und mancher wackere Mann, den wir jetzt unſern Mitbürger nennen dürfen, wurde dadurch bewogen, zu uns zu ziehen, um in der unruhigen Zeit ſeines wohlerworbenen Eigentums in Sicherheit genießen zu können. Selbſt Edelleute, wie die Herren von Tagersheim und Thailfingen, verſchmähten es nicht, ihren Wohnſitz im ſichern Ringe unſerer Mauern aufzuſchlagen. So ſind wir zu einer ſtattlichen Gemeinde herangewachſen und alle Gewerbe haben zugenommen." Meiſter Franke aber meinte, Graf Eberhard brauche ſich nicht alles vom Könige gefallen laſſen, das württembergiſche Fürſtengeſchlecht ſei ſo mächtig und begütert als das habsburgiſche. „Wer weiß, was geſchehen wäre," ſprach er, „wenn im Jahre 1273, wo ſie in Frankfurt ſich zur Königswahl verſammelten, unſer ſeliger Herr, Graf Ulrich, noch gelebt hätte; er wäre wenigſtens ebenſo tüchtig zum Reichsoberhaupt geweſen, als der Graf von Habsburg."

Spät in der Nacht erſt trennten ſich die Freunde, nachdem ſie verabredet hatten, all' ihr Anſehen aufzubieten, die Bürgerſchaft völlig auf die Seite des Grafen zu bringen. Konrad und Martin hatten, freilich nur als aufmerkſame Zuhörer, dem Geſpräche bis zu ſeinem Ende beigewohnt. Einigemal zwar ermahnte ſie Meiſter Berge, ſich zu Bette zu begeben, da ſie der Ruhe wohl bedürftig ſein würden, er nötigte ſie jedoch nicht dazu, denn er erſparte ſich ſelbſt dadurch die Mühe, ſie mit den Zeitverhältniſſen bekannt zu machen; auch zweifelte er gar nicht daran, daß ſie auf ſolche Weiſe am beſten für ſeine und ſeiner Freunde Anſicht würden gewonnen werden, welche ſie dann auch unter ihren Genoſſen weiter ausbreiten könnten. Aber Martin hatte ſich durch all' die eifrigen und

gutgemeinten Reden der Bürger für ihre Anſicht noch nicht gewinnen laſſen. Geboren in einer Reichsſtadt, war er im Haſſe gegen die Fürſten aufgewachſen, deren immer weiter gehende Umgriffe während des Zwiſchenreichs auch die Reichsſtädte zu ihrem Nachteil zu fühlen hatten. Ihm ſchien der Anſchluß an die Partei des Königs klüger, als das Wagnis des Kampfes gegen denſelben, im Verein mit dem Grafen. Doch hütete er ſich wohl, dieſe Anſicht zu offenbaren, ſelbſt ſeinem Freunde Konrad teilte er ſie nicht mit; er wollte nicht gleich beim Eintritt in Meiſter Berge's Haus in ein unangenehmes Verhältnis mit dieſem geraten, vielmehr beſchloß er, ſich noch näher über die herrſchende Stimmung zu unterrichten, da es ihm ja immer freiſtand, Stuttgart wieder zu verlaſſen, ſobald es ihm hier nimmer gefiel. Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, ſchlief er zum erſtenmale in dem Hauſe ein, das ſeine zweite Heimat werden ſollte.

In den nächſten Tagen beſuchte Konrad Freunde und Verwandte und machte ſie auch mit Martin bekannt. Nach vollendeter Tagesarbeit gingen die Jünglinge in die Trinkſtube der Schmiede, zu deren Zunft ſie gehörten, und der Nürnberger wußte ſich nicht nur durch heitere Laune zu empfehlen, ſondern auch durch Kraft und Klugheit Achtung zu verſchaffen. Wenn er Sonntags, das Schwert an der Seite, ſtattlich durch die Straßen einherſchritt, blickte manches ſchöne Auge ihm nach; ſelbſt Mechtild ſtellte ſich bisweilen heimlich an's Fenſter und folgte ihm mit ihren Blicken, bis er an der Straßenecke verſchwand. Der Jüngling hatte ſich beim Meiſter und bei Frau Gertrud beliebt zu machen gewußt, gegen dieſe zeigte er ſich ehrerbietig und dienſtfertig, und beim Arbeiten fleißig und geſchickt. Daher wurde er einige Wochen nach ſeiner Ankunft ſchon als ein Mitglied der Familie betrachtet, und darnach geſtaltete ſich auch ſein Verhältnis zu Mechtild. Die Jungfrau war in ſtrenger Eingezogenheit aufgewachſen. Selten, nur bei feſtlichen Gelegenheiten, trat ſie mit den Ihrigen in den größeren Kreis der Freunde und Bekannten; ſonſt war ſie faſt allein auf den Umgang mit ihren Geſpielinnen beſchränkt. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn ſie Wohlgefallen fand an dem ſtattlichen Jüngling, welcher mit Ausnahme ihres Bruders ihr näher ſtand, als irgend ein anderer junger Mann; ein lebhafteres Gefühl für ihn aber war in ihrer Bruſt damals noch nicht erglüht. Auch Martin zeigte ſich höflich und freundlich gegen die

Tochter ſeines Meiſters, er dachte aber nicht daran, daß er je in ein näheres Verhältnis mit ihr treten werde; obgleich es ihm in Stuttgart wohl gefiel, war er doch geſonnen, nach einiger Zeit wieder in die Heimat zurückzukehren und dort ſich häuslich niederzulaſſen.

Das längere Zuſammenleben im engen Familienkreiſe aber brachte die beiden jungen Leute einander immer näher. Martin ſah Mechtild täglich bei ihren häuslichen Verrichtungen, wo ſich das weibliche Geſchlecht am unbefangenſten und daher auch am liebenswürdigſten zeigt, und ſie hörte gar oft das Lob ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit aus des Vaters Munde, während der Bruder ihr von ſeinem Freunde ebenfalls nur Lobenswertes erzählte. Unter ſolchen Umſtänden bedarf es oft nur eines ſcheinbar geringfügigen Ereigniſſes, um die ſchlummernde Neigung in der Bruſt zu wecken, und ein ſolches kam auch hier.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hatte Stuttgart ſeinen eigenen Adel; die **Herrn von Stuttgart** waren Dienſtleute der Grafen von Wirtemberg. Damals lebte in hohem Alter Rugger von Stuttgart, ein Mann, der durch getreue Dienſte ſich die Gunſt ſeiner Herrn, durch Freundlichkeit und Eifer für das Gemeindewohl die Zuneigung der Bürger erworben hatte. Aber er lag ſeit einiger Zeit an einer ſchweren Krankheit

darnieder, und das Herzeleid, welches ihm ſein Sohn Anſelm verurſachte, nagte an ſeinem Leben faſt noch mehr als die tückiſche Krankheit. Junker Anſelm führte ein zügelloſes, ausſchweifendes Leben, und nur die allgemeine Achtung, in welcher ſein Vater ſtand, machte, daß man ihn noch in der Stadt duldete. Seit einiger Zeit hatte er auch ein Auge auf Meiſter Berge's Tochter geworfen, und um ſie für ſich zu gewinnen, ſchickte er eine Perſon aus, welche ihm in dieſer Hinſicht ſchon früher Dienſte geleiſtet hatte. Es war ein Weib, —

„— — — — wie auserleſen,
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen",

von widerlichem Ausſehen, häßlich und verwachſen, mit ſchielenden, tückiſchen Augen. Man nannte ſie die alte Helkraphzin; im Hauſe des Meiſters Berge hatte ſie ſeit längerer Zeit Zutritt, weil ihr verſtorbener Gatte deſſen Jugendgenoſſe geweſen war, und durch ihr einſchmeichelndes, unterwürfiges Weſen wußte ſie ſich namentlich bei Frau Gertrud zu empfehlen. Sie erhielt von der Meiſterin manches Geſchenk, manchen guten Biſſen und Trank, und darum legte ſie auch ihrer böſen, allgemein gefürchteten Zunge in Rückſicht auf ſie und ihre Familie Zügel an und entſchädigte ſich für dieſen Zwang nur im Kreiſe ihrer vertrauteſten Freundinnen, wo ſie dann freilich auch um ſo ſchonungsloſer von Gertrud und ihren Angehörigen ſprach. In der neueſten Zeit ſuchte ſie ſich vornehmlich bei Mechtild einzuſchmeicheln und unterhielt ſie beſonders von Junker Anſelm, von dem Reichtum ſeines Geſchlechtes und von der Pracht ſeines väterlichen Hauſes. Behutſam ſchritt ſie vorwärts, darum aber auch langſam, viel zu langſam für Anſelms Begierde. Obgleich ſie dieſem ſtets günſtige Nachrichten von ihren Erfolgen brachte, ſo ſchalt er ſie doch und begehrte immer dringlicher, daß ſie ihm eine Zuſammenkunft mit Mechtild verſchaffen ſollte. Der ſtolze Junker meinte, wie das wohl heutzutage bisweilen auch noch geſchehen mag, wenn er nur Gelegenheit bekomme, ſich in ſeiner liebenswürdigen adeligen Perſönlichkeit zu zeigen, werde er das Bürgermädchen leicht erobern können.

An einem Abende ſaß Mechtild einſam in der Stube, mit Spinnen beſchäftigt, Vater und Mutter waren ausgegangen. Konrad befand ſich in der Trinkſtube, nur Martin hämmerte noch drunten in der Werkſtätte, denn der Meiſter hatte ihm die Verfertigung eines vom Grafen Eberhard be-

ſtellten Harniſches übertragen, der bis zum nächſten Tag abgeliefert werden ſollte. Er arbeitete raſch darauf los, denn er ſehnte ſich, in die Geſellſchaft ſeiner Freunde zu kommen. Von Zeit zu Zeit aber warf er auch einen Blick auf den immer dunkler werdenden Marktplatz. Da gewahrte er einen Mann, welcher, dicht in ſeinen Mantel gehüllt, mit raſchem Schritt dem Hauſe Meiſter Berge's zueilte. Martin wurde aufmerkſam, leiſe näherte er ſich der Thüre der Werkſtätte und öffnete ſie ein wenig. Da hörte er an der Treppe flüſtern und meinte, die, wenn gleich möglichſt unterdrückte, doch immer noch bemerkbare kreiſchende Stimme der alten Helkraphzin zu vernehmen. Dieſes Weib war ihm, ſeit er ſie zum erſtenmale erblickt hatte, zuwider geweſen und er faßte ſogleich einen ſchlimmen Verdacht, als er ſie mit ihrem Begleiter die Treppe hinaufſchleichen hörte. Nur wenige Minuten beſann er ſich, was hier zu thun ſei; hierauf ſtieg er ſo ſtill als möglich die Treppe hinan, aus der Wohnſtube tönte ihm das Gekreiſch der Helkraphzin entgegen und raſch öffnete er die Thüre.

Todesbleich ſtand Mechtild am Fenſter, wo das alte Weib mit grinſender Freundlichkeit zu ihr ſprach; Junker Anſelm aber hatte ſich an den Tiſch gelehnt und ſeine Blicke ruhten gierig auf der Jungfrau. Beim Geräuſch der aufgehenden Thüre wandte er ſich um und rief zornig: „Was habt Ihr hier zu thun, unverſchämter Geſelle?“ Martin aber war nicht der Mann, der ſich durch eines Junkers herriſche Rede ſchrecken ließ. „Dieſe Frage richte ich an Euch, Junker,“ entgegnete er, „es iſt ſchlechte Sitte, in Abweſenheit der Eltern ins Haus zu dringen und ein armes Mädchen ſo zu erſchrecken; darum entfernt Euch auf der Stelle mit der Kupplerin dort.“ Dieſe aber hatte ſich ſchon der Thüre zugeſchlichen und eilte raſch die Treppe hinab. Der Junker ſchien ſich zu beſinnen, ob er den frechen Geſellen nicht züchtigen ſollte; als er aber den kräftigen Jüngling näher betrachtet, hielt er es für klüger, ſich ebenfalls zu entfernen; er ſchritt möglichſt ſtolz zur Thüre, warf einen Blick der Verachtung auf Martin und ſprach: „Deine Unverſchämtheit ſoll Dir ſchlimm bekommen, grober Geſelle!“

Als er fort war, trat Martin der Jungfrau näher, welche noch immer bleich und zitternd am Fenſter ſtand. „Gott ſei Dank,“ ſprach er, „daß ich noch zur rechten Zeit kam, um Euch aus den Klauen des Buben zu erretten. Aber faßt Euch, liebe Mechtild, der ſoll Euch Euer Haus nie mehr betreten,

ſo lange ich darin verweile.“ Da trat raſchen Schrittes und erſchreckt Frau Gertrud herein; „was iſt vorgefallen?“ rief ſie; „eben ging ich an einem Manne vorbei, der fluchend an mir vorübereilte und mich beinahe umgerannt hätte; er ſchien aus unſerem Hauſe zu kommen.“ Martin erzählte ihr den ganzen Vorfall und Gertrud ließ ihrem Zorn — über die alte Hexe und den liederlichen Junker — freien Lauf. Martin ſelbſt, ſo erzürnt er über beide Perſonen war, ſuchte ſie zu beſchwichtigen und ſtellte ihr vor, es würde beſſer ſein, den Vorfall geheim zu halten, denn wenn er bekannt würde, könnte die Ehre ihrer Tochter darunter leiden. Das ſah Frau Gertrud auch ein, ſchwur aber, weder der Junker, noch die alte Kupplerin ſollten jemals wieder über ihre Schwelle treten. Dies geſchah auch nicht, die Helkraphzin ließ ſich nie mehr im Hauſe blicken, und der Junker wußte ſich ſchnell zu tröſten, denn: Junkerlieb' und Maienſchnee dauern nicht lang und thun doch weh!“ Die Liebe vergaß er bald, nicht ſo die Rache.

Mechtild hatte für Martin nur wenige, aber innige Worte des Dankes; um ſo reichlicher war der Dankbarkeitserguß ihrer Mutter, und gerne hätte ſie den Vorfall ihrem Gatten mitgeteilt; nur die Furcht, dieſer möchte im Zorn darüber einen unbedachtſamen Schritt thun, hielt ſie zurück. Meiſter Berge hätte freilich aus dem Benehmen ſeiner Frau und Tochter gegen den Nürnberger beim Nachtimbiß merken können, daß etwas Beſonderes vorgegangen ſein müſſe; er war jedoch zu viel mit den wichtigen Angelegenheiten des Tages beſchäftigt, über welche er ſich mit ſeinen Freunden an dieſem Abend wieder eifrig beſprochen hatte. Konrad aber war von der Sache noch vor dem Nachtimbiß durch ſeine Schweſter unterrichtet worden, und hatte ihr feierlich verſprochen, ſie zu verſchweigen.

Einen guten Teil der Nacht brachte Martin noch damit zu, den Harniſch zu vollenden. Der Schlummer hätte ja doch ſeine Augen geflohen, und während er mit Hammer, Meiſel und Feile ruhig hantierte, fand er auch noch Zeit, über ſich und die neue Geſtaltung ſeines Verhältniſſes zu Mechtild nachzudenken. Er ſelbſt hatte ſich für ihren Beſchützer erklärt, und ſie, ſtillſchweigend wenigſtens, ſein Anerbieten angenommen; dies war ein entſcheidender Schritt. Raſch, vielleicht zu raſch hatte er ihn gethan, wer aber hätte auch die bleiche, zitternde Jungfrau anſchauen können, ohne

ſo wie er zu handeln! So zog die Liebe in des Jünglings Herz ein und auch Mechtilds Herz wurde von Gefühlen bewegt, die ihr früher unbekannt waren. Obwohl in dem äußerlichen Benehmen beider Liebenden gerade keine beſonders ſichtbare Änderung eintrat, ſo hätte ein aufmerkſamer Beobachter doch bald bemerken können, welche Veränderung in ihrem Innern vorgegangen war. Ihre Blicke ſagten, was ſie in Worten noch nicht auszuſprechen wagten, Mechtild aus jungfräulicher Scheu, Martin, weil er nicht wußte, wie der Geliebten Eltern ſeine Bewerbung aufnehmen würden. Aber die Zeitumſtände, welche ja ſtets gewaltiger als menſchliche Kraft wirken, führten raſcher, als die Liebenden hofften und erwarten mochten, eine Entſcheidung herbei.

Der September war indes herangekommen und mehr und mehr hatte ſich das Kriegsgetümmel der Stadt Stuttgart genähert. Der Entſchluß des Grafen Eberhard, ſich im feſten Ringe ihrer Mauern gegen die ihn drängende Übermacht zu verteidigen, war bekannt geworden und täglich erwartete man ſeine Ankunft. Am 19. September hielt der Graf ſeinen Einzug durch das Dunzhofer Thor. Vogt, Rat und Gericht ſtanden hier, ihn zu empfangen, die bewaffnete Bürgerſchaft ſchloß ſich an ſie an. Es war eine ſtattliche Schaar; jeder hatte den friſchgeputzten, glänzenden Harniſch an; die einen waren mit ſcharfen Schwerten, die andern mit ſchweren Streitkolben, viele auch mit Spießen bewaffnet. Getrennt von ihnen ſchaarten ſich die Geſellen der verſchiedenen Zünfte, je unter ihren Anführern, von denen auch Martin einer war; denn ihn hatte die Schmiedzunft in dieſem Kampfe zu ihrem Führer gewählt. Zwiſchen den Bewaffneten trieb ſich die Jugend herum, welche, mit der nahenden Gefahr unbekannt, ſich an dem ihr ungewohnten Anblick erfreute. Die Fenſter der nahe gelegnen Häuſer waren gedrängt voll von Frauen und Jungfrauen.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte man draußen Trompetengeſchmetter, das bis dahin verſchloſſene Thor öffnete ſich und herein ritt an der Spitze ſeiner Krieger Eberhard der Erlauchte, Graf von Wirtemberg, damals noch ein Jüngling von einundzwanzig Jahren. Er ſaß auf einem Streitroß von kräftigem Bau und ſtarken Gliedern; ſein ganzes Ausſehen kündigte den Herrſcher an: die gewölbte Stirne, unter welcher ein Paar feuriger Augen hervorblitzte, vor deren ſcharfem durchdringendem Blick

jeder unwillkürlich ſeine Augen niederſchlug, die ſtark hervortretende Adlernaſe und der Mund mit den feſtgeſchloſſenen Lippen. Nur die vollen Wangen, das rundliche Kinn und der eben aufſproſſende Bart, welcher das Kinn, die Oberlippe und die Wangen bedeckte, zeugten von der Jugend des Grafen, denn auch ſein Blick war männlich und ernſt. Er trug einen ſchwarzen, mit ſilbernen Buckeln beſetzten Harniſch, denſelben, welchen Martin verfertigt hatte. Ein breites, langes Schwert hing ihm von der einen, ein Dolch von der andern Hüfte herab. Einige Minuten überſchaute er, das ungeduldig in die Zügel beißende Pferd mit ſtarker Fauſt anhaltend, die um ihn ſich drängende Menge, dann ſprach er mit lauter Stimme: „Treue und wackere Bürger meiner Stadt Stuttgart, ich freue mich ſehr, euch ſo zahlreich im Waffenſchmuck um mich verſammelt zu ſehen und mit euch die kräftige Jugend der Stadt. Ihr wißt, daß ich von ſtarker Heeresmacht bedroht bin, welche mein väterliches Erbe mir zu entreißen gekommen iſt. Aber ich werde es verteidigen bis auf den letzten Blutstropfen. Iſt Gott mein Freund, ſo mag alle Welt mich anfeinden. Doch auf euren Beiſtand trau ich feſt; ſo ſprecht denn, wollt ihr mich in dieſem Kampfe nicht verlaſſen?“

Ein donnernder Beifallsruf antwortete der Rede des Grafen, deſſen ernſte Züge ſich ſichtlich aufheiterten, und hervor trat Konrad Amrain, der Schultheiß, und verſicherte den Grafen, die Bürger Stuttgarts ſeien entſchloſſen, treu bei ihm auszuharren. Dankend reichte Eberhard dem Schultheißen die Hand und ſprach: „Das will ich ihnen nie vergeſſen.“ Hierauf grüßte er die Verſammelten und wollte weiter reiten. Als er aber den Meiſter Berge erblickte, winkte er ihn zu ſich und ſagte: „Euch bin ich noch beſonderen Dank ſchuldig, Meiſter, denn Ihr habt mir ja einen trefflichen Harniſch geliefert. Geſtern erſt erprobte ich ſeine Güte, die ſchweren Bolzen der Armbrüſte haben kaum eine Spur darauf zurückgelaſſen.“ — „Erlauchter Herr Graf,“ entgegnete der Angeredete, „Euer Lob gebührt nicht mir, ſondern meinem Geſellen dort, welcher den Harniſch verfertigte. Er iſt ein gar geſchickter Arbeiter und auch ſonſt ein wackerer Junge, der Sohn eines meiner Jugendfreunde, des kunſtreichen Meiſters Behaim zu Nürnberg.“ — „Ein Reichsſtädter alſo,“ ſprach der Graf lächelnd, „nun, das hätt' ich nicht geglaubt, daß ein ſolcher mir eine ſo tüchtige Wehre verfertigen

würde. Wenn Euer Geſelle da iſt, ſo ruft ihn doch einmal herbei.“ Martin kam und auch ihm reichte der Graf die Hand, indem er ihn ſcharf betrachtete. „Der Harniſch alſo,“ ſagte er hierauf, „iſt Euer Werk, er hat mir ſchon gute Dienſte geleiſtet, und ich werde dergleichen Rüſtzeug noch mehr brauchen. Wenn Ihr Euch daher in Stuttgart anſiedeln wollt, ſeid Ihr mir willkommen; an einem Ehegeſpons wird es Euch nicht fehlen. Jungfrauen, ſchön und tugendſam, treu und häuslich, giebt es in Stuttgart nicht wenige.“

Noch einmal grüßte hierauf der Graf die Verſammelten und ritt dann raſch dem Schloſſe zu. Jetzt erſt erhob Martin recht den Blick und ſchaute ihm nach. Meiſter Berge und ſeine Freunde aber umringten ihn und wünſchten ihm Glück. Der Jüngling fand, daß er dem erſehnten Ziele einen bedeutenden Schritt näher ſtehe; des Grafen Fürſprache, hoffte er, werde ihm nicht fehlen, und er gelobte deshalb in ſeinem Innern, deſſen Sache treu und mutig zu verteidigen.

In ſeiner Freude bemerkte er den Reiter nicht, der, an ihm vorbeieilend, einen Blick voll finſteren Grimmes und tückiſcher Schadenfreude auf ihn warf. Es war Junker Anſelm, den des Vaters ſtrenges Gebot hinaus getrieben hatte in das Feldlager, welches er nun gerne wieder mit dem behaglicheren Aufenthalt in Stuttgart vertauſchte, wo er neben neuen Vergnügungen auch die Befriedigung ſeiner Rache zu finden hoffte.

Das Erſcheinen des Grafen Eberhard aber hatte ihm nicht nur Martins Herz gewonnen, ſondern auch in Stuttgarts Bürgern die letzten Zweifel unterdrückt, was ſie thun ſollten. Er hatte ſein feſtes Vertrauen auf ſie öffentlich ausgeſprochen; dieſes zu täuſchen ſchien ihnen eine arge Schande, zumal jetzt, wo er von mehr als einer Seite ſchwer bedrängt wurde.

„In Fährden und in Nöten zeigt erſt das Volk ſich ächt“, ſagt ein vaterländiſcher Dichter und ſein Ausſpruch hat ſich zu allen Zeiten erprobt. Ein deutſcher Fürſt, der ſich vertrauensvoll ſeinem Volke naht, iſt auch in der größten Not nicht verlaſſen. Des Volkes Liebe iſt ſtärker als jede Mauer, das haben Stuttgarts Bürger im Jahr 1286 bewieſen. Wohl dem Fürſten, der dieſe Liebe zu verdienen weiß.

Seit Graf Eberhard in Stuttgart angekommen war, am nämlichen

Tage, wo König Rudolph mit einer beträchtlichen Heerschaar in Eßlingen einrückte, seitdem rüstete man sich hier auf's eifrigste zur Gegenwehr. Mauern und Türme, Zwinger und Gräben wurden auf's genaueste untersucht und was sich daran schadhaft fand, ausgebessert; auf die Mauern und Türme stellte man die Wurfgeschosse und häufte Steine und Balken neben ihnen auf; von den Stadtthoren aber blieb für jetzt nur das obere Thor unverrammelt. Eberhard selbst sah fleißig hiebei nach und beschleunigte durch ermunternde Worte und Lobsprüche die Arbeiten. Nirgends ging es aber wohl geschäftiger her, als in der Werkstätte des Meisters Berge, denn noch manches Rüstungszeug mußte ausgebessert, noch manches neu gemacht werden.

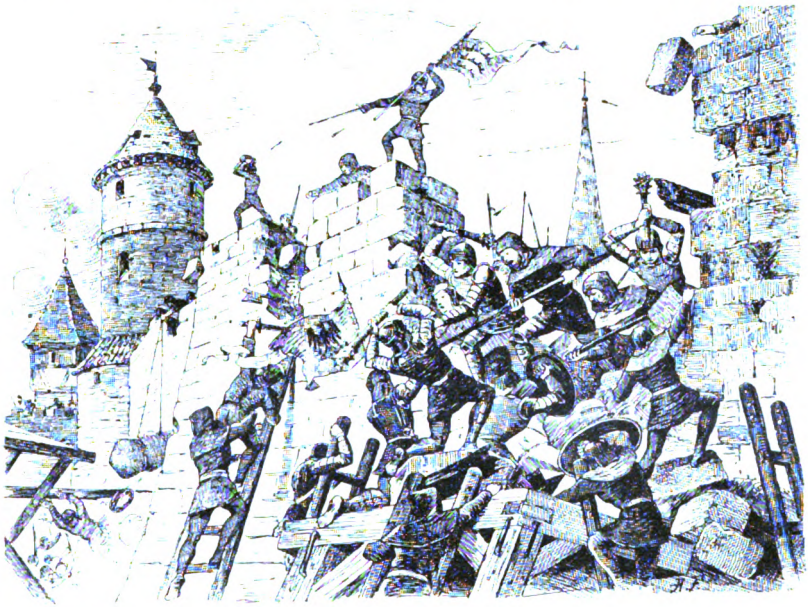
Am 23. September 1286 erschien König Rudolph mit seinem Heere vor der Stadt und schlug sein Lager auf dem Eßlinger Berge auf. Sein eigenes Zelt erhob sich unter der alten Eiche, welche Konrad vom Hasenberg aus seinem Freunde gezeigt hatte, und sie hieß deswegen seit dieser Zeit die Königseiche. Rings umher standen Zelte und Hütten in Menge, und das Ganze war gegen plötzliche Überfälle mit Wagen und Karren umgeben, welche man durch Ketten fest verbunden hatte; daher heißt die Halde, wo das königliche Lager stand, bis auf den heutigen Tag die Wagenburg.

Die Belagerung wurde mit großem Ernst und Eifer eröffnet; die Belagerer hieben die Bäume in der Nähe der Stadt um, rissen die Gartenzäune ein und füllten die Feldgräben aus, um für ihre Maschinen einen bequemen Zugang zu erhalten; dann wurden diese selbst herbeigeschleppt, die Mangen, große Kisten, gefüllt mit Steinen, welche man nach den Verteidigern der Stadt warf, und die Bliden, mittelst welcher man starke Balken gegen die Mauern schleuderte. Solchem Beginnen aber sahen die Belagerten auch nicht müßig zu, ihre Armbrustschützen verwundeten und töteten manchen wackern Krieger und durch ihre Wurfgeschosse wurden einige der Maschinen beim Herannahen zerstört. Besonders heftig wurde der Kampf, als die königlichen Krieger einen Teil des Stadtgrabens auszufüllen suchten, was ihnen nicht ohne schweren Verlust gelang. Jetzt rollten sie mit Rädern versehene Schirmdächer herbei, unter welchen schwere, vornen mit Eisen beschlagene Balken

hingen, die dann, mächtig in Schwung geſetzt, die Mauern erſchütterten; eine Anzahl kühner Männer nahm wohl auch einen ſolchen Mauerbrecher auf die Schultern und rannte damit gegen die Mauern; die Belagerten aber ließen Wollſäcke herab, um die Gewalt des Stoßes zu ſchwächen oder ſuchten in Schlingen die Mauerbrecher zu faſſen. Überall war wildes Geſchrei und Getümmel. Endlich war es den Belagerern gelungen, an einigen Stellen große Stücke der Mauer nieder zu werfen und der König beſchloß, nun einen Sturm zu wagen. Am frühen Morgen ſchon war in ſeinem Lager alles in lebhafter Bewegung, die Schaaren ordneten ſich zum Kampfe und rückten hierauf, jede unter ihrem Banner, gegen die Stadt. Da ſah man die Banner von Hohenberg und Teck, von Weinsberg und Vaihingen, neben den Fahnen verſchiedener Reichsſtädte; der König ſelbſt mit der Reichsfahne hielt auf einer Anhöhe, um von hier aus den Angriff zu leiten. Als ſo der Feind in drohender Haltung heranrückte, ermahnte Graf Eberhard die Seinigen zur ſtandhaften Gegenwehr, und Bürger wie Krieger drängten ſich herbei, um die Mauerlücken auszufüllen, wo ſie nun, die Schilde vorhaltend, eine lebendige Mauer bildeten. Bald kam es zum heftigſten Handgemenge; einigemal wurden die Reihen der Verteidiger der Stadt von den übermächtigen Feinden durchbrochen, aber jedesmal erſchienen neue Schaaren und drängten die Angreifenden wieder zurück. Albrecht Remſer, der das Banner von Eßlingen trug, hatte dieſes ſchon auf den Mauertrümmern aufgepflanzt, aber Martin ſchmetterte ihn mit einem Kolbenſchlag nieder, faßte das Banner und ſchwang es hoch in der Luft; da erhoben die Seinigen ein Siegesgeſchrei und die Feinde wichen zurück. So dauerte der Kampf bis nach Mittag fort, endlich jedoch, als der König die nutzloſen Anſtrengungen der Seinigen ſah und erfuhr, daß manche ſeiner beſten Krieger ſchon gefallen ſeien, gab er das Zeichen zum Rückzug.

Auf dieſen glücklich zurückgeſchlagenen Sturm folgte eine kurze Waffenruhe, während welcher die Belagerten die Mauerlücken durch ſtarke Balken verrammelten. Bald begann jedoch von neuem die Arbeit der Belagerungsmaſchinen, ein zweiter Angriff wurde gewagt, aber er gelang nicht beſſer, als der erſte. Nun beſchloß der König, keinen neuen Sturm mehr zu unternehmen, bis der Erzbiſchof von Mainz ankäme, welcher mit einer beträchtlichen Verſtärkung vom Rheine her auf dem Marſche zu ihm war.

Auch die Belagerten hatten manchen Toten zu beklagen und unter den Verwundeten war auch Konrad, dem ein Steinwurf die Hüfte verletzt hatte. Martin dagegen hatte keine Wunde empfangen, obwohl er stets unter den Vordersten kämpfte. Er brachte die erbeutete Fahne nach Hause, wo sie nun die Werkstätte Meister Berge's schmückte. Mechtild verlebte, während ihr Geliebter die Stadt so mutig verteidigen half, eine angstvolle Zeit; oft wenn der Kampf so gar gewaltig tobte und der Lärm bis zu ihrem stillen Kämmerlein drang, erstieg sie die höchste Kammer unter dem Giebel und schaute mit thränenden Augen nach dem Kampfplatze. Ihr



einziger Ausgang war nach der Kirche, wo sie mit brünstiger Andacht zu Gott betete, daß er ihren Martin beschützen möge, auch ihrer Schutzheiligen, der Jungfrau Maria, eine schwere Wachskerze opferte.

Gott hatte ihr Gebet erhört und wohlbehalten kehrte Martin zurück; allein er konnte stets nur einige Stunden des Tags bei der Geliebten verweilen; denn in der Werkstätte gab es viel zu schaffen und der Kampf um die Stadt hatte auch nicht ganz aufgehört, die Belagerungsmaschinen besonders setzten noch immer ihr Zerstörungswerk fort.

Indes arbeitete aber auch im Finstern die Rache. Junker Anselm hatte, nach langem Nachsinnen, einen Plan erdacht, durch welchen er den verhaßten Panzermacher völlig zu verderben hoffte. Er kannte des Grafen Widerwillen gegen die Reichsstätte, welche sich ihm überall in den Weg stellten, und wußte, daß auch die Nürnberger eine Kriegerschaar zum königlichen Heere geschickt hatten. Darauf gründete er seinen heimtückischen Plan. Er beschuldigte Martin, daß er in einem geheimen Einverständnisse mit seinen Landsleuten stände und sie in die Stadt einlassen wollte. Anfangs schenkte ihm der Graf keinen Glauben, da ihm des Jünglings tapferes Benehmen bei der Verteidigung der Stadt nicht unbekannt geblieben war; allmählich aber schlichen sich doch Mißtrauen und Argwohn gegen den Nürnberger in sein Herz ein. Da brachte einer der Wächter auf der Mauer einmal einen Bolzen, welcher von außen herein in die Stadt geschossen worden, und an einem Balken stecken geblieben sei. Wie zufällig erschien auch der Junker; man untersuchte den Bolzen, der etwas dicker als gewöhnlich war und fand darin einen Pergamentstreifen, worauf die Worte standen; „Martin Behaim, gedenke Deines Versprechens, heute um Mitternacht kommen wir an die bezeichnete Stelle.“ Jetzt erschien des Jünglings Verbrechen nicht mehr zweifelhaft und in der ersten Hitze befahl der Graf, ihn sogleich zu verhaften, ein Auftrag, den der Junker mit dem größten Vergnügen übernahm.

Sorglos und in heiterer Stimmung — denn er kam von seiner Mechtild — ging Martin auf seinen Posten zurück, als ihm Anselm, von einigen Bewaffneten begleitet, mit einem Gesicht, dessen häßliche Züge durch hämische Schadenfreude und das Gefühl befriedigter Rache noch mehr entstellt wurden, in den Weg trat. Der Jüngling wurde durch den Befehl, ihn zu verhaften, zu sehr überrascht, als daß er an Widerstand hätte denken können; gebunden schleppten ihn die Kriegsknechte in einen finstern, feuchten Keller, dessen mit Eisen beschlagene Doppelthüre der Junker selbst verschloß. Da lag nun auf halbvermodertem Stroh der unglückliche Martin, den verzweiflungsvollen Blick starr an die Decke seines Kerkers gerichtet. Der Liebe sonniger Maientag hatte sich für ihn in dunkle Nacht verwandelt, und er wußte nicht, ob und wenn ein neuer Morgen für ihn anbrechen werde. Denn da er sich keiner Schuld bewußt war, erkannte er bald, daß allein

Anſelms Tücke ihm dieſes Unglück bereitet habe, und deſſen bösartiger Charakter, ſo wie das Anſehen, in welchem auch am gräflichen Hofe ſeine Familie ſtand, waren ihm zu wohl bekannt, als daß er nicht das ſchlimmſte hätte fürchten ſollen. Der Gedanke an das Schickſal ſeiner Geliebten aber drückte ihn noch mehr, als der an das ſeinige. Sein Toben jedoch war fruchtlos, ſeine Verwünſchungen verhallten ungehört in dem finſtern Gewölbe. Endlich behauptete die Natur ihr Recht, erſchöpft ſank der Jüngling auf ſein Schmerzenslager, wo bald der wohlthätige Genius des Schlafes ſeine Fittige über ihn ausbreitete. Denn gerne naht ſich der tröſtende Gott dem Unglücklichen und erfreut ihn mit glücklichen Träumen, nur dem Lager deſſen bleibt er fern, der ſein Gewiſſen mit ſchwerer Schuld belaſtet hat.

Bei Junker Anſelm war dies damals freilich nicht der Fall; dieſer lag in feſtem Schlafe auf ſeinem weichen Pfuhle; wer ihn aber ſpät in der Nacht hätte nach Hauſe wanken ſehen, würde wohl gewußt haben, daß es mehr Betäubung des Rauſches, als ein geſunder Schlaf war, und nach kurzer Zeit begann er auch, von ſchweren Träumen geängſtigt, ſich unruhig auf ſeinem Lager umherzuwälzen. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch am Himmel, als er erwachte und ſein Diener ihm meldete, der Graf habe nach ihm geſchickt und be lange, daß der Junker ſogleich vor ihm erſcheine. Das Haupt von Weindünſten beſchwert, dachte der Junker nicht über die Urſache dieſes Befehls nach, ſondern eilte, demſelben zu gehorchen; der konnte ja vielleicht Gelegenheit erhalten, ſeine Rache vollends ganz zu befriedigen.

Aber die Vorſehung wachte über Martin, und der Blitz, der ihn zerſchmettern ſollte, traf den Urheber ſeines Mißgeſchicks. Als der Jüngling erwachte, drang durch das enge Gitterfenſter, welches in der Höhe ſeines Kerkers angebracht war, gerade ein freundlicher Sonnenſtrahl. Martin hätte ihn mit ſeinen Blicken einſaugen mögen, denn er goß von neuem Troſt und Hoffnung in ſein Herz; er begrüßte ihn als ſeinen Rettungsſtrahl und nicht vergebens.

Nach einiger Zeit öffnete ſich ſeine Kerkerthüre, und ein Leibdiener des Grafen trat herein, um ihn zu ſeinem Herrn zu führen. Martin wußte nicht, was geſchehen ſollte, und die Wache vor des Grafen Zimmer erregte in ihm gerade keine guten Hoffnungen. Als er eintrat, ging Eberhard raſch

auf ihn zu. „Verzeiht mir, wackerer Junge," ſprach er, dem Jüngling die Hand reichend, „daß ich Euch in unbeſonnener Hitze ſo großes Unrecht that, doch der Bube dort iſt an allem ſchuld." Bei dieſen Worten deutete er auf Anſelm, der ſich in den fernſten Winkel des Zimmers geſchmiegt hatte. Ich bin aber jetzt von Eurer Unſchuld völlig überzeugt; der elende Verleumder hat ſich ſelbſt verraten und alles geſtanden. Ihr ſeid frei und ſollt die Genugthuung, die Euch gebührt, in vollem Maße erhalten."

Martin wußte nicht, wie ihm geſchah, auch verſtand er des Grafen Rede nicht ganz, er dankte aber dieſem mit herzlichen Worten und erzählte ihm offen, wie er anfangs gar nicht im Sinne gehabt habe, ihm ſeine Dienſte zu widmen, wie ſich aber bei deſſen Einzug ſein Entſchluß geändert habe. „Nun," erwiderte der Graf lächelnd, „ſo ganz kann ich es doch nicht glauben, daß Ihr allein meinetwegen beſchloſſen habt, länger in dieſer Stadt zu verweilen."

Errötend ſchlug Martin die Augen nieder: der Graf aber fuhr fort: „Ihr dürft Euch nicht ſchämen, Meiſter Berge's Tochter iſt eines wackern Mannes wohl wert und mein Fürwort bei ihrem Vater ſoll auch nicht fehlen; dieſes aber gilt, wie ich weiß, bei dem Alten nicht wenig."

Da tönte das Schmettern der Trompeten aus dem königlichen Lager herüber und raſch trat Eberhard an ein Fenſter, das eine freie Ausſicht nach dem Eßlinger Berge gewährte. „Ha!" rief er, „dort ſeh' ich das Banner von Mainz, der Erzbiſchof iſt angekommen (23. Oktober) und nun wird's wieder Schwertſchläge und Lanzenſtöße geben. Doch," fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „Heinrich von Isny iſt ja von früheren Zeiten her mein Freund, wer weiß, was ſeine Ankunft mir Gutes bringt. Ich bin des langen Kampfes ebenfalls müde, und wenn der Habsburger mir nur billige Bedingungen macht, ſo könnte es wohl zu einer Ausſöhnung zwiſchen uns kommen."

Raſch wandte er ſich hierauf um, rief der Wache und befahl ihr den Junker Anſelm in den Kerker zu führen, grüßte den Jüngling, ihm die Worte: „Wir ſehen uns bald wieder!" zurufend, und verließ das Gemach.

Martin eilte natürlich zunächſt in Meiſter Berge's Haus; er fand die ganze Familie dort verſammelt, welche ſeine Befreiung ſchon wußte. Der Ritter Werner von Tagersheim, welcher beim Kampfe zur Verteidigung

der Stadt den Jüngling kennen und ſchätzen lernte, und dem dieſer auch vornehmlich ſeine Befreiung verdankte, hatte ihr alles mitgeteilt.

Junker Anſelm nämlich kam an dem Tage, wo ihm die Verhaftung ſeines Todfeindes gelungen war, mit triumphierender Miene in die Weinſtube unweit des Schloſſes, welche gewöhnlich der Verſammlungsplatz der Hofleute und des Adels war.

Die Freude über den errungenen Sieg, vielleicht aber auch die mahnende Stimme ſeines Gewiſſens, welche er betäuben wollte, bewirkten, daß er übermäßig viel trank und in der Trunkenheit allerlei Reden führte, welche ſeine Schandthat zwar nicht ganz enthüllten, aber doch hinreichend waren, unter den Anweſenden einigen Verdacht gegen ihn zu erwecken. Vielleicht jedoch hätte niemand von ihnen ſich weiter um die Sache bekümmert, wäre nicht Werner von Tagersheim dageweſen, unter deſſen unmittelbaren Befehlen während des Kampfes Martin geſtanden, der kurz vorher die Verhaftung des jungen Mannes erfahren, und vom Grafen einen Vorwurf darüber, daß er den Nürnberger nicht beſſer beobachtet habe, empfangen hatte. Werner eilte deswegen gleich am nächſten Morgen zum Grafen, und da auch zugleich die während der Nacht ausgeſtellten Wächter meldeten, daß ſie nicht das geringſte Verdächtige bemerkt hätten, ſo wurde Junker Anſelm vor den Grafen berufen, wo er in der Angſt eines ſchuldbelaſteten Gewiſſens ein Geſtändnis ablegte, welches hinlänglich war, Martins Unſchuld zu beweiſen. Er hatte den Wächter, der den für den Nürnberger ſo verhängnisvollen Bolzen brachte, durch eine bedeutende Geldſumme gewonnen, und wollte ihn, wie er ſelbſt geſtand, bei der nächſten günſtigen Gelegenheit durch einen ſeiner Knechte töten laſſen, damit ja niemand ſeine Frevelthat entdecken könne.

Meiſter Berge erzählte dies dem ſtaunenden Jüngling und verhehlte ihm auch nicht, daß Graf Eberhard ihn zu ſich berufen und ein gewichtiges Fürwort für ihn eingelegt habe. „Es hätte deſſen nicht bedurft,“ fuhr er fort, „ich und mein Hausgeſpons haben Eure Liebe wohl bemerkt, und Eurer Verbindung mit Mechtild ſteht nichts im Wege, wenn Ihr Euch nur in Stuttgart niederlaſſen wollt.“ — „Das will ich, ja, das will ich!“ rief Martin lebhaft, indem ſein feuriger Blick die Geliebte traf, die Konrad nun hocherfreut in ſeine Arme führte. „Einige Monate,“ ſprach er, „haſt Du

dem Freunde verſprochen, hier zu verweilen, die Liebe, hoff' ich, wird Dich nun auf längere Zeit feſſeln."

Der Ruf der Pflicht trennte endlich die Glücklichen, denn Martin mußte auf ſeinen Poſten zurück, da man, nach der Ankunft der beträchtlichen Verſtärkung, welche der Erzbiſchof von Mainz dem Könige zugeführt hatte, einen neuen Angriff befürchtete. Dieſer erfolgte wirklich auch ſchon am nächſten Tage, wurde aber wie die früheren Stürme mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

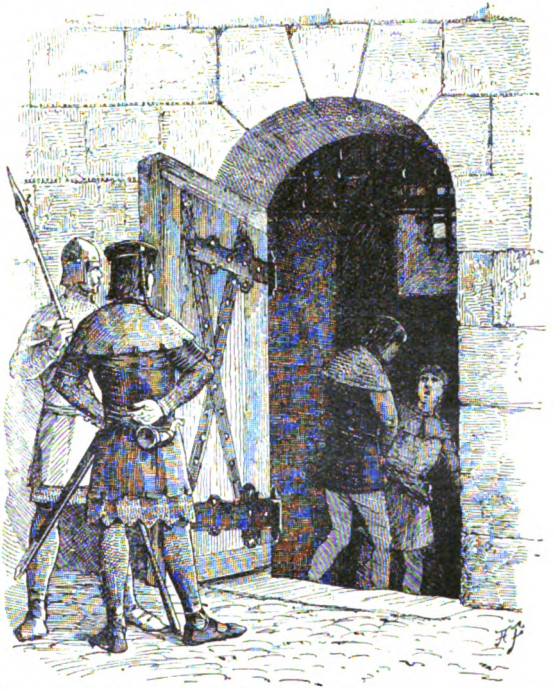
Unmutig ſaß König Rudolph in ſeinem Zelte, der Erzbiſchof war bei ihm und ſprach verſöhnende Worte. Er fand jedoch kein geneigtes Gehör; da trat einer der Anführer herein und meldete, die Beſatzung der Weiſſenburg habe einen Ausfall gemacht und eine in das königliche Lager beſtimmte Viehherde fortgeführt.

Raſch ſprang nun der König von ſeinem Sitze auf und rief: „Wollen denn dieſe kecken Burſche uns gar keine Ruhe laſſen? Nichts hat uns, das verſichere ich Euch, Herr Erzbiſchof, die Belagerung ſo erſchwert, als dieſe Burgen rings um die Stadt. Nie ließen ihre Beſatzungen uns in Ruhe, und wollten wir Stuttgart einmal angreifen, gleich ſaßen ſie uns auf dem Nacken. Ich habe, ſcheint es, die Sache diesmal falſch angegriffen, komm' ich wieder einmal, ſo müſſen zuerſt dieſe Burgen fallen."

Dem Erzbiſchof, welcher gern vermittelt hätte, kam dieſe Rede ganz erwünſcht. „Erlauchter Herr," ſprach er, „jetzt wird es wohl nicht mehr die geeignete Jahreszeit ſein, um die Belagerung dieſer Burgen vorzunehmen, und da, wie Ihr wißt, ein Abgeordneter des Papſtes zu Speier auf Euch wartet, möcht' ich zu einem gütlichen Vergleich mit dem Grafen von Wirtemberg raten; zeigt er ſich dann von neuem ungehorſam, ſo könnt Ihr ihn um ſo ſchärfer ſtrafen." — „Es wird wohl jetzt das Klügſte ſein, wenn ich mich mit ihm ausſöhne," erwiderte Rudolph; „aber ich fürchte, der ſtolze Graf wird ſich nichts gefallen laſſen wollen, und ohne Strafe kann ich ihm doch ſeinen Ungehorſam nicht hingehen laſſen. Das würde mir Schande bringen im ganzen Reich." — „Ueberlaßt das mir, erlauchter Herr," ſagte der Erzbiſchof; „ich kenne den Grafen ſchon ſeit langer Zeit und bin überzeugt, daß er auch nicht in thörichtem Hochmut trotzen wird; gleich am nächſten Morgen will ich zu ihm und ich hoffe, die Sache zu Eurer Zufriedenheit zu beendigen."

„So ſei es," ſprach der König, „ich kenne Eure Klugheit und gebe Euch daher unumſchränkte Vollmacht. Schließt mit ihm ab und ſehet nur darauf, daß Ihr meiner Würde als Reichsoberhaupt nichts vergebet." — „Sicher nicht, erlauchter Herr," erwiederte der Erzbiſchof, nahm von dem Könige Abſchied und verließ ſein Zelt.

Am nächſten Morgen ſahen die Wächter auf Stuttgarts Mauern einen ſtattlichen Zug aus dem königlichen Lager herabkommen, aber die weiße Fahne, welche an deſſen Spitze getragen wurde, überzeugte ſie bald, daß er in friedlicher Abſicht komme. Es war der Erzbiſchof mit ſeinem Gefolge, der bald vor dem Eßlinger Thor erſchien und Einlaß begehrte, weil er mit dem Grafen ſelbſt Wichtiges zu verhandeln habe. Eberhard, von ſeinem Herannahen ſchon früher benachrichtigt, kam ſelbſt herbei, das Thor öffnete ſich und die beiden Herrn, einander herzlich begrüßend, ritten nach dem Schloſſe.



Was ſie hier mit einander verhandelten, erfuhr niemand; gleich aber, nachdem der Erzbiſchof wieder fortgeritten war, wurde in der ganzen Stadt verkündet, daß ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ſei und bei ſchwerer Strafe niemand ſich weitere Feindſeligkeiten gegen die Belagerer erlauben ſolle. Dieſe Nachricht erregte unter Stuttgarts Bürgern viele Freude, denn auch ſie ſehnten ſich nach der Beendigung des verderblichen Kampfes, der ihre Gärten und Felder dem Feinde lange preisgegeben hatte.

Noch einige Tage aber ritt der Erzbiſchof zwiſchen dem Lager und der Stadt hin und her, bis endlich die erfreuliche Nachricht vom wirklichen Abſchluß des Friedens erſcholl. Dieſer kam den 10. November zuſtande, der Graf bat den König um Verzeihung, unterwarf ſich ihm und übergab ihm, als Bürgſchaft künftigen friedlichen Verhaltens, zwei ſeiner Burgen.

Hiezu kam aber noch eine Bedingung, welche in Stuttgart viele Unzufriedenheit erregte, daß nämlich die Mauern der Stadt niedergeriſſen werden ſollten. Man konnte nicht begreifen, wodurch der Graf zu bewegen geweſen ſei, hierein zu willigen, nnd ein großer Lärmen entſtand, als Rudolphs Krieger wirklich den Anfang mit dem Niederreißen machten. Es waren aber nur einige während der Belagerung ſchon ſchadhaft gewordene Mauerſtücke, welche ſie zerſtörten, und bald folgten ſie dem Könige nach welcher ſchon am 11. November nach Speier aufgebrochen war.

Jetzt erreichte auch Martin das Ziel ſeiner Wünſche. Frau Gertrud war mit den Vorbereitungen zur Hochzeit ſchneller fertig als man glaubte, obwohl ſie dieſelbe auf's ſtattlichſte zurichtete. Das ſchmucke Ehepaar, dem Verwandte und Freunde in anſehnlicher Menge das Geleite zur Kirche gaben, lockte ſo viele Zuſchauer herbei, daß die Kirche ſie kaum faſſen konnte, und die geräumige Zunftſtube, wo nach damaliger Sitte das Hochzeitsmahl gehalten wurde, war für die geladenen Gäſte beinahe zu klein. Auch Graf Eberhard erſchien hier und unterhielt ſich gar freundlich mit den Anweſenden.

Er hatte damals die Mauern Stuttgarts ſchon wieder hergeſtellt und rüſtete ſich, um, wenn es ſein müßte, noch einen zweiten Kampf mit König Rudolph zu beſtehen. Denn der Erzbiſchof hatte ihm zwar Hoffnung gemacht, der König werde die Burgen, welche der Graf als Friedensunterpfand hatte abtreten müſſen, bald wieder herausgeben; dies geſchah aber nicht und zugleich ſprach man wieder viel von Rudolphs altem Plane, die Herzogswürde in Schwaben an ſeine Familie zu bringen. Dieſe Umſtände waren wenig geeignet, dem Frieden eine lange Dauer zu verſprechen; doch währte es länger als man glaubte, bis die Feindſeligkeiten von neuem ausbrachen; der Hauptgrund hievon war die Kirchenverſammlung, welche im Frühlinge des Jahres 1287 zu Würzburg gehalten wurde und die volle Thätigkeit des Königs in Anſpruch nahm.

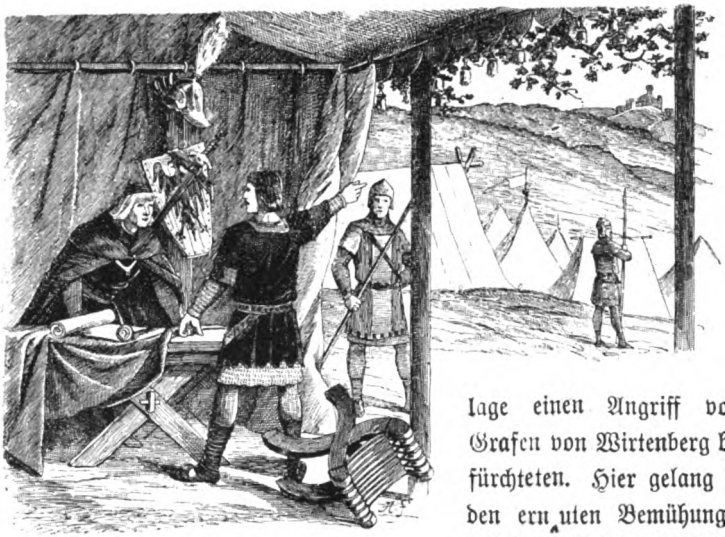
Erſt im Julius brach Rudolph mit ſeinem Heere nach Schwaben auf, wo ſeine Anhänger ihn kampfgerüſtet ſchon erwarteten. Vor Stuttgart ſchlug er ſein Lager wieder auf derſelben Stelle auf, wie das Jahr zuvor; ſein erſter Angriff aber galt nicht der Stadt ſelbſt, ſondern den um ſie her liegenden Burgen. Während ein Teil ſeiner Krieger mit der Beſatzung Stuttgarts, die häufige Ausfälle machte, ſich herumſchlug, betrieb er ſelbſt mit dem größten Eifer die Eroberung ſchon früher genannter Burgen, von denen eine nach der andern von Grund aus zerſtört wurde; die Weiſſenburg allein ſtand noch, als der König mit einem Teile ſeines Heeres aufbrach, verheerend durch's Rems- und Filsthal zog und ſich vor Herwartſtein, die Burg des Grafen Ulrich von Helfenſtein, legte, welcher er ebenfalls eine Züchtigung zugedacht hatte.

Ein heißer Kampf entbrannte nun um die Weiſſenburg; die Belagerten waren entſchloſſen, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren, die Belagerer aber, durch die bisherigen Erfolge ſtolz gemacht, eröffneten mit großem Eifer den Angriff, deſſen günſtiger Ausgang ihnen nicht zweifelhaft ſchien. Aber die Lage der Burg erſchwerte ihr Unternehmen ſehr, ſie konnten ihr nur auf einer Seite beikommen, und hier war ſie durch einen breiten, tiefen Graben und ſtarke Mauern geſchirmt. Es koſtete manchen tapfern Krieger, bis es endlich gelang, die Belagerungsmaſchinen ſo aufzuſtellen, daß ſie die Burg wirkſam beſchießen konnten. Der hohe Turm, auf welchem das Banner von Wirtemberg flatterte, war das Hauptziel, welches die Belagerer ſich auserſahen; einen Sturm zu wagen hatte ihnen König Rudolph bis zu ſeiner Zurückkunft verboten. Vor einem Angriff aus der Stadt, der ſie in der Belagerung hätte ſtören können, waren die königlichen Krieger ſicher, denn kurz nach des Königs Abzug war auch der Graf Eberhard ausgezogen, hatte ſich mit dem Pfalzgrafen Göz von Tübingen vereint, und durchſtreifte nun verheerend das Gebiet ſeiner Gegner. Die Eßlinger beſonders, gegen welche er einen alten Groll hegte, hatten viel von ihm zu leiden. Sie riefen deswegen den Grafen Albrecht von Hohenberg, des Königs Schwager, um Hilfe an und als dieſer erſchien, beſchloſſen ſie mit ihm vereint im wirtembergiſchen Gebiete einzufallen.

Die Flammen der Orte Ober- und Untertürkheim verkündeten dem Grafen, der gerade im Begriffe war, von den Fildern in das Neckarthal

herabzuziehen, ihre Absicht und rasch eilte er herbei. Zwischen Wangen und Untertürkheim kam es zur Schlacht. Das Stuttgarter Aufgebot stand den Truppen des Grafen von Hohenberg gegenüber. Auch Martin war mit ihm ausgezogen, denn Waffendienst galt damals für die größte Ehre des Mannes, und Verteidigung der heimatlichen Gefilde für seine erste Pflicht! Mechtild wagte es daher nicht, ihren Gatten zurückzuhalten; auch diesmal aber suchte sie durch Gebete, Weihgeschenke an ihre Schutzheilige und reichliche Gaben an die Armen ihn dem göttlichen Schutze zu empfehlen. Als die Hohenbergischen anrückten, erblickte Martin unter ihnen den Junker Anselm, welchen der Graf aus Rücksicht auf seinen todkranken Vater, der auch bald darauf starb, noch im vorigen Jahre aus seiner Haft entlassen, aber auch aus seinem Gebiete verbannt hatte. Ein wilder Grimm erfüllte des Jünglings Brust und er wandte sich gegen seinen Todfeind, ihn zum Zweikampf herausfordernd. Dies war damals so gewöhnlich, daß die Krieger beider Parteien sogleich still hielten und Platz für die Kämpfenden machten. Anselm wäre dem Kampfe gerne ausgewichen, aber unvertilgbare Schmach hätte ihn getroffen, würde er ihn nicht angenommen haben. Mangel an Mut und böses Gewissen jedoch lähmten seinen Widerstand und bald sank er tödlich verwundet zu Boden; noch sinkend schleuderte er mit dem Blick des grimmigsten Hasses sein Schwert nach Martin, aber ohne ihn zu treffen, und hauchte unter wilden Flüchen seinen Geist aus. Jetzt wurde der Kampf wieder allgemein; der Sieg aber entschied sich für die Wirtemberger, die Feinde eilten in wilder Flucht nach Eßlingen zurück.

Graf Eberhard mit den Seinigen zog über den Eßlinger Berg; als die Belagerer der Weissenburg, welche vom Herannahen des Grafen von Hohenberg zuvor schon unterrichtet waren, statt seiner Fahne das ihnen nur zu wohl bekannte gelbe Banner mit den schwarzen Hirschhörnern erblickten, zündeten sie ihre Belagerungsmaschinen an und machten sich davon. So wurde die Weissenburg gerettet und unter lautem Jubel der Bewohner zog Eberhard in Stuttgart ein. König Rudolph hatte indessen nach vierzehntägiger Belagerung Herwartstein erobert und zerstört. Dringende Reichsgeschäfte zwangen ihn, sich einige Zeit in Gmünd und Gingen zu verweilen und nun, um die Mitte des Oktobers, kam er nach Eßlingen dessen Bewohner ihn herbeigerufen hatten, weil sie nach der neulich erlittenen Nieder-



lage einen Angriff vom Grafen von Wirtenberg befürchteten. Hier gelang es den ernsten Bemühungen des Erzbiſchofs von Mainz, am 23. Oktober 1287 zwiſchen dem König und Eberhard einen feſten Frieden zu ſtande zu bringen, den auch der Graf bis zu Rudolphs Tode nicht mehr brach; denn der Hauptanlaß zum Streite mit dieſem wurde dadurch weggeräumt, daß der König das Herzogtum Schwaben völlig auflöſte.

Martin wurde vom Grafen als Hofdiener und Panzermacher angenommen und trieb in Verbindung mit ſeinem Schwager das Geſchäft Meiſter Berges fort, welcher den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verleben beſchloſſen hatte. Der Graf ſchenkte ihm, als Erſatz für das ihm früher zugefügte Unrecht, eine zwiſchen Stuttgart und Heslach gelegene Strecke Landes, welche zur Weißenburg gehörte; hier baute Martin ein Haus und legte einen Garten an. Daraus entſtand im Laufe der Zeit der nach ſeinem erſten Gründer benannte Weiler Behaimsreute, ſpäter Böhmisreute geheißen. Unter ſeinen neuen Mitbürgern erwarb ſich der Nürnberger großes Anſehen und ſtarb in hohem Alter, wenige Wochen nach ſeiner geliebten Mechtild.

Von Ottmar F. H. Schönhut.

I. Kaiſer Adolf von Naſſau.

Im Jahr 1291 ſchloß Kaiſer Rudolph von Habsburg ſeine Augen. Sein Sohn Albrecht war leider nicht der Erbe ſeiner Klugheit und ſeiner Herrſchertugenden. Darum hatten auch die Fürſten des Reichs noch bei Lebzeiten Rudolphs Anſtand genommen, ihm als künftigem König die Wahl zu erteilen. Doch was die Kurfürſten damals nicht zuſagen wollten, das nahm Albrecht nach dem Tode ſeines erlauchten Vaters, ohne weiter bei den Kurfürſten anzufragen, für eine ausgemachte Sache an. Da er in allen Würden ſeines Vaters zu ſein glaubte, ſo nahm er, ohne den geſetzlichen Wahltag abzuwarten, die auf der Burg Trifels aufbewahrten Reichskleinodien, Scepter und Krone, in Beſchlag, wie wenn davon allein der Beſitz des Reichs abhänge, zog nach Hagenau und hielt dort ein königliches Hoflager, jeden Tag gewärtig, daß des Reichs Erbmarſchall ihm die Erhebung auf den Thron ſeines Vaters verkünden würde. Aber der kam nicht, vielmehr waren die weltlichen und geiſtlichen Fürſten über Albrechts Gebaren über die Maßen gekränkt. Beſonders war es der Erzbiſchof von Mainz, Gerhard, ein ſtaatskluger Fürſt aus dem Hauſe Naſſau-Eppſtein — jener, den ein Zeitgenoſſe.

der Dichter Hugo von Trimberg, bezeichnend den Fuchs von Mainz nennt, denn er war liſtiger als alle Liſtigen im Prieſterrocke. Der zürnte über Albrecht, nicht, weil ihm ſeine Perſon widerwärtig war, ſondern weil er bereits einen König über Deutſchland in ſeiner Taſche hatte, der ſeines Geſchlechts war und ihm — ſo meinte er wenigſtens — wenn er die Krone trüge, das Regiment über Deutſchland überlaſſen würde. Als der gewichtigſte unter den Kurfürſten und als der Kurerzkanzler, ſchrieb er im Mai des Jahres 1292 einen Reichstag nach Frankfurt aus. Seinen Erkornen hatte er bei Zeit an den Ort, wo die Wahl vor ſich gehen ſollte, in die Barfüßerkirche zu Frankfurt beſtellt. Als nun die Kurfürſten am 5. Mai in der Sakriſtei dieſer Kirche verſammelt waren, erbat er ſich von denſelben, daß ſie ihm, als einem Unparteiiſchen, ihre Kurſtimmen anvertrauen; ſie willigten ein, und nun erhob er ſich mit der ihm eigenen Würde und Majeſtät und ſprach: „Ich habe in der Meſſe zum heiligen Geiſt gefleht, auf daß ich durch ſeine Gnade den Mann erkenne, welchem Gott Ehre geben will; darum nenne ich im Namen der heiligen Dreifaltigkeit Ihn, der das Reich von allen Nöten befreien wird, und wähle ſomit den Grafen Adolf von Naſſau, der hier vor euch ſteht, zum römiſchen König.“

Ehe er die letzten Worte geredet, hatte ein Cleriker verabredeter Maßen die Thüre der Sakriſtei geöffnet, und herein war getreten in edlem Anſtand eine ritterliche Heldengeſtalt mit blühendem, freundlichem Antlitz, der edle Graf Adolf von Naſſau, der Vetter des liſtigen Erzbiſchofs von Mainz. Die Verſammelten machten große Augen, doch auf die Meiſten machte das edle und majeſtätiſche Weſen des Grafen ſichtbar einen freundlichen Eindruck. Der Erzbiſchof ließ ihnen keine Zeit, lange Betrachtungen anzuſtellen, denn alsbald ſtimmte er den Ambroſianiſchen Lobgeſang an; alle geiſtlichen Herren ſtimmten, wie billig und recht, ein in das Lied, das der Erzbiſchof intonierte, und ſangen mit heller Stimme: „Te Deum Laudamus.“ Dagegen die weltlichen Kurfürſten waren nicht wenig überraſcht, und es fehlte ihnen im Augenblick die Stimme, um mitzuſingen; kurz, ſie erkannten, daß der Fuchs von Mainz ſie überliſtet habe. Doch darum keine Feindſchaft nicht — den Herrn von der Pfalz hatte Gerhard ſchon früher auf ſeine Seite gebracht, die Übrigen beſchwichtigte man mit Geld und guten Worten, und die Wahl des Grafen fand keinen Widerſpruch, denn ſie war

ja auf einen Mann gefallen, der mit allen Tugenden des Rittertums ausgeſtattet war. Noch in derſelben Stunde wurde Adolf von Naſſau von drei Herolden in den Straßen der Stadt zum Kaiſer ausgerufen. Nicht lange darnach wurde er zu Aachen gekrönt, und die Fürſten des Reichs huldigten ihm in glänzender Reichsverſammlung als ihrem rechtmäßigen Lehensherrn. Nur Einer erſchien nicht, um ſein Lehen vom Neuerkorenen zu empfahen, das war Herzog Albrecht von Öſterreich, der ſich ſchon als Herr des Reiches gebahrt hatte. Da ſchickten die weltlichen Kurfürſten Boten an ihn und brachten ihn mit liebreichen Worten dahin, daß er verſprach, dem neuen Vogte des Reichs ſich zu fügen. Er lieferte Scepter und Krone aus und ritt mit einem königlichen Gefolg nach Oppenheim, wo der neue Kaiſer Hof hielt. Es war ein wunderbares Zuſammentreffen, als ſich Beide zum erſten Mal in's Auge ſahen. Kaiſer Adolf ging dem einſtigen Gegner mit freundlichem Blick und freundlichem Herzen entgegen und reichte ihm die Hand zur Verſöhnung. Darauf kniete der Herzog, als vor ſeinem Herrn, nieder im Angeſicht vieler weltlicher und geiſtlicher Herren und empfing ſeine Lehen nach Recht und Herkommen. Schnell hob ihn der Kaiſer vom Boden auf und umarmte ihn als ſeinen Freund und Bruder mit freudeſtrahlendem Blicke. Aber in Albrechts düſtrem Auge glänzten Thränen, keine der Rührung, ſondern des Schmerzgefühls über ſeine Demütigung vor ſeinem Nebenbuhler. Mit einem finſteren Groll im Herzen ſchied er vom Hoflager des Kaiſers, und kehrte ohne Krone, in deren Beſitz er ſich bereits geträumt hatte, in ſein Erbland Öſterreich zurück.

Adolf von Naſſau täuſchte nicht die Hoffnungen, die ſeine Wähler in ihn ſetzten. Er war in den Reichsgeſchäften wohlerfahren und gewandt, und hatte ſchon unter Kaiſer Rudolph als Oberhofrichter ſich alle Achtung erworben. Wer ſich allein unter den Fürſten des Reichs in ihm täuſchte, das war der Erzbiſchof von Mainz: der hatte geglaubt, im neuen Reichsoberhaupt einen Solchen zu finden, der Reich Reich ſein ließe und ihn, den geiſtlichen Herrn, in demſelben ſchalten und walten laſſen würde. Aber Kaiſer Adolf fühlte ſich ſtark genug, das Scepter des Reichs ſelbſt zu führen, und ließ den ſtolzen Prieſter bald merken, daß er ſeines Beirats nicht gar ſehr bedürfe, auch ſeiner Einmiſchung in die Geſchäfte des Reichs gerne entrate. Aber dieſe Hintanſetzung konnte ihm der geiſtliche Fürſt

nimmermehr vergeſſen, da er ihn immer als das Geſchöpf ſeiner Hände betrachtet hatte.

Im Anfang ſeines Regiments zeigte Kaiſer Adolf den beſten Willen, ſowie eine Kraft und eine Einſicht, wie ſie nur ſein Vorgänger, Kaiſer Rudolph, gezeigt hatte, den er ſich in allem zum Vorbild wählte. So reiſte er wie Rudolph von Habsburg in den Gauen des Landes umher, empfing die Huldigungen der Fürſten und Städte und ermahnte ſie, indem er in eigener Perſon, wie Rudolph, Streitigkeiten und Fehden ſchlichtete, zur Eintracht und Ruhe. Dabei war er, wie ſein Vorgänger, voll Demut, Freudlichkeit und Leutſeligkeit gegen Jedermänniglich, weß Amtes und Standes er ſein mochte. Kaum ſah man ihm an, daß er Kaiſer war, ſo einfach war er in ſeinem ganzen Weſen und Aufzug. Beſonders behielt er auch als Kaiſer ſeine freundliche Geſinnung gegen Diejenigen bei, welche ihm vor ſeiner Erwählung zum Kaiſer Freunde und Genoſſen geweſen waren. Da war Keiner, den er nicht aufſuchte, wenn er durch die Gaue des Landes zog, und wäre es auch der geringſte Ritter oder Edle geweſen, der in einem ſchlichten Herrenhaus im Thal oder in einem Schlößlein auf der Höhe wohnte, er zog nicht vorüber, ohne ſolchen zu begrüßen und der alten Freundſchaft zu gedenken. — So wurde auch bei einer Fahrt durch's Frankenland einem lieben Freunde an der Tauber die Ehre ſeines Beſuches zu Teil.

II. Der Gaſt auf Neuhaus.

Nur eine Viertelſtunde von Mergentheim, auf dem ſogenannten Kitzberg, der von Oſten die Stadt überragt, ſtehen noch gewaltige Trümmer der Burg Neuhaus. Es ſind bedeutende Mauerreſte mit dem Hauptthore, welche deutlich beurkunden, wie ſtattlich in alten Zeiten die Burg geweſen ſein muß. Vor Allem iſt noch ein wohlerhaltener Turm von großem Umfang vorhanden, von deſſen Fenſteröffnung aus man eine liebliche Ausſicht das Thal auf- und abwärts hat, auf einen ſchönen grünen Grund, durch den ſich die Tauber lieblich dahinſchlängelt. In jener Zeit, in die unſere Geſchichte fällt, ſtand noch nicht dieſer Turm, der erſt im Jahre 1546 erbaut wurde, dagegen der Luginsland, welcher dermalen jämmerlich zerfallen iſt und vielleicht über Nacht vollends in Trümmer fällt, wenn auch die

neuere Zeit mitleidig an ſeinen Lücken und Brüchen gebeſſert und geflickt hat. Als Herr Gottfried von Hohenlohe-Brauneck mit ſeiner Gemahlin Elsbeth, einer geborenen von Falkenſtein-Münzberg (am Donnersberg) auf dieſer Burg reſidierte, da war dieſer Turm der höchſte Luginsland im ganzen Taubergrunde, und man ſchaute von ſeinen Zinnen gegen Oſten hinüber bis zu den Waldenburger Bergen und gegen Norden hinunter über den Odenwald bis zum hohen Katzenbuckel. Der genannte Gottfried von Brauneck war der Erbauer der ſtattlichen Burg und hatte ſie das Neuhaus genannt, gegenüber den an den deutſchen Orden übergegangenen Schlöſſern zu Mergentheim, wohl um zu zeigen, daß die von Hohenlohe doch noch als Herren auf dem der Stadt ſo nahen Grund und Boden gelten, obgleich die frommen Vorfahren gar vieles an den Orden verſchenkt hatten. Während ſich ſeine Erben ſpäter von der Burg Neuhaus nannten, behielt er den alten Namen von Brauneck bei. Doch zu Neuhaus, auf der neuerbauten Burg, brachte er immer den ſchönſten Teil der Jahreszeit zu, denn hier oben im Anblick des ſchönen Grundes und der Rebhügel zu beiden Seiten war es viel lieblicher und wonneſamer, denn auf dem Stammſitze Brauneck, wo man nur über eine Ebene oder waldige Gründe hinblickte. Hier auf Neuhaus lebte er im Genuſſe der lieblichſten Natur und von den Erinnerungen eines thatenreichen Lebens, deſſen ſchönſten Teil er im Dienſte des Reichs unter Rudolph dem Habsburger verbracht hatte. Alle Fehden und Streite, die dieſer ritterliche Held auszufechten hatte, kämpfte Gottfried von Hohenlohe mit, darum er auch bei Rudolph von Habsburg in großen Gnaden ſtand. Als dieſer im Jahr 1289 ſeinen letzten glänzenden Reichshof zu Erfurt hielt, begleitete ihn Gottfried von Hohenlohe noch einmal. Dann aber ging er in ſeine Heimath zurück, hing ſein Schwert im Rüſtſaal auf und ſagte dem Kriegsleben und Hofdienſt Lebewohl; er widmete ſich von nun an ſeinem Familienkreiſe, der ſehr reich war, denn ſeine Gemahlin Elsbeth hatte ihm bereits acht Kinder geboren; des jüngſten war ſie erſt kürzlich geneſen und es ſollte in dieſen Tagen die heilige Taufe empfangen. Frau Elsbeth war noch nicht ausgeſegnet vom Burgkaplan und hielt ſich immer noch in ihrem Frauengemach verſchloſſen. Der Gang in die Burgkapelle zur Taufe ihres neugeborenen Söhnleins ſollte ihr erſter Ausgang werden.

Es war ein ſchöner Juniabend des Jahres 1293, unmittelbar vor dem Tage, an dem das Söhnlein Herrn Gottfrieds von Hohenlohe zur Taufe gebracht werden ſollte. Der Edelherr war ſoeben aus dem Gemach ſeiner Gemahlin getreten, der er angekündigt hatte, daß er noch dieſen Abend hinab in die Stadt reiten wolle, um den Herrn Deutſchmeiſter Hans von Neſſelrode, mit dem er in freundlicher Bekanntſchaft ſtand, zu bitten, ſein

Söhnlein über die Taufe zu heben. Hinter ihm trat ſein älteſter Sohn gleichen Namens aus dem Gemach, denn der Vater hatte ihm verheißen, daß er ihn in die Stadt hinab begleiten dürfe. Kaum waren ſie heraus-getreten, ſo hörte man das Hörnlein des Thorwärters. Schnell öffnete der Edelherr die Thüre, welche auf den Söller führte, um zu ſchauen, welchen Beſuch der Thorwart angekündigt hatte. Aber noch ſchneller war der kleine Junkherr Götz den Schnecken hinab und unten im Hof, um den Fremdling zu empfangen. Ein Rittersmann mit tief in die Stirne ge-

drückter Rundkappe ritt über die Brücke. Das Junkherrlein empfing den Reiter mit einem freundlichen Willkomm und Nicken des Kopfes, faßte dann ganz herzhaft das Roß des Gaſtes und führte es durch das offene Thor. „Wer biſt Du, junger Fant?“ fragte der Einreitende, indem er dem Junkherrlein ſeinen freundlichen Gruß erwiderte. — „Meines Herrn Vaters erſtgeborener Sohn Götz,“ antwortete der Kleine, indem er des Ritters Steigbügel hielt — „und ſein Marſchalk und Leibdiener,“ ſetzte der Fremde hinzu, „denn ich ſehe nirgends einen Diener, der mein Pferd abnimmt und in den Stall führt.“ — „Ja wohl bin ich meines Herrn Vaters Marſchalk und Leibdiener, abſonderlich, wenn die Knechte nicht da ſind, und eben ſind ſie noch drunten in den Tauberwieſen und führen Heu ein.“ Dies ſprechend nahm er das Roß des Gaſtes und führte es dem Stalle zu. Schnell kehrte er wieder zurück, um den Fremdling in den Saal zu führen. „Nun aber,“ ſo begann er zum Fremdling, „da ich Euch geſagt habe, wer ich bin, ſo erlaubt auch, daß ich Euch frage, wer Ihr ſeid, Herr Ritter, denn ich möchte Euch meinem Herrn Vater anmelden.“

„Wer ich ſei, willſt Du wiſſen, Junkherrlein — rate einmal!“

„Ein Rittersmann, das erſehe ich aus Eurem Gewaffen, Eurem Wappenrock und Eurer güldnen Kette.“

„Rate weiter hinauf.“

„Ein Edelherr, wie mein Vater?“

„Noch mehr.“

„Ein Graf?“

„Noch mehr.“

„Ein Herzog?“

„Noch weiter.“

„Ihr ſeid doch kein König oder Kaiſer? Denn ein König und Kaiſer reitet nicht ſo armſelig ohne Gefolge, wie Ihr — ich meine, Herr, Ihr habt nur Euer Geſpötte mit mir.“

Da lachte der Fremdling, trat durch die Thüre, die auf den Schnecken führte, aber das Junkherrlein vertrat ihm den Weg, ſprechend: „Nur gemach, Herr Ritter, oder wer Ihr auch ſein möget, ich laß Euch nicht hinauf, bis Ihr mir nennet, wie Ihr heißet; denn ich bin nicht nur meines Herrn Vaters Marſchalk und Leibdiener, ſondern auch ſein Thürhüter,

welcher niemand hinauflaſſen darf, der zu ſeinem Vater will, eh' ihm der Name genannt wird." Dies ſprechend, ſtellte er ſich mitten auf die Treppe ſpreizte die Beine, ſo weit er konnte, und ſtreckte die Arme auseinander, um mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Gewalt den Eintretenden abzuhalten Da lachte der Fremdling hellauf, indem er verſuchte, bald rechts, bald links durchzukommen, aber der Knabe hielt ihn männlich zurück. Während ſich dieſer kleine Krieg unten am Schnecken entſpann, kam Gottfried von Hohenlohe die Treppe herab, um den Gaſt zu empfangen, den er vom Söller herab hatte einreiten ſehen. „Herr von Hohenlohe, Ihr habt einen ſtrengen Thürhüter," rief dem Herabſteigenden der Gaſt entgegen — „helft mir von dem jungen Fant, ſonſt wird mir nicht möglich, zu Euch zu gelangen." Jetzt erſt, als Götz den Vater erblickte, verließ er ſeinen Standpunkt, den er bisher ſo männlich behauptet hatte, und drückte ſich feſt an das Schneckengeländer, daß der Gaſt ungehindert aufwärts ſtieg. Mitten auf der Stiege bewillkommnete der Edelherr ſeinen Gaſt, deſſen Stimme ihm bekannt ſchien deſſen Geſichtszüge er aber nicht recht erkennen konnte, da er ſeine Kappe tief eingedrückt hatte und es auf der Hausflur ſchon abendlich dunkelte. „Faſt ſollt' ich Euch kennen," begann der Edelherr, denn Eure Stimme iſt mir bekannt." — „Will's meinen," entgegnete der Fremdling. — „kennet Ihr mich aber nicht, ſo ſag' ich's Euch ſo wenig, wer ich bin, als Eurem Söhnlein — nun, ſeht mich einmal recht an, mein Herr von Hohenlohe!" Er rückte die Kappe raſch von der Stirne, daß der Edelherr die Züge eines lieben Angeſichts wohl erkannte. „Iſt's möglich," rief Herr Gottfried voll Staunen, „daß mein Herr und Kaiſer Adolfus mich würdiget, unter mein Dach zu gehen?" — „Nein, nicht Dein Herr und Kaiſer," entgegnete Kaiſer Adolf (wie er es wirklich auch war), „ſondern Dein alter treuer Freund und Waffenbruder, Adolf von Naſſau." — Herr Gottfried von Hohenlohe wollte dem Kaiſer knieend ſeine Ehrfurcht bezeugen, aber der Kaiſer kam ihm zuvor und ſchloß den Edelherrn in ſeine Arme, ſprechend: „Nicht zu meinen Füßen, ſondern an meine Bruſt, lieber Gottfried, denn es ſteht bei uns in alten Rechten." — Dann winkte er dem Söhnlein ſeines Freundes heran, das jetzt verblüfft in der Ecke ſtand, als es hörte, daß der Ritter, gegen den er ſich ſo unwirſch betragen, wirklich ein Kaiſer war; „komm' nur her," rief er ihm freundlich zu, „Du haſt Dich wacker gehalten, und wenn

Du, wie Du ein treuer Pförtner Deines Vaters geweſen biſt, ſo dereinſt ein männlicher Burgwart Deines Hauſes ſein wirſt, ſo wird es wohl gethan ſein; — ich wünſch' Dir Glück zu Deinem Erſtgeborenen, Bruder Gottfried — was ein Neſſel werden will, muß bei Zeit brennen," ſetzte er hinzu, indem er ſich zum Edelherrn wandte; „aber nun, mein vielliever Freund ſtelle mich alsbald Deiner Elsbeth vor." — „Wie gerne," entgegnete der Edelherr, „aber —" er war etwas verlegen, und das Wort wollte nicht vom Fleck gehen. — „Nicht wahr, ich komme zur ungelegenen Zeit," fiel ihm der Kaiſer in's Wort — „Deine Elsbeth iſt jetzt nicht in der Verfaſſung, um Gäſte zu empfangen, denn ein lieberer Gaſt häit bereits bei ihr Einlagerung."

„Alſo wiſſet Ihr es bereits, mein Herr und Kaiſer, daß mein Gemahl eines Knäbleins geneſen?"

„Und noch mehr weiß ich, mein alter Freund, — drunten in der Stadt hab' ich vernommen, daß Du morgen Taufe halten willſt, bei der Alles in Saus und Braus, in Luſt und Freude leben ſoll; dabei will ich nun auch ſein, als ungeladener Gaſt, denn die ungeladenen ſollen ja oft die werteſten ſein."

„Allerdings, beſonders wenn mein Herr und Kaiſer ſich einſtellt."

„Laß das Wort Kaiſer — und ſag alter Freund, denn ein wahrer treuer Freund iſt der liebſte Gaſt."

„Wer wird aber die Ehre haben und Dein Söhnlein aus der Taufe heben?"

„Soeben wollte ich in die Stadt hinab reiten und meinen Gevatter gewinnen."

„Die Mühe kannſt Du Dir erſparen, lieber Waffenbruder, denn, wenn Dir Dein Kumpan, Adolf von Naſſau, recht und genehm iſt, ſo iſt die Sache ſchon abgemacht; ſo bald werde ich nicht wieder zur Stelle ſein, um Dir ſolchen Dienſt zu erweiſen — und noch eine Zweite, die Du auch kennſt, wird ſich einfinden, denn ſie iſt nicht weit von hier, die das Feſt Deines Söhnleins verherrlichen ſoll."

„Mein Herr und Kaiſer, iſt es Euer Ernſt, daß Ihr mich ſolcher Ehre würdigen wollet?"

„Was Ehre, was Würdigkeit! Nein, ich habe von Glück zu ſagen, daß mich mein Stern gerade in ſolcher Stunde hierher geführt — alſo, wir ſind Gevatterleute, ſintemalen Du mich aber, lieber Gevatter, Deiner Elsbeth aus zarten Rückſichten heute nicht mehr vorſtellen willſt, ſo verſchweige ihr auch, daß ich hier bin, wenn Du je reinen Mund halten kannſt, denn ich kenne Dich noch von alten Zeiten her, daß, wenn Dein Herz voll iſt, Dir der Mund ſo leicht überfließt, — meine Ankunft möchte Deiner Getreuen leichtlich Sorge und Unruhe bereiten, was ich nicht haben will, — darum ſchweige! — So gern ich mir von Frauen den Becher kredenzen laſſe — Du biſt mir gut genug als kredenzender Mundſchenk, denn ein Willkommstrank aus Freundeshand iſt auch etwas liebes, beſonders wenn man einen bietet, wie er an den Höhen der Tauber wächſt — er mag munden nach einem Ritt auf dieſe Höhe, denn mir iſt warm geworden."

„So tretet in meinen geringen Saal, daß ich Euch bedienen kann, wie ſich's geziemt; will mein Schenkenamt führen nach beſtem Wiſſen und Vermögen, bin zum erſtenmal Schenke meines Herrn und Kaiſers."

Kaiſer Adolf hing traulich den Arm in den Arm ſeines Freundes, mit der Linken faßte er die Hand des Junkherrleins, und ſo traten die Drei Arm in Arm und Hand in Hand in den Saal, wohin man die Gäſte am erſten zu führen pflegte. Dort löſte der Edelherr ſeinem Gaſt den Schwertgurt, und hing Waffen und Dolch an eines der Hirſchgeweihe auf, die zahlreich an der Wand angebracht waren, indem er auf Schwert und Gurt einen bedeutungsvollen Blick warf. Indeſſen eilte das Junkherrlein auf den Wink des Vaters aus dem Saal, um den Trunk herbeizuholen; er kehrte bald wieder zurück, einen gewaltigen Henkelkrug in der Rechten tragend, der faſt ſo groß war, wie er ſelbſt, und einen Willkomm in der Linken, den ein anderer ſeines Alters nur mit zwei Händen gehoben hätte.

Eben ſo ſtattlich, als er den Krug daher trug und auf den Tiſch ſtellte, hielt er den mächtigen Willkomm dem Vater hin, der ihn bis oben füllte und dann ſeinem Kaiſer kredenzte. Trefflich mundete dem Gaſte der edle Markelsheimer, ob ihn auch Frau Elsbeth, die Burgfrau, nicht kredenzte. Er leerte den Becher in wenigen Zügen, und der liebe Gaſtfreund füllte ihn noch einmal, ja zum drittenmale, denn der Kaiſer gedachte nicht, daß der Wein, der an dem ſteilen Ufer der Tauber im heißen Sonnenſtrahle

wächſt und ſo ſanft durch die Kehle gleitet, ſo feurig wäre, wie das Gewächs vom heimiſchen Rheingau. Bald wurde er redſelig und begann: „Mein Freund und Bruder, was haſt Du ſo bedeutungsvoll mein Schwert angeſchaut, als Du es an die Wand hingſt? Haſt es wohl für Dein Schwert erkannt, das Du mit dem meinigen getauſcht, als wir von Herrn Philipp von Falkenſtein, dem wir lange als Knappen gedient, geſchieden?“ — „Wohl hab ich's erkannt, ob es gleich ein köſtlicheres Wehrgehäng gewonnen, ſeitdem es eines Kaiſers Lenden ziert.“ — „Da ſiehſt Du, mein Freund, wie man Gaben ehrt, wenn ſie aus biedern Händen kommen; und ſeit jenen Tagen kam mein liebes Gewaffen nie mehr von meiner Seite und hab jeglichen Strauß mit ihm ausgefochten.“ — „Auch das meine, das dort hängt, wenn auch nicht koſtbar geziert, hat ſeinem edlen Geber keine Schande gemacht, aber jetzt ruht es müßig in der Scheide, denn ich habe ſatt an Kampf und Fehde. Der äußere Unfrieden hat bei mir ein Ende, nunmehr hab ich aber andern Zank und Krieg, wo es immer zu ſchlichten gibt.“ — „Doch keinen Hauskrieg?“ bemerkte lachend der Kaiſer. — „Das nicht,“ entgegnete Herr Gottfried, „denn ich und meine Elſe leben im ſtillen Frieden, aber meine vielen Buben laſſen mich nicht im Frieden — da iſt oft ein Toben und Lärmen im Hauſe, wie wenn das wütende Heer hindurch zöge, alſo, daß ich manchesmal ernſt darein ſchlagen muß; ein Pröblein von ſchlimmen Buben habt Ihr ſchon geſehen an meinem Götz, und der —“ das Junkherrlein fiel dem Vater in's Wort — „iſt noch der beſte, gelt, lieb Väterlein?“ Er hatte noch nicht ausgeredet, da ging die Thüre auf, und mit Macht ſtürmte es herein, wie Herr Gottfried geſagt hatte: fünf Junkherrlein, alle im Alter unter Götz, und immer eines kleiner als das andere, kamen in den Saal. Die Junkherrn kamen mit den Knechten vom Felde, wo ſie ſich bei der Heuernte herumgetrieben; nur ein Fräulein von einem Jahr war in dem Gemache der Mutter zurückgeblieben. „Ja, ja,“ ſagte der Kaiſer lächelnd, indem er mit Wohlgefallen die Knaben betrachtete, die nach einander, wie eine Orgelpfeife, da ſtanden; „wenn es ſo fortgeht mit Deinen Vaterfreuden, dann kannſt Du dermaleins wie der Babenberger mit einer ſchönen Schaar eigener Knappen in die Schranken einreiten, und Du wirſt dem heiligen römiſchen Reich eine wackere Ritterſchaft ſtellen.“

„Da ſei Gott für, hoher Herr,“ entgegnete Gottfried; „jetzt heißt es

bei mir: halt ein mit dem Segen, lieber Herr Gott! Denn wie wollte ich ſie alle unterbringen auf meiner Burg, und Jedem dermaleins eine Herrſchaft zuteilen? Was aber die Vaterfreuden anbelangt, ſo werdet Ihr bald daran

Teil nehmen können, und die wilde Jagd wird alſo im Saal turnieren daß Euch die Ohren ſurren und Ihr ſie in's Pfefferland wünſchen werdet."

Herr Gottfried hatte auch recht prophezeit, denn bald ging eine wilde und tolle Jagd im großen Ritterſaal an. Zuerſt hatten ſich die Junkherr=

lein um den Vater geſchaart und den fremden Gaſt mit ſchüchternem Blicke angelugt; bald nahten ſie auf Zuſpruch des Vaters dem Fremden und gaben ihm die Hand; als ſie aber alle nacheinander aus des Vaters Becher getrunken — denn ſie waren mit erhitztem feuerrotem Angeſicht in den Saal gekommen — da ſtiegen ſie auf die Bänke und nahmen Schwerter und Schilde herab; ſelbſt des Kaiſers Schwert blieb nicht an der Wand hängen, es mußte herunter ſamt Gurt, und der älteſte nach dem Junkherrlein Götz legte es an und ſchleppte es daher. Auch die Helmkappen und Tartſchen wurden heruntergeholt, und bald wimmelte der Saal von Gewappneten, die wie die Männlein aus Zwerg Alberichs Reich anzuſchauen waren. Bald ſtand Mann gegen Mann, und es ging drauf und dran — die Schwerter erklangen mächtig auf den Tartſchen und Helmkappen der Kämpfer, zum Glück nicht gefährlich, denn die Schwerter blieben in der Scheide, welche nur Rittershand auszuziehen vermochte; auch gab es etwelche Rippenſtöße bald von dieſer, bald von jener Seite. Ja einer der kleinen Kämpfenden fiel ſogar der Länge nach auf den Boden, daß der Saal dröhnte, doch nicht in Folge eines kräftigen Stoßes von Gegners Hand, ſondern er ſtolperte über des Kaiſers Schwert, das dem Bruder Andreas aus der Hand gefallen war. Mit übereinander geſchlagenen Armen ſtellte ſich der Kaiſer hin und ſah dem Turnier der kleinen Geſellen zu, und hätte noch eine Weile zugeſchaut, ſo ergötzte ihn das ſeltſame Ritterſpiel; aber auf einmal ging eine Thüre unten am Ende des Saals auf, und heraus trat der Burgkaplan, in den Händen noch das Brevier haltend, aus dem er eben in der Burgkapelle, die an den Saal ſtieß, das Ave gebetet hatte. Wie wenn der Wind in den Spreu fährt und rechts und links Alles flieht, alſo ſprangen die Kämpfenden rechts und links und ließen den ehrwürdigen Herrn hindurchgehen, der ernſte Blicke auf ſie fallen ließ und das Brevier emporhielt, wie einen ſtrafenden Zeigefinger.

Der Kampf war auf einmal geendet, und an die Stelle des wilden Tumults ruhige Meeresſtille getreten. In demütiger Haltung, mit niedergeſchlagenem Blicke, einer hinter dem andern, folgten die Herrlein dem Burgkaplan auf dem Fuße nach, denn ſie verſtanden ſeinen ernſten Wink — der Mann in dem geiſtlichen Gewande war ihr geſtrenger Lehrer und Hofmeiſter, der ſie wegen Überſchreitung der Ordnung zwar nicht in ſtrenge

Haft mit ſchmaler Koſt verurteilte, jedoch alsbald dem Kammerknecht übergab, der ſie ins Schlafkämmerlein führte, wo die kampfmüden Helden, wenn auch nicht auf Lorbeeren, doch auf groben leinenen Decklacken ruhen und im Traume ihr Spiel fortſetzen konnten. Aber der Burgkaplan, Herr Nikolaus Weinmann, der die Junkherrlein wirklich wie ein rechter St. Nikolaus an Weihnachten aus dem Saale geſtöbert hatte, trat, nachdem er ſeine Zöglinge in ſichere Hut übergeben hatte, den Rückweg in den Saal an, denn er hatte, zwar nur im Vorübergehen, die erfreuliche Bemerkung gemacht, daß ein mächtiger Krug ſamt Becher auf dem Tiſche ſtand. Letzterem, ſowie dem Burgherrn und ſeinem Gaſte, hatte er noch nicht die gebührende Reverenz gemacht, auch war es ums Stündlein, das er an jeglichem Tage hier im Saale beim kühlen Weine zu verbringen pflegte. Damals machte man nicht ſo viel Weſens wie jetzt mit pflichtſchuldiger Vorſtellung des Gaſtes, der ſich neben die andern ſetzte. Diesmal wäre es auch nicht nötig geweſen, denn der Kaiſer konnte den Vogel an den Federn, den Burgkaplan an ſeinem ſchwarzen Habit erkennen; aber bald ſah er und erkannte auch noch mehr, daß nämlich ein dritter Kumpan ſich zu ihnen geſetzt hatte, der noch kräftig nachholte, was er während des Brevierleſens in der Kapelle verſäumt hatte. Wer von dem zechenden Kleeblatt am längſten aushielt, das war Herr Nikolaus Weinmann. Als der Kaiſer, bereits des Schlafs bedürftig, unter die Rede hinein manchmal mit dem Kopfe nickte, und der Burgherr bei etwelchen Fragen oft gerade das Gegenteil von dem antwortete, was der hohe Gaſt wiſſen wollte — da ſaß gemeldeter Burgkaplan noch feſt, wie eine Mauer, mit wackern und glänzenden Augen, und ein Becher nach dem andern glitt durch ſeine ſchmachtende Kehle. Der letzte Krug — es war der dritte, den der Kellermeiſter aufgeſtellt hatte — war für ihn allein noch übrig, und er war Manns genug dafür. Der Burgherr mit ſeinem hohen Gaſte bedurfte des Schlafs; er geleitete beide zur bekannten Ruheſtätte, denn ſchon oft war er dem Burgherrn, wenn ſie in ſpäter Stunde ſich letzten, Geleitsmann geweſen. Dann kehrte er wieder in den Saal zurück, rollte den eichenen Lehnſtuhl mit ledernem Polſter an den Tiſch, ſetzte ſich aufs Neue feſt auf ſeinem Poſten, im Angeſicht des gewaltigen Henkelkrugs und der Becher, und es fehlte ihm in allewege nicht an Unterhaltung. Man weiß von leidenſchaftlichen Kartenſpielern, wenn

ſie keinen Partner finden, wiſſen ſie mit den Karten allein zu ſpielen und können ſich die Zeit vertreiben; ſo auch Herr Nikolaus Weinmann — er verſtand die edle Kunſt, ſich auch allein mit Krug und Becher zu unterhalten. — Wie lange dieſe Selbſtunterhaltung dauerte, das können wir nicht ſo genau auf das Stündlein angeben — aber über die gewöhnliche Zeit und Stunde ging es nicht viel hinaus — er ſuchte ſein Zeichen, wenn es Zeit war, abzubrechen, nicht auf der Uhr — man hatte ja damals noch keine Uhren — auch nicht auf der Sanduhr — ſeine Sanduhr war der Krug, wenn er zur Neige ging. Als er den letzten Becher mit goldhellem Markelsheimer getrunken, da gingen ihm die Augen über doch nicht wie bei dem König von Thule, denn der liebſte Buhle, den er hatte, der lag im kühlen Keller — er nickte und nickte wie die beiden längſt zur Ruhe Gegangenen, und bald beugte er ſein ſchweres Haupt zurück auf das weiche Lederpolſter des Lehnſtuhls und ſank in die Arme des Schlafs. Er ruhte ſo ſanft, als die beiden Herren auf ihrem weichen Lager von Bären- und Marderpelzen. Aus ſeinem Lehnſtuhl durfte ihn auch niemand wecken, bis er ſich ſelbſt erhob, und das war immerdar genau zur Stunde, wenn die Frühmeſſe anging. Ob er ſie heute um ein halbes Stündlein verſchlief, darüber hat die Chronik, der wir die Geſchichte entnommen, nicht ſo genau berichtet. Es war auch noch Zeit, als die aufgehende Sonne durch die öſtlichen Fenſterſcheiben des Ritterſaals, in denen das Wappen der Herren von Hohenlohe prangte, ihre erſten Strahlen warf — der geiſtliche Herr hatte nie ſo ſtreng nach dem Wahlſpruch gelebt: Morgenſtund hat Gold im Mund.

III. Die Taufe in der Burgkapelle.

War ſchon oft ein feſtlicher Tag auf Burg Neuhaus geweſen, wenn wieder ein neuer Sprößling in der Burg einzog. Denn immerdar wurde ein ſolcher Tag als ein Familienfeſt gefeiert, an dem Verwandte, Freunde und Bekannte der ganzen Umgegend teilnahmen. Beſonders aber war es ein feſtlicher Tag für die Armen, denn da gab der Burgherr und die Burgfrau immer mit vollen Händen, und Trank und Speiſe wurde ſo viel unter die Armen der Umgegend verteilt, daß ſie des Vorrats noch mit ſich von dannen nahmen und noch wochenlang von den Gnadengaben der milden Herrſchaft auf Neuhaus zu zehren hatten. Auch Sänger und

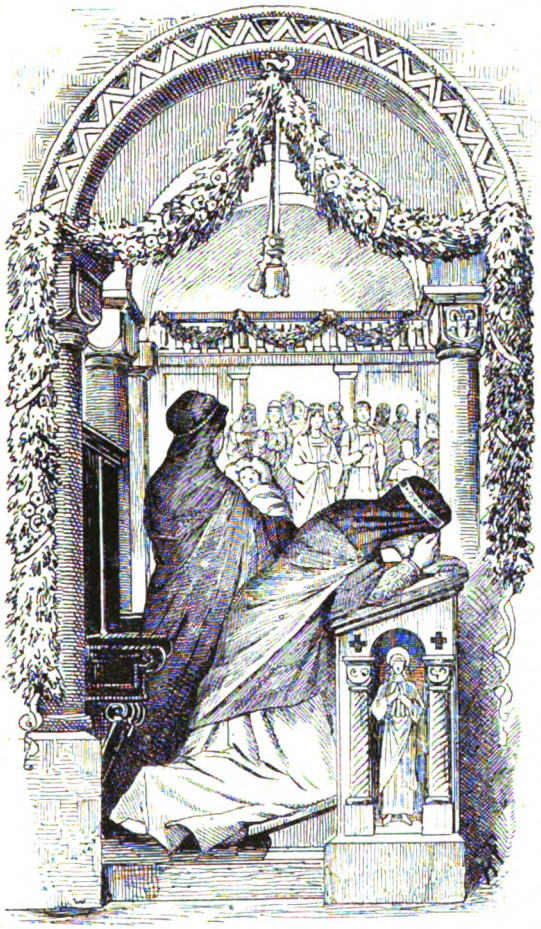
fahrende Leute ſtellten ſich auf der Burg ein, um den Tag zu verherrlichen und empfingen genug der Gaben, alſo, daß ſie noch lange nachher davon ſingen und ſagen konnten, wie mild und tugendlich Der von Brauneck und die edle Falkenſteinerin auf Neuhaus ſich an ihnen erzeiget.

Aber alle dieſe Tage, die ſchon ſiebenmal wiederkehrten auf Burg Neuhaus, waren nichts gegen den feſtlichen Tag, der heute mit einem freundlichen Strahl der Sonne begann. Schon mit der Frühe des Tages waren die Knechte auf Neuhaus in den nahen Wald gezogen, der längs des Bergrückens ſich hinzieht, welcher ſich zwiſchen dem Taubergrund und dem Thälchen des Forellenbachs gelagert. Dort holten ſie Fichten und Föhren, um die Thore und den Hof der Burg, abſonderlich aber die Halle der Burgkapelle zu ſchmücken. Bald war ein halbes Wäldchen in die Räume der Burg eingezogen, alſo daß man ſchon von der Ferne das friſche Grün der Tannenreiſer erblickte, welche zwiſchen den Fahnen mit hohenlohiſcher Farbe ſogar aus den Zinnen herausragten. War der nahe Wald faſt von Tannen und Fichten entleert, noch übler erging es dem ſchönen Burggarten, der vor dem Zwinger gegen Markelsheim hin über dem Thorweg lag, wo wir dermalen einen ſchönen Grasgarten ſehen. Damals galt dieſer Garten für den ſchönſten Burggarten im ganzen Taubergrund, mit Ausnahme des Luſtgeheges des Deutſchmeiſters zu Mergentheim und des Gartens am Schloß Orient zu Weikersheim. Für diesmal half alles Bitten und Beten des Schloßgärtners Wendelin nichts, der ſich, wie Tags zuvor das Junkherrlein Götz vor die Treppe, ſo vor die Gartenthüre geſtellt hatte, um den Eindringlingen zu wehren, daß ſie ſeinen lieben Garten ganz und gar plünderten, denn gern wollte er die nötigen Blumen zur Ausſchmückung der Kapelle hergeben; aber die Mägde der Burg fuhren mit Armen und Händen rauh und wild in die Blumenbeete, als ob ſie ins Gras führen, um zu graſen. War kein Wunder, wenn der Gärtner erbittert war, denn bald ſah es in ſeinem Garten aus, wie in einer Wüſte, da nichts mehr zu ſehen war. Deſto herrlicher ſah es in der mit Blumen geſchmückten Kapelle aus, da war der Altar ſamt Taufſtein, ja der ganze Chor voller Sträuße und Kränze. Das alles zu Ehren des Täuflings und ſeiner hohen Pathen. Daß noch eine Zweite zur Verherrlichung der Taufhandlung heute auf der Burg erſcheinen würde,

davon wußte nur der Burgherr, dagegen ahneten die übrigen Bewohner des Schloſſes nichts.

Schon mit Anbruch des Tages hatte Kaiſer Adolf in die Stadt Mergentheim hinab eine Kunde ergehen laſſen; wir ſehen bald, zu welchem Zwecke. Kurz vorher, ehe das letzte Zeichen zur heiligen Handlung in der Burgkapelle geläutet wurde, kam ein ſtattlicher und gleißender Zug die Heerſtraße zur Burg herauf. Vornen ſehen wir eine in reichem Anzug ſtrahlende Frau, auf einem milchweißen Zelter mit roter, goldgeſtickter Schabrake. Auf dem Haupte, deſſen liebliches Antlitz ein reicher Schleier umwallt, glänzt eine herrliche Krone von Gold und Edelſteinen. Neben ihr zur Rechten trabt auf einem Roſſe von dunkler Farbe der edle Hans von Neſſelrode, Meiſter in deutſchen Landen, der, wenn ihm auch diesmal nicht die Ehre geworden, der Pathe des Täuflings zu ſein, dennoch aus alter Freundſchaft für Herrn Gottfried von Brauneck, als Zeuge an der feierlichen Handlung teilnehmen, zuvor aber mit einer nicht geringen Schar ſeiner Ordensritter den vornehmen Frauen das Geleit hinauf auf die Burg und wieder zurück geben will — zur Linken reitet der Ordenspriester von Mergentheim, Bruder Heinrich von Finſterlohr, der ſich vom Burgherrn die Ehre erbeten, ſich bei der Taufhandlung beteiligen zu dürfen. Der glänzende Zug iſt vor der Burg angelangt — wie erſtaunt Herr Gottfried von Brauneck, als er mit dem Kaiſer die hohen Gäſte begrüßt, und er in der vornehmen Frau die edle Imagina, des Kaiſers erlauchte Gemahlin, erkennt, welche er noch als zartes Fräulein im Hauſe ihres Vaters geſehen. Doch iſt es keine Zeit zu freundlicher Rede und Gegenrede, denn hell läuten eben die drei Glocken auf dem Turme zur heiligen Handlung in der Kapelle. Frau Elsbeth mit der Amme, die den Täufling in koſtbaren Kiſſen auf den Armen trägt, iſt bereits auf dem Wege, der durch den Ritterſaal in die Kapelle führt. Der ſpäte Zecher ſamt Becher und Humpen ſind längſt aus dem Saale verſchwunden, Herr Nikolaus Weinmann pflegte ſelbſt gar pünktlich aufzuräumen, wenn er tief und lange in den Becher geſchaut hatte; ſelbſt der Lehnſtuhl, der Zeuge ſeiner nächtlichen Sorgen und Beſtrebungen, ſtand am alten Platze, wie wenn er nie verrückt geweſen wäre. Er ſelbſt aber, der wohlbeſtallte Burgkaplan, hatte bereits Stola und Cingulum angelegt und harrte in der kleinen Sakriſtei mit ſeinen

beiden Chorknaben auf den aus der Stadt kommenden Ordenspriester, dem er sich heute aus freien Stücken, ja sehr bereitwillig unterordnete, da er doch noch in etwas bei sich verspürte, daß er beim kühlen Weine einen Teil der Nacht verlebt hatte; auch blickte sein Auge nicht so wacker wie an sonstigen Tagen, und er hatte gewaltig zu reiben, um die Spuren des verspäteten Schlafs zu verwischen. Dennoch führte er wacker und rüstig mit seinem Amtsbruder aus Mergentheim das Amt aus, mit dem die heilige Handlung begann.



Frau Elsbeth von Brauneck war in die Kapelle getreten, sie kniete alsbald in ihrem Betstuhl nieder, neben ihr die Amme mit dem Täufling. Ihre Andacht war so innig, daß sie nicht einmal aufblickte, als die hohen Gäste in die Kirche traten; sie sah und hörte nichts, denn ihr Auge und ihr Gedanke war nur bei dem Liebling, für den sie ihr Gebet gen Himmel schickte. Erst als das heilige Amt vorüber war, als der ehrwürdige Ordenspriester vor den Taufstein trat und sich anschickte, die heilige Taufhandlung vorzunehmen, da blickte die Burgfrau auf, und gab dann der

Wartfrau das Zeichen, daß ſie den Täufling bis zu dem Taufſtein trug, aber ſie blieb in knieender Stellung. In demſelben Augenblick verließen der Kaiſer und die Kaiſerin ihren Betſtuhl und traten ebenfalls vor den Taufſtein. Verwundert blickte die Wartfrau auf, als die majeſtätiſche Frau mit der koſtbaren Krone geſchmückt, das Kind von ihren Armen nahm, auf die Stirne küßte und es ſo lange hielt, bis die Legende verleſen war. Darauf nahm die Wartfrau wieder den Täufling auf ihre Arme, wickelte ihn aus ſeinem reichgeſchmückten Taufkiſſen und zog ihn bis aufs Hemdchen aus. Jetzt erſt nahm ihn Kaiſer Adolf in ſeine Arme, küßte ihn auf die Stirne, und als der Ordenspriester ihm einen Wink gab, näher zu treten, hielt er das Kind mit beiden Händen über das mit Waſſer aefüllte tiefe Becken des Taufſteins.

Nachdem die Salbung und die ſonſt üblichen Zeremonien mit dem Täufling vollzogen waren, richtete der Prieſter die Frage an den Kaiſer: „Glaubſt Du, daß Jeſus ſei der Chriſt?“ Als der Kaiſer es im Namen des Täuflings bejaht hatte, fuhr er fort, indem er das Kind mit den Händen faßte: „Adolfus, ich taufe Dich auf den Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geiſtes!“ und bei jedem heiligen Namen tauchte er den Täufling bis an den Hals in das Waſſer. Dann bezeichnete er ſeine Stirne nocheinmal mit dem Zeichen des Kreuzes, gab es in die Arme des Kaiſers zurück, und dieſer ſtellte es wieder der Amme zu. Während der ganzen feierlichen Handlung hielten die Kaiſerin und der Deutſchmeiſter, welcher gleichfalls an den Altar getreten war, brennende Wachskerzen in den Händen. Als mit der üblichen Legende die Taufhandlung beſchloſſen war, gingen die beiden Prieſter in die Sakriſtei zurück. Darauf begaben ſich die Anweſenden, voran den Täufling, in einem feierlichen Zuge aus der Kapelle durch jene Thüre, durch welche die Burgfrau in die Kapelle getreten war. Dieſer erſchien es faſt wie ein Traum, was bisher vor ihren Augen vor ſich gegangen war. Erſt, als der Zug im Ritterſaale ankam, wo indeſſen alles zu einem prächtigen Mahle gerüſtet war, erklärte der Burgherr ſeiner Gemahlin, wie er zuerſt ſelbſt überraſcht worden und nun auch ihr eine angenehme Ueberraſchung habe bereiten wollen, und führte ſie dem Kaiſer und der Kaiſerin zu. Unbefangen und harmlos nahte Frau Elsbeth der

Kaiſerin, verbeugte ſich ehrerbietig vor ihr, und ſprach mit freundlichem Blicke: „Heute iſt Heil unſerem Hauſe widerfahren, hohe Frau, daß Ihr für würdig gehalten, unter unſer Dach zu treten und dem Segenstage meines Söhnleins anzuwohnen.“ Die Kaiſerin erwiderte den Gruß mit einer liebevollen Umarmung. Als aber Frau Elsbeth dem Kaiſer näher trat und ihren Dank dafür ausſprach, daß er am Kinde die große Gnade gethan und ſein Pathe geworden, da ſtotterte ihre Stimme, und ihre Hand zitterte in der Hand des Kaiſers, die er ihr beim Gruße dargeboten — auch ſchlug ſie ihr Auge zur Erde, die doch zuvor harmlos und unbefangen der Kaiſerin ins Auge geblickt hatte. Nur mit Mühe konnte ſie die Thräne verbergen, die auf einmal ihr Auge trübte. Der Kaiſer und ſeine Gemahlin merkten es kaum, aber Herr Gottfried von Hohenlohe ſah dieſe Thräne und verſtand ſie. Doch that er, als ob er ſie nicht geſehen hätte. In Anweſenheit ſo hoher und lieber Gäſte, und um nicht die Freude des Mahles ſich ſelbſt und Andern zu ſtören, ließ er keinem düſtern Gedanken Raum, der in ſeiner Seele aufſteigen wollte. War es nicht ein doppelt, ja dreifach freudenreicher Tag für ihn? Einmal, daß ſein jüngſter Sprößling Chriſtennamen empfangen, dann hatte er ſeinen teuren Jugendfreund und Genoſſen wieder an ſeiner Seite, und dieſer teure Freund, ſein Herr und Kaiſer, hatte ihm die Ehre erzeigt, ſein Söhnlein in eigener Perſon über die Taufe zu heben. War aber nicht nur ein freudiger, ſondern auch ein heilbringender und ſegensreicher Tag für das ganze Hohenlohe-Brauneck, denn der Kaiſer war ein guter und freundlicher Pathe gegen ſein lieb Göttlein Adolfus. Mehr als einmal ließ er über dem Mahle das Göttlein herbeibringen, nahm es freudig auf den linken Arm, hob begeiſtert mit der Rechten den Becher, und ließ ſein Göttlein und die Gevatterleute hoch und lange leben. Als man es ihm aber das letzte Mal herbeitrug, und das war, wie die Strahlen der bereits abendlichen Sonne die hohen Bogenfenſter des Saales beleuchteten, da ſchob er dem Göttlein heimlich ein zuſammengelegtes Pergament, mit anhängendem kaiſerlichen Sigill, unter das Kiſſen — die Kaiſerin band auf der andern Seite ebenſo heimlich dem Kindlein einen Kinder-Nuller ein, den man kaum mit zwei Händen umfaſſen konnte, und der ſo ſchwer war, wie noch nie ein Nuller geweſen. Denn als man ihn ſpäter öffnete, lagen darin 100 Gold-

gulden mit dem wohlgetroffenen Bilde des Kaiſers und noch ganz neugeſchlagen, denn Kaiſer Adolf war noch nicht gar lange im Regiment. Und doch war der Inhalt der Urkunde noch bedeutſamer, die der Pathe dem Göttlein faſt zwiſchen ſeine zarten Füßlein geſchoben; er lautete: „Wir Adolfus, von Gottes Gnaden König in deutſchen Landen, thun kund und zu wiſſen Jedmänniglich, die das hören oder leſen', daß wir dem edlen Manne, Herrn Gottfried von Hohenlohe, unſerem lieben Gevatter und Freunde, um Willen ſeines jüngſten Sohnes Adolfus, unſeres Göttleins, verleihen und zuſchreiben den Zoll der Stadt Mergentheim." — War ein reich Pathengeſchenk, denn der Reichszoll zu Mergentheim war von großer Bedeutung, da ſchon damals eine Hauptſtraße, die ſpäter ſogenannte Kaiſerſtraße, über Mergentheim gen Frankfurt führte. — Beide Eingebinde kamen zum Abſchied; das kaiſerliche Paar mußte aufbrechen, denn ſchon mit dem Frühſten des andern Tages wollten ſie ihre Reiſe durchs Reich fortſetzen. Bereits dunkelte es, als der Kaiſer ſeinen Begleitern das Zeichen zum Aufbruch gab. Der Deutſchmeiſter und ſeine Ordensbrüder erhoben ſich mit dem Kaiſer von dem Tiſche und ließen ſich ihre Waffen bringen, die an den Wänden des Saales aufgehängt waren. Wollte man einen Gaſt hoch ehren in jenen Zeiten, ſo war die Burgfrau es, welche ihm das Schwert darreichte. Das that auch Elsbeth von Hohenlohe — ſie langte des Kaiſer's Schwert von der Wand, und brachte es ihm dar, um es dem hohen Gaſte umzulegen. Als ſie das Schwert mit koſtbarem Gurt anſah und in die Hände nahm, überkam ſie eine Wehmut, wie einſt Frau Kriemhild im Hunnenlande im Innerſten bewegt war, als ſie an Hagens Seite das Schwert Balmung erblickte, mit dem er ihren geliebten Siegfried erſchlagen. War nicht der Gurt ein Werk ihrer Hand, an dem ſie ſo manchen Tag, ja ſo manche Nachtſtunde gearbeitet hatte? Das ſie ihm gegeben in den Zeiten beglückter Liebe, da ſie den jungen Grafenſohn von Naſſau noch ihren geliebten Friedel nannte; aber ſie hatte ihrem Geliebten entſagen müſſen, und dann ihrem jetzigen Gemahl die Hand gereicht. Und jetzt zierte der Gurt das Schwert des höchſten Vogtes und Kaiſers über Deutſchland. Frau Elsbeth drängte die Wehmut ihres Herzens zurück und die Thräne, welche das ſchöne dunkle Augenpaar trüben wollte; ſie faßte ſich, gürtete dem Kaiſer das Schwert um und ſtellte ſich freundlich und heiter, aber ſie ver-

barg unter dieſer ſcheinbaren Freundlichkeit das Leid ihres Herzens. Auch als ſie den Kaiſer und die Kaiſerin bis in den Hof hinab begleitete und ſie beiden die Hand zum Abſchied reichte, nahm ſie ſich zuſammen und verbarg ihr Gefühl, ja ſie ſchien gleichgiltig beim letzten Gruße, den ihr der Kaiſer zuwinkte.

Als Gottfried von Hohenlohe dem Kaiſer auf das Roß hinauf die Hand zum Abſchiede reichte, ſprach er: „Fahret wohl, hoher Herr! Es ſoll Euch die Gutthat und Huld unvergeſſen bleiben, die Ihr an mir und den Meinigen erzeigt, daß Ihr mein Jüngſtes über die Taufe gehoben.“ — „Dein Jüngſtes,“ bemerkte der Kaiſer lächelnd, „aber nicht Dein Letztes, denn nicht acht, aber neun iſt eine heilige Zahl — und bedarfſt Du eines Gevatters, ſo bin ich Dir wieder zu Dienſt.“ — „Wie ſollt' ich das wagen,“ entgegnete der Edelherr, „Euch wieder zu bemühen? Das wäre zu viel Ehre für mich — und wie ſollt' ich es Euch vergelten können?“ — „Was vergelten?“ rief der Kaiſer — „wer weiß, ob nicht mein lieber Gevatter dermaleins mir einen größeren Dienſt leiſten kann, als ich ihm geleiſtet, daß ich bei ihm mich zum Gevatter gemeldet. Auch Kaiſer und Könige brauchen Freunde in der Not!“ Er ſprach dieſe Worte mit Nachdruck, drückte noch feſt die Hand des Freundes, gab ſeinem Pferd die Sporen und ritt abwärts.

Vor Einem war der Burgfrau Gemütsſtimmung, die ſie zu verſtellen geſucht hatte, nicht verborgen geblieben: das war Herr Gottfried von Hohenlohe, ihr Gemahl, dem man anſah, daß der Abſchied vom kaiſerlichen Freund ihm wehe gethan. Als daher die Gäſte aus der Burg geſchieden waren und er mit Frau Elsbeth in den Saal zurückkam, begann er: „Wie ſoll

ich das deuten, liebe Elsbeth, daß Du beim Abſchied von unſern hohen Gäſten ſo gleichgiltig geweſen?" — „Das kann nicht Euer Ernſt ſein, das zu glauben, mein Gemahl," entgegnete die Burgfrau, „im Gegenteil, mir iſt der Abſchied recht nahe gegangen." — „Nicht wahr," ſetzte Gottfried von Hohenlohe hinzu — „bevorab von meinem kaiſerlichen Freunde? Warum haſt Du es aber zu verhehlen geſucht, liebe Elsbeth? Das iſt nicht redlich von Dir geweſen. Habe ich nicht ſchon bei Deinem erſten Zuſammentreffen mit dem Kaiſer beobachtet, wie Dir das erſte Wiederſehen Mühe gemacht, wie Du verlegen die Augen zur Erde geſchlagen, wie Deine Hand gezittert, die Du ihm dargereicht, wie Du kaum die Thräne in Deinem Auge verbergen konnteſt. Liebe Elsbeth, ich kann Dir nicht zürnen, daß die Erſcheinung unſeres erlauchten Gaſtes in Deinem Herzen wehmütige Erinnerungen hervorgerufen — aber von der Mutter meiner acht Kinder hat es mir wehe gethan, daß die Eindrücke einer früheren Liebe in ihrem Herzen ſo unvertilgbar ſein ſollen."

„O Gott," rief Frau Elsbeth, und jetzt brachen wirklich Thränen aus ihren Augen — „Ihr werdet doch daran nicht zweifeln, mein Gemahl, daß ich das Bild des früheren Geliebten aus meinem Herzen verbannte, ſeiner ganz und gar vergeſſen, und nur einem Bilde von nun an in meinem Herzen Raum gegönnt? Und das ſeid Ihr, mein Einziggeliebter, Ihr, dem ich am Altar Herz und Hand geboten, dem ich bis auf dieſe Stunde in ganzen Treuen angehörte." — „Ich will Dir's glauben, mein liebes Gemahl," verſetzte der Burgherr, „will glauben, daß es bei Dir nicht heißt, wie bei ſo manchen andern: alte Liebe roſtet nicht; aber eins wirſt Du mir doch geſtehen, daß der Gedanke in Dir aufgeſtiegen: ſtatt der Kaiſerin könnte auch ich unter einer Krone gehen, und dieſer Gedanke hat Dich wehmütig geſtimmt — nicht wahr, liebe Elsbeth, ich hab's errateu?" — „Was ich darauf antwortete, Ihr würdet mir's nicht glauben," entgegnete die Burgfrau mit ſichtbarer Verlegenheit — „ich kann nur ſprechen: ſo und nicht anders hat es Gott gewollt, und ſein Wille iſt immerdar der beſte — auch fühle ich mich ſo glücklich wie eine Kaiſerin, wenn ich Arm in Arm mit Euch unter unſern Kindern ſtehe, die ſo hold und lieb uns anlugen, ja ich möchte mit keiner Königin und Kaiſerin tauſchen, die ſolchen Glücks entbehrt, deſſen wir uns erfreuen." — „Du haſt

Du recht, liebe Elsbeth," sprach der Burgherr mit viel liebevollerer Stimme, als er bisher geredet — „ich möchte eben so wenig mit meinem hohen Herrn und Gönner tauschen, denn wo ist eine Krone, die nicht schwer drückte? Und wie wandelbar ist nicht das Glück, das den Königen lächelt? Ein leuchtender Stern ist über dem Haupte meines kaiserlichen Freundes aufgegangen, möge er nicht so bald erbleichen, wie es bei Manchen ergangen, die Deutschlands Krone trugen — möge die Stunde fern sein, wo des Kaisers Glück sich wendet und die Burgfrau auf Neuhaus sich in Wahrheit für glücklicher halten möchte, als die Kaiserin, die unter der Krone geht!"

War wie ein prophetisches Wort, was Herr Gottfried von Brauneck zu seiner Gemahlin redete, und fand bälder seine Erfüllung, als man damals hätte glauben können, da Kaiser Adolf im höchsten Glanze seines Glückes schwebte. Sein Glückstern, der so herrlich aufgegangen war, ging bald wieder unter; es war seine eigene Schuld und des Mannes Praktik, der ihn erhöht hatte über alle Fürsten des Reichs und nun auch zeigen wollte, daß er Macht habe, ihn wieder zu erniedrigen.

IV. Der Fuchs von Mainz.

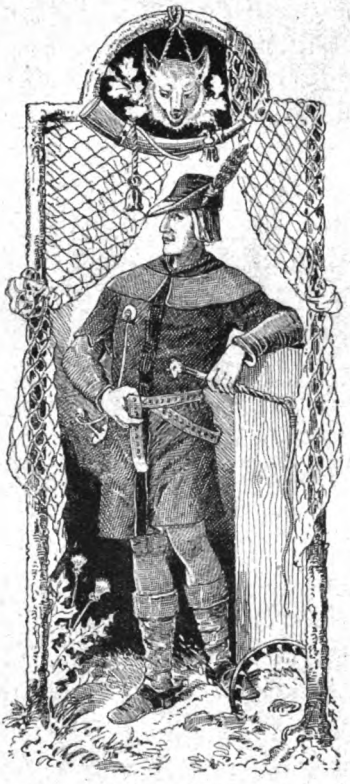
Hatte Kaiser Adolf im Anfang seines Regiments lobenswerte Beweise von ernstlicher Sorge für die Wohlfahrt des Reichs, sowie von Gerechtigkeit und Klugheit gegeben und sich bei Geistlichen wie Weltlichen ein wohlverdientes Vertrauen erworben und sich in ein Ansehen bei Jedermänniglich gesetzt — dieses Vertrauen und Ansehen erlitt den ersten Stoß, als er sich mit König Eduard I. von England gegen Frankreich in ein Bündnis einließ, infolge desselben eine starke Heeresmacht warb, und zu ihrer Ausrüstung 30000 Mark Silber vom König Eduard empfing. Man betrachtete es als ungeziemend, daß das erhabene Oberhaupt des römischen Reichs wie ein gemeiner Ritter um Sold im Felde liege. Doch noch mehr, und mit Recht wurde ihm ein Schritt übel genommen, der die Vermehrung seiner Hausmacht zum Zweck hatte. War es löblich gewesen, daß er seinen Vorgänger Rudolf von Habsburg in allen Dingen zum Vorbild gewählt hatte, in diesem seinem Grundsatze, sein eigenes Haus durch Eigentum und Macht zu vergrößern, hätte er dem glorreichen Habsburger nicht nachfolgen sollen. Ein liebloser Gatte und unnatürlicher Vater gab dem Kaiser Veranlassung zur Ausführung seines Vorhabens, Haus Nassau zu vergrößern. Das war

Landgraf Albrecht von Thüringen, von ſeinen Zeitgenoſſen mit Recht der Entartete genannt, weil er ſeine edle Gemahlin Margarethe von Hohenſtaufen ſo lieblos und grauſam behandelte und ſie zuletzt verſtieß, um mit ſeiner Buhlin Kunigunde von Eiſenberg ungeſtört ein verbrecheriſches Leben fortführen zu können. Infolge dieſer Verſtoßung waren zwiſchen ihm und ſeinen Söhnen wiederholte Fehden ausgebrochen, und um nicht Land und Leute zu verlieren, kam er auf den Gedanken, ſeine Lande an den Kaiſer zu verkaufen. Da that Kaiſer Adolf den unſeligen Schritt, der ſo ganz mit ſeiner bisherigen Gerechtigkeitsliebe und Klugheit im Widerſpruch ſtand, und kaufte wirklich mit einem Teil des von König Eduard empfangenen Geldes die Thüringer Lande. Aber es war kein Segen bei dieſem Kaufe. Was er erkauft hatte, ſollte er erſt mit dem Schwert erwerben, denn die Thüringer Lande, welche ſich für ihre angeborenen Herren, die beiden Brüder Friedrich und Dietzmann erklärten, wollten ſich durchaus nicht gutwillig unterwerfen. Da ſuchte ſich der Kaiſer mit Gewalt Gehorſam zu verſchaffen, und fiel mit Heeresmacht in Thüringen ein. Er unterwarf ſich auf dieſem Zuge den größten Teil des Landes, und verdrängte ſeine Gegner, die beiden Brüder, aus ihrem rechtmäßigen Beſitze. Während er aber an den Rhein zurückzog, fielen die beiden Landgrafen von neuem ins Land, und eroberten faſt alles wieder, was der Kaiſer mit dem Schwert erſtritten hatte. Da kehrte der Kaiſer wieder, ſeine Gegner mußten der Uebermacht weichen, und er eroberte von neuem die Thüringer Lande, die er ſofort beſetzte und als ſeines Hauſes Eigentum betrachtete.

Bei dieſer im eigentlichen Sinne widerrechtlichen Unterwerfung des Thüringer Landes hatten die kaiſerlichen Scharen wie im Feindesland geraubt, gemordet und gebrannt, und ſelbſt der Kaiſer hatte ſich in ſeiner Erbitterung eine Strenge und Grauſamkeit gegen einzelne zu Schulden kommen laſſen, die mit ſeinem ſonſt ſo milden Weſen ganz im Widerſpruch ſtand — kein Wunder, wenn dieſe That Kaiſer Adolfs in allen Herzen, die Billigkeit und Recht fühlten, Mißmut und Unwillen erregte. Um das Anſehen des Kaiſers in deutſchen Landen war es geſchehen, und ſeine heimlichen Feinde unter Geiſtlichen und Weltlichen betrachteten es als eine geſchickte Gelegenheit, um ihren lang verhaltenen Groll gegen ihn auszulaſſen.

Unter dieſen ſtand obenan ſein nächſter Vetter, Erzbiſchof Gerhard

von Mainz. Längſt hatte es ihm der ſtolze Prieſter nicht verzeihen können, daß er, der doch allein die Krone ihm zugewendet hatte, von dem Kaiſer bisher als ein fünftes Rad betrachtet, ja nebſt den übrigen geiſtlichen Fürſten ganz und gar neben hinausgeſetzt worden war. Wie er einſt bei der Wahl die Reichsſtände für Adolf von Naſſau gewonnen hatte, ſo war es ihm jetzt ein leichtes, ſie gegen ihn einzunehmen, bei denen ohnedies ſein Verfahren gegen Thüringen Mißfallen und Widerwillen erregt hatte. Schon damals ſoll der geiſtliche Kirchenfürſt, der im Panzer oder Jagdgewand ſich wohler fühlte, als in der Stola, die denkwürdigen Worte geäußert haben: „Wenn mein Herr Vetter nicht will, was ich will, ſo ſoll er bald ſehen, daß ich noch andere Kaiſer aus meinem Jägerhorn blaſen kann.“ Sofort wandte er ſich dem Nebenbuhler um die deutſche Krone, Herzog Albrecht von Oeſterreich zu und trat mit ihm in Unterhandlung. Bei Gelegenheit der Krönung König Wenzels von Böhmen zu Prag gewann er den Markgrafen Otto von Brandenburg und Herzog Albrecht von Sachſen für eine neue Kaiſerwahl, und hielt bald darauf mit dieſen beiden zu Mainz eine Zuſammenkunft, bei der alles Volk unter Glockengeläute verſammelt und ihm dargethan wurde, was die Kurfürſten zu thun Willens ſeien.



Dann gingen alle drei in den Dom und thaten am Altar folgenden Ausſpruch: daß ſie vor ſechs Jahren den Grafen von Naſſau, als den Tauglichſten unter den Fürſten, zum römiſchen König gewählt, daß er auch bei Antritt ſeiner Regierung viele Regententugenden geoffenbaret, ſich aber bald ihrem Rath entzogen, durch junge unerfahrene Menſchen verleitet, den

Pflichten seiner hohen Bestimmung zuwidergehandelt, und, da er selbst keine Reichtümer besessen, auch keine Freunde gehabt, die ihn mit Geld unterstützen wollten, Kirchen und Klöster beraubt, ja sogar von einem geringeren Fürsten, dem Könige von England Sold angenommen, der nicht zur Vermehrung des Reichs, sondern zum Erwerb ungerechten Guts verwendet worden. Noch wurde dem Kaiser vorgeworfen, daß er eine Nonne in Thüringen aus dem Kloster entführt habe und als sein Kebsweib auf einer einsamen Burg erhalte.

Das waren für die Kurfürsten Anklagegründe genug, um ihn dreimal vorzuladen. Wer aber nicht erschien, das war Kaiser Adolf. Jetzt hielten sie wieder einen Rat, und der Vorsitzende, Erzbischof Gerhard, erklärte im Namen der Versammelten seinen eigenen Vetter, dem er zuvor die Krone zugewendet hatte, des Reichs für verlustig. So meineidig wurde der Fuchs von Mainz am eigenen Blutsverwandten, nicht weil sich Adolf des Reichs unwert gemacht, sondern weil er den stolzen Vetter beleidigt hatte — denn wer einen Pfaffen beleidigt, der hat einen ewigen Feind.

Es mußte also gehen — der in letzter Zeit freilich unklug und übereilt handelnde Kaiser mußte, ob schuldig oder nicht schuldig, des Reichs unwürdig und verlustig sein, denn der Herr von Mainz hatte bereits einen neuen Kaiser aus seinem Jägerhorn geblasen. Schon bei der Krönung zu Prag, wo Herzog Albrecht mit glänzendem Gefolge erschienen war, wurde derselbe von dem, was zu Mainz mit Kaiser Adolf geschehen sollte, in Kenntnis gesetzt und aufgefordert, den Kaiser mit Heeresmacht anzugreifen. So sehr auch das geheim gehalten worden war, der Kaiser erfuhr es dennoch, und erhob sich voll Erbitterung mit seiner gewohnten Thatkraft, um seinen Gegner zu bekämpfen. Der hatte sich bei Zeiten gerüstet und zuerst im Elsaß ein mächtiges Herr um sich versammelt — es bestand aus Reitern und Fußknechten aus Oestereich, Steiermark, Böhmen und Ungarn, an die sich der Adel aus der habsburgischen Herrschaft im Aargau, der Erzbischof von Salzburg, der kriegerische Bischof von Straßburg, Adolfs alter Todfeind und Albrechts warmer Freund, mit andern Grafen und Herrn aus Schwaben und dem Elsaß anschlossen. Mit diesem Heere zog er rheinabwärts und nahm zuerst seine Stellung zwischen Worms

und Mainz. Hier gewann er auch einen kräftigen Bundesgenoſſen, das war der Kurfürſt von Mainz, der ſo wenig ſeines verwandtlichen Verhältniſſes mit Adolf gedachte, daß er ſeine eigenen Reiter dem Gegner ſeines Vetters zuführte, um ſeine Scharen zu mehren.

Doch auch dem Kaiſer fehlte es nicht an mächtigen Bundesgenoſſen und Freunden. Pfalzgraf Rudolf, ſein Schwiegerſohn, Herzog Otto von Baiern, der Erzbiſchof von Köln, ſein Oheim der Graf von Katzenellenbogen, der Landgraf von Heſſen, die Grafen von Pfirt, von Feldkirch, Nellenburg und Montfort, ſowie der kriegeriſche Abt Wilhelm von St. Gallen, der alte Feind des habsburgſchen Hauſes — dieſe alle führten dem Kaiſer gewaltige Scharen zu. Dazu kamen auch die Mannen der freien Städte Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt und Gelnhauſen, ferner die Reichsmannen aus dem Elſaß, die Schwaben und Franken, ſowie die freien Mannen am Rhein. Obgleich der Kaiſer durch ſeinen ungetreuen Vetter des Reichs entſetzt war, überall in allen deutſchen Landen ſchlugen noch Herzen voll Liebe für ihn, die willig waren, Blut und Leben für den edlen Kaiſer zu laſſen. Darum, wohin er ſein Aufgebot ergehen ließ, wurde es mit Begeiſterung aufgenommen, und ſtracks folgten die Ritter und Herrn mit ihren Fähnlein dem Rheine zu; es war keine Zeit zu verlieren, denn die beiden Gegner wollten je eher je lieber mit ihrer Heeresmacht zuſammentreffen, und ſich im Kampfe meſſen. Daß einer der getreueſten, ja der treueſte von Adolfs Freunden, dem Heerbann des Kaiſers folgte, und einer der erſten auf dem Platze war, können wir wohl denken. Es iſt der edle Gottfried von Hohenlohe im fernen Taubergrunde, der willig das längſt nicht mehr gewohnte Schwert, die teure Gabe des kaiſerlichen Freundes, von der Wand nimmt, um es im Dienſte des Freundes treu und ritterlich zu führen.

V. Der Abſchied auf Neuhaus.

An einem heißen Junitage des Jahres 1294 ſaß Herr Gottfried von Hohenlohe mit ſeiner Gemahlin Elsbeth auf dem Söller der Burg. Ein dichtes Linnentuch war über ihnen ausgeſpannt, um die heißen Strahlen der Juniſonne abzuwehren. Frau Elsbeth hatte eine Stickerei auf einem Rahmen ausgeſpannt, die eben der Vollendung nahe war. An ihre Seite lehnte ſich Fräulein Adelheid, das ſechsjährige Töchterlein, welches begierig

auf die Hand der Mutter blickte, um ihr die edle Kunſt des Stickens abzulernen. Zu ihren Füßen auf dem Schemel ſaß das Söhnlein Adolfus, ein rotwangiger Knabe, und wiegte eifrig an einer kleinen Wiege, in der eben Schweſter Adelheid einem Liebling ein Bettlein zurecht gemacht hatte.

„Will nicht einſchlafen, dein Kindlein, lieb Adele, und hab' doch ſo arg gewiegt" — mit dieſem Ruf unterbrach auf einmal der kleine Adolf die Stille, welche auf dem Söller herrſchte — zugleich ſtieß er unwillig an die Wiege, daß ſie beinahe über und über purzelte. „Nur nicht ſo wiegen, lieb Adolf," bat Schweſter Adelheid, als ſie auf die unſanfte Behandlung ihres Lieblings ſah, „und noch ein paar Augenblicke, denn ich muß noch ſehen, wie die Mutter die Arbeit ſchließt." Sie ſprach's mit einem wehmütigen Geſicht, aber der Vater und Adolf lachten laut; letzterer war auf einmal ſeines beſchwerlichen Amtes überhoben, das er nur aus Liebe fürs Schweſterlein übernommen hatte — beim unſanften Stoß an die Wiege war ſtracks der kleine Liebling herausgeſprungen und der Thüre des Saals zugeeilt, um ſich für heute nimmer ſehen zu laſſen. Es war das rote Liebkoſungskätzchen des Fräuleins, welches um dieſe Stunde gewöhnlich ſein Schläflein zu machen pflegte, aber das nur in dem Falle, wenn Adelheid mit ihren zarten Händen den Liebling einwiegte. Um dieſes wieder einzufangen, verließ jetzt Adelheid die Mutter und ihre Arbeit, und auch Adolf erhob ſich vom Schemel und folgte dem Schweſterlein nach, um dem Katzenfang zuzuſehen, der freilich nicht günſtig ablief, denn das liſtige Kätzlein ſprang auf den hohen Kachelofen im Saale, und überließ den beiden Geſchwiſtern das Hinaufſehen.

Indeſſen ſpannte Frau Elsbeth ihre Arbeit, die eben fertig geworden war, aus dem Rahmen und blickte freudig darüber hin, wie man auf eine vollendete Arbeit hinblickt, mit der man ſich lange beſchäftigt hat. „Der Gurt iſt fertig, mein Herr Gottfried von Hohenlohe!" rief ſie mit freudeſtrahlendem Antlitz, und hob ihm das Vollendete vor die Augen — „was bekomm ich aber von meinem Herrn Gemahl dafür?" fragte ſie mit ſchelmiſchem Lächeln. „Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert," verſetzte der Edelherr, „und die Arbeit iſt gut ausgefallen" — er blickte mit prüfendem Auge darauf — „darum auch ein Lohn, der etwas wert iſt, liebe Elsbeth, und der iſt? rat einmal!" Er ließ ſeine Gemahlin nicht zum Worte kommen,

ſondern ſchlang die Arme um ſie und drückte einen warmen Kuß auf ihre roten Lippen, und die Gabe ward in großen Gnaden hingenommen. Doch wurde Frau Elsbeth rot bis an den Hals, denn eben ſtreckte Fräulein Adelheid wieder ihr Köpflein zur Thüre des Söllers herein, und rief voll Verwunderung über etwas, was ſie noch nie geſehen hatte, dem nicht fernen Brüderlein zu: „Schau Adolf, Väterlein küßt lieb Mütterlein.“ Da lachte der Edelherr hoch auf, während Frau Elsbeth verlegen wieder zurückging.

„Ihr lacht mich noch aus in meiner Verlegenheit,“ ſagte auf dies Frau Elsbeth — „darum zur Strafe nehme ich Euch die Gabe zurück, und behalte ſie auf Euern Geburtstag, obgleich auch der heutige Tag, da ſie fertig geworden, bedeutungsvoll iſt, denn vor fünf Jahren an dieſem Tage habe ich Euch Euer jüngſtes Söhnlein in die Arme gelegt.“ — „Alſo ein Glückstag für mich dieſer Junitag,“ bemerkte Herr Gottfried, „mög' er jedes Jahr ſo liebe Gaben bringen, und ich wär' —“ Frau Elsbeth ließ den Gemahl nicht ausreden; „aber ich wünſche, daß dieſer Schwertgurt, der nach dem Muſter jenes köſtlichen Eures kaiſerlichen Freundes und Gönners gefertigt iſt, nur Euer Schwert zieren möge, wann Ihr Euch feſtlich ſchmücket, daß ich ihn Euch aber nie umlege, damit Ihr den Schwertgurt im Kampfe traget, denn bald kann ja Euer Erſtgeborener für Euch ausziehen, und dem Kaiſer und Reich ſeine Dienſte leiſten.“

„Möge Dein Wunſch erfüllt werden, liebe Elsbeth, ob ich gleich noch Kraft und Luſt hätte, den Arm zu rühren, wenn es ſein ſollt' — aber ich befürchte, Dein Wunſch möchte nicht in Erfüllung gehen. Es ſteht wieder übel in deutſchen Landen, mein Herr und Kaiſer hat ſich einen ſchlimmen Feind auf den Hals geladen, den Fuchs im Prieſtergewande, der nicht ruhen wird, bis er ihn unter ſeine Füße getreten.“ Der Edelherr hatte noch nicht ausgeredet, da erſchien ſein älteſter Sohn Götz auf dem Söller und überbrachte ihm ein Pergamentblatt, das war zweimal zuſammengeſchlagen und außen klebte ein wohlbekanntes Sigill. „Ein Bote aus dem Elſaß, Herr Vater, hat dieſes Brieflein unten im Burghof abgegeben,“ ſprach der Junkherr, indem er es dem Vater ſo darreichte, daß er alsbald das Sigill erkannte. „Das iſt ja von meinem Herrn und Kaiſer,“ rief er, und löſte das Sigill mit zitternden Händen. Es war ein eigenhändig

Schreiben des Kaiſers, und enthielt nur in wenig Zeilen ſoviel, um das Herz des treueſten Freundes mit Wehmut und Grimm zu erfüllen. „Vielgetreuer Freund und Gevatter!“ ſo lautet es — „die Kurfürſten haben mich des Reichs für verluſtig erklärt auf Antrieb des ungetreuen Blutsfreundes, des Pfaffen zu Mainz; der Falſche hat meinem Nebenbuhler Herzog Albrecht die Hand geboten, um mich zu verderben — der Gegner ſteht bereits gerüſtet mir gegenüber mit ſeiner Heeresmacht, es gilt einen Kampf auf Leben und Tod, den Kampf um meine Krone. Jetzt zeige, daß Du ein treuer Freund und Gevatter — ſammle im Frankenland alle Freunde, die es noch gut meinen mit ihrem Kaiſer, und eile mit Deinem Fähnlein ſo ſchnell wie möglich hieher. Gegeben im Lager vor der Stadt Ruffach an dem 28. des Heumonds im Jahr unſeres Herrn und Heilandes 1298.“

Schmerzvoll fuhr Gottfried über ſeine Stirne, als er den Brief des Kaiſers geleſen, er knickte krampfhaft das Pergament zuſammen — „das habe ich ſchon längſt geahnt,“ ſprach er, „der falſche Erzbiſchof hat ein echtes Vetterſtück an dem Kaiſer, ſeinem Vetter, gemacht, und ihn wieder verſtoßen, dem er zuvor die Krone verſchafft; aber die läßt mein kaiſerlicher Freund nicht ſo leichten Kaufs ſich nehmen, er wird ſich tapfer wehren gegen ſeinen Nebenbuhler, Albrecht von Öſterreich. Darum ruft er ſeine Freunde zuſammen, daß ſie ihm helfen ſein Recht behaupten; dabei ſoll auch ich ſein, das wünſcht er, das hofft er, und ich werde nicht ferne bleiben, wenn mein liebſter Freund in Gefahr iſt. Drum ſpute Dich, liebe Elsbeth, und nähe den Gurt an mein Streitſchwert — übermorgen mit dem Frühſten ſitzen wir zu Pferde und es geht dem Rheine zu. Du aber mache Dich gefaßt, mein Sohn Götz, Du wirſt Deinen erſten Ritt machen in des Kaiſers und Reichs Dienſten.“ — „Wie freue ich mich,“ rief der Junkherr, „lieber Vater, daß ich auch einmal mit Euch reiten darf, wo es ernſtlich zugeht.“

Schon der Inhalt des kaiſerlichen Schreibens hatte ſichtbar einen wehmütigen Eindruck auf das Gemüt der Burgfrau gemacht, aber ſie wurde bleich im Angeſicht, als ihr Gemahl das Wort ausſprach, daß ſein Auszug in's Feld zur Hilfe ſo ſchnell erfolgen, und auch ihr Erſtgeborener den erſten Ritt machen müſſe, um ſich die Sporen zu verdienen. Gegen das Erſtere konnte ſie keine Einſprache thun, denn war es ſchon Pflicht eines

jeden treuen Reichsmannen und Vaſallen, dem Heerbann zu folgen, um ſo vielmehr des Edelherrn von Hohenlohe, der dem Kaiſer ſo ſehr verpflichtet war; gegen das Zweite hätte ſie gerne Einſprache gethan, aber ſie hatte ja kurz zuvor ſelbſt ihren Erſtgebornen für waffenfähig erkannt, auch wußte ſie, daß ihr Herr und Gemahl in dem, was er einmal Willens war, zu thun, keinen Widerſpruch ertragen konnte. Wenigſtens heute wollte ſie nicht

widerſprechen, oder vielmehr bitten, denn Herr Gottfried war ſo ſchmerzlich bewegt über das Schickſal ſeines kaiſerlichen Freundes, daß er den Söller verließ, um ſich allein ſeinem Schmerz zu überlaſſen. Aber nicht lange, denn mit Trauern und Jammern wird nichts gethan — Männer handeln, wo Hilfe Not thut.

Noch an demſelben Tag ſandte er ſeine Boten nach allen Seiten aus, Tauber auf- und abwärts, hinauf auf die Burg Brauneck, wo ſeine Brüder

wohnten, und hinüber nach Neuenſtein und Öhringen, zu ſeinen Vettern von Hohenlohe; auch die Schenken von Schüpfe und die Herren von Booksberg wurden entboten, eingedenk zu ſein ihren Pflichten gegen Kaiſer und Reich, und ſich einzufinden beim fränkiſchen Heerbann. Schon am Abend des andern Tages, als bereits der Bote aus dem kaiſerlichen Lager bei Ruffach wieder auf dem Wege in's Elſaß war, mit ſchriftlicher Meldung, daß Herr Gottfried von Hohenlohe noch vor Ablauf des Heumonds mit allen Reichsmannen aus Franken bei dem Kaiſer ſein werde — zogen Ritter und Reiſige aus allen fränkiſchen Gauen den Burgweg auf Neuhaus herauf, als an den Sammelort — die Ritter und Herren in ihren gekrönten Helmen, mit breiten Streitſchwertern, Lanzen und gewaltigen Schilden, die faſt Mann und Roß deckten, die Reiſigen und Knechte in blanken Helmkappen, mit kürzeren Waffen, mit Streitkolben und Tartſchen. In der Burg gab es kaum Platz für die Herren und Ritter, viel weniger für die Reiſigen und Knechte. Die letzteren alle mußten ſamt ihren Roſſen im großen Grasgarten vor der Burg ſich einlagern, und ſoll ihnen nicht leid geweſen ſein für ihre Roſſe, denn die ſtanden im Futter wie noch nie, ſintemalen gerade in jener Zeit die Heuernte noch nicht vorüber war. An Trank und Speiſe für Knechte und Reiſige ließ es der Burgherr und Frau Elsbeth nicht fehlen, denn während im großen Saale die Humpen der Ritter erklangen, daß es durch die Fenſter ſchallte, trugen Knechte und Mägde der Burg ſo viel des edlen Getränkes in den Garten, daß auch dort die dürſtenden Kehlen befriedigt und die Herzen erfreut wurden durch die edle Gabe des Weines, denn der Wein erfreut des Menſchen Herz, abſonderlich ein echter reiner ungefärbter Trank der Tauberreben. War auch klüglich, daß ſich Ritter und Knechte auf der Burg des gaſtlichen Edelherrn von Hohenlohe gütlich gethan mit Trinken und Eſſen, denn auch an Letzterem fehlte es nicht, beſonders Braten von Rehen und Hirſchen aus dem nahen Kammerforſt, in dem heut zu Tag derartig Wild ſo ſelten iſt, wie ein Phönix oder weiſer Rabe.

In jenen Zeiten, von denen wir erzählen, war auf Kriegsfahrten noch nicht in der Weiſe für die Bedürfniſſe der reiſigen Schaaren geſorgt, wie in unſern Zeiten, da der Mann nicht ohne ſeinen Haberſack auszieht, und hinter dem Heere die Knödelwagen folgen müſſen. Am Ort der erſten Ein-

lagerung wurde gegeſſen und getrunken, um ſich für die Wegfahrt zu ſtärken, dann ging's von Ort zu Ort, bald lebend in Hülle und Fülle, bald darbend und faſtend, bis wieder eine Stadt, ein Dorf oder eine Burg in den Weg kam, wo man ſich einlagerte; oder wurde auch unterwegs Halt gemacht und ſchnell eine Heeresſtätte aufgeſchlagen, um Rinder oder Schafe abzukochen und zu verſpeiſen, die man dem nächſten beſten Hirten abgejagt, aber den Trank dazu gab der klare Bach, der vorüberfloß, denn das Weintrinken mußte ſich Mancher abthun, der zuvor gewohnt war, mit den köſtlichſten Weinen verſchwenderiſch umzugehen.

Darum, in Betracht der weiten Fahrt bis an den Rhein — denn von den Rebbergen der Tauber bis zu den Rebhügeln des Rheins und des Elſaßes iſt es gar manche Tagreiſe — ſchonten ſie nicht des Kellers, den der gaſtliche Wirt auf Neuhaus weit aufthat, weil ſie Alle gekommen waren zu Dienſte und Hilfe ſeines kaiſerlichen Freundes, der in Nöten war. Sie ließen ſich's wohl ſein, Ritter und Herren, wie Knechte und Reiſige, denn wer konnt' ihnen eine Bürgſchaft dafür geben, ob ſie je wieder ſehen würden die Berge und Thäler der Heimat, ob ſie je wieder einmal trinken würden vom Gewächſe, das auf den Hügeln des von Gott geſegneten Frankenlandes wächſt.

Hatte aber nur der Edelherr von Hohenlohe die Ehre, hier oben auf Neuhaus die getreuen Vaſallen ſeines Herrn und Kaiſers zu bewirten — noch am dritten Tage, nachdem Herr Gottfried in die ganze Umgegend das Aufgebot hatte ergehen laſſen, zogen Herren, Ritter und Reiſige das Tauberthal herab und herauf, aber ſie kamen nicht auf die Burg Neuhaus, ſondern blieben in der Stadt Mergentheim, da ſie auf der Burg kein Unterkommen mehr fanden. Alle die wurden vom Deutſchmeiſter, Hans von Neſſelrode, im Ordenshauſe und den dazu gehörigen Gebäuden aufgenommen und untergebracht. Sie wurden ſo gut verpflegt, wie auf Neuhaus, denn ſchon damals hatte die Kommende große Vorräte an Früchten und Weinen. Ein Keller voll Fäſſer mit den beſten Jahrgängen lag unter dem Ordenshauſe, und zog ſich unter drei Flügeln desſelben hin; er war ſo geräumig, daß man darin hätte ein Roß tummeln können. Die Ritter und Reiſigen brauchten ſoviel, als die mäßigen Ordensbrüder nicht in Jahr und Tag bedurften. Alſo wollte es Bruder Hans von Neſſelrode, denn

auch er wollte ſich dienſtwillig gegen den edlen Kaiſer Adolf erzeigen, mit dem er damals auf Neuhaus frohe Stunden verlebt hatte. Da die Ordensbrüder allein in des Ordens Dienſten verwendet werden durften, und ſie nur auf ausdrückliches Gebot des hohen Meiſters in Preißenland in außerordentlichen Fällen zu des Reiches Heerbann konnten berufen werden, ſo ließ er wenigſtens des Ordens Knechte zu den Scharen ſtoßen, die Herr Gottfried von Hohenlohe für den Kaiſer aufgeboten hatte. Als daher am fünften Tage, nachdem der Kaiſer ſeinen Boten auf Neuhaus geſendet, Ritter und Reiſige ab der Burg Neuhaus und aus dem Ordenshaus zu Mergentheim zogen, da war es doch ein ſtark Fähnlein von Knechten, das ſich an die übrigen anſchloß.

Schon mit dem Früheſten gaben die Hörner das Zeichen zur Abfahrt. Solch ein Klang war ſchon ſeit langem Gedenken nicht mehr auf der Burg erhört worden; alle, die auf Neuhaus aus- und eingingen, ausgenommen der Burgherr mit einigen alten Knechten, kannten nur den Tageruf des Wächters auf der Zinne, oder die Töne des Jagdhörnleins, hatten aber nie den Klang des Heerhorns vernommen. Darum fuhr Frau Elsbeth überraſcht aus dem Schlafe, als ſie dieſe Töne vernahm, die aus dem Burghof herauf erſchollen und einen ſchweren Abſchied ankündigten. Schnell war ſie mit den beiden kleineren Kindern, dem Fräulein und dem Söhnlein Adolfus, angekleidet und ging dem Ritterſaale zu, wo bereits der Burgherr mit ſeinem Erſtgebornen, dem Junkherrlein Götz, vom Kopf bis zum Fuße gerüſtet ſtand, und um beide herum die fünf jüngeren Söhne. Nur die Schwerter hatten ſie noch nicht umgelegt, denn dieſen Dienſt hatten ſich immer die Frauen des Hauſes vorbehalten zu verrichten. Die Borte fürs Schwert des Burgherrn, von der wir bereits geſagt, war ſchon ſeit fünf Tagen angebunden, und ſchlang ſich zierlich ums Schwert, das noch an der Wand hing; aber ein zweites Schwert mit Gurt fehlte noch für den Sohn, der heute zum erſtenmal mit dem Vater ausziehen ſollte. Auch dafür hatte Frau Elsbeth bereits geſorgt — das Töchterlein Adelheid trug das neue Gewaffen, das in einem ſeidenen Ueberzug verborgen lag, in den Armen herbei. Die gute Mutter hatte in vier Tagen, bis in die tiefe Nacht, an der Borte gearbeitet, um ſie für den lieben Sohn fertig zu bringen, ob ſie gleich noch nicht ſo ernſtlich daran gedacht hatte, daß Junkherr Götz wirklich

an der Kriegsfahrt teilnehmen müſſe, denn ſie hatte immer noch gewähnt, der Vater würde ihn nur als Begleiter etwa bis an die Grenze des Frankenlandes mitnehmen. Aber als ſie ſah, wie ihr Liebling gewappnet an der Seite ihres Gemahls ſtand, ſich lehnend auf das gewaltige Schild, auf dem die Leoparden von Hohenlohe prangten, da wandelte ſich die Farbe ihres Antlitzes; ſie wurde totenbleich, als ſie dem Gemahl mit thränenden Augen das Schwert umgelegt hatte, und er ihr bedeutete, ein Gleiches dem Sohn zu thun, indem er ſprach: „Nun, meine Liebe, gürte auch dem Sohne das Schwert um, das er für Kaiſer und Reich zum erſtenmal ſchwingen ſoll!“ Hatte ſie das erſtere mit unendlicher Wehmut gethan, jetzt zitterte und bebte ſie, als ſie aus den Armen des Töchterleins das Schwert nahm, ſeine Hülle abſtreifte, und das glänzende Gewaffen und den blauen, mit Silber geſtickten Gurt hervorzog. „So wollt Ihr Euch nicht erbitten laſſen, mein Herr und Gemahl,“ fragte ſie mit merklich zitternder Stimme, „daß Ihr mir dieſen unſern geliebten Sohn hier laſſet? Er iſt noch ſo jung und zart, alſo daß er kaum die Mühen der Fahrt erdulden wird.“ — „Da wär' er keiner von Hohenlohe und ſeines alten Stammes gar unwert, wenn er ein ſolcher Schwächling wäre,“ entgegnete der Burgherr etwas kalt; „und iſt er nicht hochgewachſen und breit über die Bruſt, wie ich es kaum in ſeinem Alter geweſen? — halt ihn nicht ab, Frau Elsbeth, er hat es ſelbſt gewollt.“ — „Gebt mir mein Schwert, liebe Mutter,“ bat der Junkherr, „ich will es führen, daß es meinem Herrn und Kaiſer und dem Reiche Heil und Euch Ehre bringt.“ — Nocheinmal flehte die Burgfrau, und faßte die Hand ihres Gemahls: „Laſſet ihn hier, mein Herr und Gemahl, Ihr führet ja genug Mannen Eurem Herrn und Freunde zu, und iſt es nicht genug, wenn Ihr Euch ſeinem Dienſte weihet — was wollet Ihr ihm noch Euer eigen Fleiſch und Blut opfern? So viel ſeid Ihr weder Eurem Kaiſer noch Eurem Freunde ſchuldig.“ — „Das ſind wir unſerem Freunde nicht ſchuldig? iſt das Dein Ernſt, Elsbeth? das biſt Du dem Freunde Deiner Jugend nicht ſchuldig, daß Du ihm Deinen Sohn ſendeſt, der für ihn ſtreite gegen ſeine Feinde, die über ihn herfallen, um ihn zu vernichten!“ — Er ſprach dieſe Worte mit einem bedeutungsvollen Blicke auf die Burgfrau, der ihr durch das Herz ging. Frau Elsbeth bat nicht weiter, ſie gürtete dem Sohne das Schwert um ſeine Lenden, aber

indem ſie ſich beugte, um die Schnalle zuzuziehen, fiel ſie voll Schwäche in die Kniee, und als ſie der Sohn wieder in die Höhe heben wollte, ſchlang ſie ihre Arme krampfhaft um ihn, drückte ihren Mund an ſeine Lippen und rief weinend: „Leb' wohl, leb' wohl, lieb' Kind, mein Schmerzensſohn, leb auf ewig wohl — ich werd Dich nimmer wiederſehen im Erdenleben!“ Wie ohnmächtig lag ſie in den Armen ihres Sohnes, der neben ihr kniete. Da faßte ſie der Burgherr und hob beide vom Boden auf; er rief ihr in's Ohr, die wie eine Lebloſe die Augen geſchloſſen hatte: „Um Gott, faſſe Dich, faſſe Dich, liebes Gemahl, — ich bring' ihn Dir wieder, Deinen lieben Sohn, denn der liebe Gott wird ihn ſchützen — nur mit ihm kehr' ich wieder — ohne ihn will ich nimmer Dein Antlitz ſehen, ſo wahr mir Gott helfe!“ Bei dieſem Schwure fuhr die Burgfrau zuſammen und erwachte aus ihrer Ohnmacht, aber ihre Schwäche verließ ſie noch nicht ſo bald — man mußte ſie auf den in der Nähe befindlichen Polſterſtuhl bringen. Zu gleicher Zeit ertönten die Heerhörner zum letzten Mal im Burghof. Herr Gottfried verabſchiedete ſich raſch von Gemahlin und Kindern — ſo ſchwer es ihm geſchah, es mußte ſein — aber Bruder Götz konnte kaum loskommen von der lieben Mutter und den laut weinenden Geſchwiſtern. Der Vater war ſchon unten am Burghof bei den verſammelten Mannen, ja war bereits zu Roß geſtiegen, als der Junker erſt nachkam, und hinter ihm drein die Brüder, welche ihm noch die Hand auf's Pferd boten, obgleich ſie kaum durch die Mannen hindurch kommen konnten, die den ganzen Hof füllten. Nur Schweſterlein Adelheid blieb bei der Mutter; auch hatten ſich ihre Dienerinnen indeſſen eingefunden, um ihr beizuſtehen. Von dieſen geſtützt wankte ſie hinaus auf den Söller, um den Scheidenden den letzten Gruß nachzuſenden. Eben ritt die Schaar der Ritter und Reiſigen, an der Spitze Gottfried von Hohenlohe und ſein Sohn, aus der Burg. In dieſem Augenblick war den Beiden, als müßten ſie ſich im Sattel drehen, um ſich noch einmal gegen die Burg zu wenden. Eine liebende Frau ſtand noch dort auf dem Söller, mit bleichem Angeſicht, und winkte ihnen Lebewohl zu. Vater und Sohn erwiderten ſchmerzlich den Gruß, indem ſie das Haupt mit glänzendem Helm und wallendem Federbuſch tief verneigten. Dem Sohne ſtürzten unter dem offenen Helme Thränen hervor, — auch in Herrn Gottfrieds Augen ſtanden Thränen,

aber bald ließ er den Helmſturz nieder, denn er wollte vor ſeinen Begleitern ſein Schmerzgefühl verbergen. Elsbeth blickte noch lange dem Gatten und Sohne nach, bis ihre Helmbüſche hinter den erſten Häuſern von Mergentheim verſchwinden — es iſt ihr, als ob ſie Beide nimmer ſehen werde im Erdenleben.

VI. Der nächtliche Vorkampf.

In dem Lager vor der Stadt Ruffach im Elſaß befand ſich Kaiſer Adolf, als er den Boten in's Frankenland an die Tauber zu ſeinem Freund Gottfried von Hohenlohe ſendete. Als der Bote wieder in's Elſaß zurück-

kam, hatte der Kaiſer bereits die Belagerung der Stadt aufgegeben und war mit ſeinem Heere den Rhein hinabgezogen, denn er hatte vernommen, daß ſein Gegner Herzog Albrecht ſeinen bisherigen Standpunkt in der Nähe von Straßburg und ſeinen wärmſten Angehörigen Biſchof Heinrich verlaſſen und ſich über Zweibrücken der Stadt Mainz zugewendet, wo er in dem Erzbiſchof Gerhard einen beſonderen Freund gefunden hatte. Als der Kaiſer in die Stadt Oppenheim kam, hörte er, daß der Herzog, um ſich an dem Pfalzgrafen Ruprecht, ſeinem Schwiegerſohn, zu rächen, von Mainz aus, wo der treuloſe Vetter Gerhard ſeine Schaaren zu ihm hatte ſtoßen

laſſen, ſchnell nach Alzei gezogen ſei. Alsbald brach er auf, um dieſes Beſitztum des Eidams zu retten, aber leider! kam er zu ſpät. Während er im Anzuge war, meldete ihm ein Schäfer an der Heerſtraße nach Alzei, als er ihn anredete, daß ſein Gegner bereits die Burg Alzei verwüſtet habe.

„Kann ich mich auf Deine Ausſage verlaſſen?“ fragte der Kaiſer den Schäfer, der eben ſeine Schafe zuſammengetrieben hatte und von der Heerſtraße ab thaleinwärts fahren wollte, denn als er das Getrappel der Pferde hörte und die gleißenden Rüſtungen ſah, war ihn eine Furcht angekommen, es möchte ihm ſeine Heerde von Raubrittern weggetrieben werden. „In allewege,“ entgegnete der Schäfer; „wenn Ihr aber nicht glauben wollet, ſo ziehet nur fürbaß und Ihr werdet die noch rauchenden Trümmer der Burg Alzei ſchauen können; doch den Mordbrenner werdet Ihr nimmer treffen, ſintenmalen er mit ſeinen wilden Horden, unter denen ich noch das Mainzer Banner geſehen, bereits den Weg nach der Gegend des Donnersbergs eingeſchlagen.“ — „Da wollen wir ihn aufſuchen, den ſchlimmen Gegner, der an denen Rache nimmt, die mir freundlich geſinnt ſind; und ſollte ich ihn aufſuchen müſſen auf der Höhe des Donnersbergs, ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden, der mir ſtreitig machen will, was mir von Gott und Rechtswegen zuſteht; aber noch eins: Du haſt mir einen guten Dienſt gethan mit Deiner Kunde, willſt Du mir noch einen zweiten thun? es ſoll Dir wohl belohnt werden.“ — „Sagt nur, was Ihr wünſchet mein Herr und Kaiſer,“ ſprach der Schäfer, „und wenn ich Euch mit meinem Blute dienen könnte, es ſoll geſchehen, aber nicht blos, weil Ihr mein Herr und Kaiſer ſeid, ſondern weil ich Euch von lange her kenne, denn ich weiß noch gut, wie Ihr vor vielen Jahren bei meinem Herrn Werner von Falkenſtein Leibknappe geweſen mit einem Junkherrn aus Frankenland, und da habt ihr Beide mir als einem geringen Reitersbuben manche Gutthat erwieſen, die ich nimmer vergeſſen will.“ — „So will ich Dir um ſo mehr trauen,“ ſagte der Kaiſer, „wenn Du jener Wendelin biſt, der ſchon damals mir und meinem Waffenbruder, Gottfried von Hohenlohe, manchen treuen Dienſt erwieſen — aber gekannt hätte ich Dich nimmermehr, denn Du biſt alt und grau geworden.“ — „Glaub's wohl,“ lachte der Schäfer, „ich hab keine ſo guten Tage gehabt wie Ihr, hab' mich, ſeit ich ab der Burg Falkenſtein kommen, kümmerlich und ſchwerlich durch die Welt ſchlagen

müſſen, und hab' es am Ende zu nichts, als zu dieſem elenden Schäferſtab gebracht, während Ihr ein großer Herr und Kaiſer geworden, der güldene Krone und Scepter trägt." — „Und doch nicht ſo glücklich iſt, wie Du meinſt," unterbrach ihn der Kaiſer, „denn Dich feindet Niemand an wegen Deines Stabs, aber ich habe einen Todfeind gewonnen, der mir nach Scepter und Leben trachtet — doch ich verzage nicht, ſo lange es gute Herzen giebt, wie Deines, und ich treue Vaſallen und Freunde habe, wie den, welchen Du eben genannt haſt, meinen Herzensfreund im Frankenland, am Ufer der Tauber." — „Ja, dort ſitzt Euer Jugendgenoſſe," bemerkte der Schäfer — „auf einer Burg nahe bei der Stadt Mergentheim, und heißt Herr Gottfried von Hohenlohe; hab' ihn einmal dort heimgeſucht, und er hat mich leichter erkannt, als Ihr, mein Herr und Kaiſer." — „Zu dem nun, meinem alten Freund und Waffengefährten, ſollteſt Du alsbald mein Bote ſein," ſagte der Kaiſer, „und ihn gemahnen ſeiner Treue, daß er ſich ſpute mit ſeiner Hilfe, und ſtatt in's Elſaß, wie ich ihm in den letzten Tagen entboten, hieher in die Gegend des Donnersbergs eile; vor der Burg Bolanden dem alten Stammſitz der Falkenſteiner, will ich mein Lager ſchlagen und ſeiner harren, aber nur einen Tag und eine Nacht. Nimm das beſte meiner Pferde und eile, auf daß Du an Ort und Stelle kommſt, denn es thut not: meines kaiſerlichen Dankes darfſt Du gewiß ſein."

Schnell ließ der Kaiſer dem weiland kecken Reitersknaben und nunmehr demütigen Schäfer eines ſeiner beſten Roſſe vorführen, und der treue Wendelin warf ſeinen Stab weg und beſtieg das ſchon lange nicht mehr gewohnte Roß ſo keck und gewandt, als ob er immerdar zu Pferde geſeſſen wäre; nur ſeinem Hunde, der verwundert zu ſeinem Herrn hinaufſah, als derſelbe ſo ſchnell zum Reiter geworden, rief er zu: „Wächter, geh' nicht von den Schafen, und halt' ſie fein zuſammen!" Darauf ſprengte er, indem er ſich vor dem Kaiſer noch tief verbeugte, von dannen dem Rhein zu und von da über den Odenwald nach der Tauber; am Morgen hatte er den Kaiſer und ſein Herr verlaſſen — mit dem Früheſten des andern Tages ritt er bereits in das Thor der Stadt Mergentheim, gerade zu der Stunde als Gottfried von Hohenlohe allda ankam, um ſofort die Fahrt nach dem Elſaß anzutreten. Der Bote kam gerade noch recht, um ſeinem Zuge eine andere Richtung zu geben, und ihn zu gemahnen, weder Menſchen noch

Pferden Raſt zu gönnen, um noch zu rechter Zeit den Kaiſer und ſein Heer zu erreichen. Die Ermahnung des Boten verfehlte nicht ihre Beachtung. Wenn je eine Fahrt in Eile und mit aller möglichen Anſtrengung geſchehen, ſo war es dieſe. Gottfried von Hohenlohe gönnte Menſchen und Tieren keine Raſt, nur einmal auf der Fahrt an den Rhein wurde geraſtet, vor dem Kloſter Amorbach, um Menſchen und Pferde zu tränken und zu ſpeiſen, aber es galt nicht lange Sattelhenkens; vor Worms über dem Rhein wurde noch eine kleinere Raſt gehalten, — war bereits über Mitternacht hinaus — dann aber ging's in ſchnellem Traben dem Donnersberg zu, deſſen Felſengipfel ſie bald aus der Ferne hätten erſchauen können, wenn es nicht noch Dämmerung geweſen wäre.

Mittlerweile war der Kaiſer bereits unter der Burg Boland, nicht ferne vom Donnersberg, angekommen, und hatte unter derſelben ſein Lager geſchlagen. Hier mußte er länger Raſt halten, denn er war unten aus dem Elſaß herauf und dann den Rhein hinabgezogen, und vom Rhein wieder landeinwärts dem Donnersberg zu. Bis ins Thal der wildſtrömenden Primm dehnten ſich die Lagerzelte aus. Kaum eine Meile von ihm entfernt, auf den in das Thal hinabziehenden Hügeln des Donnersbergs, lag Herzog Albrecht der Gegenkaiſer mit ſeinem Heere. Durch Kundſchafter aus der Gegend war dem Kaiſer dieſer Bericht geworden. Gern hätte er ſich ſelbſt davon überzeugt, und dazu wollte er die Nacht des Raſttags wählen. Wer konnte auch beſſer der Warte pflegen und auf Kundſchaft reiten, als er? waren ja ihm von jungen Tagen her alle Wege und Stege in der Herrſchaft Bolanden und Falkenſtein und an dem Donnersberg bekannt wie keinem. Nur ſein Schwiegerſohn, Pfalzgraf Rudolph und ſein Sohn Rupert waren es, denen der Kaiſer ſein Vorhaben anvertraute, und die ließen auch nicht nach, bis er ihnen erlaubte, daß ſie mit ihm der Warte pflegen dürften. Eine Stunde nach Mitternacht, während die Uebrigen im beſten Schlafe lagen, brachen die Drei aus dem Lager auf, umbanden den Roſſen die Hufe mit Linnen, damit ſie deſto leiſer trabten, ritten hinab in das Thal der Primm und dann das Thal aufwärts der Gegend zu, wo Herzog Albrecht nach dem Bericht der Kundſchafter ſich ſollte gelagert haben. Kaum waren ſie eine Stunde geritten, ſo vernahmen ſie den Hufſchlag einiger Roſſe, zuerſt dumpf, dann näher und näher. Bereits dämmerte

es — man ſah Helme und Speereiſen gleißen. Jetzt waren die Begegnenden auf Speeresweite herangekommen. „Macht euch gefaßt!“ rief der Kaiſer rückwärts dem Sohn und dem Schwiegerſohn zu, die in einiger Entfernung hinter ihm ritten — „legt eure Speere ein, wir ſind verraten und werden angerannt;“ mit dieſen Worten legte er ſeine ſtarke Lanze an die Mähne ſeines Roſſes und rannte dem Gegner entgegen. Der hatte auch nicht geſäumt und bei Zeit ſeinen Speer unter den Arm gefaßt. Keiner der Beiden konnte den Gegner recht ins Auge faſſen, es war alſo Zufall, wenn einer den andern traf. Aber das Glück war diesmal auf der Seite des Gegners, doch es war kein ungetrübtes. Sein Speer traf den Kaiſer ſo gewaltig mitten auf die Bruſt, daß er ſich nimmer in dem Sattel halten konnte, aber des Kaiſers Speer hatte das Pferd des Gegners ſo heftig auf den Fürbug getroffen, daß es ſich bäumte, einen Seitenſprung machte, und ſeinen Reiter aus dem Sattel warf. Da lagen nun beide auf dem Boden, der Sieger wie der Beſiegte, und mit dem Letzteren ſtand es noch beſſer, als mit dem Erſteren. Der Kaiſer lag noch im Sande, wie es ſchon manchem ergangen, der im Turnier keinen Dank verdiente, und richtete ſich alsbald wieder auf, unter dem Beiſtand des Sohnes und Tochtermannes, aber dem Sieger war es infolge ſeines Sturzes, als ob alle ſeine Rippen gebrochen wären. Doch auch ihn brachte, wohl mit vieler Mühe, der jugendliche Begleiter wieder auf die Füße. „Bei St. Görgen!“ rief der Sieger, als er wieder neben ſeinem Roſſe ſtand, das zitterte und bebte, weil es ſeinem Herrn ſo übel mitgeſpielt hatte — „Das war ein ſchlimmer Sturz.“ — „Und ſo hat mich noch nie im Leben einer aus dem Sattel geſtoßen, als Gottfried von Hohenlohe“ — ſprach ihm gegenüber der Beſiegte.

„Der bin ich ja leibhaftig,“ rief Gottfried von Hohenlohe, „und Ihr ſeid mir auch ein Mann von bekannter Stimme.“ — „Wenn Du Gottfried von Hohenlohe biſt, ſo bin ich der Adolf von Naſſau,“ verſetzte der Kaiſer, und ging auf ſeinen Freund zu, um ihn zu umarmen. In dieſem Augenblick wurde es helle im Thale, und das erſte Tageslicht zeigte die innige Umarmung zweier Freunde, die auf recht unfreundliche Weiſe ſich den erſten Gruß mit den Lanzen geboten. Jetzt erſt erzählte Gottfried von Hohenlohe wie er gedacht, des nächſten Wegs über das Primmthal zu dem Kaiſer zu gelangen, und dieſer, wie er auf Kundſchaft ausgeritten, geglaubt habe,

einem Feinde zu begegnen. „Da bin ich Dir jetzt der beſte Wegweiſer zum Lager Deines Freundes," ſagte der Kaiſer — „ſo laß uns alsbald wieder zu Pferd ſitzen und fürbaß reiten." Kaum waren ſie aufgeſeſſen, ſo war das Banner von Hohenlohe mit Rittern und Reiſigen herbeigekommen. Unter den erſten ritt Schäfer Wendelin, der ſeine Botſchaft ſo wohl ausgeführt hatte. Der Kaiſer drückte ihm innig die Hand, ſprechend: „Mein lieber Getreuer, wenn die Schlacht vorüber iſt, welche wir heut oder morgen zu ſchlagen gedenken, ſo will ich meiner Schuld gegen Dich mich entledigen, vorderhand ſei mein Leibroß Dein eigen." — „Da bin ich Euer Schuldner, mein Herr und Kaiſer" — entgegnete Wendelin, indem er ſein Haupt tief verneigte — „ja ich ſag' Euch tauſend Dank, daß Ihr mir wieder auf ein Roß habt geholfen. Jetzt lebet wohl Schäferſtab und Heerdlein! ſeitdem meine Schenkel wieder die Lenden des Gauls berührt, bin ich mit Leib und Seele wieder ein Reitersbub geworden, und wenn Ihr mich annehmet zu Eurem geringſten Reitersknecht, ſo bin ich der Glücklichſte aller Menſchen, und Ihr ſollt an mir einen treuen, wenn auch alten Diener haben, der nimmer von Eurer Seite weicht." — „Was wird aber Dein Wächter dazu ſagen, der Deiner noch in Treuen harrt? und die Herde, der Du bisher ein ſo guter Hirte geweſen?" fragte der Kaiſer. — „Die wird leicht einen Herrn finden," verſetzt: Wendelin; „darf nur eine Schar von Eures Gegners Leuten jenes Wegs ziehen, wo ſie ſteht, denn dieſe gehen nicht ſo gleichgültig an Schafen und dergleichen vorüber — und mein Wächter, wenn er mich wittert, wird er bei mir ſein bälder als bald." — „Nun, wenn Du Deinen Lieblingen im Herzen aufgekündet haſt, ſo ſei mein Diener und reit' hinter mir," ſprach der Kaiſer, und indem er ſein Roß wendete, rief er den neuen Ankömmlingen zu: „Vorwärts, ihr lieben Freunde und Genoſſen, dem Lager zu, denn mit dem Reiten auf Kundſchaft iſt es aus für heute; mögen ſie liegen meine Feinde, wo ſie wollen, und kommen, woher ſie wollen — mein getreueſter Freund mit ſeinen Genoſſen iſt da, wir harren keines Beſſern mehr." Dies ſprechend zog er mit freudeleuchtendem Blicke das Schwert aus der Scheide, hob es in die Höhe, daß es wie Feuer in den Strahlen der Morgenſonne bitzte, ſtellte ſich vorne an den Zug, und führte ihn vorwärts.

Eine kurze Strecke waren ſie geritten, es ging einen Hügel aufwärts;

da auf einmal blickte ihnen die Burg Bolanden entgegen, und auf ihrer höchſten Zinne wallte im Sonnenglanze das ſtattliche Banner des deutſchen Reichs. „Das dort," rief der Kaiſer, zu dem von Hohenlohe gewendet, indem er mit dem Schwert auf das Reichsbanner deutete, — „ſollſt Du in der Schlacht führen, mein Freund und Bruder, Dir ſoll es anvertraut ſein, und keinem andern, wär es auch mein Sohn oder Bruder — Du wirſt es

ritterlich führen, wie keiner, im Kampf um meine Krone, zum Sieg oder Tod." — „Das ſoll ein wahres Wort ſein, mein Herr und Kaiſer," entgegnete begeiſtert der von Hohenlohe — „dazu mir Gott helfe, daß ich es würdig tragen möge zu Euren Ehren und zu des Reichs Frommen." — Klang wie ein Schwur dieſes Wort, den der getreueſte der Männer in rechten Treuen gehalten.

VII. Die Schlacht.

Am 2. Juli anno 1298 — es war der heißeſte Tag des ganzen Jahrs — ſtanden die beiden feindlichen Heere einander gegenüber. Kaiſer Adolfs Heer zählte nur 14000 Streiter, während die Macht des Gegenkaiſers aus wohl 24000 geübten Streitern beſtand. Eine Stätte unweit

des Städtchens Göllheim, das gegen Südoſt, im äußerſten Winkel des Thalkeſſels (im alten Wormsgau) gelegen, war von beiden Gegnern, nachdem ſie beiderſeits ihre Stellung durch Kundſchafter erfahren, als Wahlplatz erſehen, auf dem der Kampf um die Kaiſerkrone, ein Kampf auf Leben und Tod, ſollte entſchieden werden.

In drei Heerhaufen hatte Kaiſer Adolf ſeine Macht geteilt. Die Vorhut, welche aus Pfälzern, Baiern und Franken beſtand, führten Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto von Baiern. Das Mitteltreffen beſtand aus ſeinen getreuen Naſſauern, aus den Männern vom Rhein- und Nahe-Gau, der Wetter, ſowie auch aus Schwaben, Elſäſſern und Schweizern. Vor dieſe Schar ſtellte er ſich ſelbſt als erſter Kämpe und Feldhauptmann, und neben ihm ſtand ſein Sohn Rupert. Die Nachhut übergab er einem edlen Herrn von Iſenburg, ſeinem Marſchall. Dem Kaiſer zur Linken hielt der kühne Rechberger das Löwenbanner des Naſſauer Hauſes. Das Hauptbanner mit dem Reichsadler trug der biedere Gottfried von Hohenlohe zur Rechten des Kaiſers, wie Tags zuvor bereits verabredet worden. Hinter dem Vater ritt Götz, ſein Sohn, er war einer von denen, die zur Deckung des Reichsbanners erſehen waren.

Wie Kaiſer Adolf, ebenſo teilte Albrecht von Öſtereich, der Gegenkaiſer, ſein Heer in drei Scharen. Ins Vordertreffen ſtellte er ſeine Mannen aus Kärnthen und Steiermark, unter Anführung Herzog Heinrichs von Kärnthen. Im Mitteltreffen ſtanden ſeine Vaſallen aus Öſtereich, ſowie ſeine Reiter aus Böhmen und Ungarn. Die Hinterhut bildeten ſeine Mannen aus Schwaben, Franken und vom Rhein. Die Sturmfahne mit weißem Kreuze auf rotem Felde übergab Albrecht dem edlen Grafen von Ochſenſtein, das Banner von Öſtereich aber dem tapfern Pruiſchink auf Heimburg, ſeinem Hofmarſchall.

Als der Herzog Albrecht von Öſtereich vor ſeinem Heere ritt, hatte er nur den Harniſch eines gewöhnlichen Ritters angelegt und einen Helm ohne Zeichen und Kleinod aufgebunden. Er wollte abſichtlich vor den Feinden unkenntlich ſein. Aber mehrere ſeiner Vaſallen trugen fürſtliche Wappenröcke, wie auch die Schabracken ihrer Streitroſſe mit dem ſchwarzen Reichsadler bezeichnet waren. Dagegen erſchien Kaiſer Adolf in königlicher Rüſtung. Er hatte eine goldene Brüne und Halsberg umgelegt, und einen

mit der Kaiſerkrone geſchmückten Helm aufs Haupt geſtürzt. Sein gelber Wappenrock und die Schabracke ſeines mutigen Streithengſtes war mit ſchwarzen Adlern überſtreut. Im kaiſerlichen Schmuck als Reichsoberhaupt wollte er dem ungetreuen Vaſallen entgegenziehen.

Ehe die Schlacht begann, ritten die beiden Heerführer vor ihre Heerhaufen, um ſie zum Kampf anzufeuern. Kaiſer Adolf, auf ſeinem mutigen Roſſe ſich hoch erhebend, rief mit gewaltiger Stimme, alſo daß man ihn im feindlichen Lager vernehmen konnte, ſeinem Heere zu: „Stehe ich hier als ein gemeiner Rittersmann oder als ein König? Da drüben iſt einer, der ſich auch einen römiſchen König nennt, ich weiß alſo nicht, wie ich euch nennen ſoll, ſo lange es ungewiß iſt, ob ihr den Feind oder den Kaiſer des Reichs unter euch habt. Aber ſo viel weiß ich, daß jener euch ebenſo haßt, wie mich ſelbſt, daß er unſern Untergang ſucht, und wir alſo miteinander ſiegen oder ſterben müſſen. Bisher hat dieſer neue König ſeinen Kriegsruhm in der Flucht behauptet, heute endlich wagt er es, im offenen Felde gegen uns zu ſtehen; der Feige wird mutig aus Scham, da ihn der Hochmut treibt. Sein Dünkel ſucht Rache, weil er wähnt, die Reichskrone ſei ein Erbgeſchenk von ſeinem Vater, wie der Herzogshut von Öſtereich. Aber ich will nicht leben, ſo er nicht bald wieder ein Graf von Habsburg werden, oder noch weniger ſein ſoll. Und wer hat ihn gegen uns geſchickt? Die, ſo mich vor ſieben Jahren ſelbſt gewählt, aber nur einen Schattenkönig wollen, damit ſie in ſeinem Namen die Herrſchaft führen. Allein ſie ſollen kommen die Meuterer! Das Verderben wird auf ihren eigenen Kopf fallen. Drüben im feindlichen Lager ſind ſie, meine und eure Widerſacher. Ihre Zahl iſt groß, aber deſto größer auch die Ehre und um ſo reicher die Beute, die uns zu Teil wird. Laßt die Banner fliegen für Ehre und Recht! Bis jetzt habt ihr die Feinde nur gejagt, heute ſollt ihr ſie ſchlagen. Auf und voran!“

Während der Kaiſer mit den Seinen redete, richtete auch Herzog Albrecht ſein Wort an ſeine Heerſchaar und ſprach unter Anderem:

„Ich bin der Mahnung der Wahlherren gefolgt, weil mich in ihr Gottes und des Reiches Stimme in's Feld ziehen hieß. Ich konnte zu Hauſe der Ruhe pflegen, denn ich hatte der Ehre und des Reichtums genug. Auch konnte ich ſchon mehrmals an dem, der mich ſo oft beleidigt hat, ge-

rechte Rache nehmen, allein ich mochte es nicht, weil er mein Herr und König war. Jetzt aber bin ich durch Fürstenwahl und Gottes Vorsehung zu seinem Herrn gesetzt, und soll das Reich von seiner Tyrannei erlösen. Schändung, Mord, Brand und Raub, und die Ausplünderung unserer Klöster und Gotteshäuser, Alles das wird die Folge sein, wenn er Sieger bleibt. Er wird die Reichslande zu seinem Eigentum machen, und Jeden, der sich dagegen wehrt, seinem Henker übergeben. Liebt Ihr daher Euch selbst, die Euren und Euer Land, so zeiget heute, wer Ihr seid, und eilet zum Sieg!"

Schon in der Frühe des Tages rückten beide Heere aus ihrem Lager. Herzog Albrecht führte seine Schaaren über den großen Wiesenplan bis zu dem Hasenbach. Von der andern Seite, längs der Primm, über Marnheim zog der Vortrab des Kaisers heran, und rückte bis zum Dorfe Dreisen vor. Da erfuhr der Kaiser von seinen Plänklern, daß der Feind, ehe er noch recht angerückt, schon wieder im Rückzug begriffen sei, und zwar infolge eines Zwistes, den der Herzog mit dem Erzbischof von Mainz gehabt. Das war dem Kaiser erwünscht; alsbald ließ er schneller vorrücken, und nun bestätigte sich die Kunde vom Rückzug, denn man sah die Zelte des feindlichen Lagers in Flammen stehen.

Aber dieser Rückzug des Herzogs war nur ein verstellter, es war eine Kriegslist, die er mit dem Erzbischof von Mainz verabredet, ja die dieser Fuchs ihm sogar in den Sinn gelegt hatte. In Folge dieser sollte Adolfs Vorhut in die Falle gelockt und vernichtet werden, ehe noch dessen Hauptmacht angelangt wäre. Das konnte auch dem Gegner leicht möglich werden, denn von den Höhen herab, auf die sich die Östereicher zurückgezogen hatten, konnten sie, wenn sie sich schnell wendeten, mit ihrer Reiterei einen mächtigen Stoß gegen die Kaiserlichen ausführen, denen durch die mühsame Bewegung bergaufwärts der Angriff erschwert war. Wirklich befahl auch der Kaiser, die Vorhut des Gegners zu verfolgen und einzuhauen. Alsbald sprengten der Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto mit ihren Mannen voran, als sie aber bis an den Fuß des Hasenbühls kamen, der nach Südosten das Thal begrenzt, da wandten die Österreicher ihre Rosse und stellten sich in Schlachtordnung. Zugleich war der ganze Hasenbühl von zurückkehrenden Österreichern besetzt. Stutzend hielten die Kaiserlichen ihre Rosse an. Jetzt erst erkannte der Kaiser, der in eigener Person und mit ihm

Gottfried von Hohenlohe dem Vordertreffen folgte, daß ihn ſein Gegner durch eine Kriegsliſt getäuſcht hatte; zugleich ſah er, daß des Gegners Macht die ſeinige übertraf, denn immer neue Schaaren wurden auf der Haſe ſichtbar — und es war, als ob Leute aus dem Haſenbühl herauswüchſen. Lange ſchaute der Kaiſer mit ernſtem Blicke nach der Höhe, dann ſprach er zu ſeinem Freunde, der neben ihm hoch das Reichsbanner hielt: „Rate, mein Freund, was wir thun ſollen? Mein Gegner hat mich überliſtet und in eine Falle gelockt mit ſeinem verſtellten Rückzug.“ Gottfried erwiderte: „Letzteres habe ich geahnt, mein hoher Herr, als wir die Kunde erhielten, daß er rückwärts gewichen, und mein Rat war, zu warten, bis er wiederkehrte; aber Ihr habt Eurem ungeſtümen Mute gefolgt und Euch nicht halten laſſen; nun iſt freilich guter Rat teuer.“ — „Sollen wir rückwärts gehen,“ fuhr der Kaiſer fort, „ſo ſind wir Alle verloren, und ſtreiten wir, ſo weiß nur Gott des Streites Ausgang.“ — „Allerdings,“ entgegnete der Bannerherr, „ſind wir verloren, wenn wir rückwärts gehen, denn dann wird des Gegners Macht von oben auf uns drücken, und wir werden vernichtet; das iſt auch nicht Euer Wille und Meinung, mein hoher Herr, zurückzuweichen, denn Ihr habt es noch nie gethan im Leben, ſo lange Ihr zu Kampf und Streit geritten ſeid, auch wäre es zu ſpät, ſintemalen wir ſchon zu weit vorgerückt ſind. Darum ſtreiten wir, ſo iſt meine Meinung und Vertrauen auf Gott, der ja immer mit dem Recht geweſen, und der das Recht hat, das ſeid Ihr — alſo vorwärts mit Gott, der uns Kraft geben wird — zum Siege; ich trag das Banner vor, mein Herr und Kaiſer, und wär's zum gewiſſen Tode.“ Da faßte der Kaiſer des Freundes Hand, die den Zügel des Roſſes hielt und drückte ſie innig, ſprechend: „Du Treueſter der Getreuen, es bleibt dabei, wir rücken vorwärts, zum Siegen oder zum Sterben — aber laß uns unſere Kinder heimſchicken, lieber Freund! ſollen wir ſie denn dem gewiſſen Tode opfern?“ Er wendete ſich zu ſeinem Sohn Rupert, der neben ihm ritt und ſprach: „Reit in das Lager zurück, mein Sohn, und wage hier Dein junges Blut nicht — das wird ein Streit auf Leben und Tod.“ — Nie, mein Vater,“ entgegnete der Jüngling, „werde ich von Eurer Seite weichen, mag es Leben oder Tod gelten!“ — „Du biſt mein echter Sohn,“ rief der Kaiſer

begeiſtert, und zog ihn herüber in ſeine Arme — „ſo wollen wir Alle mit einander alles wagen! Mich verlangt nach dem Schwertkampf — blaſt auf, Ihr Trommeter! daß der Kampf beginne.“ Zumal erklangen die Trommeten des Heers, und nach wenigen Augenblicken wurde der Klang von der gegenüberſtehenden Schlachtordnung der Öſtereichiſchen erwidert. Dann erhob ſich ein mächtiges Kriegsgeſchrei von beiden Heeren, daß es laut in den Thälern und Klüften wiederhallte. Es war zwiſchen der achten und neunten Stunde. Die erſten, welche mit eingelegter Lanze den Haſenbühl hinanſtürmten, das waren die Pfälzer unter dem Pfalzgrafen Rudolph, aber der tapfere Herzog Heinrich von Kärnthen fiel mit denen von Kärnthen und Steiermark von der Burg auf ſie herab und durchbrach mit gewaltigem Stoß ihre Reihen. Viele wurden niedergerannt, viele zurückgedrängt, und Herzog Heinrich griff im Thale die noch feſtgeſchloſſenen Baiern an, aber ohne Erfolg, im Gegenteil trieben die Baiern nach kurzem Kampf ihre Gegner in wilder Flucht auf die Höhen zurück. Auch die geworfenen Pfälzer drangen wieder voll Erbitterung vor, mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie einen zweiten feindlichen Schlachthaufen, der vom Berge kam, zurückwarfen und das Feld behaupteten. Jetzt entbrannte der wildeſte Männerkampf — man warf die Lanzen weg und focht mit den Schwertern, im dichten Handgemenge. Mit Luſt ſchaute Kaiſer Adolf vom Mitteltreffen aus auf die kämpfende Vorhut, an deren Spitze Pfalzgraf Rudolf und Herzog Otto wie Löwen ſtritten. Da faßte auch ihn die Streitluſt, er rief mit glühendem Angeſicht ſeinem Freunde zu: „Hörſt Du, mein Freund, wie die Schwerter ſauſen, und ſchau, wie der Pfalzgraf und der Baiernherzog in ihre Feinde hauen? wie wär's wenn auch wir dorthin ſprengten?“

„Wohl,“ entgegnete Gottfried von Hohenlohe, „hör' ich's und ſchau ich's, ja ich hoffe, daß die Unſrigen ſiegen — ich will die Hauptſchaar ihnen zuführen, um ſie zu ſtärken — aber Ihr bleibt, wo Ihr ſeid, mein Herr und Kaiſer, wenn Euch Euer Getreueſter raten darf — mit dem Reichsbanner bring' ich Euch, in ihm ſehen ſie des Reichs Haupt.“ — „Reit' zu, reit zu!“ rief der Kaiſer, „aber ich muß auch dar, ich kann nicht bleiben, es reißt mich in den Männerkampf.“ — „Gott ſchütz' Euch, wenn Ihr meinen treuen Rat verſchmähet.“

Dies ſprechend ſprengte Gottfried von Hohenlohe mit ſeinem Sohne

vom Platze und trug das fliegende Reichsbanner in die Mitte der Kämpfenden. In demſelben Augenblick rührte auch der Kaiſer ſein Roß mit den Sporen und rannte zunächſt hinter ſeinem Freunde im ſchnellſten Ritte dem Platze des Kampfes zu. Ihm nach ſein Sohn und die ganze Hauptſchaar. Aber auf einmal ſtürzte ſein Roß im Wieſengrunde. Den vom Fall Betäubten nahm ein alter Reiſiger unter die Arme und trug ihn, unterſtützt von dem Sohne des Kaiſers, der nicht von dem Vater weichen wollte, hinter die Hauptſchaar. Kaum hatte ſich aber der an Haupt und Gliedern verwundete Kaiſer von ſeiner Betäubung erholt, ſo rief er wieder nach ſeinem Roſſe. Er ſah, wie der Feind durch neu herangezogene Schaaren ſeine Vorhut bedrängte, wie das Reichsbanner in der Hand ſeines Freundes bald hoch, bald nieder ſchwebte. Er hörte nicht auf das Flehen ſeines

Sohnes, entwand ſich den Armen des alten Reiſigen — das war der treue Wendelin — und ſchwang ſich voll Erbitterung und Ungeduld auf ſein Roß, das treulich dem geliebten Herrn hinter die zweite Schaar gefolgt war. Mit unbedecktem Haupte — denn er hatte wegen der glühenden Sonnenhitze ſeinen Helm abgethan und an den Sattelknopf gehenkt — und das blanke Schwert in der Fauſt, ritt er in das Vordertreffen. Da hatten die Öſterreicher wieder einigen Vorteil, denn mit ihren Schwertern, die ſie mehr zum Stoß als zum Hieb gebrauchten, hatten ſie bereits viele Roſſe der Kaiſerlichen gefällt und ihre Reiter auf die Füße geſetzt. Selbſt Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto kämpften zu Fuß. Als aber Kaiſer Adolf wie ein Löwe heranſtürmte, da ſtäubten die Feinde auseinander, wie die Spreu vor dem Winde. Zu dem Kaiſer geſellte ſich alsbald Gottfried von Hohenlohe und ließ wie zum Schutze ſeines teuren Hauptes das Banner über ihm

wehen, als ob er die Gefahr ſeines Herrn geahnt hätte. Bald hatten ſich die Feinde auf's Neue geſammelt, und zur Gegenwehr geſchloſſen. Ein Ritter, der Herzog Albrechts Wappenrock und Abzeichen trug, fiel den Kaiſer an, aber ein Schwertſtreich von des ritterlichen Mannes Hand hieb ihn von ſeinem Roſſe. Einem zweiten Ritter, der mit den gleichen Abzeichen auf den Kaiſer anrannte und einen Hieb gegen ſein Haupt führte, ſchlug Gottfried von Hohenlohe mit ſolcher Kraft das Schwert aus der Hand, daß es ſeinen Beſitzer ſelſt noch ſchwer am Haupte verwundete. Als Adolfs Mannen ſahen, wie ihr Herr und Kaiſer, alle Angriffe tapfer abwehrend, in die Feinde eindrang, ſtürmten alle deſto begeiſterter unter die Feinde, und glaubten bald Sieger zu ſein. Aber die Feinde wurden mehr und mehr verſtärkt, denn von den Höhen kamen immer neue Schaaren herab, und aus den Thälern rückten neue Zuzüge an. Endlich fiel noch eine ſtarke Macht die im Hinterhalte lag, den Kaiſerlichen in die Flanke. Da kam plötzliche Verwirrung in das Heer des Kaiſers und es wandte ſich zur Flucht. Nur der Kaiſer mit ſeinen Freunden, und denen, die ihn zunächſt umgaben, hielt noch Stand, aber ſie waren von allen Seiten umzingelt; alle fochten in wilder Verzweiflung, bevorab der Kaiſer, denn die große Gefahr hatte noch mehr den trotzigen Mut desſelben entflammt. Furchtbar wütete ſein Schwert im Getümmel, und doch traf ſein unbeſchütztes Haupt kein verderblicher Schwertſtreich, denn der treue Freund deckte das teure Haupt liebend mit dem Banner, und mit ſeinem Schwert ſchlug er manchen Hieb zurück, der das Leben des königlichen Freundes bedrohte.

Aber er blieb nicht unter dem Schirme des Freundes. Während Gottfried von Hohenlohe ſich nach ſeinem Sohne umſah, der eben durch eine feindliche Schaar von ihm getrennt war, ließ er einige Augenblicke den Kaiſer außer acht. Der hatte ſich ſchnell durch den Knäuel der Feinde Bahn gebrochen, und ſuchte, ſtets angreifend und abwehrend, nur ſeinen Todfeind Herzog Albrecht. Als er ihn endlich, an der Landſtraße haltend, erblickte, ſpornte er zornig ſein Roß gegen ihn an, und rief mit donnernder Stimme ihm zu: „Heute entgehſt Du mir nicht, Du meineidiger Vaſall! hier ſollſt Du Reich und Leben laſſen!“ — „Das ſteht in Gottes Hand!“ war Albrechts Antwort. Kaiſer Adolf führte einen gewaltigen Streich auf den Herzog, aber dieſer wich ihm geſchickt aus und erwiderte den Hieb des

Kaiſers. Er traf ihn mit ſeinem Schwert in's Auge, daß ihm auf einmal Sehen und Hören verging. Zugleich führte der Wild- und Raugraf einen ſo mächtigen Hieb auf das unbewehrte Haupt des Kaiſers, daß er ſchwer verwundet von ſeinem blutenden Roß auf die Erde ſank. Das ſah von Ferne Gottfried von Hohenlohe, wie ſein Freund vom Pferde ſank; ſchnell riß er ſein Roß herum, achtete nimmer auf ſeinen Sohn, ſein eigen Fleiſch und Blut, und eilte ſpornſtreichs zu der Stätte, wo der Kaiſer ſoeben vom Pferde geſunken war. Aber er war zu ſpät gekommen, denn eben hatte ein feindlicher Reiſiger dem Kaiſer den Todesſtoß gegeben. Nur noch rächen konnte er den Tod ſeines Freundes und ſeinen Leichnam ſchützen. Das Banner hoch in den Händen haltend, ſprang er vom Roſſe; den Reiſigen, der eben noch einen zweiten Stoß führen wollte, um ſeiner Sache gewiß zu ſein, hieb er mit einem Streiche nieder, und dann warf er ſich über den ſterbenden Kaiſer, der nimmer reden konnte, aber noch liebevoll auf ihn das Auge richtete, als ob er ſprechen wollte: „Du haſt Dein Wort gehalten, und das Banner ritterlich gewahrt.“

Aber jetzt hatte Gottfried von Hohenlohe einen heißen Kampf zu beſtehen, es galt, den Leichnam und das Banner zu ſchirmen. Wohl war Herzog Albrecht mit dem Rau- und Wildgrafen ſchnell von dannen geritten, als ſie den ritterlichen Kaiſer gefällt hatten, denn ſie mochten nicht weilen im Anblick ihres Werkes, das ſie verübt; aber eben ſo ſchnell war eine feindliche Schaar da, welche nach Beute verlangte, die ſie bei dem Gefallenen zu finden hoffte. Die Gierigen wurden mit böſen Schwertſchlägen empfangen, die ihnen der treue Bannerherr reichlich darreichte. Da und dort flogen unter ſeinen Hieben Hände und Arme vom Leibe, die nach dem güldnen Harniſch des Kaiſers oder nach dem Reichsbanner ſich ausreckten. Manche aber traf er alſo mit ſeinem ſcharfen Schwerte, daß ſie ganz und gar keine Luſt mehr hatten, Etwas vom Gewand und Schmuck des Kaiſers als Beute nach Hauſe zu bringen. Nur einem einzigen kühnen Reiſigen aus der Steiermark gelang es, dem treuen Bannerherrn, der mit der Rechten von dem teuren Leichname alle Angriffe abwehrte, aus der Linken das Banner zu entwenden. Doch der Gegner gewann es bloß halb, denn während er den Schaft faßte, griff Gottfried von Hohenlohe nach der goldgewirkten Fahne und riß ſie von dem Schafte los, alſo daß dem Feinde

nur die Stange in den Händen blieb, mit der er davon lief, zufrieden, wenigſtens dies als Beute davonzutragen. Aber während der Bannerherr mit dieſem Gegner ſich raufte, fielen drei andere Reiſige über den Leichnam des Kaiſers her und riſſen ihm den goldenen Panzer ſamt Beingewand, ſowie den Wappenrock von Seide und Schwertgurt vom Leibe.

Das blieb ihre Beute, aber nicht ſo ging es mit dem Schwerte, das der tote Kaiſer noch feſt in der krampfhaft geſchloſſenen Rechten hielt, wie einſt der kühne Wolfhard, Hildebrand's Neffe, nach der Heldenſage. Gerade wollte ein roher Kriegsknecht, weil er die Waffe nicht aus der Hand zu zerren vermochte, einen Streich nach der Hand führen, um ſo den Schwertknauf frei zu machen, aber der Bannerherr hieb ihm den rechten Arm bis an die Achſel vom Leibe, daß ihm für immer die Luſt nach dem Schwerte des Kaiſers verging. Gern wäre Gottfried von Hohenlohe den drei Reiſigen nachgeeilt, die den Kaiſer alſo beraubt hatten, daß er faſt nackt und blos vor ihm dalag, aber er mußte jetzt darauf bedacht ſein, daß dieſer teure Leichnam in ſeiner Nacktheit und Blöße nicht dem Geſpötte der Feinde und den Hufen der wild über die Stätte rennenden Roſſe preisgegeben würde. Schnell wickelte er die golddurchwirkte Fahne um den geliebten Herrn, nahm ihn, den Helden von ſtarkem, breitem Körperbau, auf ſeine Schulter und trug ihn durch das Getümmel der Schlacht, um ihn in Sicherheit zu bringen. Nicht fünfzig Schritte war er mühſam durch Tote und Sterbende hingegangen, da ſtieß ſein Fuß an ein blondlockiges, jugendliches Haupt, das von Blut triefte — das Angeſicht war gegen den Boden gekehrt. Der Bannerherr hielt an mit dem Fuße — eine ſchwere Ahnung zog durch ſein Herz — er bückte ſich ein wenig nieder und kehrte das Angeſicht des Gefallenen um. O Gott, wie erſchrak er! der Gefallene war ſein eigener Sohn, dem kaum vor einer Stunde noch in einem hartnäckigen Kampf mit einem gewaltigen Gegner das Haupt geſpalten worden war. Gottfried von Hohenlohe brach zuſammen vor übergroßem Jammer und Leid; der Leichnam des Kaiſers glitt von ſeiner Schulter und er ſank an dem mit Blut überronnenen Haupte ſeines Sohnes nieder — er drückte es an ſich und bedeckte es mit ſeinen heißen Küſſen. Aber bald raffte er ſich wieder auf, denn er hörte und ſah, wie eine neue Schaar raubſüchtiger Troßbuben daher rannte, die entweder auf ſeinen gleißenden Helm, Harniſch und Gewaffen

ihr Abſehen richteten, oder hatte einer den reichen Schwertknauf in der Hand des toten Kaiſers wahrgenommen — er lud auf's Neue den toten Freund auf ſeine Schulter und hielt ihn mit der Linken, mit der Rechten faßte er den jugendlichen Sohn um den Leib, um beide an ſichern Ort zu bringen, wo ſie vor Mißhandlungen ſicher wären; er verſuchte einige Schritte vorwärts, aber die doppelte Laſt wurde ihm zu ſchwer — da ließ er den Sohn auf den Boden gleiten, kniete nieder und rief weinend, indem er deſſen bleiches Haupt noch einmal brünſtig an's Herz drückte und küßte: „Mög' mir's Gott verzeihen, daß ich Dich, mein liebes Kind, mein Fleiſch und Blut, muß liegen laſſen — ich muß retten meinen Herrn und Kaiſer, denn

der Geſalbte des Herrn ſoll nicht verunehret und verhöhnt werden von rohen Knechten. Er ging wieder einige Schritte vorwärts, aber die eine Laſt war ihm auf einmal ſo ſchwer geworden wie zwei — er brach auf's Neue zuſammen und ſank mit dem Leichnam auf den Boden nieder. Es war diesmal nicht die Schwere der Laſt, die ihn niederdrückte, ſondern eine Schwäche in Folge des großen Blutverluſtes, der ihm jetzt erſt fühlbar wurde. Hatte der treue Bannerherr viele Wunden geſchlagen und Manchen in das Gras gebettet, auch er hatte viele und tiefe Wunden empfangen, aus denen bisher das Blut geronnen war. Indem er auf den Boden ſank wurde es dunkel um ſeine Augen und ſein Haupt neigte ſich auf die Bruſt des toten Freundes.

VIII. Das Schlachtfeld.

Der treueſte der Männer, der das Gefühl der Vaterliebe in ſich unterdrückte und den Herrn und Freund noch eher als den Sohn retten wollte hörte nicht mehr das Jauchzen und Lärmen der Feinde, das ſie erhoben, als der Sieg für ſie entſchieden war. Die Ueberlegenheit der feindlichen Kriegsmacht und die vorteilhaftere Stellung, welche der Gegenkönig eingenommen hatte, entſchied über den Sieg. Wohl hatten die Getreuen des Kaiſers ritterlich gekämpft, und die Kunde von ſeinem Falle hatte ſie ſo ſehr mit Wut und Schmerz erfüllt, daß ſie das Leben kühn in die Schanze ſchlugen, ja die meiſten ſuchten den Tod, denn ſie wollten ihren geliebten Herrn nicht überleben. So fiel der ritterliche Marſchall von Iſenburg, ſo der Rechberger mit dem Naſſauer Banner, und der edle Graf von Hanau im wilden Getümmel. Nur wenige von Adolfs Heer retteten ſich durch die Flucht. Am längſten hatte der Pfalzgraf Rudolf und der Baiernherzog Otto gegen die Feinde, abſonderlich gegen die Kärnthner und Ungarn ſtandgehalten. Erſt als ſie ſelbſt hart verwundet und nach dem Fall des Kaiſers erkannten, daß alles verloren ſei, traten ſie den Rückzug an. In geſchloſſenen Reihen und immer fechtend, gelangten ſie nach Worms: aber der kleinſte Teil entrann dem nachſetzenden Feinde. Die meiſten wurden gefangen. Darunter waren namentlich der Graf von Katzenellenbogen, ein Eberhard von Weinsberg, der Abt von St. Gallen und des Kaiſers Sohn Rupert. Der letztere war nicht von der Seite des Vaters gekommen, bis derſelbe voll ungeſtümen Mutes und kriegeriſcher Hitze, trotz der Widerrede des treuen Bannerherrn, davonſprengte, um ſeinen Gegner Albrecht aufzuſuchen. Nur nach hartnäckigem Kampf und aus vielen Wunden blutend, hatte ſich der jugendliche Königsſohn dem Feinde übergeben.

Des Gegenkönigs Sieg war vollſtändiger, als er hoffen konnte, aber er war auch mit ſchweren Opfern erkauft, denn viele Herren und Ritter, darunter der Graf von Ochſenſtein, der Albrechts Banner trug, waren gefallen. Der Verluſt Albrechts war nicht viel geringer, als der des kaiſerlichen Heeres.

Sechs volle Stunden hatte die blutige Schlacht am Haſenbühl gedauert, die dem ritterlichen Adolf Krone und Leben nahm und ſeinen Gegner

auf den Thron ſetzte. Deſſen Freude und Jubel kannte jetzt keine Grenzen mehr. Als die Abendſonne über das mit Leichen beſäete Schlachtfeld ſtrahlte, ritt der neue römiſche König über den Wahlplatz. Auf ſeinem goldenen Helm prangte jetzt eine Königskrone. Mit ihm der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, der es in ſeiner Klugheit ſo eingerichtet hatte, daß er gerade in der Zeit auf dem Wahlplatz eintraf, als der Sieg für ſeinen neuen Freund entſchieden war. An manchem tapfern Manne, den der Tod mit ſeiner Senſe gemäht hatte, ritten die Herren vorüber, aber ſie hielten ihre Roſſe bei keinem an, denn Albrecht ſuchte ſeinen Gegner auf, an deſſen Fall er ſein Auge weiden wollte. Doch als ſie an die Städte kamen, wo der Kaiſer gefallen war, rief Albrecht: „Sehet da, ehrwürdiger Herr, hier fiel Euer Neffe vom Tode getroffen, aber wo iſt ſein Leichnam?“ Bei dieſer Frage richtete ſich die kräftige Geſtalt eines gefallenen Kriegsknechts ein wenig in die Höhe — man ſah es, mit großer Anſtrengung — wandte das bleiche Antlitz dem neuen König zu und rief mit ſchwacher Stimme: „Den teuren Leichnam hat die Treue Deinen Krallen und Deinem Hohn entriſſen, Du teufliſcher Kronenräuber! auch Du wirſt enden, und bälder, als Du es wähnſt, von Mörderhand, und kein treues Herz wird Dir nahe ſein.“ — Sein Auge blitzte vom letzten Feuer, und ſeine erhobene zitternde Hand ballte ſich zur Fauſt, während er ſprach; aber ſein zuvor vor Zorn blitzendes Auge ſtrahlte auf einmal vor Freude, als ein großer, zottiger Hund auf ihn zuſprang, der nicht wußte, wie er ſeine Freude kund thun ſollte, daß er ſeinen Herrn wieder ſah. Der Sterbende ſchlang ſeine Arme um ihn und rief: „O du treuer, treuer Wächter!“ Es war des treuen Mannes letzte Freude im Leben, daß er ſeinen treuen Hund wiederſah — mit der linken Hand hatte er eine tötliche Wunde zugedrückt, die war nun frei geworden und ergoß ſein letztes Herzblut, mit dem er ſein Leben aushauchte. Zuvor ſchon war König Albrecht mit ſeinem Begleiter fürbaß geritten — denn der Rabenruf des ſterbenden Mannes klang übel in ſeinen Ohren. —

Aber doch war des Königs Herz noch nicht recht ergriffen und weich geworden. Als die beiden Herren noch eine gute Strecke geradeaus ritten, kamen ſie zur Stätte, wo der lag, den ſie ſuchten. Es war gerade in der Zeit, als der treue Bannerherr ohnmächtig über dem Leichnam des Kaiſers lag. „Da iſt er, den wir ſuchen,“ rief Albrecht, als er den Leichnam ſeines

Gegners erblickte — „aber, wie bloß und armſelig! würd ihn kaum mehr erkennen, wenn er nicht noch ſein Schwert in der Fauſt hätte, das er ſo gewaltig gegen mich geſchwungen; und der ihn mit ſeinem Leibe deckt, das iſt der treue Bannerherr, der im Augenblick ſeines Falls noch zu ſeiner Rettung herbeieilte.“ Kalt und gleichgültig ſprach er dieſe Worte, und keine Thräne trat in die Augen des harten Mannes.

Wie ganz verſchieden war der Sohn von ſeinem Vater König Rudolph, der mit thränenden Augen und ſeufzend über den ſchnellen Wechſel irdiſchen Glücks, vor der Leiche ſeines Feindes Ottokar ſtand, als er in der Schlacht auf dem Marchfelde Sieger geblieben war. — Einen andern Eindruck machte der Anblick des toten Kaiſers auf ſeinen Begleiter. Der ſprang alsbald von ſeinem Roſſe, kniete nieder vor dem Leichnam und rief mit thränenden Augen, die zum Gebet gefalteten Hände über ihn haltend: „Hier iſt das tapferſte Herz gebrochen.“ In dieſem Augenblicke erwachte Gottfried von Hohenlohe aus ſeiner Ohnmacht und richtete das Haupt langſam empor; er hörte noch die Worte des Erzbiſchofs, den er ſchon ſeit früher Zeit perſönlich kannte, und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Jawohl, das tapferſte und treueſte Herz iſt gebrochen, hochwürdigſter Herr, aber wer iſt es, der die meiſte Schuld daran trägt, daß dieſes edelſte Herz gebrochen? — Doch ich will niemanden einen Vorwurf auf dem Platze machen, wo der Tod alle Herzen ausſöhnt; — aber hochwürdiger Herr, wenn Ihr Eurem Neffen, den Ihr einſt ſo innig geliebt — ja, ich weiß es, wie innig und redlich — noch eine Gutthat erzeigen wollet, ſo ſchaffet, daß ſeine irdiſche Hülle wohlbehalten von dannen gebracht werde, und der Geſalbte des Herrn allda ein gebührend und ziemlich Begräbnis empfahe, wo ſeine Vorfahren im Reich ihre Ruheſtatt gefunden.“ — Der ſiegreiche Albrecht nahm das Wort: „Im Dome zu Speier — ſo meint Ihr wohl? — Da wird nichts daraus, guter Freund, wer Ihr auch ſein möget, der Ihr ſo treu und ſorgſam den Leichnam des Mannes hütet, der mein Gegner geweſen; ſeit er durch einen Rechtsſpruch des Thrones entſetzt worden und ich zu des Reiches oberſtem Vogt und Herrn durch die Wahl der Kurfürſten erkoren bin, iſt er wie ein anderer Mann, und ihm gebührt kein Platz an der Ruheſtatt der großen Könige. Würde ſich nicht mein in Gott ruhender Vater im Grabe umkehren, wenn ein ſolcher Rebell gegen das Reich und die Fürſten, und mein

Widerpart, an ſeine Seite käme? Darum haltet es noch für eine Gnade, wenn ich meinem Gegner ein ehrlich Begräbnis gönne und Euch erlaube, ihn an ſeinen Ruheort zu begleiten, von wo aus Ihr dann ziehen könnet, wohin Ihr wollet; denn eigentlich wäret Ihr mein Gefangener, jedoch ſchenke ich Euch die Freiheit, damit Ihr ſehet, daß ich Treue gegen einen Herrn zu ſchätzen weiß. Ihr, mein hochwürdiger Herr und Freund" — Albrecht wandte ſich zum Erzbiſchof — „werdet Sorge tragen, daß der Leichnam meines Gegners alsbald von dannen gebracht werde; den Ort, wohin ſie ihn bringen, werdet Ihr am beſten beſtimmen können — aber kehret ſchnell wieder, Ihr dürft dann nicht mehr von meiner Seite weichen, denn es könnte Euch zuletzt gar weich ums Herz werden im Anblick Eures Neffen, daß Ihr mir und meiner Sache auch untreu würdet; aber Ihr müßt es mir zu gut halten, hochwürdiger Herr und Freund, denn wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, ſodem, der einmal Treue bricht." — Ehe er noch den Erzbiſchof zum Wort kommen ließ, gab er ſeinem Roſſe die Sporen und ritt hohnlachend von dannen, über Tote und Sterbende, in das Lager zurück. Ob ihm im ſtillen Lagerzelte, am Abend des Schlachttages nicht das blaſſe Totenangeſicht ſeines Gegners vor die Seele trat, den er eben noch verachtet und verhöhnt hatte — ob es ihm wehmütiger wurde um das ſonſt ſo harte Herz, wir wiſſen es nicht, aber ſein höhnendes Wort gegen den Lebenden, gegen den mächtigen Kirchenfürſten, ging in Erfüllung — er mußte deſſen Untreu und Rache erfahren, als derſelbige kaum drei Jahre darnach auf dem Königsſtuhl zu Renſe den übermütigen Sieger des Königtums für verluſtig erklärte, wie er ſeinem eigenen Neffen zuvor die Krone wieder vom Haupte geriſſen, die er ihm aufgeſetzt hatte.

Jetzt that Gerhard doch noch eine Gutthat an ſeinem Neffen, denn er ſchuf ihm ein ſeinem Stande gebührendes Begräbnis, wenn auch nicht im hohen Dome zu Speyer, doch in den Hallen einer ehrwürdigen Kloſterkirche.

Nur etliche Stunden von dem Schlachtfelde liegt das Frauenkloſter Roſenthal, ſchon im Jahr 1242 von Graf Eberhard von Eberſtein und ſeiner Gemahlin Adelheid für Frauen Ciſterzienſer-Ordens geſtiftet, und mit allen Einkünften der Stadt Göllheim begabt. Dorthin ſandte der Erzbiſchof

noch in derſelben Stunde einen Boten und holte von der Aebtiſſin die Erlaubnis ein, in dem Gewölbe der Kloſterkirche ſeinen Neffen beiſetzen zu dürfen. Dieſem Geſuch willfahrte Frau Clementia von Herzen gerne, nicht nur um dem Erzbiſchof einen Dienſt zu erweiſen, ſondern auch aus Verehrung und Dankbarkeit gegen den verewigten Kaiſer. Darum, als noch an demſelben Abend vier Reiſige von des Biſchofs Fähnlein auf einem Wagen den eingeſargten Leichnam des Kaiſers dem Kloſter zuführten, gingen die ſämtlichen Kloſterfrauen ihm mit Kreuz und Fahne entgegen. Als ſie mit dem Wagen zuſammentrafen, wurde der Leichnam abgehoben und von den vier Reiſigen in die Kloſterkirche getragen. Hinter dem Sarge ging mit entblößtem Haupte der Erzbiſchof und neben ihm Gottfried von Hohenlohe, den Blick tief geſenkt, mit bebendem Fuße, — man ſah ihm wohl an, daß er in dem Kaiſer einen teuern Freund verloren hatte. Als der Sarg, welcher nur aus vier rohen Brettern zuſammengefügt war, in der Kirche angekommen und in einer Seitenhalle aufgeſtellt war, kniete der Erzbiſchof vor derſelben nieder und verrichtete ein ſtilles Gebet, darauf empfahl er den Verſtorbenen dem Gebet der Frauen, und nun ſchickte er ſich alsbald an, noch in derſelben Nacht zu König Albrecht zurückzukehren. — „Noch eine Bitte," rief Gottfried von Hohenlohe, indem er dem Scheidenden nachging, als er eben über die Schwelle der Kirche trat: „Ihr habt mir meinen liebſten Wunſch erfüllt, daß Ihr Eurem Neffen, dem Kaiſer, den letzten Liebesdienſt erwieſen, und ihm ein ehrlich Begräbnis verſchafft — erfüllet mir noch eine zweite Bitte, und ſorgt dafür, daß der Leichnam meines eheleiblichen Sohnes, der nur wenige Schritte von dem Platze liegt, da Ihr mich mit Eurem Neffen gefunden, ſicher und wohlbehalten von dem Schlachtfeld getragen und durch meine Mannen, deren manche unter den Gefangenen des Königs Albrecht ſein werden, in ſeine Heimat, die Burg Neuhaus bei Mergentheim, zurückgebracht werde; Ihr erkennet leichtlich ſeinen Leichnam an dem Wappenſchild, der die beiden Leoparden von Hohenlohe zum Wahrzeichen hat! Ach! erfüllet meine Bitte, hochwürdiger Herr Ihr ſchaffet dadurch großen Troſt einem tief gebeugten Vater, und nicht minder einer Mutter, die, wenn ſie auch den lebenden Sohn nicht mehr begrüßen kann, doch den Toten dann in ihrer Nähe hat. Ich kann nicht von dem Leichnam meines geliebten Herrn weg, bis drei Totenmeſſen über

ſeinem Sarge geleſen ſind, die doch einer ſeiner Getreuen mitfeiern muß.“ — „Nein, ſaget, ſein Getreueſter iſt bei des Verſtorbenen Totenfeier,“ rief der Erzbiſchof mit thränenden Augen, der doch ſelten weinte — „denn wo iſt Einer treuer geweſen gegen den ſeligen Kaiſer als Ihr? — Was meine Pflicht wäre, gegen den Neffen zu erfüllen, das thut Ihr. — Darum will ich es auch in Treuen vergelten Eurem Sohne, und ſeine irdiſche Hülle ſicher und wohl bewahrt in die Heimat zurückſenden. — „Habt zum Voraus meinen Dank, hochwürdiger Herr,“ ſprach der von Hohenlohe, und drückte brünſtig die Hand des Gehenden an ſein Herz, der eilen mußte, um zu ſeinem mißtrauiſchen Könige zurückzukehren.

Von nun an wich Gottfried von Hohenlohe nicht mehr von dem geliebten Leichnam, bis die drei Totenmeſſen vorüber waren, welche über dem offenen Sarge des Kaiſers gehalten wurden. Tag und Nacht brachte er im Gebete vor dem Sarge zu, ohne Speiſe oder Trank zu ſich zu nehmen. Am Abend des dritten Tages — es war unmittelbar vor der Einſenkung des Leichnams in das Grabgewölbe — trat er dem Sarge nahe, beugte ſich über den geliebten Leichnam und ergoß ſeine letzte ſchmerzliche Klage, wie einſt David über ſeinen gefallenen Herzensfreund Jonathan. Dann ſchnitt er eine Locke vom Haupte

des teuren Freundes, welche er unter seinem Lederwamms verbarg, drückte noch einen Kuß auf die blasse Stirne des Kaisers und wandte sich mit thränendem Auge von dem Verblichenen, dem er der treueste Freund und Dienstmann bis zum letzten Lebensaugenblick gewesen. Er schritt mit tiefgesenktem Haupt aus der Kirche, und trat noch an demselben Abend seinen Rückweg in die fränkische Heimat an, aber nicht, um die Seinigen wieder zu sehen, denn er konnte ja nicht mehr an der Seite seines Sohnes heimkehren, sondern er ging, um einen Entschluß auszuführen, den er vor dem Sarge des Freundes im Hinblick auf die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit gefaßt hatte, nämlich der Welt und allem Irdischen zu entsagen, und in der stillen Klosterzelle seine Lebenstage zu beschließen.

Bald, nachdem Gottfried von Hohenlohe die Kirche verlassen hatte, wurde der Leichnam des Kaisers unter dem feierlichen Requiem, das die Nonnen sangen, in das Grabgewölbe gesenkt. Es war ein ärmliches Begräbnis. Die Reichsfahne, welche der treue Freund um den Leichnam geschlagen hatte, war die einzige Hülle, die er in's Grab nahm, das Schwert mit glänzendem Knaufe (es war ein kostbarer Edelstein darein eingesetzt) war das einzige Abzeichen seiner hohen Würde — es lag noch in des Kaisers Hand, wie er es im Kampfe geführt hatte, denn Gottfried von Hohenlohe hatte es nicht geduldet, daß man es aus seiner Hand breche. — Wer hätte es gedacht, daß der ritterliche Kaiser, der an diesem Tage so ärmlich in's Grab versenkt wurde, nach zehn Jahren in der Kaisergruft zu Speyer feierlich begraben werden würde? Daß er neben Rudolph von Habsburg eine Ruhestätte finden, ja friedlich neben seinem Gegner ruhen würde, der voll Übermut ihm keine Ruhestätte in der ehrwürdigen Kaisergruft gegönnt hatte, und noch hart gegen den enizigen Sohn seines Gegners war.

Der edle Königssohn Rupert, der seinen Vater im Kampf auf Leben und Tod nicht verlassen wollte, hatte noch ritterlich gekämpft, als der teure Vater gefallen und die Schlacht bereits verloren war: mit dem Schwert in der Hand wurde er gefangen, und mit vielen Andern, die dasselbe Los hatten, in Haft gelegt. Als, bald nach der für Kaiser Adolf so unglückseligen Schlacht, die traurige Kunde nach Wiesbaden kam, wo des gefallenen Kaisers Gemahlin Imagina von Limburg ihren Haushalt hatte, da war sie doppelt betrübt, denn weder Gemahl noch Sohn kehrte in ihre Arme zurück.

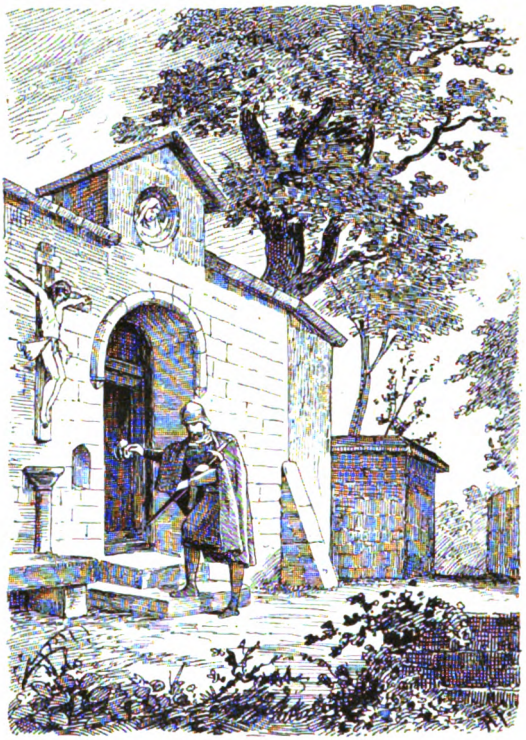
Aber ſie verbrachte ihre Zeit nicht mit eitlen Thränen und Wehklagen, ſondern ſie war darauf bedacht, ihren noch einzigen Troſt, den Sohn Rupert, aus ſeiner Haft zu erledigen. Alsbald eilte ſie nach Nürnberg, wohin ſich König Albrecht unmittelbar nach der Schlacht bei Göllheim begab — in ſchwarzem Trauergewand trat ſie vor die Stufen des Thrones, auf dem Albrecht mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth ſaß, und flehte mit thränenden Augen die edle Eliſabeth um Fürbitte bei ihrem Gemahl, damit er ihren in Feſſeln liegenden Sohn Rupert freigebe. Wohl unterſtützte Eliſabeth die Bitte der flehenden Mutter bei ihrem Gemahl, aber der gab mit kaltem Herzen und rauher Stimme der Bittenden zur Antwort: „Euer Sohn iſt in der Gewalt des Erzbiſchofs von Mainz, will ihn dieſer zurückgeben, ſo iſt es ſeine Sache“. Da bat und flehte Imagina noch einmal, ehe ſie von dem Throne ſich wandte, die edle Eliſabeth an, und ſchloß mit den Worten: „Schafft mir wieder mein Kind, damit Euch Gott an Eurem Gemahl nicht das Leid widerfahren laſſe, das ich an dem meinigen erlebt habe!“ — Eliſabeth ahnte nicht bei dieſen prophetiſchen Worten der tiefgebeugten Witwe und Mutter, daß ein noch größeres Leid über ihr Herz ergehen, und ihren Gemahl ein noch ſchrecklicheres Los treffen würde, denn auf dem Feld der Ehre mit dem Schwert in der Fauſt ſterben, war doch ein rühmlicheres Los, als das, welches nach 10 Jahren über Kaiſer Albrecht erging, als er unter den Mörderhänden eines ſchwer mißhandelten Neffen fiel.

Aber der tiefgebeugten Imagina wurde, wenn auch nicht zur Stunde, doch in der Folge, der Wunſch ihres Herzens erfüllt. Gerhard von Mainz, der ſchon vor der Leiche ſeines unglücklichen Neffen weicher geworden war, gab den wiederholten dringenden Vorſtellungen der trauernden Kaiſerswitwe nach, und ließ den jungen Rupert frei zu ſeiner Mutter zurückkehren, jedoch nur gegen Abtretung mehrerer Burgen.

So hatte der habſüchtige Mann die Stunde der Reue vor dem Leichnam des Kaiſers ſo ſchnell vergeſſen, daß er ſich nicht einmal angetrieben fühlte, den Sohn des Neffen ohne Löſegeld freizugeben, der doch an dem Sohne hätte vergelten ſollen, was er Übles an dem Vater gethan hatte.

Doch dem edlen Herrn von Hohenlohe hielt er das Wort, das er ihm unter dem Portale der Kirche zu Roſenthal gegeben hatte. Gleich am andern Tage nach der Schlacht ließ er die Leiche des Junkherrn von Hohen-

lohe aufſuchen. Am Wappenrock mit Hohenloh'ſcher Farbe und dem angebornen Wappenſchild erkannte man den blutigen, von den Hufen der Pferde zertretenen Leichnam. Er ließ ihn nun vom Blute reinigen und in einen Sarg legen, den er zwölf edlen Rittern und Vaſallen Herrn Gottfrieds von Hohenlohe übergab, die in der Schlacht gefangen worden waren. Er, der ſonſt ſo geldſüchtige Gottespriester, gab ihnen die Freiheit, als ſie Urfehde geſchworen und gelobt hatten, den Leichnam des edlen Junkherrn wohlbehalten in den Taubergrund auf Burg Neuhaus zu bringen. Die edlen Herren luden den Sarg auf zwei Saumtiere, beſtiegen ihre Roſſe, die den Kampf überlebt hatten und geleiteten den teuren Anbefohlenen in die Heimat, die der hochherzige Jüngling voll Hoffnung verlaſſen hatte, daß er ſie im Jubel des Sieges freudig wieder ſehen würde.



IX. Die Heimkehr auf Neuhaus.

Auf demſelben Söller, wo noch vor kurzer Zeit Herr Gottfried von Hohenlohe-Brauneck froh und freudig mit ſeiner Gemahlin Elsbeth und den beiden Kindern Adelheid und Adolf geſeſſen, ſehen wir am Abend des 15. Juli 1298 die Burgfrau von Neuhaus, umgeben von ihren ſämtlichen Kindern. Den kleinſten Sohn Adolf hält ſie auf ihrem Schooß, ihn mit

der Linken feſt umſchlingend, daß er dicht an ihrem Herzen ruht, mit der Rechten hat ſie den Kopf auf die Brüſtung des Söllers geſtützt. Über ihre Augen, die ſtarr in das Thal gegen die Stadt Mergentheim hinblicken, hat ſich eine düſtere Wolke gelegt, die weder der kleine, kindlich ſchmeichelnde Adolf, der ohne Aufhören das Kinn der Mutter ſtreichelt, noch das heitere Geſpräch der übrigen Kinder auf dem Söller zu verſcheuchen vermag. Schon ſeit einigen Tagen hatte ſie ſich Abends mit ihren Kindern auf dem Söller eingefunden, und in ihrem Blicke las man die Sehnſucht ihres Herzens, bald den wiederkehrenden Gemahl und Sohn begrüßen zu dürfen, die auf der Heerſtraße von Mergentheim herkommen ſollten. Heute hat ſich zu der Sehnſucht des Herzens noch eine düſtere Ahnung geſellt, die erſt am heutigen Morgen durch einen ſchweren Traum in ihr rege geworden war. Im winterlichen Schneeſturm ſah ſie beide, ihren Gemahl und Sohn, auf ſchwarzen Roſſen haſtig den Berg heranreiten. Während die Schneeflocken über ihren Gemahl und ſein Roß dahinflogen und an beiden hinabglitten, wurde der geliebte Sohn und ſein Roß ſo dicht von den Schneeflocken überdeckt, daß ſie beide bald nur in ſchwachen Umriſſen unterſcheiden konnte. Nur ſein Angeſicht, das todesfahl war und wehmütig aufwärts ihr entgegenblickte, konnte ſie erkennen. Als Vater und Sohn über den Zwinger ritten, erwachte die Burgfrau an dem Hufſchlag der Pferde auf der Brücke, die laut erdröhnte. „Das war ein böſer Traum!“ ſeufzte ſie, und ihr Herz wurde von ſchweren Ahnungen erfüllt, von denen ſie den ganzen Tag über nicht frei werden konnte. Darum finden wir ſie an dieſem Abend ſo düſter und trübſelig auf dem Söller. — Bereits war die Sonne hinter die Berge geſunken, auf die Schwüle des Tages folgte eine etwas kühle Abendluft, Frau Elsbeth wollte eben den Söller verlaſſen und in den Saal zurückgehen — da rief Heinrich, der zweite Sohn nach Götz, der, während die andern Brüder ſich mit dem Schweſterlein ſcherzend und neckend unterhielten, die düſtre Stimmung der Mutter geteilt und wie ſie ſein ſcharf ſpähendes Auge der Stadt Mergentheim zu gerichtet hatte: „Bleibe noch, liebe Mutter, ich ſehe einen Zug Reiter auf der Heerſtraße von der Stadt hertraben — jetzt reiten ſie gerade dem Stege gegenüber, aber es iſt nur eine kleine Zahl.“ — Dem war auch ſo, wie Junkherr Heinrich geſagt hatte. Langſam zog bereits gegenüber dem Johannisſtege eine kleine Schaar

Reiterdaher — ſtill und lautlos ritten die Ritter einher, und man ſah deutlich, wie ſie trübſelig ihr Haupt auf den Hals ihrer Roſſe beugten. „Das kann aber nicht der Vater mit dem Bruder und ſeinen Mannen ſein," rief der dritte Sohn Crafto, der jetzt auch ſeine Aufmerkſamkeit gegen die Heerſtraße richtete — „denn der Vater kommt mit dem Bruder und ſeinen Mannen freudig und jubilierend, wenn er heimzieht — auch iſt die Schaar ja ſo klein und unbedeutend — und ſehet nur" — ſo ſetzte der Scharfblickende hinzu — „ſie führen eine ſchwarze Lade in ihrer Mitte, gleicht beinahe einem Totenſarge." — „O Gott, mein Traum" — rief Frau Elsbeth — mit dieſen Worten eilte ſie vom Söller in den Saal und ſtellte dort den kleinen Adolf hin; dann im Flug in den Hof hinunter, über die Brücke und die Heerſtraße hinab, entgegen der traurigen Schaar, die eben um den Kitzberg ritt.

Es war dem ſo, wie der Sohn Crafto geſehen und die Burgfrau geahnt hatte. Darum ein ſchmerzlicher Willkommen, als ſie den Rittern nahte, und noch ſchmerzlicher das Wiederſehen, als die trauernden Begleiter den Sarg von den Saumtieren luden, um dem Willen der Burgfrau zu willfahren, die ſich überzeugen wollte, ob wirklich ihr geliebter Sohn im Sarge liege. Ja, er war es, der Jüngling mit todesfahlem Antlitz, wie ſie ihn im Traume geſehen, es war ihr Erſtgeborener, den ſie unter unſäglichen Schmerzen geboren hatte. Aber jetzt drang ein zweiſchneidiges Schwert durch ihre Seele, als ſie ihn vor ſich erblickte mit einer Todeswunde auf der Bruſt. Wehklagend warf ſie ſich über den Leichnam, richtete ſein Haupt in die Höhe und bedeckte es mit heißen Küſſen und einem Strom von Thränen. Frau Elsbeth war ſo ſehr in ihren Schmerz um den geliebten Sohn verſunken, daß ſie nicht mehr nach ihrem Gemahl fragte, ob er lebend oder tot, ja es drang nicht einmal als Troſtwort an ihr Herz, als die Ritter ungefragt ihr ankündeten, daß Herr Gottfried von Hohenlohe wohlbehalten ſei und jede Stunde nach Hauſe kehren könne. Konnte ihr auch die Kunde ein Troſtwort ſein, wenn ſie bei ſich jenes Wortes gedachte, das ihr Gemahl beim Abſchied geſprochen: ohne den Sohn werde er nimmer wiederkehren!

Nur mit Mühe konnten die Ritter die Burgfrau von dem Leichnam des Sohnes trennen — trotz ihres Widerſtrebens ſchlugen ſie den Sarg-

deckel wieder zu; ſechs von ihnen nahmen den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn bergaufwärts, um dem ritterlichen Junkherrn die letzte Ehre zu erweiſen. Ihnen zunächſt folgte laut klagend und die Hände ringend Frau Elsbeth, und hinter ihr ritten die übrigen ſechs Begleiter, die ledigen Roſſe und Saumtiere neben ſich führend. Schon in der Mitte des Wegs wurde der Trauerzug eingeholt. Die Kinder waren nicht im Saale geblieben ſondern folgten, ſelbſt der kleine Adolf, den Adelhaid an der Hand nahm, bald der Mutter nach. Aber nicht nur die Kinder, ſondern Alle, die in der Burg waren, der Kaplan, der Turmwächter, ſowie Knechte und Mägde, gingen dem Zug entgegen, und als ſie mit ihm zuſammentrafen, begann auf's Neue das Jammern und Wehklagen.

Solch ein Schreien und Wehrufen war ſeit undenklichen Zeiten auf der Burg nicht erhört worden und endete erſt, als man den Sarg über die Brücke getragen und in der Burgkapelle aufgeſtellt hatte. Da wurde bei Großen und Kleinen der laute Jammerruf zu einem leiſen Schluchzen und Ächzen. Als aber die Chorknaben auf den Wink des Burgkaplans die brennenden Kerzen um den Sarg ſtellten, als der Deckel wieder von demſelben glitt und der blaſſe Tote ſo friedlich und freundlich, wie ein ſanft Entſchlafener, vor den Augen lag, da ſanken alle auf die Knie, man hörte nicht einmal ein leiſes Schluchzen und Ächzen, der ſtumme Schmerz, die ſtille Wehmut hatte ſich in eine Andacht verwandelt, die ſich auf aller Antlitz, ſelbſt der Kinder kund that und im Beben der Lippen ausdrückte, von denen Gebete für den Entſchlafenen gen Himmel ſtiegen. Nur einer fehlte in der Mitte der Andächtigen, die um den Sarg des geliebten Toten knieten; derjenige, der ihn ſo innig geliebt hatte, als ihn eine Seele im Leben liebte, der zuerſt dem Sohne in's totesblaſſe Antlitz geſchaut und tiefgebeugt vor ihm gekniet hatte.

An demſelben Tag, da der Leichnam des Junkherrn auf die Burg der Väter gebracht wurde, nur um einige Stunden früher, war Herr Gottfried von Hohenlohe in der Stadt Mergentheim angekommen, denn er machte ſeine Wegfahrt Tag und Nacht, ohne irgendwo mehr als ein Stündlein Raſt zu machen. In das Ordenshaus nahm er ſeinen erſten Gang, um den hohen Meiſter, Hans von Neſſelrode, zu begrüßen, und ſeinen Entſchluß kund zu thun, daß er der Welt entſagen und in den Orden der

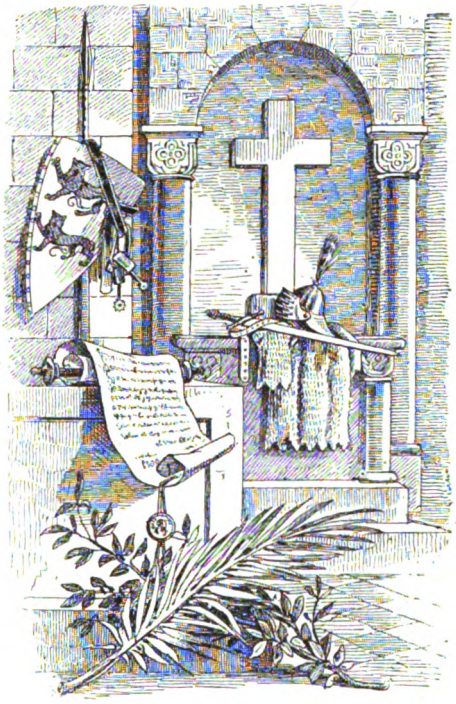
Brüder vom deutſchen Hauſe treten wolle. „Da ſei Gott für!“ rief der edle Meiſter, „daß Ihr Euer Leben, das Euch der liebe Gott im Sturm der Schlacht erhalten, dem Dienſte unſeres Ordens widmen ſolltet, da es doch auf's Neue Eurem Gemahl und Euren Kindern gehöret — das wär' ein himmelſchreiend Unrecht gegen die Eurigen, die Eurer noch gar ſehr bedürfen, wenn wir Euch den Eintritt bei uns geſtatten würden.“

„Aber ich kann nicht mehr auf meine Burg und zu den Meinigen zurück,“ entgegnete Gottfried von Hohenlohe, „denn ich habe einen Schwur bei Gott gethan, daß ich ohne meinen Sohn nicht mehr heimkehren will, und dieſer mein Sohn iſt gefallen in der unglückſeligen Schlacht, da mein Herr und Kaiſer ſein Leben verlor — um die Beiden muß ich ewiglich trauern.“ — „Um die Toten wollet Ihr trauern, werter Freund, abgeſchieden von der Welt und in der Einſamkeit, aber daran gedenket Ihr nicht, welchen Kummer Ihr den Lebenden bereitet, die von Eurer Väter Burg auf das Haus ſchauen ſollen, in dem Ihr lebend wandelt, und für die Eurigen ſeid Ihr tot und abgeſchieden; nein, da wählet lieber die Einſamkeit eines Kloſters, das ferne liegt von dieſem Thale und von Eurer Burg, daß Ihr in Wahrheit von den Eurigen abgeſchieden ſeid. — Kennt Ihr das Kloſter Heilsbronn? Schon vielen dürſtenden Seelen iſt jener Ort ein Brunn des Heils, der Ruhe und des Friedens geworden.“ — „Ihr habt Recht, hoher Meiſter,“ ſprach Gottfried von Hohenlohe, „je näher, je ſchwerer für mich und die Meinigen, — je ferner, deſto leichter auch für mich — mög' mir der liebe Gott den Weg zeigen an den Ort, wo ich von nun an ihm leben will; aber Eins bitte ich von Euch, hoher Meiſter, es iſt der letzte Liebesdienſt, den Ihr mir im Leben erweiſen könnet — bringet Ihr mein letztes Lebewohl meinem Ehegemahl und meinen lieben Kindern und bittet ſie, meiner in Liebe zu gedenken, denn mein Herz würde mir brechen, wenn ich noch einmal in ihre Mitte träte — nehmt Euch auch meiner Söhne an, die noch eines weiſen Ratgebers wohl bedürfen, und traget auf die Meinigen Eure Liebe und Gnade über, die Ihr mir bisher ſo reichlich erzeiget habt.“

„Ich müßte nie Euer Freund geweſen ſein,“ verſetzte der Meiſter, „wenn ich nicht der Eurigen mich in Treuen annehmen würde, aber ich gebe es Euch noch einmal zu bedenken, Herr von Hohenlohe — laſſet von

Eurem Vorhaben, Ihr ſeid Vater von ſieben Kindern, die noch Eurer liebenden Sorge bedürfen — kehrt auf Eure Burg, zu Eurem Gemahl und zu Euren Kindern zurück."

Aber die Worte des Freundes ergingen umſonſt. „Ich kann nicht anders," rief Gottfried, „denn ich habe es hoch und teuer gelobt. — Lebt wohl, hochwürdiger Herr! im Leben ſehen wir uns nimmermehr!" — Er faßte die Hand des Meiſters, drückte ſie brünſtig an's Herz und eilte dann nach der Thüre. Voll ſchmerzlicher Teilnahme blickte ihm der Ordensmeiſter nach — nicht nur, weil auch er ahnen mochte, daß er den biederen Freund nicht mehr im Leben ſehen würde, ſondern weil es ihm trotz ſeines redlichen Zuſpruchs nicht möglich geworden war, den Vater eines Kinderhäufleins ſeiner Familie zu erhalten. Es war ſchon Abend, als Gottfried das Ordenshaus verließ; als er über die Brücke ging, ſprach der Pförtner Bruder Adelhard: „Gehabt Euch wohl, Herr von Hohenlohe! kommet gut den Berg hinauf, aber Gott tröſt' Euch, wenn Ihr gleich bei Eurer Heimkunft viel Leid und Jammer auf der Burg findet — vor einem Stündlein haben trauernde Geleitsmänner die Leiche Eures Sohnes durch die Stadt getragen, ſie werden längſt oben auf Neuhaus ſein." Er gab keine Antwort darauf, nickte nur mit dem Haupte gegen den Pförtner und eilte ſchnell weiter. Erſt, als er an der Tauberbrücke bei Igersheim ankam und über ihm die Burg der Väter herabblickte, als wollte ſie ihn mahnen, noch einmal durch ihr Thor zu ſchreiten und mit den Lebenden und Toten



einen Abſchied zu machen, da hielt er inne im Laufe und ſetzte ſich auf das Fußgeſtell eines ſteinernen Krucifixes, das zur Andacht der Vorübergehenden zwiſchen der Brücke und dem Weg auf die Burg aufgeſtellt war. Lange ſaß er da, das ſinnende Haupt auf den Arm geſtützt: jetzt traten die Worte des Meiſters, der es ſo gut mit ihm und den Seinigen meinte, vor ſeine Seele — es ſtritt in ihm für und wider, ob er an der Burg vorbei oder hinaufgehen wolle, um wenigſtens dem Toten und den Lebenden das letzte Lebewohl zu ſagen. Der letztere Entſchluß ſchien in ſeinem Innern überwiegen zu wollen — er ſtand auf und ſtieg einige Schritte den Berg hinan. Plötzlich hielt er wieder inne und rief: „Ich kann es nicht, denn wenn ich den lieben Toten ſehe, kann ich nimmer von ſeiner Seite, und wenn ich meinem Gemahl und meinen Kindern in's liebende Auge blicke, wird es mich feſthalten in ihrer Mitte mit unwiderſtehlicher Gewalt — ich würde weich werden und meines Gelübdes vergeſſen — ich würde mein Wort brechen, das ich in der Stunde des Abſchieds ausgeſprochen. Ich kann nicht anders, ich muß vorüber und weiter ziehen, in Gottes Namen! Er kehrte um zu dem Krucifixe, kniete nieder und betete voll Andacht für die Seele ſeines Kindes, empfahl die Seinigen dem Schirme Gottes, ſtand auf und eilte über die Brücke, dann hinauf an der Tauber, der Heerſtraße nach Weikersheim, Creglingen und Rothenburg zu. Aber noch lange blickte er, während er dahin wandelte, hinauf nach ſeiner Burg, bis ſie die hereinbrechende Dämmerung ſeinem Blicke entzog. — Am Abend des dritten Tags ging er durch die Kloſterpforte zu Heilsbronn. Verwunderte ſich der Pförtner des Kloſters, als ein ſo hochgewachſener, noch kräftig ausſehender Ritter durch die Pforte trat — noch viel mehr ſtaunte der Abt, als Gottfried von Hohenlohe, in ſeine Zelle geführt, ſein Anliegen kund that. Er wollte es anfangs nicht glauben, daß es ihm Ernſt damit ſei. „Wie," ſprach er, „Ihr, ein lebenskräftiger Mann, der noch rüſtig das Schwert führen und in der Welt etwas nützen kann, wollet Euch der Welt entziehen? Für Euch iſt noch nicht des Kloſters Einſamkeit; in der niedern Zelle aus- und einzugehen, dazu ſeid Ihr nicht geboren, denn Ihr mußtet Euch ja faſt bis auf den Boden bücken, als Ihr durch meine Thür getreten." Doch, ſo wenig die Einſprache des Deutſchmeiſters vermocht hatte, Herrn Gottfried von Hohenlohe von ſeinem gefaßten Entſchluſſe ab-

zubringen, eben so wenig gelang es dem Abt zu Heilsbronn, ihm sein Vorhaben auszureden. Nach wenigen Tagen seines Aufenthalts im Kloster wurde er feierlich unter die Zahl der Brüder aufgenommen.

Auf den Altar der Klosterkirche legte er zuvor Schwert, Helm und Sturmgewand, wie einst Wolfdietrich im Kloster zu Tuskal und gab demnach zu erkennen, daß er das Schwertesamt von nun an aufgeben und dieser Brüderschaft getreu bleiben wolle. Andernteils war aber sein silbernes Sturmgewand alles, was er Wertvolles als Mitgift dem Kloster vermachte.

Weder mit Geld noch mit Gut bereicherte er die Brüderschaft. Das erstere Alles hatte seine Fahrt mit Reisigen und Mannen, seinem Herrn und Kaiser zu Hilfe, verschlungen, also, daß er keinen Heller mehr in der Tasche hatte, als er in das Kloster eintrat; an Gütern wollte er den Brüdern nichts vergaben, um nicht das Erbe der Kinder zu schmälern, denen er, sowie seiner Gemahlin, ohnedies groß Leid angethan, daß er sich ihnen ganz und gar entzogen. Dagegen aber verwies er auch alle Forderungen und Ansprüche, die je noch an ihn, von welcher Seite es nun sein mochte, früher oder später hätten gemacht werden können, an seine Söhne, denen er ein ungeschmälert Erbe hinterließ. König Albrecht festete noch im Jahr 1306 diesen Verweis durch folgende wichtige Urkunde:

„Wir Albrecht von Gottes Gnaden u. s. w. verjähen, daß dem ehrbaren Mann Bruder Gottfried, dem Alten von Brauneck, der ein ergeben Mann und Mönch ist im Kloster zu Heilsbronne, erteilet ist vor uns, da wir zu Gerichte saßen, mit gesamtem Urteil, da er ein geistlich Mann ist und sich von der Welt hat gezogen, und gelassen hat Söhne und Erben, und denselben Erben gelassen hat Burgen, Städte, Eigen und Lehen, Gut und Leute, Edle und Unedle — ist das, daß Jemand zu ihm zu klagen hat, oder ein Recht zu ihm haben mag, von welcher Sache das sein mag, daß er deme zu Recht nicht antworten soll, da er ein begebener und ein geistlicher Mann ist. Wäre aber, daß Jemand Etwas an ihn anzusprechen oder irgend ein Recht zu ihm hätte, um welche Sache das wäre, geistlich oder weltlich, darum soll derselbe, wer der sei, seine Erben ansprechen nach Recht und er Gottfried von Brauneck und das vorgenannte Kloster, darin

er wohnhaft iſt, ſoll darum unbekümmert ſein und bleiben, und Niemand ſoll noch mag ſie laden noch beklagen vor einem Gerichte u. ſ. w.

„Gegeben zu Nüremberg, an dem Montag nach Bartholomäus Tag, da man zählte von Gottes Geburt dreizehnhundert Jahr und im ſechsten Jahr.“

Das war der zweite und letzte Erweis der Gnade, die König Albrecht dem Manne erwies, den er auf dem Schlachtfeld bei Göllheim wegen ſeiner ſteten Treue gegen Kaiſer Adolf, ſeinen Gegner, ſchätzen gelernt hatte. Zwei Jahre darauf erreichte den König das traurige Los, das ihm auf dem Schlachtfeld und von der trauernden Kaiſerswitwe Imagina prophezeit worden war. Unter den Wenigen, die ſchmerzlich das Ende des ſtolzen Königs betrauerten, war Bruder Gottfried von Hohenlohe. Es war ſeine letzte Trauer um einen Verſtorbenen, denn dasſelbe Jahr winkte auch ihm zum ernſten Gange. Froh hatten ihn die Brüder nie geſehen, ſeit er durch die Pforte des Kloſters Heilsbronn getreten war. Beſonders konnte er in den letzten Jahren ſeines Mönchslebens eine ſtille Trauer nicht verbergen, wenn die Schirmvögte des Kloſters mit ihren Gemahlinnen und blühenden Söhnen im Kloſter einſprachen. Da mochte er der Gemahlin und Söhne im ſchönen Taubergrunde auf der Burg Neuhaus gedenken. Von dieſen hatte ihn die Erfüllung eines Gelübdes getrennt, das er wohl gerne zurückgenommen hätte, aber durch ein zweites war er gehindert, in die Welt und zu den Seinigen zurückzukehren. Und doch ſollte Frau Elsbeth, die, ſeit der edle Meiſter Hans von Neſſelrode ihr das letzte Lebewohl von ihrem Gemahl gebracht hatte, durch zehn trübe Jahre hindurch nicht mehr das ſchwarze Trauergewand abgelegt hatte und ein ewiges Sehnen nach dem Gemahl trug — ſie ſollte dem teuren Gemahl noch einmal in's Antlitz ſchauen, die Söhne ſollten ihren teuren Vater noch einmal, wenn auch erſt im Tode, ſehen.

Es war im Juli des Jahres 1308, an demſelben Tage, da man vor zehn Jahren den Leichnam des geliebten Sohnes auf die Burg Neuhaus gebracht hatte, da kam ein Trauerzug mit Kreuz und Fahne die Tauber herab, er hielt an der Brücke nahe bei dem Kruzifix unter der Burg Neuhaus — zu gleicher Zeit kam ein Bruder vom Heilsbronner Kloſter auf die Burg in das Gemach der Burgfrau, mit der Meldung, daß unten am Berge ein Wohlbekannter harre, der nunmehr in ſeine Heimat kehre. Als

Frau Elsbeth zitternd und bebend, umgeben von ihren Kindern, den Berg hinabeilte, erfuhr ſie bald, wer der Wohlbekannte wäre. Als man den Sargdeckel abwälzte, erblickte ſie das bleiche friedliche Antlitz des Gemahls; ſie ſank weinend und händeringend an dem Sarge nieder. Noch an demſelben Tage wurde Gottfried von Hohenlohe, weiland Bruder zu Heilsbronn, in der Deutſchhauskapelle zu Mergentheim in dem Grabe ſeines Vaters und Großvaters eingeſenkt. Das war ſein letzter Wille geweſen — wie wenn er ſein Unrecht gegen die Seinigen hätte ſühnen wollen, daß er lebend aus ihrer Mitte geſchieden war.

Markgröningen und der Schäferlauf.

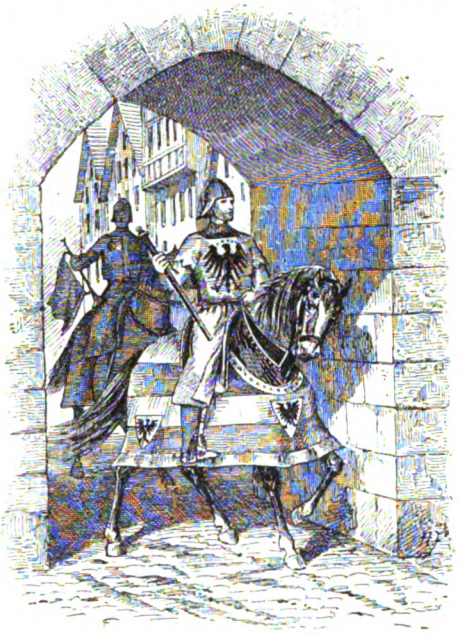
Eine Geſchichte aus der Zeit der Städtekriege.

Von Siegfried Pfaff.

I. Geteilte Liebe.

Noch nie hat die feſtliche Zeit des Bartholomäus in den Grö-
ningern ſtolzere Gefühle erweckt, als im Jahr 1312. Hatten ſie doch im Mai dieſes Jahres durch ein Bündnis mit den Eßlingern die verhaßte Herrſchaft des Wirtenbergers abgeſchüttelt, an welchen ſie im Jahre 1301 Kaiſer Albrecht für 12000 Pfund Heller verpfändet hatte, und waren wieder eine freie Reichsſtadt geworden. Selbigen Jahres nun hatte ein hoher Rat der freien Stadt des heil. römiſchen Reiches beſchloſſen, Herolde auszuſenden in blau und gelb, den Stadtfarben, darauf der Reichsadler geſtickt war, an alle freien Städte Schwabens, männiglich zum Hammellauf am Tage St. Bartholomäi einzuladen, inſonderlich aber edeln Rat und löbliche Geſchlechter zu Heilbronn, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, und waren auch den Herolden beſondere Brieflein mitgegeben an Vettern und Baſen, daß ſie doch ja kommen und vorlieb nehmen möchten mit einem Süpplein und Brätlein. Solche hatten denn auch vielfach verſprochen, zum luſtigen Hammellaufe zu kommen, und was mußte da gefegt und geſcheuert, was mußte da gebacken und gebraten werden, daß niemand ein Böſes nachſagen könne den Gröningern, und daß der Ruhm der neuen Freiſtadt ausgehe in alle Lande. Da wurde denn auch Vorratskammer und Keller nicht geſchont, und ſo auf Tiſchen kein Raum mehr war, die Stubenthüren ausgehoben und mit Kuchen beſchwert, manch' hoffnungsvolles Säulein und ſchuldloſes Kälblein wurde in der Blüte ſeiner Jugend hingeopfert und allenthalben protzelte, rührlöffelte, dampfte und qualmte es, die Krämer von Nürnberg, Augsburg und ſelbſt Venedig rieben ſich die Hände ſchon am Vorabend; denn was mußte

da nicht eingekauft werden, da ſo manches Kleid, das für eine Gröningerin ſonſt recht geweſen, für eine Reichsſtädterin auf einmal zu ſchlecht geworden, und da manche lang geſchonte Lade ſich jetzt aufthat in Hoffnung goldener Zeiten: denn man war ja im vollen Siege! Tag um Tag kamen Nachrichten, wie ſich die alten, treuen Städte des Wirtenbergers, das ſtolze Stuttgart an der Spitze, den Eßlingern ergeben und verbunden hätten; ſeine Stammburg an dem roten Berge war verbrannt, die Gräber ſeiner Ahnen zu Beutelsbach waren zerſtört worden, und er ſelber, Graf Eberhard der Erlauchte, ſchaute vom Aſperg herunter auf das ſchöne Land, das nicht mehr ſein war, umlagert von den Städtern und den kaiſerlichen Landvögten Konrad und Engelhard von Weinsberg; auch that es der Thorwart auf dem Aſperger Thore zu Gröningen nicht anders, als daß er jeden Morgen dem „Hartle“ drüben zum Schimpf ein ſonderlich Stücklein aufſpielte.



Wenn aber alles in der Stadt ſich freute, um wie viel mehr freute ſich der ſtattliche Bürgermeiſter Sebaſtian Tuler und ſein Sohn Hans, der ſchmucke Junge. Der Alte hatte einen ganz neuen Schwung in die Feder bekommen und ſchrieb einen Stil, als ſollte er dem ganzen Reiche Geſetze geben; dazu mußte freilich manch fettes Gänslein und manch volles Krüglein mithelfen, und man fragte Säckel und Kaſſe nicht: Könnteſt nicht auch einmal leer werden? Dabei erwartete man hohen Beſuch: der Edle von Aſtler aus den Geſchlechtern in Eßlingen mit ſeinem Töchterlein Margarethe ſollte in's Haus kommen, und die Frau Bürgermeiſterin gab ſich alle erdenkliche Mühe, in Braten und Backwerk ihren Vorrang als Erſte der Freiſtadt zu behaupten.

So war denn der Abend vor Bartholomä herangekommen, die Schäfer waren ſchon vielfach in der Stadt und die Alten derſelben zu wichtigen Beratungen über Wohl und Frommen ihrer Zunft in der Herberge zum Löwen verſammelt am Aſperger Thor, während die Jugend mit dem Dudelſack noch umherzog, den Ratsherren ein Ständlein zu bringen, zuerſt die uralte Melodie des Schäfermarſches, dann nach Bedarf luſtige oder ernſte Stücklein aufſpielend. Der Anfang wurde natürlich bei dem Bürgermeiſter gemacht, der auf dem Markte wohnte, neben dem Rathaus, einem hohen Gebäude mit mächtigen Eichenbalken. Und wie der Hans hinter dem geſtrengen Vater hinunterſah nach dem ſchönen Schäfermädchen! Ja, als der Vater zum Trunk den Schäfern einen Gulden gab, fügte der Sohn, unter dem Räuſpern des Vaters, einen zweiten hinzu und ſagte, er werde auch ſelber noch auf die Herberge kommen.

Was ſollte auch den Hans an dieſem Glücksabend vor Thorheit ſchützen! Vollends vor Liebesthorheit! Und ſo hatte er ſich denn auch gleich in eine der Schäferinnen verliebt und geſchworen, er müſſe heut' abend noch mit ihr tanzen. Zwar meinte der Vater, er ſolle zu Hauſe bleiben, es ſchicke ſich nicht für ihn, in den Löwen zu gehen, und die Mutter verſicherte, die Eßlinger könnten jeden Augenblick da ſein mit der ſchönen Margarethe, aber Hans ließ ſich nicht halten und ſtürzte in den Rachen des Löwen.

Da ſaßen denn in der einen Stube die alten Schäfer mit wetterharten Geſichtern in ernſter Reihe und griffen fleißig zum Glaſe, aus dem die guten und wahren Gedanken kommen, und ſprachen viel Nützliches und Erbauliches über Hammel, Wolle und Waide; indeſſen drehten ſich ihre Söhne und Töchter in der Stube nebenan im Tanze in feierlich ernſter Weiſe, und dazu tönten Dudelſack und Schalmei ihre ernſtheiteren Melodien: da waren manch ſtämmiger Burſche und manch ſonnverbranntes dralles Mägdelein zu ſchauen, die wohl auf einſamer Heide lange ſchon von den Herrlichkeiten dieſes Tages geträumt hatten, und jetzt in Seligkeit ſchwammen.

Während ſich alles im Jubel drehte, ſaß eine der Schäferinnen dort trübſelig in der Ecke. Wollte ſie oder konnte ſie nicht mitmachen? An Tänzern hätte es ihr gewiß nicht gefehlt; denn ſie war unſtreitig die Schönſte; ihre zwar kleine aber zarte Geſtalt zeichnete ſie ſchon vorteilhaft

vor den runden Mägdlein aus, ihre Farbe war zwar nicht weiß, doch auch nicht ſo hart braun, wie bei den andern; ſie mochte ſchön ſein, wenn ihre Wangen blühten, da dieſe aber blaß waren, ſo war ſie das, was unſere Zeit intereſſant nennt. Dazu ein graublaues Auge, das mächtig aufleuchtete, wenn es ſich erhob, und Kraft des Gefühls und Willens ahnen ließ; aber jetzt war es meiſtens auf den Boden gerichtet.

„Potz Stern, Burſche, luſtig, luſtig, gedreht und gejauchzt!“ rief des Bürgermeiſters Hans, als er in die Tanzſtube trat. „Und wenn ihr's erlaubt, ſo mach' ich auch einen Dreher mit; bin des Bürgermeiſters zu Gröningen Sohn, wer mich nicht kennt!“

Hätte Hans nur irgendwie etwas merken können oder wollen, ſo hätte ihm in die Augen fallen müſſen, wie wenig ſeine Rede Beifall fand. Halb ſcheu, halb trotzig wichen die Schäferburſchen zurück, nicht ohne zu murmeln: „Was will denn der Junker hier? Soll da hin gehen, wo Fräulein ſind!“ Aber Hans trat gerade auf die oben beſchriebene Schäferin zu, nachdem er den Muſikanten ein Geldſtück zugeworfen und rief:

„Heida! Habt mir ja die Schönſte übrig gelaſſen. Ein Stücklein beſonders, Muſikanten, für mich und meinen Schatz da! Geblaſen und gepfiffen! Heida!“

Die Schäferin blickte ihn kurz an und ſagte: „Laßt es, Junker, es iſt nicht fein, daß Ihr meiner ſpottet.“

„Potz Element,“ platzte der feurige Werber heraus, „heute ſpröde thun, am Hammellauf! Nichts da! Dazu iſt man nicht hieher gekommen; auf, Jungfer, auf da!“

Und ſchon wollte er ſie mit Gewalt packen, als ein Hindernis dazwiſchen trat. Der Lärm war bis in die Nebenſtube gedrungen, und ein alter Schäfer ſtellte ſich jetzt vor den Junker und ſagte zu ihm:

„Laßt das unterwegs, Herr! Wenn Ihr in Ehren tanzen wollt, ſo geht zu Eures Gleichen. Wollt Ihr Unehre, ſo ſeid Ihr am unrechten Platz; bei uns gilt Zucht und Sitte, und Gleich und Gleich vergnügt ſich nur, der Störenfried geht fremde Spur. Darum, mit Verlaub, dies Mädchen iſt meine Tochter, alſo laßt ſie!“

„Ei, was da! Ein Tanz in Ehren! Einen Tanz, Jungfer; denn

wahrlich, Ihr ſeid die Schönſte auf dem ganzen Schäfermarkt; darum will ich mit Euch tanzen!"

Damit ſchob er den Schäfer auf die Seite und wollte nochmals das Mädchen faſſen, als er ſelber ſich unſanft am Hemdkragen gepackt fühlte.

„Wollt Ihr Fried' geben, Junker?" rief ihm ein Schäferburſche zu, mit zornfunkelnden Augen und ſtrack anfgerichtet. Zwar war ſeine Geſtalt nicht über Mittelgröße, aber die ſchlanken Glieder verrieten ebenſo Kraft wie Gewandtheit.

„Hol' Dich der Henker!" ſchrie nicht minder zornig jetzt der Junker und führte einen Schlag nach ihm. Allein der Schäfer wich ſchnell aus, und dieſe Gewaltthat des Eindringlings war das Signal für den Ausbruch des zurückgehaltenen Grolls. Kräftiglich gepackt, wußte er nicht, was ihm geſchah, ſo ſchnell war er hinunter ſpediert auf die Straße, wobei ſeine Kleider nicht eben geſchont wurden.

Was war zu thun? Er rannte racheſchnaubend heim zum Vater, ſtürzte in's Zimmer und erzählte demſelben haſtig ſeine Geſchichte, ohne beim Licht der Lampe zu bemerken, daß derſelbe nicht allein im Zimmer ſei, bis ihm ein Kichern fremde Gäſte verriet, die ihn noch mehr aus der Faſſung brachte.

„Geſchieht Dir recht!" rief der Vater. „Wer mir den Burgfrieden bricht, den werf ich hinaus; hab' Dir's geſagt, Du ſollſt nicht hingehen. Und da, ſauberer Sohn, mach' die Aufwartung unſeren Gäſten, die einſtweilen gekommen ſind; ſchäm' Dich, Lotterbube!"

Und zugleich trat, in ſchönſtem Putze, aus dem Erker des Zimmers ein zierliches, hochgewachſenes Fräulein ihm entgegen, ihre großen, ſchwarzen Augen unter den langen Wimpern ſpöttiſch und kokettierend auf ihn richtend, und ſprach: „Ei, ei, Junker! Statt Euren Gäſten entgegen zu reiten, um ſie bei dieſen unruhigen Zeitläuften zu ſchützen, treibt Ihr ſolche Stücklein! Hätte doch der Wittenberger von ſeinem Aſperg herunterfallen und mich mit meinem Vater, dem ehrenfeſten Ratsherrn, aufheben können, wenn dieſer edle Herr nicht uns Geleit gegeben hätte."

Damit wies ſie auf den hinter ihr ſtehenden Ritter hin, der unter ſeinem wohl gedrehten Schnurrbart lachend zwei Reihen weißer Zähne ſehen ließ, und rief: „Ei, ſo zeigt mir doch Eure Schäfer, Junker Tuler;

ich könnte ſie brauchen, um den Wirtenberger ſo von ſeinem Aſperg herunter zu werfen, wie Euch aus dem Löwen!"

„Seid ſtill, Herr Götz von Tübingen," unterbrach ihn das Fräulein, „wir Reichsſtädter laſſen nicht mit uns ſpotten, und Ihr ſeid in unſeren Dienſten, wißt Ihr!"

„In Euren, Fräulein, ja gewiß!" rief Götz von Tübingen, den damals die Eßlinger zum Krieg wider Eberhard gewonnen hatten, und wollte des Fräuleins Hand faſſen, allein dieſe ſchritt auf den verblüfften Hans zu, reichte ihm ihre Hand und ſagte: „Ei, ſo kommt zu Euch, Freund, und ſetzt Euch zu uns her! Seht hier, mein Vater, Ratsherr Aſtler von Eßlingen. Ihr habt die beiden alten Herren gerade in wichtigen Staatsgeſprächen unterbrochen. Sie ſprachen über die böſen Zeiten! Ach, wir armen, jungen Leute, daß die Welt immer ſchlechter wird!"

Der alte Eßlinger fing brummend an: „Leichtſinnig Blut! Weiß Gott, das hat ſie aus den franzöſiſchen Geſchichten von der Magelone und dem Triſtan, die ſie immer lieſt, und ſeit ſie vollends ſelbſt welſch gelernt und hinter ihren Fabliaux ſitzt, iſt ſie gar nicht mehr zu brauchen!"

„Seid ruhig, Väterchen," ſprach das Mädchen, „wohl bin ich zu brauchen und leſe auch Bücher, die zu brauchen ſind. Wenn Ihr's nur wüßtet!"

Sie hatte ſich an den Tiſch geſetzt und nebenan der Ritter, ihr gegenüber der Junker; während ſie nun ſo ſprach, hatte ſie dem Junker einen Blick zugeſchickt, der ihm heiß und kalt machte, dem Ritter aber mit ihrem zarten Schuh auf den ſchweren Stiefel getreten, ſo daß dieſer in ihr helles Lachen laut einſtimmte.

Der Imbiß erſchien und jedermann ließ es ſich wohl ſchmecken. Der Ritter lobte mit Wort und That den trefflichen Würzwein der Bürgermeiſterin, worüber dieſe höchlich entzückt war; das Fräulein wußte zierlich aus ihrem Glas zu nippen, und der Junker, dem dieſe Erſcheinung etwas Neues war und immer neuer und wunderbarer wurde, ſaß ſtarrend da und kam in jeder Hinſicht zu kurz.

Endlich war's Zeit zum Aufbruch; der Ritter verabſchiedete ſich, um in's Lager hinaus nach Aſperg zu reiten; die Gäſte waren müde und begaben ſich zu Bette.

Es war eine schwüle Augustnacht und lang konnte Hans den Schlaf nicht finden, bis endlich ein Gewitter ausbrach und der strömende Regen die dumpfe Luft abkühlte. Da träumte ihm von einem schönen Vogel, der auf einem Baume saß und dem er lockte; dieser flog herzu, aber er setzte sich ihm an die Kehle und sog Blut; der Verwundete ward schwach und sank in ein tiefes Wasser; der schöne Vogel flog davon und ob ihm schwebte eine Taube; der Sinkende rief: „Rette mich!“ Aber die Taube flog davon. Schweißtriefend erwachte er.

II. Der Hammellauf.

Der Morgen des festlichen Tages war erschienen, und schon frühe tönten die Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, um die Einwohner und Gäste zu wecken. Bald zogen auch noch neue Gäste von den benachbarten Orten zu den Thoren herein. Herkömmlicherweise begaben sich dann die Schäferobermeister unter der Musik der Ladenpfeifer und mit fliegender Fahne vor die Stadtschreiberei, um ihren Obmann, den Stadtschreiber, und die Lade der Zunft auf das Rathaus abzu-

holen. Die Fahne wurde hierauf auf dem Rathaus aufgeſteckt und wehte über den Markt hin, wo ſich ſchon die Menge drängte, beſonders die Schäferburſchen, welche ſich einſchreiben ließen und die farbigen Neſtel von Schafleder in Empfang nahmen um damit die Hütte zu ſchmücken oder auch die Schäfermädchen zu beſchenken, welche dieſelben in ihre Leibchen neſtelten. That's der Raum, ſo wagte auch ſchon der und jener mit ſeinem Schatz einen kleinen Dreher, und Jauchzen erfüllte die Lüfte. Endlich ertönte das feierliche Läuten aller Glocken und die Menge ordnete ſich zum Zuge: voraus die wohlbewehrte Stadtwache; dann die fliegende Fahne der Schäfer, getragen vom Stadtſchäfer, welchen die Schäferobermeiſter mit ſilbernen Hippen umgaben; hierauf Schäfer und Schäfermädchen, die um den Hammel laufen wollten. An ſie ſchloß ſich heute ein beſonders feſtlicher Zug an: alles nämlich, was irgend ein Ämtlein oder Würdelein in der Stadt beſaß, mit ſeinen Gäſten, Vettern und Baſen, als da waren wohlgenährte, ehrſame Ratsherren und Zunftmeiſter und deren Ehegeſponſen mit ſtolz aufgeputzten Töchtern; und obgleich des Reiches Geſetz allzu große Hoffahrt mit Gold, Edelgeſtein und Perlen den Bürgerlichen verbot, ſo hatten ſich die Reichsſtädterinnen doch mit denſelben ſo beladen, daß mehr als eine arme Edelfrau an dem Schmuck einer einzigen genug gehabt hätte. Wer wollt' es ihnen mißgönnen? Hatten ſie's ja und ehrlich durch Gewerbe und Handel der Männer erworben. So ging's denn in die Kirche, um Gott den Anfang des Tages zu weihen und die Meſſe zu hören. Nachdem dieſe vorbei war, betrat der Geiſtliche die Kanzel und hielt eine Rede, welche er alſo begann:

„Als uns vermeldet wird, ihr Lieben, war einmal ein Graf zu Gröningen, der hatte einen Schafknecht mit Namen Bartholomäus. Derſelbige Knecht war berüchtigt vor ſeinem Herrn, daß er Schafe aus der Herde verkaufe und das Geld für ſich behalte. Dies verdroß den Grafen ſehr, denn er hatte ſeinen Bartle bisher immer treu gefunden, und wollte nicht glauben, was man von ihm ſagte. Er ſchickte ſich daher an, zu reiſen über Land, kam aber als Metzger verkleidet zurück und ging ſelbſt hinaus auf das Feld zu dem Knecht und wollte ſehen, ob er von ihm Schafe bekäme. Er bat und ſchmeichelte und reichte viel Geld und griff nach einem Stücke der Herde. Da ergrimmte der Knecht und ſchlug den frechen Metzger, aber der Graf lobte den treuen Diener, ſchenkte ihm einen Hammel

und befahl, daß an dem Tage Bartholomäi, als an dem Namenstage des Knechts, die Schäfer alle Jahre ein Feſt der Freude und des Gedächtniſſes an dieſe That feiern ſollten."

Daran knüpfte der Redner eine Ermahnung zur Treue, zum erſten gegen Gott, zum zweiten gegen die Obrigkeit, zum dritten gegen den Nächſten. Doch kann man nicht berichten, daß ſelbige Rede ſonderlich eifrige Zuhörer gehabt. Ein Zunftmeiſter von Eßlingen, Konrad Haſenzagel, begann ſogar ſchon beim zweiten Stücke, von der Treue gegen die Obrigkeit, an, halblaut über das Pfaffengeſchwätz zu murren; und es war hohe Zeit, als endlich das Amen kam. Schnell entleerte ſich die Kirche. Die rotgekleideten Metzger, welche die Ordnung zu handhaben hatten, bekamen viel zu thun, um den Zug wieder in's Geleiſe zu bringen. Hoch zu Roß war jetzt auch des Bürgermeiſters Hans zu ſchauen, der es ſich beſonders angelegen ſein ließ, den ſchönen Frauen und Jungfräulein Platz zu ſchaffen. Auch der Bürgermeiſter mit einigen andern Herren der Stadt und von auswärts war zu Pferd im Zuge. So ging's hinaus vor das Eßlingerthor und den Eßlingerweg, von welchem zur rechten auf der luftigen Höhe des langen Feldes der Platz zum Laufen auf dem Stoppelfeld abgeſteckt war. Für die Vornehmeren waren am Ende der Rennbahn Tribünen errichtet, das Volk wurde durch einen Strick zurückgehalten, wohl auch durch tüchtige Püffe der Metzger.

Es war ein ſchöner Auguſtmorgen, die Luft noch erfriſcht durch das nächtliche Gewitter; in klarer Luft blickten die Bergzüge, welche das lange Feld begrenzen, herüber, mit dunkeln Wäldern die Höhe, wo jetzt die Solitude thront, in ſchön geſchwungenen Linien der Stromberg gegen Norden und mit dräuenden Zinnen der Aſperg und hinter ihm die Berge um Heilbronn und Löwenſtein; ja dem Neckarthale zu ſah man öſtlich ſogar die Trümmer der verbrannten Burg Wirtenberg — doch über dieſelbe in blauer Ferne blickte wie ſchützend die Felſenzinne von Hohenneuffen herein ſamt dem Aſperg, beweiſend, daß der Wirtenberger doch noch nicht ganz vertrieben ſei aus dem Schwabenlande, wie die übermütigen Städter ſchon träumten. Wohl konnte er ſelber von den Zinnen des Aſpergs herüberſchauen, ja ſogar den Jubelruf des Feſtes vernehmen; mochte er ſich darob

grämen und den Mut verlieren? Gewiß nicht; hatte der nun ſechsundvierzigjährige Fürſt doch ſeit ſeinem vierzehnten Jahre, da er die Regierung überkam, manchen harten Strauß beſtanden und manchen Wechſel erfahren und Kaiſer, Reichsſtädten und Adel getrotzt. Er wußte ja wohl, daß ſeine Gegner viele, aber auch vielköpfig ſeien, daß der Kaiſer fort war auf weiter Fahrt in Welſchland, und wie leicht konnte ihm dort ein Zufall zuſtoßen, ein neuer Kaiſer aber die Städte ebenſo ſitzen laſſen oder ihnen ſich feindlich beweiſen, wie dieſer ſie ſchützte! Er dagegen, der Graf, war zwar nur Einer, aber ein erprobter Kämpe und wußte, was er wollte.

Indeſſen hatten die Zuſchauer Platz gefunden und die Schäfer und Schäferinnen ſich am Ende der bezeichneten Bahn von 300 Schritten aufgeſtellt, die ſich mit ihren böſen Stoppeln zwiſchen ihnen und den zwei ſchimmernden Kronen von Meſſing, mit rot gefüttert, die dort vor dem Bürgermeiſter Tuler lagen, ausdehnte. Die Burſchen ſprangen zuerſt und aller Augen waren auf das ſchnell entfliehende Schauſpiel gerichtet; auf hohem Roſſe ſprengte ihnen Hans Tuler voran. Aber einer der Schäfer, und zwar gerade der, welcher den Junker geſtern abend am Kragen gepackt hatte, gab dem ſchnellen Roſſe nichts nach; raſch glitten ſeine Füße über das rauhe Feld und die elaſtiſchen Zehen warfen ihn leicht wieder in die Höhe, ohne daß er jedoch ſo koloſſale Sprünge machte wie manche ſeiner Nebenbuhler, die dadurch freilich ſich nicht ſehr förderten. Ein Juhſchrei und er erhielt die Krone, während die Zuſchauer in ſeinen Jubel mit einſtimmten und die andern Läufer trübſelig heranhinkten. Das Spiel wiederholte ſich mit den Mädchen; zwei derſelben, die beiden größten, gewannen bald einen Vorſprung und ſetzten alle ihre Kräfte daran, jede die erſte zu werden, als ſchon nahe am Ziel plötzlich eine dritte kleine, die ſich bisher geſchont hatte, all' ihre Schnelligkeit einſetzte und den beiden zu ihrem großen Verdruß den Rang ablief, tiefatmend ſtand ſie zwei Schritte vor jenen am Ziel und lachend ſetzte der Bürgermeiſter ihr die Krone auf. Ihre Wange glühte, ihre Augen blitzten und kaum konnte man in ihr jetzt das bleiche Mädchen erkennen, welches geſtern abend ſo ſtumm in der Ecke des Löwen ſaß. Aber nicht lange durfte ſie ruhen; denn kaum war der Beifallsruf der Zuſchauer verſchollen, als laut die Töne des Dudelſacks und der Schalmei hervorbrachen und der Sieger auf die Siegerin zuſtürzte

und ſie zum Tanze umſchlang, während die übrigen Schäferburſchen und Mädchen folgten, ihr Unglück vergeſſend.

„Haſt's brav gemacht, Liſe, haſt's brav gemacht!“ flüſterte der Schäferkönig ſeiner Königin zu. „Gewiß, es geht noch alles gut!“

„Wohl Stephan, aber jetzt laß mich los oder ich falle um,“ antwortete ſie, ſich ſeinen Armen entwindend.

„So ruh' ein wenig, ich hol' mir derweil eine Andere,“ rief er und ſchritt auf die Tribüne zu, wo in der vorderſten Reihe Margarethe Aſtler ſaß; und wer konnte vor deren Glutaugen vorbeikommen? An ſie wandte ſich daher auch Stephan und ſie folgte ihm nach alter Sitte zum Tanz.

Von ſeinem Roſſe herab ſah Hans zu und biß ſich in die Lippen; neben ihm hielt Götz von Tübingen, der auch zu dem Hammellauf gekommen war, und ſchlug eine helle Lache auf.

„Bei unſerer lieben Frauen, Junker,“ wandte er ſich an Hans, „da ſeht Ihr ſie, die verſteht's! Aber Ihr macht ein ſo bitteres Geſicht, als nehmt Ihr es dem Fräulein übel. Was da, der König geht über uns, Junker Tuler.“

„'S iſt ſo Brauch,“ ſagte Hans kleinlaut, „Keine darf's abſchlagen, wenn der Schäferkönig ſie zum Tanze aufzieht.“

Indes war ein alter Schäfer zu den Tanzenden hinzugetreten und rief: „Ei, du leichtſinniges Volk! den Hammel, das Beſte, vergeßt ihr ganz!“

Der Hammel, mit Bändern geſchmückt, wurde herbeigebracht und das Siegespaar nahm ihn in die Mitte; der Zug ſchaarte ſich, wieder in die Stadt zu kehren; aber für das Volk harrte noch ein Hauptſpaß. Von den den Zug begleitenden Reitern wurden Neſtel ausgeworfen, um welche ſich, wer Luſt hatte, balgte, während die andern unter Gelächter zuſahen.

In die Stadt zurückgekehrt, verteilte ſich die Menge in ihre Herbergen und zu ihren Gaſtfreunden, und jetzt war die große Stunde gekommen, wo die wackern Gröningerinnen ihre Lorbeeren ernten ſollten; die Brätlein und die Torten kamen zum Vorſchein und ſelbſt der blaſſe Neid mußte geſtehen, daß es an nichts fehlte, weder an Güte noch an Menge. Auch perlte edler Wein in den Bechern, eigen Gewächs, den die Sonne

an den ſteilen Ufern der Glems gereift hatte, vom beſten Jahrgang, daß er keinem Neckarwein etwas nachgab.

Während ſo die, welche Geld und gute Freunde hatten, ſich gütlich thaten, ſoviel die Kehle und der Magen vermochten: wie ging's aber den Armen, denen beides gebrach? Auch für ſie war geſorgt: die Pforten des Spitals zum heiligen Geiſt thaten ſich auf und der Prior erſchien an der Schwelle, indem er den Dürftigen hinausrief: „Kommt herein, was Platz hat, und eßt euch ſatt.“ Freilich ſtand hinter dem dicken freundlichen Manne mit böſem Geſicht der hagere Kellermeiſter, und als die Menge der Zuſtrömenden zahlreicher wurde, zupfte er den Prior bedeutſam an der Kutte.

„Ei laß das, Bruder Salomo,“ erwiderte aber dieſer, „heut ſollen ſie ſich Alle freuen. 'S hat auch gereicht, als der Herr Jeſus die 3000 ſpeiſte, ſo wird's auch bei uns reichen, er wird's ſegnen.“

III. Ein ſtilles Stündlein.

Mitten unter dem Rauſchen und Toben eines Feſtes, iſt's nicht da ſchon manchem von meinen Leſern gekommen, daß er hätte gern allein ſein mögen, um ſeinem Herzen, das in ihm unruhig ward, in der Stille Gehör zu geben? Hat er ſich dann nicht oft ein ſtilles Stündlein und ein einſames Plätzlein gewünſcht?

So war es auch unſerer Schäferkönigin gegangen, und unter dem Tumult, der jetzt im Löwen herrſchte, war es ihr leicht geworden, ſich weg zu ſchleichen und zum untern Thor hinauszukommen, das der Glems zuführt; dort wandte ſie ſich links, wo ſich auf einer mäßigen Felſenhöhe ein Raſenplatz erhebt, mit Linden bepflanzt, der Binſenberg mit Namen. Unter einer der Linden ließ ſie ſich nieder und ſchaute traurig hinab in's Thal zu den grünen Waiden, welche das Flüßchen einfaſſen, zu den Stoppelfeldern drüben und den hoffnungsvollen Weinbergen hüben, beſonders traurig aber in den trüben Weiher, der ſich unter den Felſen ausbreitet. Was iſt es, das ein Mädchenherz beſchwert? Liebe natürlich, Liebe, die ſo ſchön angefangen hatte und ſo böſe endigen wollte!

Aus dieſen Träumereien wurde ſie plötzlich aufgeſchreckt durch eine helle Stimme.

„Ei, ei! Da ſitzt die Jungfer und bläst Trübſal! Wird's wohl erlaubt ſein, ſie zu ſtören?"

Sie ſchrak zuſammen und wandte ſich um:

„Ei, Stephan, wie erſchreckſt Du mich! Und ſpotteſt auch noch? Du haſt's nötig." Und ſchluchzend bedeckte ſie die Augen.

Aber der Burſche umſchlang ſie, drückte ihr einen Kuß auf die Stirne und ſagte in ſanftem Tone: „'S wird Alles gut gehen, mein Herz! Haben doch wir beide beim Hammellauf das Krönlein gewonnen, und das iſt mir ein Zeichen, daß Alles gut gehen wird. Ich glaube feſt daran."

„Wohl, Stephan, aber wie?" fragte das Mädchen, zu ihm aufſchauend. „Mein Vater wird Dir nie wieder gut werden, niemals! Warum haſt Du das gethan, Stephan? den Eßlingern, dem übermütigen Städtervolke, den Waſſerteichel gezeigt, der ins Stift zu Beutelsbach führte, daß ſie deſſen Herr wurden und hauſten darin wie die Teufel? Ja, das haſt Du, Stephan, Deinen Herr und Grafen haſt Du — verraten!"

Der Burſche wandte ſich ab, knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fäuſte; das Mädchen ſah troſtlos vor ſich nieder.

„Will's gut machen, will's wieder gut machen, ſo mir Gott hilft!" rief er endlich. „Komm', gieb' mir Deine Hand, Liſe."

„Gutmachen, wie? Gutgehen, wie? Ja, wenn Dich der Graf be-

kommt, ſo iſt es aus mit Dir! O Stephan, Stephan!“ Und weinend barg ſie ihren Kopf in ihre Schürze.

„Nur Eines ſag' mir, Liſe, nur Eines! Ich will geſtehen, Dir geſteh' ich's, ich bin ein ſchlechter Kerl geweſen, aber vergieb mir, vergieb Du mir, Liſe.“

Dieſe richtete ſich auf, ſah ihn traurig an und ſchüttelte das Haupt.

„Vergieb mir, Liſe, Du mußt mir vergeben, ich that's Dir zu lieb!“ rief der Burſche und ſtampfte auf den Boden.

„Mir zu lieb?“ ſchrie ſie auf, und ſetzte tonlos hinzu: „dem Teufel zu lieb!“

„Hör' mich an, Liſe, hör' mich an! Sieh, ich bin ein armer Teufel, Du biſt des reichen Schäfers Tochter zu Seeburg und als Knecht war ich in Deines Vaters Hauſe. Er war ein braver Mann und hatte mich lieb wie ſeinen Sohn, und half mir, wo er konnte, und ich lernte mein Handwerk und dachte, ich könne es auch noch zu etwas bringen. Und ich that, was ich konnte, denn Du gingſt mir im Kopf herum, und ich merkte, daß Du mich auch gern hatteſt, ſo ſagten wir's endlich einander! Aber mir war's immer ſo ſchwer, daß ich arm war und gar nichts hatte, Dir nichts geben konnte. Da traf ſich's, daß ich zu der Zeit in meiner Heimat Beutelsbach war, als die Eßlinger heranzogen. Die lagen vor dem Stift, aber ſie gewannen nicht viel. Ich dacht' ſo bei mir: Ihr Narren, wenn ihr wüßtet, was ich weiß! Und ſo fuhr der Teufel in mich der ſagte: Stephan, hier kannſt was verdienen. Ich ging hin und ſagte ihrem Hauptmann, für Geld woll' ich ihm ein Heimliches ſagen, daß ſie das Stift bald hätten. Er lachte mich anfangs aus, bald aber warf er vier Goldgulden auf den Tiſch und ſagte: Nun, die ſind Dein, aber erſt wenn geredet haſt und Dein' Sach' iſt 'was nutz. Da ſagt' ich's ihm mit den Teicheln, worauf er hell lachte und mir das Geld gab; und nun mußte ich ihm die Gelegenheit weiſen. Darauf ging ich mit dem Gelde nach Eßlingen und kaufte ein ſchön Tuch zu einem Leibchen für Dich, aber 's wollte mir ſchon nicht mehr recht wohl ſein. Und als ich wieder zu Deinem Vater kam, ſiehe, da war's ſchon ruchbar, wie die Eßlinger zu Beutelsbach gewirtſchaftet, und daß ein Hirt es ihnen verraten hatte. Dein Vater fragte mich: Warſt Du's? und ich wurde feuerrot. Da hetzte er mich mit Hunden davon! O Liſe, Liſe!

— Als ich wieder an den Neckar kam, warf ich das Tuch hinein und rief: da habt ihr's wieder, ihr vermaledeiten Eßlinger! — O Liſe, Liſe! O wenn ich nur tot wäre!"

Er warf ſich zu Boden, indem er ſich die Haare ausraufte.

Das Mädchen hatte ihm ruhig zugehört und ſagte jetzt langſam: „In den Neckar geworfen! Und hatteſt alſo erſt gar nichts davor, armer Tropf!" Dann trat ſie zu ihm und ſagte tröſtend: „Steh auf, Stephan, ſteh' auf! Was machſt Du?"

„Du vergiebſt mir nicht, Du vergiebſt mir nicht, Liſe," rief er, das Geſicht abwendend, „ich ſtehe nicht auf."

„Ei, ſo ſteh' auf," rief ſie ärgerlich, „ich vergebe Dir ja!" Und als er ſich fragend ihr zukehrte, fuhr ſie fort: „Es war bös von Dir, Stephan, bös und dumm! Aber Du biſt genug geſtraft. Darum ſei ruhig und merk' Dir's für ein ander Mal. Zwar weiß ich nicht, wie's wieder in's Geleis kommen ſoll, aber kommt Zeit, kommt Rat; vielleicht vergißt man's. Aber ſei ruhig, Stephan, 's wird gut gehen! Gott wird Dir auch wieder helfen!"

„Wird es? Wird er?" rief jetzt Stephan, ſie heftig umſchlingend. „O Du mein Herzensmädchen, glaubſt Du's?"

Ihre Augen hingen an den ſeinen und ſprachen ein kräftigeres Ja, als der Mund gekonnt hätte. So ſtanden ſie eine Weile, der wieder gefundenen Liebe ſich freuend, als plötzlich ein lautes Getöſe vom Platze des Hammellaufs her ſie auseinander ſchreckte. Sie eilte in die Stadt zurück, er dem Lärmen nach.

IV. Volksjubel.

Nachdem im Eſſen das Gehörige geleiſtet war, ſollte es am Schluß des Tages zur Verdauung noch an ein Tänzlein gehen: dazu war für die Vornehmen der Saal des Rathauſes eingeräumt, während das Volk wieder hinausſtrömte zum Platze des Hammellaufes, um dort in Gottes freier Natur ſich auf den Stoppeln zu vergnügen. Auch waren dort Getränke hinausgeführt worden, um Denen auszuſchenken, die etwa noch Durſt verſpürten, und dazu hatten die Gröninger nicht gerade vom Beſten genommen,

wie das von alten Zeiten her gebräuchlich iſt, daß man den vollen Köpfen und Mägen einen Sauren vorſetzt, was beiden zuträglicher ſein ſoll. Um den Ring der Tanzenden hatten ſich ſo verſchiedene Gruppen gelagert, und da die Zungen gelöſt waren, fehlte es nicht an lautem und eifrigem Geſpräch. Beſonders war es der ſchon erwähnte Eßlinger Zunftmeiſter Konrad Haſenzagel, welcher eine zahlreiche Zuhörerſchaft um ſich verſammelt hatte. Kein Wunder! denn er behandelte das Thema, das ſchon ſo oft beſprochen, ſo ſelten aber in Wirklichkeit geſetzt worden iſt, Volksbeglückung, Freiheit und Gleichheit. Es war nämlich die Zeit in Deutſchland, daß die Gewerbe immer mehr in die Höhe kamen und die Zünftigen in den Städten laut forderten, gegenüber den alten Geſchlechtern, man ſolle ihnen auch Anteil an dem Gemeinweſen geben; ja mehrfach hatten ſie ſolchen durch ihre Zunftmeiſter ſchon erhalten. Ein ſolcher war Konrad Haſenzagel, ſeines Zeichens Tuchſcheerer, und in ihm lebte das Vollbewußtſein des aufſtrebenden Bürgerſtandes, deſſen Evangelium er Jedem, der da hören wollte, verkündigte, die Zunge häufig anfeuchtend.

„Was!“ hub er wieder an, „ſind wir nicht Narren? Wer ſchafft Speiſ' und Getränk? Ihr, die Bauern. Wer ſchafft Gewerk und Gerät? Wir, die Handwerker! Wozu braucht's Jemand mehr? Wozu die Adeligen? daß ſie uns und Euch die Wolle ſcheeren! O wir Narren! hinunter müſſen ſie und wenn ſie nicht hinunter wollen, ſo müſſen ſie hinaus!“

„Ihr habt Recht, Zunftmeiſter, aber wie?“ warf ihm einer der Umſtehenden ein.

„Wie, Narr? Du weißt nicht, was hinunter heißt oder hinaus? Am Kragen packt man da einen, oder noch beſſer, am Beutel! Was da! Wir zu Eßlingen ſind ſchon hart hinter den Geſchlechtern und der Kaiſer iſt für uns, die Zünfte, ich weiß es; den ärgſten haben wir ſchon fort, den Wirtenberger! haben wir ihm nicht den Hahn aufgeſteckt auf ſeinem Schlößlein! Heida, das war luſtig! Mit ihm fangt man an und dann geht's fort.“

„Noch ſitzt er drüben auf dem Aſperg;“ wendete ein Bäuerlein ein.

„Ja, wohl ſitzt er, wie die Maus in der Falle; bald werden wir ihn

haben; das Berglein wird auch nicht zu hoch ſein, daß wir's nicht nehmen könnten."

„Aber Ihr nehmt es doch nicht, Konrad Haſenzagel," ſpottete ein Eßlinger Reiſiger, der vom Lager vor Aſperg herüber gekommen war. „Hab ich Euch doch dort vor des Wirtenbergers Burg unter den Erſten laufen ſehen, und hätten des Grafen Leute lieber gekämpft, als die Taſchen der Gefallenen und die Zelte des Lagers ausgeleert, ſo ſtünde ſein Schlößlein noch heute!"

Haſenzagel war über dieſe Rede dunkelrot geworden, hatte einen tiefen Schluck gethan und begann jetzt: „Ich laufen? Das lügſt Du! Wir zogen uns zurück, um ſie in die Falle zu locken und nachher uns über ſie her zu machen; das verſtehſt Du, Zwiebel, freilich nicht. Ich aber weiß, was Kriegsgebrauch und Feinheit iſt."

„Mit dem Wirtenberger hat er Recht," ſagte jetzt ein Gröninger. „Es iſt ein gewaltthätiger Herr, wohl hat er uns Schaden gethan und uns vor ſeine Gerichte geſchleppt, die ſtets gegen uns ſprachen, während wir unſerer Stadt und des Kaiſers Gericht hatten."

„Ei, ſo werft ihn hinaus!" ſchrie Haſenzagel. „Ihn und die andern!"

„Wie aber, wie?" riefen jetzt mehrere zuſammen. — „Das will ich Euch ſagen," ſchrie Haſenzagel, und indem er ſeinen Humpen faßte, ſchritt er hin zu der Tribüne, wo am Morgen die Vornehmen geſeſſen waren. Viel Volk ſchaarte ſich herum und er begann alſo:

„Wer war zuerſt, der Herr oder der Knecht? Als der Urvater Adam lebte, gab's da auch Herren?" Nein, im Schweiß ſeines Angeſichtes mußte jeder ſeinen Acker bauen und ſein eigener Knecht ſein, und ſo war's recht. Aber nachher, da kamen die Tyrannen, die zwangen die andern, für ſie zu arbeiten und frohnen, und ſie lebten in Saus und Braus und höhnten ihre Knechte noch. War das wohl auch recht? Ei, da iſt etliche Mal geſchehen, daß die Knechte losſchlugen und die Herren fortjagten, und ſo ſollten ſie's immer machen. Und nun ſaget mir, wer braucht den Andern, der Herr den Knecht, oder der Knecht den Herrn? Wer ſchafft Nahrung her, Leibesnotdurft und Kleidung für die Herren? Wir, die Knechte. Und was haben wir zum Dank von ihnen? Den Druck und den Spott. Warum? Sie wiſſen's wohl, daß wir ohne ſie ſein könnten, aber ſie nicht ohne uns, darum

wollen ſie uns hinunterdrücken, dumm ſollen wir arbeiten, nichts haben und nichts wiſſen, ſondern ſchnarrmaulen. Ei, hab' ich nicht Recht?"

Ein lebhafter Beifallsſturm folgte dieſer Rede, von Wenigen anfangend, aber bald ſich zur Mehrzahl fortpflanzend; denn die Scheu war gelöſt.

„Freilich ſagen ſie, wir brauchen ſie, die Herren, zum Regieren, das verſtehen wir nicht. Ei ja doch? Haben ſie den Verſtand gepachtet? Gibt's

nicht auch Dumme bei ihnen? Und hat einer weniger Grütz im Kopf, weil er eines Bauren Sohn iſt, als wenn er eines Edelmanns wäre? Wohl, Eins können ſie, Lügen und Trügen und Rauben! Warum können ſie's? Weil's dumme Leute gibt, die ſich belügen, betrügen und berauben laſſen. Und dieſe dummen Leute, Mannen, kennt ihr ſie? die ſind wir!"

Ein ſchallendes Gelächter, zum Teil ein wildes Geſchrei bezeugte dem Redner, daß er Fortſchritte machte.

„Ja, dumme Leute ſind wir, wenn wir uns länger ſchinden laſſen!“ fuhr er heftiger fort, als der Lärm ſich gelegt hatte. „Und warum ſchinden ſie uns? Weil Bürger und Bauer nicht zuſammenhält! Halten wir zuſammen, ſo iſt's aus mit ihnen. Wie iſt's dem Wirtenberger gegangen, dem ſtolzen Grafen? Unſer, der Eßlinger, ſind ſeine Städte worden, der Kaiſer hat ihn geächtet, wir ſind in der Macht, und wenn wir wollen, ſo bleiben wir's auch und werfen ihn vollends zum Lande hinaus. Seht dort drüben, dort hält er ſich verſteckt hinter ſeinen Türmen. Aber heraus, herunter ſoll er heut noch. Voran Bürger und Bauern! das ſei unſer Wahrzeichen, wenn wir ihn herabjagen, daß wir nicht mehr die Dummen ſind, daß unſere Knechtſchaft aus iſt. So mein' ich, Leute; wer's beſſer weiß, der rede!“

Die Hitzigſten hatten ſich ſchon in die Nähe des Redners gedrängt und ſchrieen aus Leibeskräften: „Er hat Recht, er hat Recht! Hinüber zum Aſperg! Fort mit dem Wirtenberger!“ Da drängte ſich trotz aller Püffe, der alte Schäfer von Seeburg durch die Reihen, gewann einen Platz, und, nachdem Ruhe war, begann er:

„Ich bin ein Schäfer, lieben Leute, und wollt' euch nur ein klein Geſchichtlein erzählen. Es war einmal ein Schäfer, der hatte viele Schafe und einen treuen Hund. Da er nun über Land mußte, gab er dem Hund eine Heerde zu weiden und zog fort. Dieſer hütete die Heerde treu. Aber als die Schafe ſahen, daß der Herr fort war, da thaten ſie ſich zuſammen und ratſchlagten, den Hund abzuſetzen, damit ſie frei wären. Und ob dieſer gleich ſtieß und biß, fort mußte er, denn die Hämmel zerrten und ſtießen ihn tüchtig. Als aber der Hund weg war, da lief ein Schaf dorthin, das andere dahin, und ſie bekamen Streit unter einander und ſtießen ſich, und der Wolf fraß viele und gingen elend zu Grunde. Und ſo, lieben Leute, wie die Schafe, wollt ihr's dünkt es mir auch machen —“

„Schafe nennt er uns,“ ſchrieen jetzt einige. „Herunter mit ihm! Uns, freie Leute, Schafe heißen! Er iſt ſelbſt ein Schaf!“

Die republikaniſche Redefreiheit zeigte ſich auch hier. Der arme Schäfer wurde tüchtig gezauſt und herabgeriſſen, weil er ſprach, was der Menge nicht gefiel. Dieſe aber wurde durch die unglückliche Rede nur noch hitziger; ſchon ſchwangen einige ihre Seitenwehren und „Leitern holen“

hieß es, „nach dem Aſperg,“ rief es und es fehlte nicht an ſolchen, die das Feuer ſchürten, bis ſich die Menge in Bewegung ſetzte, die meiſten, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, „den Andern“ folgend, während ſie doch ſelbſt auch „Andere“ waren, denen man folgte, viele auch aus Neugier, was daraus entſtehen werde.

V. Der Sturm auf Aſperg.

Die meiſten der Anweſenden hatten nach alter deutſcher Sitte und, da ohnedies die Zeitläufe kriegeriſch waren, Waffen bei ſich; was fehlte, wurde auch noch zum Teil herbeigeſchafft, dazu Leitern mitgeſchleppt und Holzſtücke, um den Graben auszufüllen und die Mauern zu erſteigen. Als Feldherr, der ſeine Soldaten kannte, hatte Haſenzagel befohlen, es ſollten auch einige Fäſſer Wein mitgehen, und ſo wälzte ſich der Zug in toller Unordnung der Burg zu. Die Nachricht davon war auch bald auf's Rathaus gedrungen und hatte dort nicht die größte Freude erregt.

„Der Haſenzagel,“ rief der Eßlinger Ratsherr Aſtler, „der bleibt doch ein Narr. Was richtet er uns da wieder an? Ja, ja, den Zünftigen iſt der Kamm recht geſchwollen, und es wäre mir ganz recht, wenn der Graf drüben dem Volke einen rechten Treff gäbe.“

„Aber 's ſind doch unſere Leute,“ meinte der Bürgermeiſter. „Man ſollte die Sache etwas in's Geleis bringen, daß nicht unnötig Blutvergießen entſteht.“

„In's Geleis bringen?“ erwiderte Aſtler. „Greif' Du der Sonn' in's Rad und halt' den Narren auf! Unſere Leute? Ja, hinter uns wollen ſie, wenn ſie erſt mit dem drüben fertig ſind. O das ſchlechte Volk, Kaiſer und Reich richten ſie noch zu Grunde.“

Indeſſen tanzte das junge Volk noch fort und ihm war die Sache eine luſtige Unterhaltung zum Tanze. Beſonders der ſchönen Margarethe war die Sache ebenſo ſpaßhaft, als ihrem Vater ernſthaft.

„Ei, Herr Götz,“ rief ſie dem Herrn von Tübingen zu, „der Meiſter Haſenzagel nimmt Euch den Preis vor der Naſe weg. Was ſagt Ihr dazu?“

„Wenn er es thut, Fräulein,“ antwortete der Ritter, dem es ſeit der Nachricht von dem Auflauf im Bewußtſein ſeiner Kommandopflichten nicht

mehr recht wohl auf dem Balle war, „ſo ſeid Ihr daran Schuld; denn Eure ſchönen Augen halten mich hier zurück, meine Herrin.“

„Zurückhalten?“ lachte das Fräulein. „Dann verſteht ihr meine Augen ſchlecht, Herr Ritter! denn wahrlich! wenn meine Augen etwas vermöchten, ſo hätten ſie Euch längſt zu Abenteuern begeiſtert, wie der Königin Ginevra Augen die Ritter von der Tafelrunde. Sie ſandte ihre Tapfern gegen Rieſen und Ungeheuer, und hier gilt es nur ein kleines Gräflein!“

Der Junker Hans war hinzugetreten und rief, ehe Götz antworten konnte: „Für Eure Augen, Fräulein, gegen Rieſen und Ungeheuer, gegen Teufel und Hölle.“

Das Fräulein lohnte dieſen ritterlichen Ausruf mit einem leuchtenden Blick ihrer Augen, und um den Mund ſpielte ein höhniſches Lächeln, welches ſagte: Ich habe geſiegt.

„Nun, ihr meine beiden Ritter,“ begann ſie dann feierlich, „zwar bin ich keine Königin, aber Bürgerin einer freien Stadt, der ſchönſten Stadt des Schwabenlandes, am luſtigen Neckar zwiſchen Rebhügeln und Blütenthälern, und ich haſſe das Gräflein, das ſeine Hand nach der Perle des Landes ausſtreckt. Wohlan, ſo ſend' ich euch aus, meine Ritter, fahet ihn mir tot oder lebendig, und legt ſeinen Hut mir zu Füßen.“

„Wohl, edle Herrin,“ ſprach Götz, etwas kühl auf eine ſo begeiſternde Rede, und leiſe murmelte er vor ſich hin: „Ich muß ja doch hinaus und ſehen, wie's in unſerem Lager ſteht!“

„Auf der Stelle geh' ich, Eure Befehle zu vollziehen, Fräulein!“ rief Junker Hans, indem er eifrig ihre Hand ergriff und küßte, und kurz ſich verabſchiedend, ſchritt er hinter dem Ritter zur Thüre hinaus.

„Nun, ſo kommt mit, Junker,“ ſagte der Ritter auf der Treppe zu Hans. „Ihr könnt mir helfen, Ihr ſeid doch des Orts und der Gelegenheit kundig!“

„Wohl, Herr Ritter, ich bin manchmal als Knabe auf dem Aſperg herumgeklettert und kenne Graben und Mauern, ich will Euch weiſen.“

Sie ſtiegen zu Pferde und trabten dem Berge zu.

Weſtlich vom Aſperg gegen Markgröningen hin zieht ſich eine Anhöhe; dieſe hatte der Haſenzagel'ſche helle Haufen ſchon erklommen, um von dort aus, als dem beſten Angriffspunkt, der Burg ſich zu nähern; brüllend zogen

ſie dahin, wahrſcheinlich um die Beſatzung der Burg aufmerkſam zu machen, damit man nachher nicht ſage, ſie habe durch Hinterliſt geſiegt, ſondern alles Lob ihrer Tapferkeit zu teil werde. So waren ſie endlich in Schußweite von den Mauern und jetzt, da ſie die drohenden Zinnen, hinter deren Schießſcharten mancher Todespfeil bereit liegen mochte, ſo nahe vor ſich ſahen, machte die Menge unwillkürlich Halt.

Haſenzagel trat vor und ſchrie: „Wo iſt der Graf?“

„Wenn Du den Grafen von Wirtenberg, unſern und Deinen Herrn meinſt, ſo wiſſe, daß er mit Dir nichts zu reden hat, Du Krämer!“ war die Antwort von der Burg her.

„Im Namen des Kaiſers und Reichs befehl' ich euch,“ rief jetzt Haſenzagel, „daß ihr von dem Geächteten ablaßt, daß ihr dieſes feſte Schloß uns übergebt, daß ihr den Grafen von Wirtenberg uns ausliefert. Wo nicht, ſo brauchen wir Gewalt!“

„Ei kommt doch, wir fürchten eure Bratſpieße nicht!“ höhnte es aus der Burg.

Haſenzagel ſchrie lauter: „Ei, ihr Verblendeten, was hängt ihr dem Plager an, der euch ſchindet und euer Eigentum von euch nimmt. Haltet zu uns, gute Leute, wir ſind Bürger und Bauern, redlich und ehrlich Volk, das ſich von ſeiner Hände Arbeit nährt. Aber nicht zinſen wollen wir denen, die uns darnieder halten und uns um ſo mehr verachten, je mehr wir ihnen Macht laſſen; was wir erarbeiten, wollen wir genießen. Was haltet ihr zu dem geächteten Mann, den Kaiſer und Reich ausgeſtoßen, weil er ein Zänker iſt und niemand etwas Gutes gönnt. Frohnen läßt er euch, Gülten und Zinſen nimmt er von euch, und ſo ihr an einem Haſen euch vergreift, läßt er euch baumeln. Das ſoll anders werden, liebe Leute! Recht und Gerechtigkeit wollen wir unter uns aufrichten und die Unterdrücker fortjagen! Schon iſt das Land zu uns gefallen ſamt den Städten, Stuttgart ſelbſt iſt unſer, alſo laſſet ab von ihm, dem Ungerechten, dem Räuber, dem Landſchaden —“

So weit war die Rede gediehen und es fehlte nur noch ein abtrumpfender Schluß, als plötzlich hoch ſichtbar auf der Mauer eine ritterliche Geſtalt ſich zeigte, das Viſier öffnete und herunterrief:

„Sprichſt Du von mir, Konrad Haſenzagel? Ich bin Eberhard von Wirtenberg.“

Der Redner kam aus dem Konzept, ja ſchon machte er eine Bewegung, nach der Kappe zu langen, um ſie abzuziehen, als der gefürchtete Fürſt plötzlich vor ihm ſtand; viele ſeiner Begleiter thaten dies auch wirklich. Ehe ſich übrigens der Redner wieder gefaßt hatte, begann der Graf:

„Ich weiß wohl, Konrad Haſenzagel, was Dich hieher treibt. Dieweil ich Ruhe und Ordnung im Lande halte als euer rechter Landvogt, habet ihr Herren von den Städten und einige vom Adel, welche oben an ſein möchten, um ihres Herzens Gelüſte auszulaſſen, mich beim Kaiſer verſchwätzt, ich bedrücke das Land. Aber ſie mögen zuſehen, wie es mit ihrem Regiment ſtehen würde. Weiß ich doch, wie in den Städten Geſchlechter und Zünfte wider einander ſind und der Adel wider die Städte. Wenn bei euch Ordnung wäre, ſo würdeſt nicht jetzt Du, Konrad Haſenzagel, im hellen Haufen gegen meine Burg ziehen, ohne Deiner Stadt noch irgend jemands Befehl, und das arme Volk in den Tod führen. Aber bei euch iſt der Hader Alle wider Alle und Keiner gönnt etwas dem Andern; darum ich auch gar Recht habe, wenn ich meine ſtarke Hand ob euch halte. Das ſag' ich Dir, Konrad Haſenzagel, der Du mich bedräueſt und wider mich ſchiltſt. Ihr aber, guten Leute, ziehet heim; denn dieſe Mauer werdet ihr nicht nehmen, ſondern elend jämmerlich umkommen.“

Konrad Haſenzagel, der die Scham ſeines vorigen Unterthanenbewußtſeins gut machen wollte und darüber in blinde Wut geriet, ſchrie jetzt aus Leibeskräften:

„Hört ihn nicht, den —“

„Du willſt den Grafen ſchimpfen, Zwiebel!“ ſchrie ein Knappe hinter Eberhard und ſchleuderte einen Stein nach dem Meiſter, der ſeinen Kopf ziemlich unſanft ſtreifte, daß er ſchreiend zurückſprang.

Ein mitleidiger Bürger trat tröſtend zu ihm, befühlte das blutende Haupt und ſagte: „Send ruhig, Moiſter, 's hot koin edle Teil troffe.“

Der Moment war kritiſch und Haſenzagels Feldzug ſchien verloren, als einer aus der Menge rief: „Ihr Narren, ſo weit ſeid ihr und jetzt wollt ihr abziehen? Wißt ihr nicht, daß der Graf im Schloß ſeinen Schatz geborgen hat, Gold und Silber und Edelſtein? Die laßt uns holen!“

Das half. Einige der Kühnſten ſtürzten voran mit Balken und Leitern, die Menge hintennach. Von der Burg fiel ein Hagel von Steinen und Geſchoßen; aber als einmal das Blut floß, wurde die Menge nur wütender. Im Nu waren die Leitern angelegt und für einen Herabgeſtürzten drangen zehn andere nach. Brüllen erfüllte die Lüfte: wenn wieder einer eine Leiter erklommen hatte, jubelten die Belagerer, wurde eine geſtürzt, die Belagerten; dazu das Schreien der Verwundeten und das Wutgeſchrei der Stürmenden, ſo daß die Sonne, welche eben mit ihren letzten Strahlen die angegriffene Weſtſeite des Berges vergoldete, einen Tag mehr zählen konnte, der ſchön angefangen und bös geendet, wie ſie leider! auf dieſer Erde ſchon viele gezählt hat.

VI. Gut Wirtemberg allewege.

Auf der Südſeite des Aſperg, von dieſem durch eine Niederung getrennt, breitet ſich auf einer Anhöhe das Oſterholz aus. Am Rande dieſes Gehölzes ſaß ein uns wohlbekannter Burſche, der ſchlanke Schäfer Stephan. Er war vom Binſenberg zu der Volksmenge bei der Hammellaufbahn geeilt, eine Zeit lang hatte er ſich mit dieſer fortreißen laſſen, ſich dann losgemacht und hieher geflüchtet, wo er das, was da kommen ſollte, mit anſehen konnte, ohne teilzunehmen. Teils waren ſeine Gedanken auf das Schauſpiel vor ihm gerichtet, teils kehrten ſie in ſeiner Bruſt ein, wo die Gefühle eben ſo ſtürmiſch wogten, wie dort die Menſchen. Bald hätte er auffjauchzen mögen im Glück ſeiner Liebe, bald trat wieder die ganze Thorheit, wodurch er es verſcherzt, vor ſeine Seele, und machte ihn nur um ſo troſtloſer. So kämpfte es in ihm eine Zeit lang, bis ein neues Schauſpiel mit einemmale ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Auf der Oſtſeite des Berges war das Lager der neuen kaiſerlichen Landvögte Konrad und Engelhard von Weinsberg und der Städter, welche die Burg belagerten. In dieſem fing es ſich allgemach, als die Dämmerung anbrach, an zu regen und mit ſeinen ſcharfen Augen ſah der Schäfer, wie ein Fähnlein nach dem andern ſich ſtill aus dem Lager machte und ſachte an der ſteilſten Seite des Berges beim „Schwitzgäßle“ hinzuklimmen begann. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch die Seele! Die Verteidiger des Schloſſes waren durch den heftigen Angriff von Haſenzagels hellem Haufen

alle auf die Weſtſeite gelockt und die geordnete Kriegsmacht benützte dies zu einer Überrumpelung der Burg von Oſten her. Zugleich mit dieſem Gedanken aber kam es wie eine Erleuchtung über ihn: „Jetzt oder nie kannſt du deine Liebe retten!“

Schnell eilte er zum Berg hinüber und duckte ſich wie eine Katze, um von niemand bemerkt zu werden, indem er einen Platz erſpähte, wo er die Mauern erklettern und den Belagerten Nachricht geben könnte. Schon hörte er hinter ſich die ſchweren Tritte der Bewaffneten, welche den Berg heraufkamen, dabei eine halblaute Stimme:

„Mehr rechts! dort bei der alten Eſche iſt die Mauer am niedrigſten und man kann über den Balken ſie erklettern; dorthin mit den Leitern!“

Dieſe Anweiſung war bei ihm nicht verloren; er erglimmte über den Baum die Mauer und eilte jetzt dem Geſchrei nach durch die Burg weſtlich.

Eben war wieder ein Angriff der Stürmenden abgeſchlagen worden und lauter Jubel erſchallte, als der Graf, der in der Mitte der Seinigen kommandierte, ſich plötzlich von hinten am Waffenrock gepackt fühlte. Er ſchaute ſich um, der Schäfer ſtand vor ihm.

„Schnell, Herr, rettet Euch, die Feinde ſind in der Burg!“ rief dieſer.

„Welche Feinde?“ rief der Graf verwundert.

„Die Reiſigen, ſie haben vom Aufgang her Eure Burg erſtiegen, indeſſen Ihr hier mit dem Volke kämpfet.“

„Sind denn keine Wachen dort?“ rief der Graf.

Einer ſeiner Begleiter, ein grauer Krieger, erwiderte: „Das Ungeziefer! Sind wieder alle der Narretei hieher nachgelaufen und hatt' es ihnen doch feſt eingebunden, dort zu bleiben. Ich will euch, wenn ich euch wieder bekomme! Aber ſchnell, Graf, in den Turm! denn der Mann hat Recht, fürwahr ſie kommen ſchon!“

Wie die meiſten Ritterburgen, ſo hatte auch die alte Feſte Aſperg an einer Seite der Ringmauer einen hohen, abgeſchloſſenen Turm; der Eingang zu demſelben war im zweiten Stockwerk und auf einer Leiter ſtieg man dorthin hinauf. Während nun die Feinde die Ringmauer ſchon beſetzten, flüchtete ſich der Graf mit ſeinen beiden Begleitern hieher; ſie warfen die Leiter hinter ſich um und verſchloſſen das enge Pförtlein mit der dicken, iſenbeſchlagenen Eichenthüre. Einige Zeit verfloß, bis die Beſatzung ſich

den neuen Feinden ergab, und jetzt erſt merkten dieſe, daß der beſte Fang ihnen entſchlüpft war. Ihre ganze Wut richtete ſich alſo auf den Turm; die Leiter wurde wieder angelegt und mit harter Mühe das ſchwere Pförtchen erbrochen. Innen ſaß ganz ruhig — jener alte Krieger.

„Wo iſt der Graf?“ riefen ihm gleichzeitig Ritter Götz und Junker Hans entgegen.

„Sucht ihn, wenn ihr was von ihm wollt; ich weiß nichts von ihm,“ war die verſtockte Antwort.

„Geſteh's oder Du biſt des Todes!“ ſchrie Götz.

„Nur zu, fürcht mich nit!“ ſagte der Alte ruhig.

„Durchſucht den Turm und laßt ihn nicht entwiſchen!“ ſchrie Götz. Ihm entgegnete ein Knappe:

„Schon geſchehen, Herr Ritter; aber der Graf muß mit dem Böſen davongeritten ſein, nirgends iſt eine Spur!“

„Hab' ich's?“ fiel plötzlich Junker Hans ein. „In Gröningen munkelt man von einem Kellergang, der von Aſperg nach Thamm führt; durch den iſt er ſicherlich entkommen!“

Der Alte zitterte, allein er ſuchte ſich zu faſſen und ſagte: „Dummes Geſchwätz!“

„Dummes Geſchwätz!“ rief Götz. „Nun gerade glaub' ich's. Thamm zu, weiſt uns den Weg, Junker Hans!“

Allein ſie mußten ins Lager zurück und erſt Pferde holen. Auf dem Wege nach Thamm fanden ſie an einer Quelle nördlich vom Berg einen Mann ſitzen; es war ein Verwundeter von Haſenzagels Schar, der ſich hier die Wunde gewaſchen.

„Haſt nichts geſehen?“ herrſchte ihn Götz an.

„O Herr,“ erwiderte dieſer zitternd, „'s iſt eine grauſige Nacht. Alles iſt los, alles iſt los heute nacht. Den Teufel hab' ich geſehen.“

„Den Teufel? Und wie ſah er aus?“

„Schwarz, ſchwarz, kohlſchwarz, mit Hörnern. Da ſtieg er aus dem Boden heraus und fuhr mich an, daß mir Hören und Sehen verging, und als ich wieder zu mir kam, da ſah ich ihn auf einem feurigen Roß dort in den Wald reiten im Mondenſchein zu Zweien.“

„In den Wald, in den Rothenacker; ja dann ſind ſie dorthin, um unbemerkt über die Enz zu kommen,“ rief Junker Hans. „Kommt, Ritter, ihnen nach!“

Sie ritten am Dorfe Thamm vorbei auf den Rothenacker Wald zu, der eine ſteile Anhöhe oberhalb der Enz bedeckt; auf einem holprigen Fußpfad ging's ſteil bergab, ſo daß die Reiter abſteigen mußten.

„Welchen Teufelsweg führt Ihr uns, Junker?“ rief der Ritter ärgerlich.

„Wenn man dem Teufel nachgeht, muß man eben Teufelswege machen, Ritter,“ entgegnete Hans kalt. „Übrigens mußte er einen kundigen Führer gehabt haben, der Graf. Biethigheim zu konnte er nicht, da hätt' er leicht den Unſrigen in die Hände fallen können, und hier kam er am ſchnellſten über die Enz, und iſt drüben bald in ſeines Freundes, des Markgrafen Rudolf von Baden, Land.“

Jetzt ſahen ſie durch die Bäume das Enzflüßchen im Mondlicht ſchimmern und bald kamen ſie im Thale an. Sie ſpähten umher.

„Dort,“ ſchrie Hans, „ſeht Ihr dort? Ein Reiter! Wenn das Waſſer nicht ſo rauſchte, müßten wir ihn traben hören. Er reitet Vaihingen zu!“

Nicht ohne Schwierigkeit ſetzten ſie durch die Enz, welche den Pferden bis über den Bauch ging, und drüben hatten ſie erſt noch mit Mühe eine

ſumpfige Niederung zu durchwaten, ehe ſie wieder feſten Grund bekamen. Dann aber ging's raſch eine ſanfte Anhöhe bergan. Sie hörten, wenn ſie anhielten, das Traben eines Roſſes. Nun galt's und die beiden Verfolger ſetzten die Sporen ein, bis ſie auf der Höhe über Unterriexingen ankamen. Dort jagte plötzlich ein lediges Bauernroß ihnen entgegen.

„Was iſt das?“ riefen beide und Götz befahl den Knappen, das Roß einzufangen; im Kreiſe umherreitend ſuchten ſie, ob der Reiter nicht irgendwo geſtürzt am Boden läge. Es fand ſich nichts. Der ſteile Abhang gegen die Enz wurde von den Knappen durchſucht. Auch dort keine Spur, nur einer der Knappen bemerkte, er habe etwas in die Enz pflatſchen hören.

„Erſäuft wird er ſich doch nicht haben?“ meinte Götz. Allein was war zu machen? Jede Spur ging aus und nach langem Suchen beſchloſſen die Reiter, über Riexingen nach Gröningen heimzukehren. Stumm ritten ſie dahin; rechts drüben im Walde über der Glems, die dort in die Enz fällt, pfiff ein Burſche den Schäfermarſch.

VII. Die Schlacht am Neckar.

Trüb hingen am 21. September 1312 die Wolken über der Stadt Eßlingen, und noch trüber war's in dem Gemach auf dem „Hafenmarkt“, das nur durch die engen Fenſter des Erkers ein ſpärliches Licht empfing. In dieſem Gemach treffen wir alte Freunde. Am Erkerfenſter ſitzt die ſchöne Margarete, mit einer Stickerei beſchäftigt, und ihr gegenüber der Junker Hans Tuler, ihr ſchmachtender Liebhaber; aber das Feuer ihrer Zauberaugen ſchien heute keine Macht auf ihn zu üben, denn er ſtarrte ſchweigſam nieder auf ſein Schwert, mit welchem ſeine beiden Hände ſpielten, nur manchmal ſchielte er unmutsvoll nach dem Fräulein. Dieſe aber ſchien ganz in ihre Arbeit vertieft.

Um einen großen eichenen Tiſch, in der Mitte der Stube, ſaß eine Geſellſchaft von Eßlinger Edeln um den alten Aſtler verſammelt. Aber obgleich ein tüchtiger Humpen mit gutem Weine vor jedem ſtand, es ſchien keinem zu munden und alle blickten trübſelig drein.

„Ob wir auch Heurigen trinken werden?“ meinte endlich Auberlin Marquard, einer der Edeln.

„Für den iſt gethan!“ ſagte trübſelig Aſtler, „in der Eberhardshalde

liegt Kaiſer Friedrich und die Neckarhalde hat der Wirtenberger beſetzt mit ſeinen Mannen. Fragt lieber, wie lang werden wir noch einen Biſſen Brot haben, da ſie nichts mehr in die Stadt hereinlaſſen."

„Aber König Ludwig liegt ja im Sirnauer Felde, der wird uns helfen!" meinte ein Edler von Schöllkopf.

„O ſeid mir ſtill mit eurem Meiſter König!" erwiderte grimmig Aſtler. „Der frißt uns vollends ganz auf. Wären wir bei Friedrich geblieben, ſo hätten wir noch was, ſo wären Cannſtatt und Stuttgart noch unſer. Da aber haben der Konrad Haſenzagel und ſein Schneider- und Schuſtervolk geſchrieen: Zu dem Baiern müßt ihr halten, der hilft dem Bürger; der Oeſterreicher iſt für den Adel, haben wir's nicht geſehen in der Schweiz, wo er das Volk hat unterdrücken wollen? Aber ſie haben es ihm gezeigt. Ja wohl! Und da die Schweizer den Herzog Leopold, ſeinen Bruder, geklopft haben, ſo kommt dieſer nun ins Schwabenland und läßt an uns Städtern ſeinen Grimm aus; die Städte Cannſtatt und Stuttgart giebt König Friedrich dem Wirtenberger zurück und mit dem iſt es nun eine Herrlichkeit wieder und er ſchaltet und waltet, wie zuvor, und noch ärger. Und der König Ludwig? Der beſtätigt den Zünften ihre Rechte, kommt mit einem Heer und liegt gegen ſeinen Gegner Friedrich zu Felde, aber anbeißen will keiner, und ſo werden unſere Felder auf Jahre hinein verwüſtet und wir zahlen noch nebenbei die Zeche!"

„Freilich," meinte Schöllkopf, es ſteht ſchlimm mit dem Reich. Zwei Könige, das iſt zuviel, und wenn ſie noch lang mit einander zanken, ſo verliert das Königstum vollends alle Macht; denn die Fürſten und Herrn leiſten ihre Hilfe nicht umſonſt, jeder zwackt ſeinem Könige etwas ab, und wer muß da dran? Wir, die Reichsſtädte."

„Und wir hatten doch den Wirtenberger ſchon drunten!" rief Marquard „War er nicht landesflüchtig, ſaß er nicht zu Beſigheim in einem alten Turme des Markgrafen von Baden, als wir ihn von ſeinem Neſte Aſperg verjagt hatten? Da waren wir Meiſter hinauf und hinunter am Neckar und niemand durfte ſich muckſen!"

„Und da haben ſie den guten Kaiſer Heinrich in Italien vergiftet," fuhr Aſtler fort, „da hatten wir erſt gar keinen, dann zwei Herren, und da hatten wir nichts!"

„Von allen unſeren Eroberungen, was blieb uns? Gröningen!“ ſchloß Schöllkopf.

Der Junker Tuler fuhr auf, der verächtliche Ton des Schöllkopf hatte ihm das Blut in die Wangen getrieben, er rief: „Habt ihr den Gröningern etwas vorzuwerfen, ihr Herren von Eßlingen! Haben wir nicht treu zu euch gehalten und alles mit euch getragen und tragen's noch heute? Daß ihr eure Sache nicht beſſer verſtanden, daran ſind wir hoffentlich nicht Schuld!“

Das Fräulein übernahm die Antwort: „Ei, warum habt Ihr damals auf dem Aſperg das Gräflein nicht gefangen, tapferer Junker!“ ſagte ſie mit einem höhniſchen Blicke.

Der Junker war daran, noch wilder zu werden, als Marquard beſänftigend dazwiſchen trat. „Beruhigt Euch, wackerer Junker! Ihr Gröninger traget keine Schuld, und was Ihr vorhin ſagtet, iſt wahr. Ihr habt uns ſtets treulich geholfen und auch jetzt ſeid Ihr, Junker, mit einer tapfern Schar der Euern uns zu Hilfe gezogen. Aber wie kann ein Haus beſtehen, das mit ſich uneins iſt? Hätten wir, die Geſchlechter, den Zünften etwas nachgegeben und ihnen Rechte bei der Stadt Regiment eingeräumt, ſo wäre die Stadt einig und ſtark geweſen und hätte ſiegen können. Die Beſſern aus den Zünften wären auf unſere Seite getreten und den Schreiern, wie dem Haſenzagel, hätte man dann bald das Maul geſtopft. Aber ſo, da die Geſchlechter nicht nachgaben, haben ſie immer ärger geſchrieen und uns zuletzt überſchrieen. Jetzt haben ſie durch den Kaiſer, was wir ihnen nicht gaben, aber in der Stadt herrſcht Zwietracht und Mißtrauen!“

Der alte Aſtler hatte ſich zornesrot erhoben: „Nachgeben, ſagt Ihr, Marquard, den Pfahlbürgern, dem hergelaufenen Volke nachgeben! Lieber wirtenbergiſch werden! Lieber laß ich mich von den Bären freſſen, als von den Säuen.“

Marquard ſchüttelte den Kopf: „Darüber kommen wir nicht ins Reine, Aſtler. Aber wenn Ihr Euch lieber von den Bären freſſen laſſen wollt, ſo laßt Euch mit Anſtand freſſen. Damit Gott befohlen!

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich und auch der alte Aſtler, den das

Zipperlein plagte, zog ſich in ſeine Kammer zurück, ſo daß das Fräulein und der Junker allein zurückblieben.

Das Fräulein war wieder eifrig mit ihrer Stickerei beſchäftigt und es herrſchte eine dumpfe Stille, bis endlich der Junker ſich faßte.

„Margarethe!“ ſprach er mit bebender Stimme.

„Herr Junker Tuler!“ antwortete das Fräulein und blickte ihn mit großen Augen an.

„Wollt Ihr mir denn kein bischen entgegen kommen, Fräulein!“ ſagte der Junker, immer noch mit zitternder Stimme. „Margarethe, ich liebe Euch!“

Einen Augenblick leuchtete wieder jener Blitz des Sieges durch ihre Augen, wie damals, als ſie ihre beiden Anbeter gegen den Grafen entſandte, dann aber ſah ſie wieder auf ihre Stickerei nieder und ſagte gleichgiltig: „Ei, Junker Tuler, Ihr ſeid heute recht langweilig!“

Der Jüngling richtete ſich ſtramm auf: „Weib!“ rief er, „haſt Du mich nicht immer mit Deinen Blicken gelockt, haſt Du mich nicht mit Red' und Geberden berückt, bis ich nicht mehr anders konnte und Dich raſend lieben mußte? Habe ich Dir nicht alles gethan, was Du wollteſt? Habe ich nicht meine weinende Mutter verlaſſen und bin hieher gezogen, Deiner Vaterſtadt zu helfen, alles aus Liebe für Dich? Und das iſt Deine Antwort!“

Das Fräulein maß ihn mit ſpöttiſchen Blicken: „Junker Tuler,“ ſagte ſie kalt, „da ich Euch meines Umgangs würdigte und manchmal ein freundlich Wort zu Euch ſprach, da meinte ich, es mit einem Edlen zu thun zu haben, der höfiſche Sitte verſtände. Aber jetzt kommt Ihr und wollt mich hier in meines Vaters Hauſe zu Rede ſtellen über Sachen, die Ihr Euch einbildet. Geht mir, Ihr ſeid ein Bauer!“

„Drück ich mich nicht ſo fein aus, Fräulein, wie der Ritter Götz von Tübingen?“ erwiderte Junker Hans bitter. „Doch mein' ich's ehrlicher! Er iſt von uns hinübergelaufen zum Grafen, und es geht die Sage, ſein Bruder Rudolf, des Grafen Freund, wolle ihn mit der Tochter des Oetingers verheiraten.“

Eine finſtere Wolke glitt über des Fräuleins Geſicht, aber ſchnell faßte ſie ſich wieder. „Was geht mich der Tübinger an?“ ſagte ſie und

verſuchte höhniſch zu lächeln. „Unſer Rat hat ihn bezahlt, vielleicht bezahlt ihn der Graf beſſer.“

„Es war wohl nicht recht, Fräulein, daß ich von ihm ſprach!“ ſagte Hans treuherzig. „Verzeiht mir's. Nochmals biet' ich Euch an, was ich bin und habe. Gewiß, Fräulein, Ihr könnt keine treuere Seele finden, als mich! Und iſt mein Haus nicht das angeſehenſte meiner Vaterſtadt? Komm mit mir, Margarethe, ich will Dich glücklich machen — wenn ich kann!“

„Ei, Junker Tuler,“ ſagte die Eßlingerin, „ſo geht mir doch! Wer hat Euch denn geſagt, daß ich glücklich ſein wolle? Und vollends durch

Euch! Geht, geht! Ich denke, Ihr ſeid lang genug in meines Vaters Hauſe geweſen.“

Der Junker betrachtete noch einmal die ſchlanke Geſtalt, noch einmal das liebliche Antlitz mit den lang bewimperten Augen und dem friſchen roten Munde, das ſich höhniſch von ihm abwandte. Dann kehrte er ſich zur Thüre und ging.

„Er iſt fort, der Narr!“ ſprach Margarethe vor ſich hin, als die Thüre ſich geſchloſſen hatte. „Und iſt's denn wahr mit dem Götz? der Schurke!“ rief ſie zornig, aber ſchnell bekam ihre Eitelkeit wieder die Oberhand. Sie zog einen Metallſpiegel hervor und betrachtete ſich darin beim

letzten Licht des Tages. Mit der Hand ſtrich ſie über die Stirne, eine Falte zu verwiſchen. Dann ſagte ſie langſam: „Bin ich nicht mehr die ſchöne Margarethe? Wohl, wohl, es fehlt mir nichts. Die Lippen noch friſch, die Wangen noch rot, die Augen noch hell, die Stirne ohne Falten — es wird ſchon ein anderer kommen!“

Als Junker Hans hinaustrat, fand er eine lebhafte Bewegung auf den Straßen. Bald traf er auf einen ſeiner Reiſigen, welcher ihm erzählte, es ſei zu einer Schlacht gekommen im Neckar. Zuerſt hatten die Troßknechte, welche die Pferde von beiden Herren zur Tränke ritten, ſich gezankt, bald war es zum Gebrauch der Waffen gekommen, und endlich rückten von beiden Seiten immer mehr Streiter ins Gefecht. Hans ſammelte die Seinigen, und durch die Pliensau ging's den Metzgerbach hinaus, an den Punkt, wo ſich der Kanal, welcher die Stadt durchſtrömt, vom Neckar trennt; denn dort war die Wahlſtatt.

„So ſchön, ſo ſchön!“ murmelte Hans vor ſich hin, indem er ſeiner Schar voranritt, „und doch fehlt ihr das Beſte! Sie hat kein Herz! Und doch muß ich ſie lieben!“ Ein Reim kam ihm in den Sinn, den er einſt in einem Minneſänger geleſen, und dieſen mußte er immer vor ſich hin ſprechen:

„O weh', du lichte Frühlingsſonne
O weh', du ſüßer Vögelein Laut!
Kurz, ach! kurz iſt die Maienwonne,
Betrogen iſt, wer ſchönen Augen traut!“

Ohne daß er ſich's bewußt war, ſtürmte er in's dichteſte Kampfgewühl; er ſprengte ſein Roß in den Kanal, um das feindliche Ufer zu gewinnen. Schon arbeitete ſich dieſes an dem Ufer empor, da traf ihn in die Kehle der Todespfeil. Brennend ſchmerzte ihn die Wunde, und jener Traum kam ihm in den Sinn, da der ſchöne Vogel ihm an die Kehle flog. Er ſank — wie kühlte die Flut des Neckars. — Die Taube, die Taube ſchwebte über ihm und mit dem letzten leuchtenden Blick ſchaute er zu ihr empor, als er in den blutgefärbten Fluten des Fluſſes verſank

VIII. Treue Liebe kommt zum Ziel.

Aus den Fenſtern der ſtolzen Veſte Neuffen ſchaute der Graf Eberhard der Erlauchte hinaus in das lachende Land; die Wälder der Alb zeigten

den ersten grünen Schimmer, die Thäler aber glänzten weiß vom Blütenschnee. Das Land war wieder sein; durch alle Stürme hatte er sein Schifflein glücklich durchgeführt. Vom fernen Berge dort leuchtete seine Stammburg, neu aus dem Schutt erstanden. Er gedachte des schönen Gebäu's, das eben seine Steinmetzen in der Stadt Stuttgart aufführten; dorthin hatte er nämlich das Stift zu Beutelspach verlegt, und da alle diejenigen, welche im Kriege Einkünfte und Güter des Stiftes beschädigt oder weggenommen hatten, dazu beisteuern mußten, so erhoben sich um so prächtiger Kirche und Stiftsherrnbau. Die langen Mauern dort zeigten ihm die Burg von Eßlingen. Er gedachte der heißen Schlacht im Neckar, und wie nach König Ludwigs Abzug der Gegenkönig Friedrich von Österreich die Stadt doch genommen und den Zünften ihre Rechte bestätigt hatte; denn dadurch, so dachte der Graf, werde die alte Zwietracht zwischen Zünften und Geschlechtern nicht aufhören, und er mit seiner unbequemen Nebenbuhlerin um so leichteres Spiel bekommen. Auch hatten die Eßlinger, nachdem auch Friedrich abgezogen, müde des Krieges, der sie nur in Schulden stürzte, mit Eberhard Frieden geschlossen und ihn in alle früheren Rechte, die er vor Ausbruch des Krieges in der Stadt hatte, wieder eingesetzt. — Am fernen Horizonte dort tauchte auch die Burg Asperg auf und erinnerte ihn an jene abenteuerliche Flucht und an das benachbarte Gröningen, das unter den von Alters her seinem Haus gehörigen Städten ihm am längsten widerstanden. Allein trotz aller Anstrengungen der Stadt waren die 12,000 Pfd. Heller, für die sie ihm verpfändet war, immer noch nicht bezahlt, und früher oder später, so rechnete er, mußte die Stadt, die sich an Österreich übergeben hatte, doch an ihn oder seine Nachkommen fallen.

Ein Knappe trat ein und fragte nach des Herrn Befehlen. Fröhlich sprang der Graf auf und rief: „Ruf' meine Leute zusammen; noch eine lustige Jagd im Uracher Thal drüben, ehe der Sommer kommt und das Gebüsch zu dicht wird".

Bald waren die rüstigen Jäger versammelt und die Jagd sauste fort über die Höhe, dann in's Thal hinab und wieder hinauf. Manch schneller Hirsch erlag dem Bolzen und mancher Eber rannte in den kunstgerecht vorgehaltenen Speer. Man gelangte auf die Höhe, wo der Wald aufhörte

und die Weiden ſich ausbreiten. Dort am Saume des Waldes unter ſchattigen Buchen lagerte die Schar zum Mittagsmahl. —

„Da iſt ein Schäferburſch, der Euch ſprechen will", meldete ein Knappe.

„Soll kommen!" rief der Graf, und Stephan, der Schäfer, trat vor ihn, unter dem Mantel etwas verbergend.

Nachdem er ſich verneigt, hub er an: „Wollt' Euch nur etwas zurückgeben, Herr Graf, das ich einſt von Euch geliehen — den Hut da!" ſagte er, den Mantel auseinanderſchlagend.

Der Graf ſchaute ihn eine Zeit lang verwundert an, dann brach er aus: „Bei Gott, Du biſt's, der Schäfer, der mich vom Aſperg herunter geführt hat!"

„Derſelbe, Herr," ſagte Stephan, „und, mit Verlaub, ſeid Ihr vollends glücklich an Ort und Stelle gekommen, Herr Graf?"

Dieſer lachte. „Wohl, Burſch', ich hört' es noch mit an, wie ſie Dir nachgaloppierten, und trabte dann lachend meine Straße Beſigheim zu auf des Sonnenwirts Rößlein von Thamm, das wir damals in der Eile entlehnt hatten. 'S war ſein Schaden nicht! Doch, wie ging's Dir?"

„Das Rößlein fingen ſie, mich nicht; ich ließ es laufen und machte mich bei Riexingen den ſteilen Abhang hinab an die Enz, die ich durchſchwamm und drüben lachend meines Weges zog, indes ſie nach mir auf der Höhe jeden Buſch durchſuchten. Als ſie nachher heimtrabten, pfiff ich ihnen zur Unterhaltung noch den Schäfermarſch über die Glems hinüber."

„Du gefällſt mir Burſch'," ſagte der Graf laut auflachend. „Nun ſag', was ſoll ich Dir geben für den Hut, den Du mir ſo treu bewahrt ſeit der Zeit, da ich ihn Dir gab, meine Verfolger zu täuſchen?"

Der Schäfer ſenkte den Kopf. „Nichts, Herr!" ſagte er trübſelig —.

„Nichts, Burſche?" rief der Graf auffahrend. „Willſt Du auf einmal ein Narr werden? Bitte, 's iſt nicht immer ein Tag wie heut'."

„Wenn ich bitten ſoll, muß ich zweierlei bitten, und Ihr müßt mir's im Voraus zuſagen!" ſagte jetzt Stephan, die Augen erhebend.

„Ei, noch beſſer!" rief der Graf. „Vorher nichts, nun zwei Bitten und im Voraus zugeſagt. Du freuſt mich. Doch, es ſei Dir heute gewährt. Rede, wenn's nicht über Menſchenmöglichkeit geht."

„Verzeihung, Herr! Ich habe mein Leben an Euch verwirkt, ſchenkt es mir!“

Der Graf runzelte die Stirne: „Was ſoll ich hören, Burſch'?“

„Ich bin's, Graf, der den Eßlingern den Brunnenteichel in's Stift zu Beutelſpach verraten! O Herr Graf,“ fuhr er fort, als er deſſen Geſicht immer finſterer werden ſah; „wenn Ihr mir's nicht verzeihen könnt, ſo ſtraft mich, ſtraft mich an Leib und Seel'! Zwar hab' ich's bitter bereut, aber —“

„Ich hab' Dir zugeſagt, Schurke!“ unterbrach ihn der Graf in tiefem Tone, „und mein Wort geht nicht zurück. Aber ſag' mir, wie kamſt Du dazu?“

„O Herr, das iſt eine lange Geſchichte, wenn Ihr ſie anhören wollt!“ und mit tief geſenktem Haupte beichtete der Schäfer ſeine Liebe und alles, was wir ſchon wiſſen.

„So!“ ſagte Eberhard trocken. „Und Deine zweite Bitte iſt wohl, daß ich jetzt bei dem alten Schäfermartin für Dich um ſeine Liſe werben ſoll?“

„O Herr, wenn Ihr mich überhaupt noch am Leben laſſen wollt, ſo thut's, Ihr allein könnt es, der Alte hat's ſelbſt geſagt.“

„Was hat er geſagt?“

„Nicht eher, als bis der Graf ſelbſt für Dich wirbt, bekommſt Du meine Tochter, ſagte er zu mir, als ich ihm die Geſchichte vom Aſperg erzählte, um mich zu rechtfertigen.“

„Bei Gott, Burſch', Du weißt Dein' Sach' gut anzubringen, und das gefällt mir an Dir!“ rief der Graf, indem er wieder freundlicher wurde. „So komm', wir wollen den Schäfer beim Wort nehmen!“

Die Jagdgeſellſchaft machte ſich auf und hinüber ging's in's Seeburger Thal zur Wohnung des Hirten, der verwundert ob des Zuges vor ſeiner Thüre ſaß.

„Nun, Schäfermartin, wie geht's?“ rief ihm der Graf von ferne zu. „Wo habt Ihr Eure Liſe?“

Der Schäfer erhob ſich ehrerbietig und rief dem Mädchen aus der Stube, die ſich verſchämt hinter den Vater ſtellte.

„Ei, Martin,“ begann der Graf wieder, „'s iſt hohe Zeit, daß das Mädel unter die Haube kommt; ich bring' ihr einen Bräutigam, wenn Ihr wollt!“

„'S hat ſeinen Haken, Herr Graf," erwiderte kopfſchüttelnd der Alte. „Den ſie will, will ich nicht, und den ich will, will ſie nicht, und ſie iſt ein Trotzkopf!"

„Ei, Liſe," ſagte der Graf, „aber den ich will, willſt Du doch!" —

Das Mädchen barg das Geſicht in der Schürze, allein ſie ließ ein deutliches „Nein" vernehmen.

Da ſprang Stephan hervor und rief: „Was, mich willſt nicht?"

„Den?" fragte verwundert der Alte.

„Ja, den will ich, Meiſter Martin," ſagte der Graf, „iſt er Euch nicht recht?"

„Wenn Ihr, Herr Graf, ihn wollt, — ja!" erwiderte der Schäfer.

„Und Du, Liſe, willſt Du ihn nicht?" fragte Eberhard.

Das Mädchen barg das Geſicht noch tiefer in die Schürze, bis Stephan ungeduldig rief: „Mich willſt nicht, Liſe?" —

Da ließ ſie die Schürze fahren, ſprang zu ihm hin, und den Kopf an ſeiner Bruſt bergend ſtammelte ſie: „Dich, für immer, für immer!"

Das ewige Licht auf Weiſſenburg.

Auf's Weiſſenburle! Auf's Weiſſenburle!“ hieß es in meiner Jugend und heißt es noch jetzt bei den Knaben, an ſchönen Tagen, wenn die Schule Erholung ſchenkt. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Spiele auf jener luftigen Höhe, wo wir müde von den Streifereien unſerer Beingertlaſten und Palmkatzſtauden uns entledigten, und ſtolz und wohlgemut ruheten, gleich den ſpaniſchen Tageshelden nach einem Stiergefecht. Da kannte unſer aller Herz die bleiche Sorge noch nicht, und unſer Geiſt war noch unbekannt mit dem Kummer, der umherſchlich in den Gemächern der Stadt zu unſeren Füßen. Goldne Zeit der Knabenträume! Wie anders hat ſich jetzt die Gegenwart geſtaltet! Nur die Erinnerung an jene Tage lebt noch, teils mehr, teils minder freundlich, in unſeren Seelen. Des Schickſals Laune hat den Einen da, den Andern dorthin gerüttelt und es iſt Vielen nicht vergönnt, ihre Kinder auf den Spielplatz ihrer Jugend zu führen, noch iſt es ihnen möglich, die Stätte zu zeigen, an welche manche liebe Heimatſage ſich knüpft, und denen wir Alle einſt ſo williges Gehör geſchenkt hatten, die uns bald ängſtigten, bald zu edeln Vorſätzen ſtimmten, bald zu Großthaten entflammten. Allen denen alſo, welche noch hierorts wandern, will ich erzählen die alte Sage vom „ewigen Lichtlein auf Weiſſenburgs Trümmern“, vom „Diethelm- oder Bopſerbrünnlein“, von der „St. Jakobskapelle oder dem Tempelhaus“, unfern dem Schloſſe im Walde gelegen, und von dem „Degenloch“, wovon Hochweiler ſeinen Namen Degerloch bekam. Auch das „Glöcklein um Mitternacht auf unſerm Stiftskirchenturm“ dahier ſoll nicht vergeſſen werden.

Urſprung des Schloſſes Weiſſenburg.

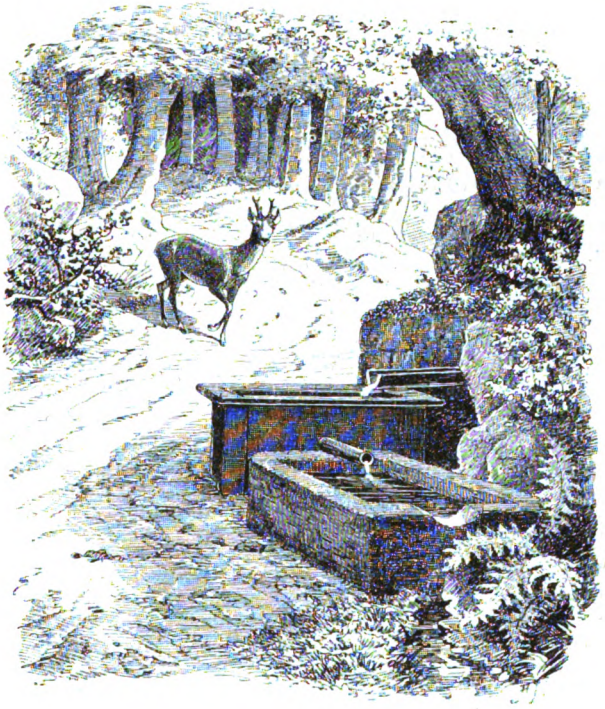
Wenn man den alten gepflaſterten Bopſerweg hinaufſchreitet, bis wo die gerade und ſchroff aufwärts führende Steige erſtmals ſich rechts abbiegt gegen den kleinen Brunnen, da zog ſich ehedem die Tübinger Fahrſtraße, welche bis an die ſogenannte „Weiſſenburger Scharte“ gepflaſtert war, hin.

Die Waldungen reichten damals, und beinahe bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, auf dieſer Seite faſt vor die Thore Stuttgarts, während an den gegenüberliegenden Bergen ſchon im 13. Jahrhundert Weinſtöcke in Menge gepflanzt wurden, wie Urkunden ſchon vom Jahre 1250 darthun. Sichtlich iſt die Richtung des Pflaſterweges noch jetzt, bis an die Stätte, worauf links der Straße das einſt ſo mächtige Schloß Weiſſenburg (auch Wizzeberg und Wizzeburg genannt), auf geräumigem Bergvorſprunge ſtand, und wo eine Pfadſteuer der Sage nach bezahlt werden mußte, bei Tag und bei Nacht. Für diejenigen, die bei Nacht heimlich paſſieren wollten, waren Fußangeln gelegt, womit man nicht ſelten die Schleicher fing. Gegen die Stadt herab hatte das Schloß drei tiefe Gräben und mächtige Mauern, eine Zugbrücke und ein dickes Thor. Auf der Rückſeite lehnte es ſich an den ſteilen Sandberg, worauf gegenwärtig der Tannenwald ſteht, welchen der alte Förſter Zaiſer von Degerloch vor etlich und achtzig Jahren beſtockte. Vier 80 Fuß hohe Türme mit ſtarken Bruſtwehren und Kampfmauern ſchützten das Schloß von dieſer Seite, und machten es zu einem uneinnehmbaren Bollwerke, das 1287 dem „grauſigen Heervolk“ König Rudolfs widerſtand, während alle Burgen um Stuttgart herum demſelben unterlagen. Die zerſtörten Burgen um Stuttgart hießen: die „Raubburg“ ob Heslach, auf höchſter Höh' des Haſenbergs, daher noch jetzt die Haldennamen: Burgſtall, Burgſtallwieſen, Burgſtallholz; die „Reinsburg“, auf dem abgeſonderten Kegelberg, ſeitwärts vom Fuße des Haſenbergs; der „Gähkopf“ auf der Feuerbacher Höhe, da, wo die Ruhebank bei den Pappelbäumen jetzt ſteht; die „Pragburg“ über den königlichen Weinbergen, rechts von der Ludwigsburger Straße, ehe man zum jetzigen Chauſſeehaus kommt; das Schloß „Berg“ zu Berg, wo jetzt die Kirche ſteht; die „Brie“ zu Cannſtatt, am Berg gegen Münſter gelegen und wovon der Stadtteil von Cannſtatt, diesſeits des Neckars, noch jetzt ſeinen Namen führt. — Durch den vordern Schloßhof der Weiſſenburg zog ſich die Heerſtraße und ſie konnte durch die Burggerechtſame geſperrt werden, wodurch es manche Händel gab zwiſchen den Grafen von Württemberg und den Herren der Burg, bis endlich die Erſteren Freirecht darin ſich erwarben und ſogar ihre Dienſtleute (Miniſterialen) um's Jahr 1300 darin hatten. Dieſe Burg ſtand ſchon zu Karl des Großen Zeiten, der auf Wizzenburg Nachtlager

gehalten haben ſoll, als er einen Zug nach Italien machte, man da ſchrieb nach Chriſti Geburt etliche Jahre mehr, denn achthundert. Es iſt daher der Erbauer der Burg unbekannt. Ihren Namen ſoll ſie erhalten haben von den glänzend weißen Sandſteintürmen, mit welchen ſie umſchirmt war, und die beim Sonnenſcheine blendend hell weithin ſichtbar geweſen ſein ſollen.

Entſtehung des Popferbrunnens.

Das Schloß Weiſſenburg hatte verſchiedene Rechte und ein eigenes Gebiet, das Felder, Wieſen und Wald in ſeiner Nähe umſchloß. Eines



ſeiner Hauptrechte beſtand darin, daß, ſoweit beim Sonnenſchein der Schatten ſeines Wartturmes reichte, jeder Verbrecher daſelbſt eine Freiſtätte fand, nur der nicht, der einen Prieſter erſchlug. Ein ſolcher fand bis zu Sonnenaufgang in der von dem deutſchen König Konrad II. um's Jahr 1025 er-

bauten St. Jakobskirche eine Zuflucht. Konnte er ſich bis zur Morgenhelle aus dem Chriſtileidenshöflein hinausſtehlen, ſo war es gut, wo nicht, ſo wurde er mit zwei Degen, welche über dem Altare in dieſem Tempelhaus hingen, erſtochen und in ein ſtets offenes Grab, benannt „Degenloch“, geworfen und verſcharret, woneben aber allſogleich ein neues Grab geſchaufelt wurde. Dieſes Tempelhaus ſoll, wie man erzählt, etwa 1000 Pfeilflugweiten von Weiſſenburg im Walde geſtanden haben, da, wo der Schöpfbrunnen iſt, wenn man von dem Bopſerwalde über die Felder nach dem Dorfe Degerloch gelangt. Durch dieſes ſogenannte Burgſchattenrecht nahm das Schloß natürlich manchen Flüchtling auf, und dieſen war es aus leichtbegreiflichen Gründen hauptſächlich darum zu thun, ihren Aufenthalt ſo ſicher als möglich zu machen; daher meiſelte, hämmerte, fügte, mörtelte und baute man am Schloſſe Jahr aus, Jahr ein, bis es endlich faſt unüberwindlich ſich geſtaltete. Ebenſo wurde die Warte immer höher und höher, ſo daß ihr Schatten ſich nach und nach erſtaunlich weit erſtreckte, beſonders im Morgen- und Abendlichte. Wurde das Schloß zuweilen auch feindlich berannt, ſo waren meiſt verwegene Geſellen darin, die es nicht wie Mietlinge, ſondern wie Helden verteidigten und ſich lieber unter deſſen Trümmern begraben wollten, um nicht, nach feiger Übergabe desſelben, ſämtlich über die Klinge ſpringen zu müſſen. Einen Reichtum erwarb ſich der Burgherr dadurch, daß er, wie ſchon bemerkt, Weggeld erhob. Er beherrſchte die Verbindungsſtraße zwiſchen dem Unter- und dem Oberland von Württemberg, und nahm oft mehr, als recht war, beſonders von den Reichsſtädtlern, die mehrmals rachedürſtig in großen Haufen heranrückten, dieſe Zwingburg zu ſchleifen, aber immer mit zerſchellten Köpfen abziehen mußten. Sodann ſprach die Burg Weid- und Wildrecht an bis gegen das Schloß der Herren von Kaltenthal, und ebenſo reſpektierte es die Vaihinger Abmarkung nicht, die zu Eßlingen gehörte. Plötzlich ſcharten ſich daher die Beeinträchtigten im Haimond des Jahres 1261 zuſammen und griffen die Veſte an mit erkleckſlichem Mut, warfen Brandpfeile in den Burgraum, ſo daß die „Sammelſtadelei“ in Flammen geriet, und weil kein Waſſer in der „Staue“ war, dieſelbe mit vieler „Stappelei“ verbrannte. Aber erſteigen konnten die Sturmleute den Burgkranz nicht.

Als die Feinde wieder abgezogen waren, machten die Edeln von

Wizzenburg eine große Flutlache, die auch im Sommer nicht verkümmern konnte und „ſtaffeleiten“ in's kleine Waldthal, wo hell, klar, friſch und rein Waſſer floß zu „jedweder Zeit.“

Damals wohnte auf dem Schloß eine fromme, tugendſamliche Hausfrau, die in allen Dingen ſittlich, waidlich gottesfürchtig und von Geburt eine Edle von Jeſingen war, die ſprach zu ihrem Eheherrn und Gemahl:

„Dieweil uns Gott errettet aus den Händen der Feinde und den „Höllgluten“ ihrer Rache, ſo wollen wir auch thun ein Werk der Barmherzigkeit an unſern Mitkreaturen, und ſtiften und werken laſſen ein Brünnlein, daß es labe jedwelch Geſchöpf, wenn die Sonne ihren Brand herunterſendet vom Himmel an heißen Sommertagen. Und es ſoll geſetzet ſein an der „Stichfährtwend“ da, wo unſerer Veſte Schattenrecht anhebet. Es ſoll haben ein Trogwerk für Vieh und ein ehern Gerinn für ſaumich, ſchaffich und fremd Volk, uff ewige Zeiten.“ Und dem Eheherrn der Wirtin war dieſes genehm, worauf alsbald die Teichelrinne geſchaufelt und der Waſſerfluß geortrechtet wurde.

Als erſtmals der Brunnen „gießbar“ wurde, umſtand ihn „erwartendlich manchfach und viel Volk,“ bis daß es goß; worauf der kleine Junker Diethelm „zuſprang“ und den erſten Trunk dran that, weshalb er genannt ward die „Diethelmgoße“.

Und das geſchah im Erntmonat, ſo man zählt nach Chriſti Geburt 1290 Jahr.

Die Stifterin dieſes Brunnens hieß Adelheid und ihr Eheherr Friedrich, der auch wirklich ein friedereicher Herr geweſen ſein ſoll, der manch männlich erworbenes Burgrecht um kleine Entſchädigung oder gar nur um ein gut Wort ſich entwinden ließ. So gab er z. B. ſein Frohnrecht gegen die Grundholden der Immenhofenhalde um einen ſchicklichen Morgengruß auf, den ihm einer der Bürgermeiſter von Stuttgart am Jahreswechſel brachte. Hiefür wurde er dann wiederum von Graf Ulrich VI, nach ſeiner Heimreiſe vom Turnier zu Metz, 1339 „Liebder Schwager“ geheißen, beſonders aber deswegen, weil er ihm 10000 Mark Silber lehnte, um ſie einem Ritter von Vinſtingen bezahlen zu können.

Kaum war der Brunnen einige Zeit „goßig“, ſo kamen auch Hirſche, Rehe und Sauen herbei, und ſtilleten ihren Durſt daran. Da geſchah es,

daß einer der kleinen Junkherren in dem Troge badete, als gerade ein großer Hauer heranknurrte und ſich ebenfalls in den Trog legte, worüber der Kleine keineswegs erſchrak, ſondern ſchalkhaft den Mitbadenden ſpritzte und wuſch. Sodann kam bald darauf eine „Faulkrankheit“ unter viele Einwohner der Stadt Stuttgart, deren Urſache an dem ſchlechten Thalwaſſer und an den „Raitheſümpfen“ gelegen haben ſoll. Wer aber von dieſem Brunnen trank, der blieb geſund und wurde geſund, weshalb viel Geſchlecht darnach wallete. Es wurde ein Brücklein über die Wegweide gemacht und eine Rinne von ſeinem Waſſer gerichtet bis vor das Stadtthor, wo es dann der Weiſſenburger Geſundbrunnen hieß und vielfach durch die Stadt verzweigt wurde.

Tod des Diethelm von Weiſſenburg.

Dieſer „Diethelm von Wizzenburg“ wurde ein gar rieſiger „Recke“ und ſchloß ſich dem Heerbann des Königs Albrecht an, der nach dem Aargau zog mit großem Kriegsvolk, darunter viele Edle, Ritter und vornehme Herren.

Am 1. Mai 1307 begleitete er mit dem Herzog Johann von Schwaben, dem Rudolf von Balm, Walter von Eſchenbach, Kuno von Wart, Heinz von Fahrwangen, Mild von Altbürn, Melchior von Sulburg, Rafan von Thalheim und noch einigen hundert andern den König von Baden nach Windiſch. Unterwegs ſtieß Johann von Schwaben Albrechten den Rennſpieß durch den Hals, worauf noch andere „Vereidete“ dem Geſtochenen vollends den Garaus machten. Diethelm floh, wurde aber eingeholt und mußte ohne Gnade ſterben auf Geheiß der Königin Agnes, Witwe des Erſchlagenen.

Die alte Hausfrau auf Weiſſenburg, als ſie die Gefahr ihres Sohnes hörte, zog zu Agnes nach Fahrwangen, um Schonung des Lebens zu erflehen für den Sohn ihres Leibes, aber er lag ſchon unter den Gerichteten und Toten ſeit drei Tagen auf dem Felde. Lange ſuchte die Troſtloſe ihren Sohn unter den mehr als ſechzig Ermordeten, welche den Vögeln zum Raube umherlagen in gräßlicher Verſtümmelung. Endlich fand ſie den Geliebten und begrub ihn mit eigenen Händen aus ſonderlicher Gnade Leopolds von Oeſterreich. Aus ſeinem Gebiß brach ſie ihm einen After-

zahn, den er mit auf die Welt gebracht hatte, ſchnitt ihm ſein „gilbfahl“ Haar ab und barg es „andächtig“ an den Brüſten, womit ſie ihn getränkt hatte, zog traurig wieder heim, und traf ihren Eheherrn an böſem Fieber darniederliegend an. Schweigend pflegte ſie ſein noch etwelche Tage, bis er ſtarb. Hernach ließ ſie ihn begraben nach Stuttgart in die „Heiligkreuzkirche“ (nachherige Stiftskirche) und ſtiftete eine ewige Lichtmeſſe nebſt zwei Eichenſtammgaben alljährlich den Chorherren.

Bald darauf ſtarb ſie auch zu Göppingen, wo ſie von ihrem Siechtum an dem dortigen Geſundbrunnen ſich erholen wollte und wurde begraben nach Lorch, wo ſie Erbbegräbnis hatte, denn ſie war die Enkelin eines Staufen. Ihr zweiter Sohn, Konrad, ſtiftete dem Kloſter ein reiches Meßgewand, zween hohe Altarleuchter von purem Silber, 100 Mark wert, pflanzete eine „Lindengerte“ innerhalb der Kirchwehrmauer und bedachte dieſes Bäumlein mit einem Zinshalt von jährlichen 12 Schillingen. Die Gerte wuchs gar ſchön heran, lugte bald „mailich“ über die Mauer und hieß noch vor 300 Jahren die Adelheidlinde; auch waren viele Namen zu leſen auf ihrem dicken Schafte, und daneben viele Wappen tief eingekerbt zu ſchauen.

Die unglückliche Brautfahrt.

Als Konrad von der Beſtattung ſeiner Mutter heimkehrte, da ſprach er auf Rechberg gaſtlich ein und ſah dort eine hoffnungsvolle Jungfrau, benamet Kunde von Hellenſtein, deren Ahnenſitz war unfern Heidenheim. Dorthin begab er ſich, als die Maid ihm in Liebe zugethan war, um bei deren Vater üblich zu werben nach Ritterbrauch. Er nahm mit ſich viel Geſchmeide und koſtbar Gewebe, auch ein weiches Pfühl von roſiger Farbe, viele Pferde, darunter zwei ſtolze Volltiere aus Burgund. Sein Tanzhabit war mit koſtbaren Stoffen gewirket und behängt mit Augsburger Silber-

kram. In blankem Turnierhemd zog er aus, gefolgt von ehrendem und dienendem Troß, und kam nach ſechs Nachtlagern am Zielorte an. Auf Hellenſtein war große Freude und „paußig hantieren“ zehn langer Tage, nach welcher Zeit Konrad aufbrach, um ſeine Erwählte heimzuführen. Es war im Brachmonat, am Tage Alexii, morgens im Frühlicht, als Konrad mit ſeiner jungen Hausfrau heimwärts nach dem Neckar ſein wild Geſpann trieb. Unaufhaltſam trabten die Pferde durch den nächtigen Wald. Und als ſie kamen an den ſchroffen Thalweg, genannt „zur Stubenkling,“ erſchreckte die Pferde ein „grunziger Hauer“, daß ſie bäumten, jähſprangen und Konrad nebſt ſeiner Treulichen in die turmtiefe Kluft hinabſtürzten, wo ſie ohne Hilfe ſchmachteten, bis ihr Gefolge nachkam und ſie beſinnungslos unter den Pferden hervorgezogen wurden. Zwei Knechte trugen beide gen Sontheim, wo noch ſelben Tag die junge Wirtin den Geiſt aufgab. Konrad genas bald wieder, und brachte die liebe Leiche nach Rechberg, wo er die Roſe kennen gelernt. Hernach brachte er die Verſtorbene nach Kloſter Lorch, begrub ſie neben ſeiner Mutter und trug groß Leid um ſie, was aus dem Inhalt des Denkſteines zu entnehmen iſt, den er an der Stätte ihrer Ruhe ſetzen ließ, und welcher noch lange zu leſen war an dem ſüdöſtlichen Strebpfeiler der Kloſterkirche, und zu deutſch alſo heißet:

Hier harret Kunigunde von Hellenſtein
Entgegen dem Auferſtehungs-Morgenſchein!
Drei Tag nur wollte Gott der Herr,
Daß ſie ſein ſollt' mein Hauſesehr.
Dort trüben in dem Stubenthal
Fand ſie den Tod durch jähen Fall.
Sie war ſchön, hirſchgleich von Geſtalt
Zunebſt kaum neunzehn Jahre alt.
O wäre ich mit ihr geſtorben!
Hätt' ich mit ihr gleich Heil erworben!
Und würd', ſtatt hier ſie zu begraben,
Im Himmel ſie am Herzen haben!

† † †

Konrad von Wizzenburg (Weißenburg) ſetzte dieſen Denkſtein ſeiner frommen Hausfrau am Reginatage anno MCCCXV (1315).

Vaterlob und Taufe.

Schwermütig über den erhaltenen Verluſt ſeiner jungen Frau ſuchte Konrad von Weiſſenburg die Einſamkeit, floh luſtige Gelage, und ſaß nicht ſelten in dem Tempelhaus, genannt zu St. Jakob, beim Brunnen zu Hochweiler (Degerloch). Müde von ſeinen Wanderungen lenkte er einſt ſeine Schritte hinüber nach der Waldkapelle, ſetzte ſich darin nieder und ſchlief ein, denn es war ein heißer Tag. Im Traume erſchauete er nun folgendes Geſicht: Seine Mutter in gar hellem Gewande nahete ſich ihm mit freundlichem und holdſeligem Geſichte und ſprach: Lieber Sohn, was betrübeſt Du Deine Seele und biſt ſo unruhig? Erhebe Dich und ermuntere Dein Herze! Hernach umgürte Dich und ziehe hinab ins Taubenthal (an der Tauber) gen Crailsheim. Dorten hauſet auf dem Horte ihrer Ahnen eine gottesfürchtige, fromme und züchtige Maid aus dem Geſchlechte der „Flügelawen", die letzte ihres Namens. Führe ſie heim als Deine Wirtin, ehe der Wind die Blätter von den Bäumen ſtreifet!"

Mit dieſen Worten verſchwand das Bild ſeiner Mutter. Plötzlich ſah aber ſein Auge einen Sterbenden, der ihn Vater nannte, vor ſich liegen; einen zweiten Jüngling, deſſen Züge ihm bekannt waren, warf ein Pfaffe in ein offenes Grab, und vorüber an ihm trug eine junge Maid den zuckenden Leichnam ihrer Mutter. Er gewahrte ſein Schloß in lichten Flammen ſtehen, einen Turm nach dem andern fallen, die Mauern barſten auseinander und ein höhnender Rieſe zertrümmerte ſein Wappen. Ein flackernd Licht erhellte den dunklen Raum, worauf ſein Schloß ſtand, und ein gellendes Glöcklein rief erſchreckend den Träumer in's wache Leben zurück."

„Heilige Dreieinigkeit!" rief Konrad, „was ſoll dieſer Traum bedeuten? Ich will hinunter nach Münſter wallen und mir dort von den Mönchen um ein reiches Opfer den wunderſamen Traum deuten laſſen!"

Und alsbald zog er hinab gen „Brie" (die Vorſtadt von Cannſtatt) am Neckar und von da nach dem nahen Kloſter; aber keiner der Väter deutete ihm ſein Traumgeſicht, obgleich ſie die Deutung wohl vermocht hätten. Deſſen getröſtete ſich Konrad, und machte ſich mit dem nächſten Frühlinge auf, zu werben in Flügelau um die holde Malwina, deren Mutter noch lebte und Zibada von Brauneck hieß, die ehedem für die ſchönſte Frau

im Taubergaue gegolten, und aus dem Geſchlechte der Grafen von Oetingen ſtammte.

Am 16. Mai 1316 thaten ſich die Thore der Weiſſenburg zum erſten Male vor des Ritters junger Ehewirtin auf, und ein Jahr ſpäter genas Frau Malwina eines Knaben, der Rudolf geheißen wurde nach ſeinem Vetter von Neuffen. Zwei Jahre ſpäter genas ſie abermals eines Knaben, der Hans getauft ward, nach ſeinem Ahnvetter, dem Lehengrafen von Würzburg. Fünfzehn Jahre darauf lud Konrad viele Gäſte zur Taufe, denn ihm ward ein holdes Töchterlein geboren. Als die Geladenen luſtig umherſaßen beim guten Trank und reichen Imbiß, und auf das Wohl der Kleinen getrunken wurde, ſtürzte ein ſchweres Hirſchgeweih, das als Leuchter diente, hoch herab auf den Burgherrn, und zerſchmetterte ihm den Hirnſchädel, ſo daß er gleich darauf ſtarb, und ſich das Freudenhaus in ein Leid- und Jammerhaus wandelte. Der Unglückliche wurde begraben zu Stuttgart in der Kirche, einen Schritt vor dem Tauftiſche und ſeinem Andenken ein ſchönes Gemälde geſtiftet, das aufgeſtellt wurde über dem Sakramentshäuslein. Fromm und züchtiglich lebte nun die Witwe Gott und ihren Kindern. Täglich trug ſie von ihrer reichen Habe durch Wald und Flur Unterſtützung in die Hütten der Armen und Unglücklichen. Sie verſtand heilſame Säfte zu bereiten aus Kräutern und Gewächſen, und labte damit Jeden, welcher ihr nur immer bedurfte. In der Nähe und in der Ferne kannte man ihren Namen und ſie ward geſegnet von Jung und Alt. Wo ſie die Hände auflegte, da wich, ihres einfältigen Glaubens wegen, Krankheit und Eiter. Blutflüſſige, Krampfhafte und Beſeſſene vermochte ſie geſund zu machen ohne Weihrauch und Bußgang.

Wenn der Abend kam, trat ſie in den Kreis ihrer Kinder und Bannleute, zu beten mit ihnen unter Geſang und Lautenſchlagen, und wenn der Tag begann, ehrte ſie den Schöpfer gleich alſo; auch benedeiete ſie alle Leibesbedürfniſſe mit heiligem Zeichen.

Prüfungen der Mutterliebe.

Alſo fromm lebte die Witwe auf Weiſſenburg bis zum Jahr 1339, als im Grasmonat (April) am Tage Servatius, nach der Mittagsglocke die Burgherrin eben hinabſtieg in's Thal, um ihre Jugendfreundin, Imma

von Thailfingen, zu beſuchen, welche bei Margarethe von Rieth am Burgerhaus zu Stuttgart wohnte. Bei dem St. Leonhardsthörlein (welches da ſtand, wo jetzt vom Gaſthof zum Ochſen der Weg nach der Eberhardsſtraße führt) war juſt ein groß Gedräng um das Moritzkloſterhaus (gegenwärtig Gaſthaus zur Krone). Fragend nach der Urſache des Gedränges trat auch die Herrin von Weiſſenburg hinan. „Edle Frau," ſagte der Moritzpförtner Machtenhold, „ein freventlich Bosheitwerk iſt geſchehen im „Reifhaus zur Ilg"; dort haben ſie eben einen feinen jungen Fant erſtochen und ſeine Leiche von dorthin hergetragen. Der Sage nach ſoll's ſein ein Junkherr, und der Mörder ſoll ſein Junkherr „Rugger" von Stuttgart, der ſchon ang Neidung trug um Herrn von Loſelins Tochter am Zwinger, weil dieſelbe nicht ihm, ſondern Dem gut war, welchen Jener meuchlings auf der „Wendſtufe" überfiel. Der Unglückliche hat noch nicht verendet, aber wie Dr. Andenrain ſagt, ſoll keine Hoffnung zur Wiedererraffung ſein. Steiget hinauf, Edelfrau, zur Letztpfleg des Blutenden; Eure milde Rede kann ihm vielleicht noch den letzten Seufzer ſelig machen, daß er nicht dahinfahre in Unverſöhnlichkeit und mit ‚Zahn-um-Zahn-Gedanken!'" Die alſo gemahnte Edelfrau willfahrte alsbald und ſtieg hinan mit chriſtlichem Vorſatze, Barmherzigkeit zu üben, ſo viel an ihr lag. Aber als ſie in das „Bittſtüblein" trat, wie erſchrak ſie, als es ihr eigener Sohn Rudolf war, zu dem ſie gekommen war und dem ſie nun den Sterbeſchweiß unter herzzerreißendem Jammer von der Stirne küßte, und in deſſen letzten Seufzer ſich ihre heiligen Gebete miſchten. Er ſtarb in ihren Armen nach kurzem Kampfe. Hierauf wuſch ſie ſeinen Leichnam mit wohlriechendem Waſſer und ließ einen Steinſarg meiſeln vom „Pfuderer", genannt der „Kalle", der am „Joſuagäßle" (beim jetzigen Gaſthof zum Kreuz) wohnte, und der mit dieſer Sargarbeit an demſelben Tag fertig wurde, wo ſie vor 23 Jahren, nämlich den 16. Mai ihren Einzug auf Weiſſenburg gehalten hatte. Mit allen ritterlichen Ehren wurde Rudolf eingelinnet, aber die Chorherren des „Münſters" (Stiftskirche) nahmen ihn nicht auf, dieweil er, wie ſie ſagten, „boshaftelich" geſtorben. Da führten die Edelherren den Sarg zu den Mönchen an St. Leonhard. Auch dieſe wollten den Toten nicht ſegnen im Kirchhauſe, weil er die „Beichte verweigert hatte und der letzten Sakramente verluſtig gegangen war." Da ſprach der junge Edelherr von Tunzhofen, deſſen

Vater Richter in Stuttgart war, zu denen von Haidemann, v. Baldeck, von Ebersberg, v. Gültlingen und anderen: „So laſſet uns den Toten ſegnen und ihm ein Plätzlein Erde weihen, gegen Morgen gelegen, zuneben dem Kirchhaus, in welches wir ſeine Wurmtruhe bergen wollen!“ Und von dem Willmannsthorturme holten ſie „alle Karſten und Schippen“ und ſchaufelten ein tiefes Ruheloch, in welches ſie den Sarg hinabließen, hügelten ihn hierauf ein, und drohten männiglich, Rache zu nehmen an allen Mönchen und Chorherren, ſo dem Toten nicht Ruhe belaſſen werde. Weil aber die Leonhardskirche gerade um dieſe Zeit mit einem geweihten Gottesacker umgeben werden ſollte, ſo waren die Kirchherren in großer Not, wie man es machen ſolle, daß man die Erde nicht auch zugleich weihe, in welcher der Steinſarg liege, und doch auch demſelben keine Entehrung geſchehe, aus Furcht vor dem Schwure, den die Edelherren gethan hatten, und die bald nachher noch eine große eiſerne „Merkehre“ über dem Orte, wo ſie ihren Freund begraben hatten, ſetzen ließen. Da forſcheten die Mönche nach, wie tief das Grab des Weiſſenburgers ſeie, und ſie erkundeten, daß es über eines großen Mannes Tiefe habe. Darnach ſteckten ſie den Kirchhof aus und weiheten ihn, aber nicht „tiefer“, denn fünf völlige Schuhe, ſo kam es denn, daß altfromme Leute bei St. Leonhard nur nach dem Kirchhofmaß begraben ſein wollten, das hieß ſo viel: ja nicht unter die geweihte Erde. Zu dieſem Endzwecke war im Totenhäuslein eine ſogenannte „Rackergerte“, vermittelſt der man die Gräber maß*). Wer einiges Vermögen beſaß, ließ ſich um Zehnhellerzinſung ſein Grab beſonders weihen, oder ließ er ſich auf den Stadtkirchhof begraben, was aber bald den „Alltagsleuten“ verboten wurde, ſo daß von der Leonhards- und Liebfrauen-Vorſtadt nur noch „Herrenleute“ mit Begünſtigung dorten beſtattet wurden. Dieſe Satzung brachte böſes Blut bei den Außenſaßen hervor und es drohete Gewalt dieſerhalben zu Stuttgart, indem die „Armuteier“ ſagten:

„Wir ſollen zum Stifft bei Tauff und Hochzeit gan
„Mit Geld, und kein Beſtattort dorten han!“

Solches ſchrieben ſie auch dem Grafen Eberhard, worauf bald der Stiftskirchhof nur noch den Ratsmitgliedern offen ſtand, und auch dieſe ſich endlich

*) Racker hieß man damals den Tod, weshalb noch heutzutage das Wort „abrackern“ ſtatt abarbeiten üblich iſt.

auf den Liebfrauenkirchhof begraben laſſen mußten, zumal die „Peſtilenz“ im Jahr 1348 mehr heimſuchte, als die „bollwerkher“ und die „Weingartleute“ der Eßlinger Vorſtadt.

Entſtehung der Sünderhalde.

Am 2. Juni 1339, in der Frühe, war großes Gedränge und Unruhe in der Stadt Stuttgart. Denn es ſollte heute etwas Unerhörtes geſchehen, d. h. ein „edelich“ Leben abgethan werden, um eines Meuchelmords willen. Es war Hans Bernhard Rugger von Stuttgart, der Rudolf von Weiſſenburg erſtochen hatte, und deſſen That alſo beſchrieben iſt, laut Geſtändnis:

„Ich Endesunterzeichneter bekenne reuiglich, vor Gottes Angeſicht, unter Anrufung der Dreieinigkeit, und bei Begehr ewiger hölliſcher Seelſtrafe, ſo ich anders rede, als beſchehen. Am heiligen Servaztage dieſes Jahreslaufs ſchlug ich Ball im Adelberger Freihof mit dem Weiſſenburger und Anderen, da ſchaute Loſelins ſchöne Hild mit der v. Mannſperg durch das „Ingangsgatter“ unſerem Schlagen zu. Ich traf leider weit daneben; drob erzürnte und ſchämte ich mich der Ungelenkigkeit, beſonders vor der

Loſelin, die ich gerne geminnet hätte, die aber dem Weiſſenburger gut war und ihm „luſtpatſchete“, wenn er gut ſchlug. Dreimal nach einander „ternte“ er den Ball und ich nicht einmal. Da wurde ich verlacht, zumal ich erſt jüngſt der Loſelin meine Geſchicklichkeit im Ballſchlagen gerühmt hatte, auf einem Spaziergang im Luſtgarten. Drob entbrannte in mir mein reizbar Gemüt, und eine Mordluſt gegen meinen Spielkumpan „wucherte“ in mir auf. Ich warf meinen Baukballſchlag bei Seite und ging davon, der Weiſſenburger aber hob das Spielzeug auf, trug es wohlgemut in die Kaſtenſtube und begleitete die beiden Mägdelein erſt über den Graben, dann heimwärts nach dem Zwinger. Unterdes ſaß ich im Reifhaus zur „Ilg“ und ſah ſie die Brücke herabkommen und unter Händedrücken Abſchied nehmen mit ſchallendem Gelächter, welches ich auf mich bezog und auf meine ſchlecht geübte Kunſt. Unglücklicherweiſe ſchritt der Glückliche auch herüber nach der Ilg und trank zuneben mir ſeinen Wein, hieß mich einen thörichten Wenzel, daß ich ob ſolchem Geſchick „wallig“ (aufbrauſend) werden könnte und verſuchte mit mir die Trunkkanne anzuſtoßen, aber ich kemperte nicht, ſtand auf, ſtürzte meinen Wein hinunter, ging hinaus und ſtellte mich mit bloßer Wehre auf die zweite Ruhe der Wendelſtufen, und harrte meuchlings auf den Nachkommenden. Nach kurzer Weile kam er ſorglos pfeifend herab, und als er mir nahe genug war, ſtieß ich mit meiner Wehr aus meinem Rückhalt hervor, ihn in die Bruſt, daß er rücklings fiel, ohne mich zu ſehen. Ich eilte flugs hinab, aber der Getroffene rief mir nach: „„Rugger, das iſt ein Bubenſtück, und wird Dir ſchwer vergolten werden, wie Du es verdienſt!““ Alſo hat es ſich zugetragen ohne Afterrede.

Hans Rugger von Stuttgart.“

Nach ſolchem Geſtändnis wurde dem Mörder das Todesurteil geſprochen vom Adelsgericht zu Wien. Als ihm das Urteil verleſen wurde, ſagte er nichts darüber, ſondern bat nur darum, ihn die Stätte wählen zu laſſen, wo er büßen ſollte, was ihm auch gewährt wurde. Hierauf ſagte er: „Meine Ahnen beſaßen bis auf mich, den Letzten meines Geſchlechts, den Gabelberg, längs des Dobels als gültfreies Eigentum, dort will ich ſterben, da wo mein Vater die erſten Reben pflanzte und dieſe Halde ſoll geheißen ſein „der Sünder“ für ewige Zeiten. Auch ſoll die Weinberghalde

zinſen der Stadt zwölf Pfund Heller, davor ſoll ſie aber wieder verpflichtet ſein, jedem armen Sünder auf ſeinem Endgange eine Zweimaßkanne voll guten Weins nachtragen zu laſſen und davon Trinken zu geben, ſo viel er mag. Alſo ſoll es ſchon bei mir gehalten werden.“

Rüſtig ſchritt Rugger hinaus, ſeinem Todesplatze entgegen. Bei dem untern Heuſteigweg blieb er ſtehen und verlangte Wein und trank zwei Quarte (zwei Schoppen), dann wallte er weiter, die Eßlinger Steige hinauf, bis da, wo der Weg erſtmals rechts gegen die Heide des Gabelberges zieht, dort trank er nochmals und an ſeinem Weingarten zum dritten Mal. Dann ſetzte er ſich frei auf ein niedriges Mäuerlein, nicht fern vom Graswege, wo man die Stadt überſchauen kann, zog ſein Bruſthabit aus, nahm lauten Abſchied von dem Ort ſeiner Jugend, reckte dann den bloßen Hals weit vorwärts und empfing furchtlos den Todesſtreich, obgleich er erſt 22 Jahre, 2 Monate und 7 Tag alt war. Sein Kopf fiel ihm in den Schoß und ſein Körper blieb ſitzen bis man ihn nahm und nahebei begrub. Die Weingarthalde hat noch heute den Namen „Sünder“ und die Richtſtattmauer zeigt eine Steintafel mit lateiniſcher Inſchrift jetzt noch an.

Der erſte Mönch zu St. Leonhard.

Kaum hatte ſich die Menge zu Hauſe verlaufen, ſo erfüllte die Stadtbewohner ein größerer Schrecken, als der beigelegte. Die Mauer um die Leonhardskapelle, welche den Kirchhof umſchließen ſollte, erhob ſich ſchon ziemlich hoch, denn der Pater „Kleeſitter“, welcher den Bau leitete, bettelte täglich vom Judenrevier bis zum Bollwerk, vom Reinsburgerthor bis zum Seethor und der Pfiſterei ſo viel zuſammen, als die Steinmetzen und Mörtler Lohn erhielten. Dieſer Pater war es, der gerade über der Stelle, wo der erſchlagene Weiſſenburger lag, ein Bein- und Nothäuslein bauen laſſen wollte, ſo daß die „Mehrkehre“ (Grabzeichen) juſt hinter das Nothäuslein (Abtritt) gekommen wäre. Dies verdroß den Bruder des Toten, Hans, und er ſtieg herab vom Berge, um bei Kleeſitter zu bitten, daß es nicht geſchehe, weſſen der geſonnen war. Der Mönch aber ſprach giftig alſo:

„Weißeſt Du nicht, daß Du mit Deinen Edelkumpanen das Grabflecklein Deines Bruders mit Gewalt geſtohlen haſt von dem heiligen Kirchboden, den „Leonhard Gallus“ von Bruno dem „Beutelsbacher“ ſchon vor

200 Jahren zum Freigut erhalten, ſieben Hufen*) Landes groß? Darum bin ich befugt, zu thun und zu laſſen, wie ich will, auf dem Kirchgrunde. Ihr handeltet mit Gewalt, ich thue nach meinem Rechte. Ihr vermaßt euch, die Kirchenerde zum „Urſtundplan“ (Auferſtehungsort) zu weihen, Prieſtern gleich. Dagegen will ich eifern, ſo lang, als ich diene der Kirche, die niemands Magd iſt. Auch ſoll heute noch gegiebelt werden, wie ich gewillet bin, und die Stätte ſoll bepiſſet ſein, die euch heilig iſt, ſpricht der Herr im alten Bunde, darum daß ihr gethan habt gegen des Höchſten Gebot.“

Bei dieſer Rede ergrimmte der Jüngling ſehr, nahm ſein Wildmeſſer und ſtieß es dem Bettelmönch am „Wolframsgänglein“ durch das Herz, als er eben „bebiſſete“ die Mehrkehre des Weiſſenburgers. Hans floh, verfolgt von den Arbeitern an der Friedmauer, hinauf zu ſeiner Feſte. Weil aber ein wirtenbergiſcher Lehensvogt, auf Bitten der Burgherrin, oben war, ſo konnte er ſich nicht lange dort bergen, und mußte beim Anlauf ſeiner Verfolger eilig von dannen, bei welcher Flucht er kaum das Kirchhaus zu St. Jakob erreichte, das jedem Mörder Freiſtätte gab. Da er jedoch einen Kirchherrn und Ordensgeiſtlichen umgebracht hatte, ſo wurde zu Coſtnitz gefragt, woher Kleeſitter gekommen war, ob der Erſtochene die Prieſterweihe erhalten habe? zu welchem Wege „Emminger der Metſcher“ erſehen wurde, der nach dreiunddreißig Tagen wiederkehrte, und die Nachricht brachte, daß der Gemordete vom Biſchof zu Chur am St. Clarentage 1320 zum Prieſter geweihet worden ſei. Mit dieſer Nachricht war dem Kirchgefangenen das Urteil geſprochen, und den andern Tag vollzogen, denn es war ihm nicht möglich, aus dem Chriſtileidenhäuslein zu entkommen, weil viele Hüter auf Zuthun der Pfaffen von Magſtatt, Güterſtein und Pfauhauſen herbeifrohneten, und eine dicke Kreiswacht und Scharwacht Tag und Nacht darum wallte. Wolf von Neuhauſen, benannt der „Strigel“ erſtach den letzten Weiſſenburg freudiglich, weil er hoffte, Erbherr des Schloſſes zu werden, da er ein „Zwiezweig“ der „Edeln von Flügelawen“ war. Und dies geſchah im Maienmond, zwei Tage vor Gallus, als man zählte 1341 nach Chriſti Geburt. Die Farbbinde des letzten Weiſſenburgers, „weiß und hirſchbraun geſtreift“ knüpfte man außerhalb der Feſte Schatten-

*) Eine Hufe Landes war damals hundert Lendenlängen, d. h. hundertmal ins Gevierte ſo groß, als ein Mann mit beiden Armen umſpannen konnte.

echt an die nächſte Eiche des Immenhofwaldes, welche auf Stuttgarter Gerechtſame ſtand, da wo der Fußweg nach Hochweiler führte, und eine kühle Quelle aus dem „weißen Sandſtein rieſelte.“ Die Quelle wurde ſpäter geteichelt, der Baum aber, die ſogenannte Sühneiche, zum Bau des Herrenhauſes gefällt und ganzſtammig verwendet, auch alle die Einſchnitzeleien, welche daran befindlich waren, zum ewigen Zeichen, auf Befehl Graf Ludwigs (1435) daran belaſſen, ſo daß man ſie in der Brotlaube und in der Tuchhändlerſtube annoch ſehen kann. Aus dem Zwerchſtamme dieſer Eiche aber ſchnitzte der blinde Walkher am Röchlingsgäßlein das Bild Ulrichs, benamet des Vielgeliebten, mit der Reichsſturmfahne, ſieben Fuß hoch, welches befeſtigt wurde am Eck des Herrenhauſes, gegenüber dem Burgerhaus. Ein Jahr nach dem Tode des Hans von Weiſſenburg ſchlug der Blitz in das Jakobskirchlein, daß es ſich entzündete und gänzlich niederbrannte, nebſt einer großen Waldſtrecke. Zum Wiederaufbau hatten die Tempelherren kein Geld, und Niemand wollte dafür frohnen. Die zwei Degen aber, ſo über dem Altare hingen, zog man aus dem Schutte hervor, warf ſie in das allzeit offene Grab, verſcharrte ſie und nannte den nahen Weiler „Degenloch“, weshalb der Ort noch jetzt heißet Degerloch und ſein Markungszeichen zwei gekreuzte Degen ſind. Wohin das Einkommen des Kirchhauſes fiel, kann von den Chroniſten nicht angegeben werden. Man wollte gar behaupten, die Steinkapelle hinter dem Vorhauſe ſei ein heidniſches Götzenhaus geweſen, weil daran Sonne, Mond, Sterne und allerlei Geflügel eingemeiſelt waren. Die Mauer um den Leonhardskirchhof unterblieb nun 50 Jahre lang, auch getraute ſich erſt zehn Jahre nach der Ermordung des Kleeſitters ein anderer Pater an die Kirche, welche bisher ganz verwaiſt geweſen war; Thür, Thor und Dach daran waren inzwiſchen ganz mürbe geworden, ſo daß die Vögel des Himmels darin wohneten und Fledermäuſe darin niſteten, auch viel Holzwerk das windige Dach nicht mehr tragen wollte und das Wachttürmlein auch „Moritzhäusle“ genannt, innen hineinfiel, obgleich etwelche von den Weingartleuten, die keine Erben hatten, zum Erhalt der Kapelle zinsbare Güter dahin verſchenkt hatten. So z. B. ein Köber ſtiftete einen Weinberg im Eßlingerberg dahin, ein Schwingdenhammer ein Stück Werfmershalde, ein Orthlip eine Gerechtſame am Fangellsimbach, ein Bürkle ein klein Weingartland am Tunzhofer Mühlberg mit dem Denkreim:

Dieweilen Sankt Leonhard ich geliebt,
Und ſein Zerfall mich gar betrübt,
So gab ich dieſes Gütlein klein
Zum „uffkram“ des Moritzentürmlein,
Als es der Xen (Chriſten) Zählung war,
Juſt tauſend dreihundert und neunzig Jahr.

Die drei Linden.

Troſtlos beweinte die Herrin von Weiſſenburg ihren Eheherrn und ihre beiden Söhne an der Seite ihres einzigen Töchterleins, welches herrlich heranblühte. Auf dem Schloſſe ſaß Der vom Remchingen, als Vogt der wirtenbergiſchen Miniſterialien (Dienſtmannen), ein Mann von ſchönem Äußern und erſt dreißig Jahre alt, welcher ſeit einem Jahre im Witwerſtande lebte und keine Kinder hatte. Vermögen hatte er wenig, und was er hatte, gehörte Denen von Klingenſtein zu eigen, ſobald er wieder in die Ehe treten würde. Dieſer Mann verwaltete auch das ganze Vermögen der Burgherrin mit anſcheinend großer Uneigennützigkeit; er war der Lehrer des jungen Edelfräuleins und der Ratgeber ihrer Mutter, wo es Not that. Wenn die Witwe jammerte und trauerte um die, die ſie verloren, ſo verſtand er die Kunſt, ein tröſtender Freund zu ſein. Alſo floß ein Jahr dahin. Im Frühjahr 1342 trat von Remchingen eines Vormittags in das Gemach der Burgherrin und ſprach:

„Hochachtbare Edelfrau! Ich unterfange mich, ein wichtig Zwiegeſpräch mit Euch heute anzuheben! Erſchrecket aber derhalben nicht, es iſt mit nichten etwas, was Euch Schaden oder Unehre bringen könnte, da ſeie Gott für, und es ſchütze mich ſein heilig Evangelium! Ein grauſam Schickſal hat Eure ſchönſten Hoffnungen vernichtet und Euch faſt bar gemacht aller Freuden dieſer Erde. Euer Eheherr und Eure Stammhalter ſind jählings dahingefahren, von wannen Keiner mehr kehret. Ihr ſtehet in der Hälfte Eurer Tage und habt des Leids ſchon mehr erfahren, als achtzig lange Jahre einem andern Sterblichen geben: wollet Ihr nun die Euch noch übrigen Lebtage freudlos dahin wallen, ohne Luſt, Freude und Troſt,

auf eine thörichte Weiſe? Euer Töchterlein blühet zwar, wie ein ſchönes Gewächs, aber wie plötzlich kann auch ſie verſchmachten, dieſe Blume, und können welk werden dieſe Blätter, unter deren Schatten Ihr einſt in Eurem Alter zu ruhen gedenket. Und, was hilft Euch Euer Gut und Reichtum, wenn Ihr dasſelbe nicht genießet, ſo lange Ihr wandelt in der Fülle Eurer Tage? Wenn Euch die vier Grabbretter einſchließen, dann ſcheinet die freundliche Sonne Euch vergeblich in Eure getäfelten Wände. Darum halte ich dafür, Ihr ſollet Euch wieder verehelichen und Euch verbinden einem milden Mannesherzen! Vielleicht ſegnet Euch Gott noch mit Nachkommen, ſintemal Ihr rüſtiglich ſeid in all Eurem Thun, und ja erſt 42 Sonnenwenden zählet. Sollte Euch daher Wahrheit dünken, was ich Euch ſage, ſo überlegt, ob nicht geziemlich wäre, wenn Ihr mir Eure tugendhafte Hand reichtet zum Ehebund. Ich habe meine Ehehälfte verloren, mit der ich ſittlich und in Ehren lebte ſieben volle Jahre. Weil ich aber nicht mehr hauſen kann mit der Toten, ſo trug ich Gedanken um Euch! Jetzt richtet, wie Euch beliebet in allweg. Meine Ahnen ſind ſtammrein und mein Wandel iſt unbeſcholten, zuneben bin ich geſund; allein dieſes iſt der größte Reichtum, den ich beſitze, wie Euch genugſam bekannt, dazu wenig Mark Silber und nur ein kleines Häuslein (Sparchdach) in der Liebfrauenvorſtadt, genannt „uffter abwannt“ am mittleren See zu Stuttgarten.“

Dieſe Rede, ſowie die Perſon deſſen von Remchingen gefielen der Edelfrau nicht übel, und ſie entſchloß ſich, ihn zu heiraten, zu welchem Zweck die üblichen Vorkehrungen getroffen wurden. Den Eheſegen ſprach der Propſt von Sindelfingen, und der Hochzeittext war genommen aus Davids „güldenem

Abc". Der Stiftskirche aber ſtifteten die Brautleute ein Meßgewand im Werte von 500 Mark Silber; zu St. Leonhard einen ſilbernen Tabernakel, 200 Mark Silbers wert. Sodann erhielt die „Egtenſtub" (Spinn- und Strickſtub) Veit Reſchens 25 Mark Silber, und „Dionys Kärcher, Amtsvogten Sohn, für ſeine Schule ob der finſtern Münz 20 Mark Silber mit der Stiftung: alljährlich bei der Schulſchau (Viſitation) jedem Knaben und Madchen einen Salzwecken, und den Knaben, ſo Miniſtrantendienſte thun, je zwei Heller zu geben." Auch dem Bettlerkaſten, „bezen knechte Renz und Holder ſeynd", ſoll gegabt ſein zehn Pfund Heller. Das Hochzeitmahl wurde gehalten im Hauſe des Bräutigams, genannt auf „der Abwandt". Vor dieſem Hauſe pflanzte, dem Tag zur Ehre, der Burgherrin einzig Töchterlein „drei junge Linden", welche kräftig heranwuchſen, und als die obere Stadt „gegaſſatet wurde," erhielt die Straße den Namen „Lindenſtraße" und heißet noch alſo bis auf den heutigen Tag. Zwar waren ums Jahre 1612 jene drei Linden verkümmert, aber ein Herr Thumb ließ wieder andere ſetzen, welche gleichfalls vergingen, ſo daß die Stadtbehörde im Frühjahr 1751 neue Linden ſetzen ließ, welche bis auf unſere Zeiten grünten, nun aber gewaltſam auf obrigkeitlichen Befehl hinweggeſchafft wurden im Jahr 1842.

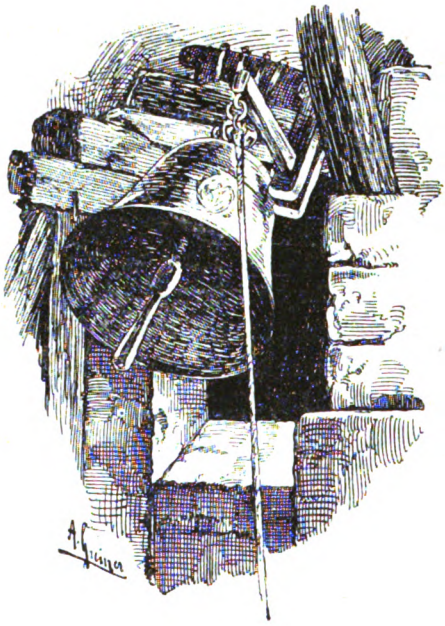
Das ſilberne Mitternachtsglöcklein.

Fünf Jahre waren vergangen ſeit dem Hochzeittage der Burgherrin von Weiſſenburg. Auf einmal war ſie verſchwunden in der Nacht vor dem Palmfeſte 1347, und niemand vermochte auch nur die geringſte Spur von ihr anzugeben. Sie war am Abend, nach vollbrachtem Gebet, in ihre Schlafkammer gegangen und hatte ſich zu Bette gelegt, wie erſichtlich war. Es fiel alſo durchaus nicht auf, ſo lange es noch um die Morgenſtunde war, daß die Herrin fehlte, weil man das kleine Pförtlein offen fand, durch welches ſie ſich oft im Frühlichte verlor, um entweder Gott ein Dankopfer in der Stille des Waldes darzubringen, oder die Armen aufzuſuchen, die ihrer Hülfe benötigt waren; ſie pflegte übrigens immer zum Morgenimbiſſe wieder heimzukehren, nur diesmal nicht und zwar an dem heiligen Tage, wo man gewohnt war, ſie zum Gotteshauſe, genannt „Heiligkreuzkirch" zu Stuttgart wallen zu ſehen, an der Seite ihres Mannes

und begleitet von ihrer Tochter. Man harrte getroſt bis Mittag auf die Abweſende, als aber im Thale die Veſperglocke geläutet wurde, der Abend nahte und die Abweſende noch nicht zurückgekehrt war, da wurde man ängſtlich und immer ängſtlicher. Es wurden Kundſchafter in die nahen Ortſchaften ausgeſchickt, um die Vermißte zu ſuchen, nirgends aber fanden die Ausgeſchickten eine Spur von ihr. Die folgenden Tage wurden mehr denn hundert Suchende ausgeſendet, welche alle Klüfte durchſuchten, und alle Wege mit Spürhunden betraten, allein nirgends war die Verlorene zu finden, und alle kehrten betrübt zur Veſte zurück. Drob klagte und weinte der Burgherrin Töchterlein gar ſehr, nahm lange weder Speiſe noch Trank zu ſich, kleidete ſich in ein rauhhärenes Gewand und trug ein „Spliſſet“ (Gittergewebe) über Haupt und Angeſicht. Im oberſten Gemach des Wartturms zündete ſie jeden Abend ein Licht an, das als Zeichen ihrer Trauer galt um ihre verlorene Mutter. Auch nahm ſie all ihr Silbergeſchmeide, von großem Werte, und ſchickte es zum Glockenformer, daß er daraus gieße ein Glöcklein mit hellem Klange. Und als es gegoſſen war, ieß ſie es auf den äußern Rand des höchſten Turmes erhöhen, und läutete dasſelbe eigenhändig um neun und zwölf Uhr bei der Nacht, als Zeichen, daß ihr ruheloſes Herz nach der verlorenen treuen Mutter ſich ſehne. Sodann ordnete ſie folgendes Teſtament unterm dritten des Heumonats 1348: —

„Ich Verlaſſene Ulrike Margarete von Weiſſenburg, will ſodannen 7) daß wenn meine Kräfte mir brechen und ich nicht mehr imſtande ſein ſollte, das „Silberglöcklein“ zu läuten, ſo ſtifte ich 200 Mark Silber aus meinem Vermögen oder Nachlaſſe dazu: daß von den Zinſen dieſes Kapitals, auf ewige Zeiten, derjenige bezahlt werden ſolle, der es gleich mir zu läuten hat, allnächtlich um die neunte und um die zwölfte Stunde. Sollte aber dieſe meine Veſte dem Zeitwechſel oder Feindesſturm erliegen, ſo ſeie alſo bedungen: 8) daß dieſes mein Glöcklein, oder ſo es vergangen wäre ein anderes Glöcklein von gleichem Geläute auf dem Umgangskranze des Ulrichturmes der Heiligenkreuzkirche zu Stuttgart aufgehänget, und ebenfalls um neun und zwölf Uhr bei Nacht geläutet werde, wie es hier geſchehen auf ewige Zeiten. Doch ſoll in letzterem Falle von meinem Gute die Stiftungsſumme gedoppelt werden, und gleich alſo auch der Lohn des Türmers, der dieſes Glöcklein auf dem Turme im Thale läuten muß.

Würde aber 9) Geiz, Schläfrigkeit oder ſonſt irgend einer Einwendung mein Wille unterlaſſen oder auch die Stadt und Turm zerſtört werden, ſo ſoll das Stiftungsgut dem Frauenkloſter zu Crailsheim verfallen und dorten die Stiftung das Irrtenſtift geheißen werden, dieweil meine Mutter in jener Kloſterſchule erzogen, ihr fromm Herz dort gebildet, und ſie ſo aus Liebe für die Armen elendiglich in den Wäldern verirrte und ihren Tod fand, — ſo ſoll denn daſelbſt jedes Jahr die Zinsſumme aus meinem Stift, den Tag vor dem „weißen Sonntag“, an Kranke oder Hülfloſe verteilt werden. Ebenſo will ich geſtiftet haben ein helles Licht für jedwede Nacht auf meinem Schloſſe auf ewige Zeiten, und ich will begabt haben daſſelbe 10) mit 300 Mark Silber, aus deren Zins Oel und Mühe dafür geſchafft werden ſollen. Sollte aber mein Schloß vergehen, ſo falle die Stiftung mit ewiger gleicher Verpflichtung dem Gotteshauſe, genannt „zum Stifte“, zu Stuttgart zu. Höret aber je dieſes Kirchenregiment auch auf, ſo falle das Stiftgeld denen von Münſter zu, unterhalb der Brye von Cantſtadt belegen, weil dorten mein ſeliger Herr Vater geſchulet und gemeiſtert wurde.“



Dieſes Glöcklein wird heute noch zu Stuttgart jede Nacht um neun und zwölf Uhr geläutet. Auch erhielt dieſes „Silberglöckleinſtift“ im Jahr 1598 ein zweites Stiftungsgut durch die Prinzeſſin Sybilla Eliſabethe, Tochter des Herzogs Friedrich I., die im dunkeln Walde um Mitternacht verirrt war, als ſie von Denkendorf heimkehrte und nur durch das Geläute dieſes Glöckleins den rechten Pfad und die Heimat wieder fand. Dieſe

Prinzeſſin ſtieg den andern Tag zum Stiftsturm hinauf, küßte der Sage nach das Glöcklein und ſchrieb mit einer Nadel auf deſſen Rand:

„Du Stimme aus der dunkeln Nacht,
Die mich auf rechten Pfad gebracht,
Als ich fern drüben in dem Wald
In Angſt und Irr' umhergewallt!
Dank ſei der, die dich hier geſtift't!
O, daß dein Ton auch Sünder trifft,
Die, ferne von der rechten Bahn,
Zur Reue kehr'n, durch dein Gemahn'."

Die Frühkirche am Palmfeſt.

Abermals waren zehn Jahre vergangen ſeit dem rätſelhaften Verſchwinden der Burgherrin von Weiſſenburg, und keine Spur hatte ſich in dieſer langen Zeit von dieſer Verlorenen gefunden. Pünktlich läutete die trauernde Tochter ihr geſtiftetes Silberglöcklein, daß ſein Ton allnächtlich laut durch das Thal hallte, und ihrer Lampe harrender Schein verlöſchte erſt im Frühlichte. Jungfrau zu bleiben, hatte die Erbin gelobt, und gleich ihrer Mutter ſuchte ſie die Hütten der Armen in nahen und fernen Kreiſen auf, um Kranke zu tröſten und zu pflegen. Zu Stuttgart ward ſie faſt wie eine Heilige geachtet, und ſie hatte im Gotteshauſe daſelbſt einen eigenen Beichtſtuhl. Als Muſter der Frömmigkeit und Tugend wurde Ulrike überall in häuslichen Kreiſen aufgeſtellt. Ihr Auge war ſanft, ihre Stimme weich und mild. Jedermann bedauerte ihres Hauſes Schickſal und ihres Lebens freudloſes Vergehen, denn ſie war ſchlank, kräftig und ſchön, und wäre deshalb eines Mannes wohl würdig geweſen. Eine allgemeine Teilnahme bemächtigte ſich aller Derer, welche die Jungfrau kannten, als es hieß, ſie liege krank darnieder und leide große Pein. Ein ſchwerer Huſten hatte ſich bei ihr eingeſtellt, welcher Tag und Nacht ſie quälte, blutig rann ihr Speichel, kraftlos wurden ihre Glieder und welk das Fleiſch ihres Leibes. Der alte Doktor Andenrain, ſowie die Leibärzte des Grafen Eberhards, die Doktores Wolfter und Walter von Nothafft verſuchten ihre Kunſt und ihr Wiſſen, um die Kranke zu heilen und vom Tode zu retten. Aber umſonſt, ihre Leiden wurden immer größer und geſtalteten ſich zu einer verzweiflungsvollen Lage, ſo daß man um ihre Erlöſung ſechs Monate lang

Meſſe las, und zwei öffentliche Bittgänge mit allen Kirchengeräten im Sommer 1357 veranſtaltete. Statt einer Geneſung aber oder einem baldigen Ende wurde die Krankheit immer ſchrecklicher. Ihr ganzer Körper ſchwoll auf, daß die Haut an vielen Orten platzte, und eine ſtinkende Jauche ſickerte heraus. Ihre Brüſte deckten Eitergeſchwüre und ihr Odem roch nach einer peſtilenziſchen Fäulnis. Die Wangen, Lippen und Augen waren umfreſſen von unheilbarem Krebſe. In keines Menſchen Denken war eine ähnliche Krankheit zu finden. Endlich nahte die Sterbeſtunde. Im Beiſein vieler Zeugen verordnete die Sterbende: „Daß alljährlich an ihrem Todestage eine Frühmeſſe gehalten werden ſolle, wozu ſie ein Einkommen gebe der Stiftskirche zu Stuttgart von 200 ſchweren Gulden, den Gulden zu 20 Schillingen oder einem Pfund Heller gerechnet. Zu dieſem Ende ſoll an benanntem Tage morgens die Salve oder Heiligkreuzglocke geläutet werden für alle künftigen Zeiten und ihr Ruheort ſoll neben ihrem Vater zunächſt des Tauftiſches, ſein.“

Mit der zwölften Stunde um Mitternacht, vor dem Palmfeſte 1358, ſtarb die Dulderin und wurde begraben an den Ort ihrer Wünſche, neben ihrem Vater, der an ihrem Tauftage jähen Tod gefunden. Tauſende beweinten ſie und ſegneten ihr Andenken, denn der von Remchingen hatte den Geizteufel und hetzte die Bedürftigen aus dem Schloßhofe. Als im Frühjahr 1377 Graf Ulrich bei Reutlingen verwundet und geſchlagen wurde, daß er nach Achalm flüchten mußte, und die Feinde Württembergs ſiegreich einherſchritten, dieſelben Münſingen erobert, die Veſte Arneck nebſt vielen anderen Burgen belagert und zerſtört hatten, da raffte der geizige Afterherr ſeine Reichtümer auf Weiſſenburg zuſammen und flüchtete ſich feig hinab in die Stadt und gaite ſich in das Kloſterhaus der Schulſtraße ein. Drei Tage nach ſeinem Abzug wurde das Schloß von den Feinden erſtiegen und geſchleift, ſo lange Stuttgart vom Hauptheere belagert war. Nach dem Abzug der Feinde ſtieg der Elende wieder hinauf zur Veſte, fand aber daſelbſt nur einen Steinhaufen und 37 erſchlagene Burgmannen, darunter den neunzehnjährigen Emich von Brandauer und den blinden Vogt Plieninger. Unter all den Reſten, welche umherlagen, war ihm nichts genehm, als eine große Marmorplatte, welche ehedem einen Sommertiſch bildete; dieſe ließ er hinabſchaffen zu ſeiner Wohnung und meiſelte mit eigenen Händen daraus

zu Ehren ſeiner Stieftochter einen Grabſtein, der ſeiner Merkwürdigkeit wegen wohl Erhaltung verdient hätte, lehnte denſelben dicht neben die Eingangsſtufe des Gruftthörleins, nach der Schloßtürnitz hinüber, und ließ ihn mit eiſernen Stäben umgeben, hernach aber ein Eiſendrahtgeflecht darüber machen. In der Mitte des Epitaphiums war das Schloß Weiſſenburg, wie es in ſeinem Stolze war, zu ſchauen. Rechts und links herum um dasſelbe waren die Schreckensereigniſſe der Familie, wie ſie in dieſen Blättern erzählt wurden, zu ſehen. Ein Mann lag unter einem Hirſchgeweih; zwei andere verendeten halb liegend, mit Todeswaffen in der Bruſt. Ueber dieſen fraß auf der einen Seite ein wildes Tier einen Frauenleichnam, auf der andern Seite lag desgleichen einer auf dem eine große Unke ſaß, und über all dieſen Bildern hockte ein Mann auf einer großen Kugel, ſeine Füße auf einer Geldkiſte ſtützend, in der einen Hand einen Meiſel und in der andern einen Schlagklöpfel haltend. Letzteres Bild ſtellt Den von Remchingen ſelber vor. Dieſer Denkſtein ſtand noch 1731 an bezeichneter Stelle, wurde aber, als der Erbprinz Eberhard Ludwig den 2. November bemerkten Jahres ſtarb, hinweggenommen, abgeſchliffen, und als Grabdeckel für denſelben verwendet. — Die Frühmeſſe am weißen Sonntag hat ſich bis zur Reformation erhalten; nach dieſer Zeit aber wurde die angeführte Stiftung durch mehrere andere vermehrt, und beſteht nun am Palmfeſte eine „Frühkirche“ bis auf den heutigen Tag.

Hungertod des Erben von Weiſſenburg.

Der Erbe des tragbaren Gutes der Familie von Weiſſenburg verzehrte thatlos ſein rechtlich und unrechtlich erworbenes Vermögen; er erwarb ſich ein großes Ackerfeld da, wo vormals Frankenhauſen geſtanden haben ſoll, nämlich am Fuße der ſogenannten „Staffelfurch“, und baute eine Bittkapelle auf dieſes von einer Mauer umzogene Gut; er war aber zu geizig, dasſelbe mit einem Mildſtifte zu bedenken, daher wurde es bald nach ſeinem Tode zu einer Scheuer verwendet. Gegenwärtig hämmert ein rüſtiger Schmied darin. Die gemeiſelten Steine zu dieſer Kapelle holte Remchingen von der verfallenen St. Jakobskirche bei Degerloch, wovon das Wahrzeichen an der Vorderſeite der jetzigen Schmiede zu ſehen iſt, wenn man den Weg nach Feuerbach geht. Unter den im Feuer geſchwärzten Schild, zwei Arme mit gekreuzten Degen vorſtellend, ließ Erbherr Erhard Stickel

die Jahreszahl 1585 hauen, welche noch ſichtlich neuer als der Wappenſtein ſich herausſtellt. In dem Hauſe aber in der Schulgaſſe, in welchem der Geizhals ſtarb, wollte man ihn öfters nach ſeinem Tode geſehen haben. Als nämlich um Faſtnacht 1380 ein Herr Albrecht von Blankenſtein nach Stuttgart kam, um das Narrenfeſt mitzumachen, wollte er auch ſeinen alten Vetter beſuchen, und ſtieg deshalb die wohlbekannten Treppen im Kloſterhaus in der Schulgaſſe gelegen, hinauf, und fand Alles verſchloſſen. Er ging wieder und kam den zweiten Tag. Abermals war Alles verſchloſſen. Am dritten Tag fand er wieder keinen Eingang. Da wurde es ihm unheimlich, und er fragte in der Lorcher Kelterſtube nach dem Abweſenden, worüber ihm die Frau Rößlin keinen Beſcheid geben konnte, ſich aber erbot, ihm, da es ſchon Abend war, mit einer Laterne hinüberzünden zu wollen. Vergeblich war ihre Mühe, Eingang in irgend ein Gemach des einzigen Bodenbewohners zu finden, ſo ſehr ſie auch riefen, polterten und wetterten. Jetzt wurde eine Thüre gewaltſam aufgeſperrt durch den Turmbläſer, und man fand nun leere Wände, ein erbärmliches Strohlager, einen mürben Tiſch, worauf eingetrocknete Krume in irdiſchem Gefäße ſtand. Weit und breit aber war der Bewohner weder zu ſehen noch zu hören. Man ſuchte ihn von oben bis nach unten, fand ihn aber nicht. Endlich öffnete man die Kellergewölbe, und ſiehe! da lag er entſeelt auf großem Reichtum. Die Thüre des Gewölbes war hinter ihm zugefallen und er hatte den Hungertod ſterben müſſen. Er hatte ſich das wenige Fleiſch mit den Zähnen von den Knochen geriſſen und ſeinen Körper jämmerlich zerſchunden. Sein Vermögen fiel lachenden Erben zu, die es beſſer zu benützen wußten, als der alte Thor; denn man ſiehet die Wappen der „zwei Arme mit den Degen" an Weinbergen in der beſten Lage, an ſtattlichen Gebäuden, wie in Gablenberg am Schlößlein und an dem ſchönen Epitaphium des letzten Erben, in der Leonhardskirche dahier. — Bis auf unſere Zeit trug ſich die Sage, daß der alte Geizhals von Zeit zu Zeit ſich ſehen laſſe, fort. Die gleiche Geſtalt wollten mehrere Bewohner des oberen Hauſes öfters geſehen haben; ja ſie beſchrieben die Geſtalt genau, wonach es ein großer Mann war, gekleidet in einen hellbraunen Schlafrock; ſeine Tritte ſeien hörbar geweſen, und ſchwerfälliger ſeien dieſelben geworden, je tiefer ſie in das Kellergewölbe hinabgingen. So kam es auch, daß die verſchiedenen Hausbeſitzer einen verborgenen Schatz ver-

muteten und Ränder und Wände, Küche und Keller deshalb durchstöberten, um ihn zu erheben; es ist aber bis heute mit Wissen Keinem ein Fund gelungen, obgleich die Thoren, wenn man ihren Wahn belächelte, albern genug die Bibelstelle citierten: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz (euer Geist)."

Warnung vor dem Burgweg.

Als man die Steintrümmer und den Schutt auf Weissenburg durchwühlte, fand man unter anderem auch das „Silberglöcklein", welches nach Stuttgart gebracht, von Erwin Lutz auf den kleinen Turm der Stiftskirche aufgehängt, und zu verordneter Zeit pünktlich geläutet wurde. Als aber der dicke, 188 Fuß hohe Turm, der 1490 angefangen, 1495 bis zum untern 1513 bis zum mittleren und 1531 bis zum dritten Kranze erbaut war, ward das Silberglöcklein auf demselben aufgehängt. Das „ewige Licht" aber, welches bis zur Reformation gehalten wurde, erlosch mit der Einführung derselben, und seine Stiftung wanderte zu anderen Stiftungen. Von dieser Zeit an entstand der Glaube: „auf den Trümmern der Weissenburg brenne jede Nacht ein Licht, das von keines Menschen Hand angezündet, noch geschürt werde, und wodurch Nachtwanderer irregeleitet würden und nicht selten verunglückten, wie es gar vielen schon geschehen." Es fand sich daher der Magistrat von Stuttgart im Jahr 1599 veranlaßt, Jedermann des Weges am Burggrund vorüber zu warnen, indem am letzten Kreuzerfindungstag der Ausburger Ammermüller dorten in die Irre gelocket worden und fast elendiglich umgekommen sei, wie aus folgender Erzählung des Benannten erhellet: „Am Morgen des gestrigen Tages ging ich, nachdem ich ein christliches Vaterunser andächtiglich gebetet und auch einige frommentliche Seufzer gethan hatte, von meiner Ehehälfte züchtiglichen Abschied genommen, auch nebstbei meinen Haussegen allsammtlich geherzet — nach Echterdingen auf den Weg, um jung Gras zu feilschen. Weil aber der Eigner unläßiglich war, verzog sich mein Bleiben und es dunkelte schon, als ich die Grußmark zu Echterdingen verließ. Völlige Nacht war eingesunken, da ich gen Degerloch kam und den Burgwald betrat, welchen ich tröstiglich und rüstiglich durchwandelte, obgleich es darinnen gar sehr krächzete, huschelte, wuhete und uhuete. Als nunmehro die Rüsterei

zu Ende ging und ich ſchon die Lichtlein im Thale zuweilen ſchauen konnte, da wo der Burgſtand beginnet und der Weg ſich dachet, da war mir's, als ſchreite Jemanden vor mir des Weges her, bald waydelich, bald ſaumig, mit erhelltem Windhaus (Laterne). Ihm nachzukommen ſputete ich mich, weil es mir liebder ſein wollte, zu Andert zu laufen am Burggrund vorüber, wovor mir die Haut ſchauderte und ich mehrmal grieſelig ging. Je mehr ich aber doppelte, deſto eilfertiger ſprang auch das Licht vor mir, hoch und niedrig, rechts und links. Plötzlich ſah ich es nicht mehr, hatte auch keinen Pfad mehr, ſtürzte über Mauer und Geſtein, kollerte hilflos haustief abhänglich hinab, bis ich zu hälftigen Leibes in der Burgſtaue lag, aus welcher ich meinen Körper kaum als halben Leichnam herausholte mit vieler Not. Dabei lachte ein Ungeſehener mich ſpöttiſch aus. Alſo iſt mir geſchehen männiglich, was bezeuget mein wundgefallen Angeſicht und meine geſchürften Gliedermaßen."

Auf dieſen Fall hin ſetzte man einige herzhafte Wächter aus, ob man die „Teufelsleute" nicht zu fahen vermöge, welche „ſteete" Menſchen irrig machen, in Not führeten, und hernach darinnen „uzten". Es wurde aber ſelbiger Zeit Niemanden „ertappet", wohl aber das Lichtlein öfterlich geſehen. Daher fand man für's Beſte, um dem Aberglauben zu ſteuern, den Weg vom Wald am Schloßgrund vorüber nach der Stadt eingehen zu laſſen und eine Straße über die Sandbrüche und die Weinberge von Degerloch herab herzuſtellen durch Abfrohn, was denn auch geſchah im Jahre 1616, ſeit welcher Zeit die Steige „Weinſteige" heißet, weil das erſte Fuhrwerk, das ſie nach ihrer Vollendung befuhr, ein Weinwagen war. Später wurde ſie verbeſſert, ein größerer und „lägſerer" Umgang genommen und damit manchem Unglück vorgebeugt. Jetzt verbindet zwiſchen beiden ehemaligen Steigen die „neue Steige" das Unterland und das Oberland von Württemberg auf eine ganz gefahrloſe und wahrhaft angenehme Weiſe. Mit Recht hat man daher ihrem Erbauer, Oberbaurat von Etzel, nach deſſen Tod ein Denkmal darauf geſetzt, im Jahr 1844. Von den Reſten der zerſtörten Burg wurde die Brücke gebaut, die von der Stadt durch das Hauptſtädterthor führte; ebenſo der runde Turm, linksab an der Stadtmauer, welcher deshalb der „weiße", ſpäter aber der „Nachrichterturm oder Schinders-Kleiderkaſten" hieß, weil er dem Scharfrichter zur Trocknung ſeiner Felle

neben deſſen Wohnung eingeräumt wurde. Der Platz, wo er ſtand, iſt die linke Ecke, wenn man vom Wilhelmsplatz in die Katharinenſtraße einmündet, und wurde zuſammengeriſſen im Jahre 1820. Dieſem Turm gegenüber war ein Erdwall, der ſogenannte Käs, die Haupt- oder Richtſtätte, welche ebenfalls ummauert wurde, die Steintreppen zu derſelben aber, nebſt dem Heuſteigthörlein, holte man auf dem „Weiſſenburle", ſo daß Ausgangs des ſiebzehnten Jahrhunderts nur noch die Hälfte eines Turmes und wenige Gewölbe tief im Boden vorhanden waren, in welche aber Niemand wollte, weder bei Tag noch bei Nacht, und welche wohl jetzt noch ſtehen würden, aus Furcht vor dem unheimlichen Lichte, das jedes Kind von Stuttgart ſchon geſehen haben wollte, wenn nicht nachfolgender Umſtand die gänzliche Schleifung aller menſchlichen Mauerwerke im Jahr 1707 zur Folge gehabt hätte.

Die Erſcheinung.

Den zweiten Tag nach Oſtern 1707, morgens in aller Frühe, klopfte der Stiftsturmwächter Balthes an der Thür des Stiftsprälaten und ſagte: „Herr Stiftsprediger! halt mich bei meinen Pflichten verbunden, Euer Hochwürden Etwas zu erzählen, was mir heute Nacht begegnet, was meine

Augen für ein Schreckbild leibhaftig geſehen, und welche Reden meine Ohren von demſelben wirklich vernommen. Es war halb 12 Uhr dieſe Nacht, als ich pflichttreu mein viermalig „Wohl“ auf dem zweiten Umgang abgehuppt hatte, wovon die Marktwache Zeugnis geben kann. Einige Augenblicke ſtand ich noch auf dem Kranz, ſchauete den ſchönen Mond an und dachte ‚o in meinem Herzen! 's iſt doch wunderlich, daß um jede Oſtern der Mond ſcheinet. Dann ging ich hinein, ſetzte mich unter den Rollriemen und harrte des Schlages Zwölf. Die Stube war hell wie am Tag und es brannte nebenbei noch meine Ofenlampe. Eben war die Uhr am Warnen oder hatte es ſchon gewarnt, will darin die Wahl haben, da trat in mein Stüblein ein ſchlankes Weibsbild, angethan mit ſchwarzem Kleid, das von den Achſeln bis zu den Zehen reichte; ihr Geſicht war papierweiß, ihre Augen hohl und ihr Haar rabenſchwarz. „Auf, läſſiger Türmner!“ rief ſie, „künde weit hin in das Thal, wie es heiſcht Deine Pflicht, mit des Glöckleins ſchallendem Klang, die gekommene Mitternachtsſtunde, damit irre Wanderer nah und fern ſeine Stimme vernehmen und ſichere Herberge finden mögen.“ — Und, Herr! erſchreckt durch dieſe ſeltſame Rede entgegnete ich: „Alle guten Geiſter lobpreiſen den Herrn Zebaoth!“ Sag' an, wer Du auch biſt, Geiſt oder Menſch! was haſt Du verbrochen, daß Du um Mitternacht zu mir heraufſteigſt aus den Wohnungen der Schlafenden ohne Leuchte, mit bangem Geſtöhn und Geächze?“ — Hierauf erwiderte die Gefragte: „Nicht ſchuldlos erdulde ich ſeit Jahrhunderten ruheloſe Pein; ich habe meine treue Mutter einſt meuchlings in heiliger Palmnacht erſchlagen und dann ihren zuckenden Leichnam ungeſehen in das tiefſte, nur mir bekannte Gewölbe meines Schloſſes, genannt Weiſſenburg, getragen und in ewige Nacht verſchloſſen; hierauf, noch befleckt von vergoſſenem Blute, in Sünde meinem Stiefvater mich ergeben. Und daß meine Schande und Blutſchuld menſchlichen Richtern geheim bleibe und nicht gerächt werde, trug ich ſcheinheilige Trauer, entſandte um die Verlorene viele Dienſtknechte, mit dem Auftrag, durch nahe und ferne Wälder ſie zu ſuchen. Und als ſie heimkehrten mit der troſtloſen Nachricht, ſie ſei nirgends zu finden geweſen, da raffte ich einen Teil meines Silberſchmuckes zuſammen, ließ ein helltönend Glöcklein daraus formen, hängte es hoch über meinem Schloßturme auf, gelobte, um 9 und 12 Uhr in der Nacht es eigenhändig, als Zeichen

der Trauer um meine verlorene Mutter zu läuten, so lange es mir meine Kräfte erlaubten. Auch zündete ich ein helles Lichtlein an im Gemache der höchsten Warte meines Schlosses, sobald es dunkelte, und schürte dasselbe bis die Sterne erbleichten, als weiteres Zeichen meines Wachens und Harrens um die Verlorene. Auch verordnete ich: daß, wenn ich gestorben oder mein Stammhaus von Feinden zerstört werden sollte, so solle das Glöcklein auf dieser Kirche Turm aufgehängt und geläutet werden, also, wie ich es gehalten habe, so lange ich noch wandelte unter den Lebendigen. Ebenso soll es gehalten werden mit dem Lichte, so ich genährt bei Leibesleben und zu diesem Gotteshause gestiftet habe nach meinem Tode. So ahnete Niemand den schrecklichen Mord. Ich wurde als Heilige verehrt von Jung und Alt, in der Kirche und auf den Straßen. Es schwanden mir zehn Jahre dahin in ungesehener Sinnenlust. Mein oftmals mahnendes Gewissen drückte das Gekose meines Buhlen allfertig nieder und machte mich glauben, der Erde Glück und Unglück ende mit dem Tode, und jenseit dem Grabe walte keine Vergeltung weder des Bösen noch des Guten. Meine milde Hand segneten Bedrängte und Kranke, und wo sie mein begehrten, war ich ihnen nahe überall. Wo ich wandelte, umhüpften mich die unschuldigen Kinder, und Priester und Laien grüßten mich mit Ehrfurcht. Die Nacht deckte mit ihrem schwarzen Flügel all' meine Sünden.

„Endlich fanden mich Leiden. Ich gebar zwei Knäblein, welchen ich in den ersten Augenblicken ihres Daseins den Lebensstrom ihres Odems verwahrte und sie dann entseelt hinuntertrug in das gleiche Nachtgewölbe, wohin ich vor 10 Jahren meine Mutter getragen. Aber, o schreckliche, Entsetzen, gräßlicher Anblick! Der Körper der Toten lag nicht mehr an der Stelle, wohin ich ihn in jener unglückseligen Palmnacht getragen! In den fernsten Hintergrund hatte sich die Halbentseelte sichtlich im Todeskampfe noch verkrochen. Halb das Haupt an die feuchte Wand gelehnt, deckte ihre fleischlosen Knochen das morsche Nachtgewand, welches ich einst über die Blutende hingeworfen hatte. Die Locken, die ehemals ihren Nacken so üppig umwallet hatten, lagen entfaltet und in grausiger Wirre umher. Der Mund, der so oft an meiner Wiege mich in Schlaf gesungen und mich heilige Gebete gelehrt hatte, war nimmer zu erkennen. Ihre huldreichen Augen waren in ihren Höhlen vertrocknet und vergangen. Ihre Brüste, die

einſt mich geſäuget, waren von Würmern durchwühlet und ſcheußlich geſtaltet. In dem Raume, wo einſt ſo ſanft und mild gegen Freunde und Feinde, gegen Nahe und Ferne, ihr redliches Herz geſchlagen, war nur Staub und modernde Erde, und zwiſchen dieſem Staub lag mein eigenes Bild, gezeichnet in den Tagen meiner Kindheit, welches ſie ſtets auf ihrem Herzen getragen. An dem einen Finger ihrer Hand glänzte noch der Ring, den mein ſeliger Vater ihr einſt zum Brautſchmucke gegeben. Eben wollte ich dieſen Schmuck von ihrer Knochenhand löſen, da verlöſchte ein Luftzug meine Leuchte und das Knochenhaus meiner Mutter ſank klappernd zuſammen. Angſtvoll ſchlich ich ungeſehen heim zu endloſer Qual und ſank auf ein langes Siechbette, meine Geſundheit war dahin, die Lebenskraft gewichen, das Blut ward mir faul, Würmer zerfraßen mich bei lebendigem Leibe, mein Odem verpeſtete weit umher die Lüfte, und ich ſtarb als Scheuſal in der Hälfte meiner Tage. Ich wurde begraben neben meinem Vater und nahm das Geheimnis meiner Blutſchuld hinüber in die Ewigkeit, vor den Richter, deſſen Auge in jede Finſternis blicket, dem kein Gedanke und keine That verborgen iſt. Verſtoßen wurde ich aus dem Reiche ſeliger Geiſter zu den Qualen der Hölle. Erſt ſeitdem mein Stammſchloß von dem Zahn der Zeiten zerſtört iſt, ward auch meinem Geiſte da, wo meine Gebeine begraben, Ruhe vergönnt. Wird aber dieſes Glöcklein, das ich als meuchelmörderiſche Heuchlerin geſtiftet, nicht nach meinem Willen geläutet, dann muß ich empor aus meiner dunklen Kammer, und muß die Pflicht erfüllen mit glühendem Hammer. Auch muß ich am heiligen Palmfeſte, wenn die Glocken die Mengen zum Frühgottesdienſt rufen, herausſteigen aus meinem Grabe und an der Stätte, wo ich meine Opfer verborgen, mit gepeinigter Seele verweilen, bis am nächſten Morgen die Sterne wieder erbleichen. Eine Lampe muß ich ſchüren mit hölliſcher Qual, deren Leuchte des Nachts harmloſe Wanderer ſtatt auf den richtigen Pfad in die Irre, in Unglück und zum Verderben führet, damit der Raum, auf dem ich meine Blutſünden begangen, verwünſcht und verabſcheuet werde von allen kommenden Geſchlechtern, und damit das „ewige Licht auf Weiſſenburg“ ein Fluch ſei! Erſt wenn das letzte Geſtein von meinem ehemaligen Wohnorte dort drüben völlig zerſchlagen ſein wird und die Sonne des Tages in das Dunkel leuchtet, wo ich meine gemordete Mutter verborgen

und die beiden Knäblein, ſo ich unter meinem Herzen getragen, dann wird mein Körper die ewige Ruhe, und mein Geiſt die himmliſche Seligkeit auf ewig finden! Heil mir, bald nahet die Stunde."

„Alſo, hochwürdiger Herr! redete die Geſtalt und verſchwand ſonder Geräuſch aus meinen Augen und aus meiner verthürten Stube."

Staunend horchte der Kirchherr dem Erzähler zu und ſchüttelte ungläubig den Kopf mit den Worten: „Balthes, Balthes, Ihr werdet geſtern einen Schoppen Wein über den Durſt getrunken und deshalb im Traum die Erſcheinung gehabt haben, oder ſeid Ihr überhaupt mit ſolch wirren Gedanken niedergeſeſſen, wo Eure Augen ſodann ein täuſchend Mondbild geſehen haben."

„So! alſo meinen der hochwürdige Herr, ich hätte zu tief in's Glas geguckt?" fragte Balthes. „Nein, nein! das iſt einem armen Turmwächter bei den gegenwärtigen harten Zeiten nicht möglich und vergönnt, abſonderlich da der Wein ſeit vier Jahren mißraten; und der gute, der einen Janko giebt, iſt nur noch für die Herren. Ich war ſo nüchtern, wie jetzt, und kein Schlaf oder Toſer war über meinen Augen; müßte ſonſt ein ſchlechter Dienſtknecht ſein, was ich mir gottlob nicht vorzuwerfen habe. Uebrigens haben das Etliche meiner Vorgeweſenen ſchon lang vor mir auch geſehen, was ich geſehen habe, und der Jakob Brenner hat davon Zeugnis gegeben vor ſeinem Tod, auch hat der Hanſelesdreher Schrot die Erſcheinung geſehen und ihre Figur an die Wand gekritzelt. Alles das, was ich geſehen und gehört habe, kann ich beſchwören in Wahrheit und ohne Aberglauben!" ſchloß der Turmwächter.

„Nun ja, geht jetzt wieder in Eure luftige Wohnung, Balthes!" verſetzte der Stiftsprediger, „und ſchweiget über das, was Ihr geſehen oder gehöret haben wollt!"

Balthes ging heim, der Kirchherr aber holte ſeine Perücke vom Stutzbock und machte einen Beſuch bei dem Stiftsprobſten, ihm wieder zu erzählen, was er gehört hatte von dem Turmwächter. Hierauf wurden mehrere Herren vom Rat, ferner der Herr Schloßprediger Hiemer und der Herr Landſchafts-Conſulent Sturm, ſowie der Herr Regierungsrat von Rühlen zu einer Beratung gebeten, bei welcher Veranlaſſung der Turmwächter Balthes vorgerufen, auf's Neue über ſein dem Stiftsprediger Mitgeteiltes

vernommen und zu einer Eidesbekräftigung desſelben veranlaßt wurde. Nach Anrufung der Dreieinigkeit entließ man den Türmer und beratſchlagte, was in dieſer „haigelen“ Sache zu thun ſei, und es wurde beſchloſſen: von den Überbleibſeln des Schloſſes keinen Stein auf dem andern zu laſſen. Den zweiten Tag darauf wurden zwölf ſtädtiſche Taglöhner vom Bauknecht Wenkler nach dem Burgraum des ehemaligen Schloſſes Weiſſenburg geführt, um die letzten Mauerwerke desſelben bis auf den tiefſten Grund zu zerſtören. Nachdem der erſte Abraum geſchehen war, entdeckte man noch eine verſchüttete Wendelſtiege, von welcher man hinab in drei Gewölbe kam. Das erſte bildete einen Gang, welcher, als man denſelben verfolgte, mit einer ſchweren Thüre ſich ſchloß, und als dieſelbe erbrochen worden, fand man den Weiterweg mit Erde verſchüttet. Als man auch dieſes Hindernis hinwegräumte, kam man hinaus in das Thal nach dem Walde, von wo Stufen hinabführten bis gegen die Quelle des Bopſerbrunnens. Die zwei anderen Gewölbe waren leer, in den Wänden waren große Kolben befeſtigt, an einigen hingen ſchwache Kettenreſte. Dieſe Gemächer wurden ſogleich durchſucht, aber es wurde nichts Erhebliches darin gefunden. Hierauf wurden ſie ſämtlich abgebrochen und die Steine an die Weingärtner, welche ihre Güter in der Nähe hatten, abgegeben. Dann wurden die Bodenſteine aufgebrochen, bei welcher Arbeit auf einmal einer Namens Sauer, halb verſank. Man zog ihn heraus, unterſuchte weiter und fand zwei große Gewölbe, in deren einem Fußknöchel, Gelenkköpfe, Knochen und Schädel in einer Art trockener Strohaſche lagen, von Kleidern war nichts zu erkennen. Ein ſchmales Thürlein, an welchem außen noch ein Schließſpeidel hing, fand ſich auf der nördlichen Seite der Mauer, gegen die Stadt hinunter, bei deſſen Hinwegräumung man in feſten Boden und auf anſtehendes Geſtein kam, wo ſomit alſo das Mauerwerk des Schloſſes hier ein Ende gehabt haben mochte. Die Knochen, ſo man fand, waren menſchliche, und lagen mehrere noch in Ordnung, daß man die Körperlage daran ſehen konnte, weshalb man dieſelben in einen Sarg ſammelte und auf dem Lazaretkirchhof ob Troſtens Grab beerdigte. Troſt war nämlich ein Schneider dahier geweſen, und der erſte, den man 1565 auf dieſem Gottesacker begrub, daher er erſt Troſt-, ſpäter Lazaret- oder St. Kaſparkirchhof geheißen wurde. Trotz der gänzlichen Schleifung dieſes Schloſſes

trug ſich die Sage bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fort, daß auf dem Weiſſenburle ein „ewiges Licht“ brenne, das ein verfluchter Geiſt ſei, der erſt erlöſt werden könne mit dem Opfer eines Kindeslebens. Oft und vielmals erzählte uns der alte Apothekergehilfe Six (1809), da wir noch Knaben waren und mit dem umherliegenden Geſtein auf dem öden Schloßraum „Steinmöckel“ ſpielten oder müßig umherlagen, daß er das Licht viele dutzend Male ſchon geſehen habe, wenn er vom Kräuterſammeln ſpät heimgekehrt ſei.

* * *

Es hieße den Aberglauben unterſtützen, wollte man dieſer Sage das Wort reden. Merkwürdiger aber und geheimnisvoll iſt der Untergang der männlichen Beſitzer dieſer Burg, und ein wunderliches Fatum iſt es, daß ſogar die Steine dieſes einſt ſo ſtolzen Schloſſes endlich zum Bau einer Richtſtätte und einer Wohnung für den Nachrichter dienen mußten, und daß kaum mehr eine Spur von der Örtlichkeit, wo es ſtand, zu finden iſt.

Die Burg Rauber auf dem Haſenberg.

Zerſtört durch Rudolf den Habsburger um's Jahr 1286.

Das war ein Wegvogt ſchlimmer Art,
Der hierorts einſt gehauſt!
Was weitum Müh und Fleiß erſpart,
Das hat der Schuft gemauſt!

Auff der Höh' der Magſtätterſtaig, bei Stuttgarten, man nennt izt den Berg Haſenberg, vordem „Haßdenberg", ſtand eine gar veſtigliche Burg zur Zeit als man erſt zählte kaum tauſend Jahr nach Chriſti Geburt. Selbe gehörte urſprünglich den Herren von Roßwagen, deren letzter am Hanven (Strick) geſtorben ſein ſoll, zu Gmünden, der ſchwäbiſchen Reichsſtadt, in den dreizehnhundert und etliche dreißig Läuften (Jahren). Der erſte Herr, genannt der „Roßwaager", hatte viel Geld, Wald und Gauen um Vaihingen an der Enz, zerfiel aber mit einem Grafen von Calw, genannt der „Scheerer", um eines Vollroſſes willen, das der Scheerer ihm unmännlich entwunden, und nach ſeinem Schloß ob Calw damit geritten haben ſoll. Darüber ergrimmete der reiche „Enzinger", ſchaarete ſich und trabte zielſtracks. Als er gen Calw kam, war eben frohes Geſchmaus auf der Burg, weil eine Edelmaid des Scheerers in's Beilager kam. Er ſtieg hinauf in's Gemenge der Gaſtleute, und ward als unberufen am liebreichſten begrüßet, zumal er nichts Arges erkunden ließ. Nach kurzer Weile ging er hinab zu den Mähren (Pferden), ſuchte ſein entwunden Roß und fand es ledig, neſtellte es los, ſetzte ſich darauf und ritt in's Thal. Eben aber blickte der Altgraf durch's Fenſter und ſah ſein Vollroß abtraben. Wirſch deſſen, ſtieß er ſein Fenſter durch und blies in's Hüfthorn, das Burgſchlußzeichen, und gefangen war der Enzinger

Hierüber tobig, trieb er ſeinen Gaul auf die Mauerſtaig und ſchrie lautlich: „Roß waags!“ Damit ſprang er turmtief hinab in das Freie, wo ſeine Mannen harrten. Tötlich fiel das Vollroß zuſammen, Enzinger aber ſetzte ſich auf ſein Roß, das ihn hergetragen und ritt wohlbehalten mit ſeinem Troſſe heimwärts. — Böſes Blut wallte drob in dem von Calw, er rief ſeine Dienſtmannen hinauf bis gegen Tübingen zuſammen auf Streit und Wehre wider den „Burgroßdip“. Dieſe zerſtörten die Burg des Enzingers und zündeten an die Hütten der Lehensleut' und all ſeiner Vaſallen bis gegen Maulbronnen, wo nachher ein Kloſterhaus erbaut wurde. Darüber wurde der Bedrangſalte flüchtig, und ritt, ſoweit ſein Gaul ihn zu tragen vermochte, nebſt ſeiner jungen Hälfte, Einer von Magenheim, die gar viel Geld und Gut hatte. Und da ſie kamen am Abend pilgermüde auf die Waldhöhe von Stuttgarten, da dürſtete ſie gar ſehr und ſie ſeufzeten um einen Schluck Waſſers, auch war juſt die Hälfte des Enzingers, benamet der Roßwager, in Nöten, und konnte nicht mehr fürder, ſondern mußte einſam lagern. Und um Mitternachten entband ſie ſich eines Knäbleins. Knieend bat ſie Gott um Labe. Kaum hatte ſie dies gethan, da kräuſelte es nicht fern weg, als ob ein Brünnlein flöße, und der Pflegherr ſpudete umher und fand ein hell Gerinne aus ſandigem Geſtein ſprudelig gießen. Des war der Finder froh und ſprach zu ſeinem Weibe: Gott hat uns geſchenket ein wohlformig Knäblein und kühlen Trank, weßwegen zwei Zeichen es ſind, daß wir hierorts Pflegung hegen, eine Burg bauen und weilen ſollen für immer. Und als ſie alſo ſprachen, kam ein Thalſaſſe des Pfades daher, dem kündete Enzinger ſein männiglich Vorhaben an und gab ihm „gewapptes Silber“, mit welchem der Alte fürbaß ging, und des andern Tages viel dienſtwillige Hände brachte, daß in etwelchen Monaten ein kühnlich Geborgnis ſtand, das ein Abwall umſchützte und bergwärts ein Zwinger bannte. Viel Wald eignete Enzinger ſich an, und die Abwand nach dem Thal freite er ſich löblich zu, bis ab gegen die Näſſen. Deſſen ward er nicht beneidet, ſondern wohl gelitten Anfangs. Halbbergwärts gegen Heslach bauete der Spaßherr ein Mährhaus, das heute noch „Burgſtall“ genannt wird, und gränzete ſeine Gerechtſame mit Strohwende welches eben noch heute „Burgholz“ heißet, jenſeits der Näſſen Bach; auch löſete er gütlich vierzig Tagwerk Gründe im Thal, die als Burgſtallwieſen frei-

zinslich ſtehen ſeit damals, wie überall bekannt zu Heslach und Stuttgarten, wo damals gar ſchöne Fohlen gehegt worden ſein ſollen, von denen Enzinger gute Pflege kannte und dieſelbe zu trillen verſtand.

Die Gaiseiche.

So lange nun die Familie des Enzingers klein war und dieſelbe wenig Bedürfniſſe hatte, reichte der Ertrag der rechtlich erworbenen Wieſen, Felder und Wälder hin, ehrſam zu leben. Da aber mehrere Söhne heranwuchſen, wollte das Einkommen nicht mehr ausreichen, daher vermaß ſich ſchon der zweite Schloßbeſitzer, trotzend auf die Stärke ſeiner Veſte, Yſche (Abgabe) zu fordern von Roſſen und Mannen, die an ſeinem Grund vorüberzogen. Wer nicht gerne ſteuerte, dem wurde mit Gewalt genommen, was er hatte.

Hierüber entſtanden Klagen zu Leonberg, Herrenberg, Magſtadt, Tübingen, Calw. Weil ſie aber nicht einig waren im Fehdezug gegen den verhaßten Wegſchatzer, ſo lagerten ſie ſich ſtets umſonſt vor den feſten Mauern, zumal da aus dem Kalten- und Näſſenthal den Burgleuten Hilfe zukam, denn ſie hatten Nutzen von der

Veſte, Schutz und keinerlei Beſchwer. (Das Näſſenthal hatte ſeinen Namen von den vielen See- und Stauwaſſern, welche von Kaltenthal bis gegen die Tannenmühle herab waren, wo jetzt die ſchönſten Wieſen und Äcker ſind. Durch Ableitung dieſer Näſſen in eine Furt bildete ſich der Bach, welcher „Neſenbach“ genannt wurde, der zuweilen Stuttgart dermaßen überſchwemmte, daß das Waſſer auf dem Marktplatze ſchon drei, ſechs, acht und zehn Fuß hoch ſtand, und Menſchenleben ſeine Opfer wurden. Beſonders bösartig zeigte er ſich den 31. Juli 1508, nachmittags 4 Uhr bei einem Wolkenbruch, wo er einen Teil der Stadtmauer nebſt einem hohen Turme zuſammenriß und ſo gewaltig in die Stadt ſtrömte, daß er dem Schmied Weiß ſeinen gar ſchweren Ambos auf den Markt ſchwemmte. Mehrere Häuſer ſtürzte er zuſammen und nahm viele Habe mit. Und weil er unterhalb der Stadt ehemals links, bis gegen die Mühlberge bog, ſo hatten die Bewohner in der Mönchshalde öfters von ihm zu leiden, bis man ihm ſein jetziges gerades Bett grub.) Als die Zugleute ſahen, daß nichts mit der Veſte zu machen ſei, zogen ſie jedesmal drohend wieder ab, und warneten Jederman, dieſen Weg zu ziehen, daher der Berg geheißen wurde „Haßdenberg“. Dadurch aber, daß die Straße ſo viel wie möglich gemieden wurde, verminderte ſich das Einkommen der Burgherren und ſie ritten auf Raub aus weitaus und nahmen wo und was ſie fanden. Sie ſagten: „Was ſchauſt Du mich an, willſt nit mit gan, Pferd, Eſel, Stier? wir han Quartier!“ Hatten ſie dieſes geſprochen, ſo ſäumten ſie nicht länger, das Angeredete mitzuführen, wenn es ihnen nicht aus dem Wege ging. Doch bei dieſer Stegreifritterei blieb es nicht, die Herren ſanken immer tiefer und raubten zuletzt arme Wanderer aus, deren kleine Habe ſie dazu benützten, ihre Arbeitsleute zu bezahlen und ein Schlemmerleben zu führen. Solcher Raubveſten gab es um Stuttgart ſechs und in Schwaben ſiebenhundert. Dieſes verdroß Kaiſer Rudolf, und er beſchloß niederzureißen, was ihm in den Wurf komme von ſolchen Raubneſtern; er machte ſich deshalb um's Jahr 1286 mit ſtarkem Heer auf und zerſtörte eine Menge Burgen, ſo auch die auf dem Haſenberg. Mühſam, aber mit reichem Gut rettete ſich der Burgherr mit den Seinen am Bergabhange hinab. Nach Abzug des Feindes wollte der Burgherr ſeine Burg wieder bauen laſſen, ſtärker als zuvor, wozu ihm ein Komrell behülflich ſein wollte; aber die Stuttgarter duldeten dies

nicht, ſondern holten den Steinvorrat zu ihren Thoren und bauten einen Turm „accurat“ ſo zwiſchen dem Münz- und Malefizthor auf, wie er oben auf der Burg ſtand. Deſſen ward aber der Verjagte nicht zufrieden und er klagte zu Beutelſpach bei dem Grafen von Württemberg, worüber Eberhard der Erlauchte Bericht von dem Rat gemeiner Stadt verlangte. Dieſer Bericht, geſchrieben im Maimonat 1289, lautete alſo: „Dieweil Enzing Roßwaag nicht ehrbarlich nachzuweiſen vermag, wie er in den Beſitz der Berghöhe gekommen, und wir von unſern Urähni und Altvordern wiſſen, daß die Berghöh' in unſerer Nutz und Waid ſtand, wir dieſelbe aber keineswegs verkauft, vertauſcht oder verpfändet haben, ſo iſt anzunehmen, daß die ganz' Saſſung erſchleichlich geſchah und wir in unſerm Fürrecht ſind, wenn wir Raumab auf unſerer Markung machen. Was ſodann die gemezzten Steine belanget, die wir uns zugeeignet zum Schutz- und Trutzbau, ſo haben Die von Enzing um den Haulohn längſt uns ſchon geſchundet und thätlich betrübet in unſern Heerdefahrten und manch' gezeichnet Gaistier uns genommen, mit ihrer Redeweis: „Was ſchauſt mich an, willſt nit mit gan, Pferd, Eſel, Stier? wir han Quartier?““ Drob lachte der Graf herzlich und vermittelte die Klag' alſo, daß für die liegenden Nutzgründe dem Kläger billige Entſchädigung gegeben werden möchte, was denn auch geſchah. Nachdem dies geſchehen, waren die Bürger Stuttgarts froh der Erlöſung des Räubers und zogen hinauf nach der Waldhaide, wo eine ſtattliche Eiche ſtand, ſäuberten dieſelbe von allem Geſträuch und nannten dieſelbe „Gaiseiche“, darum, daß der Ziegenhirt wieder ſicher waiden konnte, bis nach der Ziegelklinge. Und dieſe Eiche grünet noch bis heute, obgleich der Blitz ſchon mehrmals ihre Krone knickte.

Untergang der Enzinger.

Fort zogen Die von Enzingen gen Lenningen bei Kirchheim, wo ein alter Edler von Sulzburg ſaß, der in Ruhe lebte und ſeine beiden Burgen auf der Alp zu verkaufen ausbot. Der Roßwaager erwarb ſich die Veſte Eck, unweit Teck, und ſtellte dieſelbe quaderfeſt her. Nicht lange aber dauerte ſein Wohnen auf der neuen Burg, ſo zog er auf Raub aus und Alles war gerecht, was auf dem Rücken der Krämer, an den Lenden der Bauern, oder auf Frachtwagen des Weges daher kam, dabei litten gar viel

die Umwohner und die Handel treibenden Städte Gmünd, Kirchheim, Nürtingen, Reutlingen und Blaubeuren, zuweilen auch Eßlingen. Etlich und fünfzig Jahre duldeten die Städter dieſe Plage, weil ſie nie die rechte Spur finden konnten. Denn der ſchlaue Burgherr hatte ſeinen Roſſen, worauf er mit ſeinen Geſellen auf Freibeuterei ritt, die Hufeiſen verkehrt aufgeſchlagen, ſo, daß wenn er hinritt die Hufeiſen ſich zeigten, als ob er hergeritten wäre. Endlich kundeten dies die Gmünder ab, überfielen das Raubneſt, ſo lange der Stegreifler mit ſeinem Troß abweſend war, brachen, ſo viel ſie konnten, von den Mauern ab, nahmen an Tragbarem mit, was thunlich ward, zuneben aber auch die Herrin nebſt ihren zwei Knaben. Als der

Burgherr heim kam, entſetzte ihn das Geſchehene gar ſehr, und er jagte den Gmündern nach, holte ſie ein, wurde aber von ihnen mit blutigem Kopfe heimgeſchickt. Nach wenigen Wochen ritt er freiwillig nach Gmünd, um ſich ernſthaft dort niederzulaſſen und bei ſeiner Familie zu leben. Bald war er wohl gelitten daſelbſt, und unter dem Namen Edler von Rauber that er der Stadt als Kriegsbannherr viele Dienſte, und ſtarb daſelbſt in großem Anſehen. Sein Begräbnis ward ihm in der St. Johanneskirche benannter Stadt gegeben, unter dem Männlein mit dem ſogenannten „Zweifelsſtrick“, welcher drei ineinandergeſchlungene Bretzeln vorſtellt. Der eine ſeiner Söhne war rückenkrumm, zum Kriegsdienſte untauglich, aber ein gelehrter Herr, der

ſchon jung an Jahren zum Stadtſchreiber gemacht wurde, und ſpäter zum Stadtrichter vorrückte. Der zweite aber ein kräftiger, ſtolzer Mann, dem der Stadtdienſt nicht behagte und in das Schloß ſich zurückſehnte, wo er als Kind wohnte, um daſelbſt unabhängig zu leben. Er gab ſeinen Vorſatz der Stadtgemeinde zu erkennen, die unter Vermittlung ſeines Bruders ihm ein anſehnlich Abfindgeld zahlte, womit er ſtracks abritt, nachdem er geſchworen hatte, Friede halten zu wollen gegen Gmünd treulich und ohne Gefährde. Vierundzwanzig Jahre ſpäter brachte man einen hohen Mann, mit bleichen Haaren, gefangen nach der freien Reichsſtadt Gmünd, den man als Räuber überwältigt hatte, im Schlichterholz (Schurwald). Unter keinen Umſtänden verriet der Geworfene ſeinen Namen und es wurde ihm den 6. des Erntemonats 1399 auf dem Marktplatz zu Gmünd die rechte Hand abgehauen, und er hierauf an den „Schneller ob dem Rößlein“ gehängt. Nachdem er tot war und der Henker ſeine Kleider ihm abnahm, fand ſich ſein Name rot geätzet auf ſeinem rechten Arm, wodurch es klar wurde, wer er war, und daß ſein eigener Bruder ſein Richter war, worüber dieſer ſich alſo entſetzte, daß er ein Jahr ſpäter, am Mariä-Himmelfahrtstage 1400, ſtarb. Mit ihm erloſch die Familie der „Roßwaager“, was noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts auf einem Votivſtein an der Dominikanerkirche, welche jetzt ein Roßſtall iſt, zu Gmünd zu ſchauen war. Den Stein zierte oben ein Wappen, das einen Reiter vorſtellt, welcher über eine hohe Mauer herabſpringt, unten war ein nackter Mann, welcher verſchiedenen Ritterſchmuck um ſich herliegen hatte, und mit hochgeſchwungenen Armen eine Tafel zerſchlug: Dazwiſchen ſtand:

Hier fand Herr Enzing labereich
Nach Mühwerk Todeslager!
Schwach war ſein Körper, ſtark ſein Geiſt,
Der Letzſproß der Roßwaager.
Ihm ward die Schickung zubeſtimmt,
Dem Bruder abzukünden
Das Leben, das peinrecht verwirkt
Er hatt' mit Raubesſünden.
Drob grämete der Edelmann
Sich alſo ab hinieden,

Daß er nach dem in einem Jahr
Sein Haupt geneigt zum Frieden.
Obgleich ſein Nam' hier allweg hieß:
„Hans Anton Marx von Rauber",
So war er unterm Bruſttuch doch
Von jedem Unrecht ſauber.
Deshalb han ihm dies Mal erricht',
Frei Gmündens lobſan Städter,
Und dies hat ihm ſein Freund erdicht',
Mönch Xaver Hammerſtätter,
Um's vierzehnhundert und erſte Jahr,
Da eben es juſt Bluſchtmond (Mai) war.

Der Weinkeller auf Reinsburg bei Stuttgart.

Wenn man herabſteigt von dem Hafenberg gen Stuttgart, ſo erhebt ſich rechts am Fuße desſelben ein Kegelberg, ſo wohlgeformt, als ob er von Ameiſen hingetragen worden wäre. Er iſt umgürtet mit edlen Rebſtöcken und die Sonne, welche ihre erſten und letzten Strahlen ihm ſendet, kochet mit ihren Gluten an ſeinem Herde koſtbar Getränke. Sein urſprünglicher Name ſoll „Weinsberg“ geheißen haben, weil an ihm der „erſte Wein“ im Stuttgarter Bezirk durch einen Herrn von Reinsburg, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts von Beutelſpach gekommen und Vogt des Brunoſchloſſes geweſen ſein ſoll, gepflanzt worden. Dieſer nämliche Herr ſoll auch die Burg erbaut haben, von welcher der Berg jetzt noch ſeinen Namen „Reinsburg“ trägt. Dieſe Veſte, welche nicht gar groß geweſen ſein ſoll, wurde zu gleicher Zeit wie die anderen ſechs Burgen um Stuttgart, nämlich 1287 durch Kaiſer Rudolf den Habsburger zerſtört. Man ſieht gegenwärtig und ſchon ſeit mehr als hundert Jahren keinen regelrechten Stein mehr, ſie wurden alle nah und fern hin verſchleift zu Weingartmauern, die

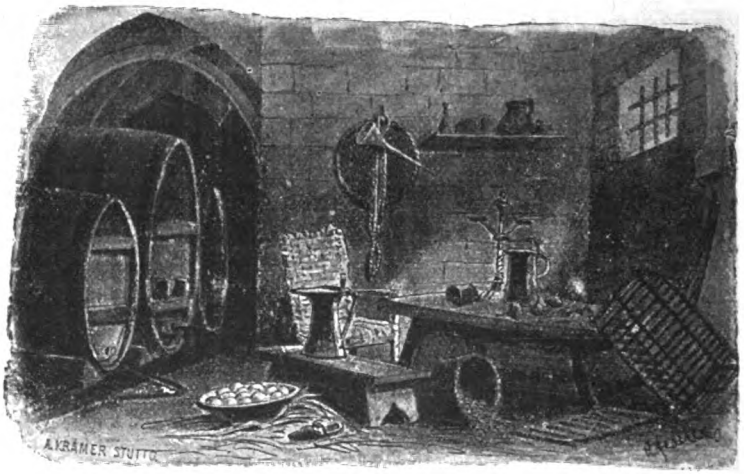
größeren aber wahrſcheinlich zur Umſchirmung der Thalſtadt verwendet. Der Scheitel des Berges wurde noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts das „Erberhaidle“ genennet, weil in Menge Braun- und Erdbeere daſelbſt wild wuchſen. Die Knaben nahmen nicht ſelten ihre Züge dahin, weil die Haide nebenbei auch noch einen gar freundlichen Spielplatz bot und keine Polizei dorten wucherte als die der Weingärtner mit ihren Pfahlſtumpen, wenn den jungen Freiſchärlern etwa nach den Kirſchen gelüſtete, die ehedem oben herum ſtanden. Jetzt (1845) iſt die Haideebene nahe zuſammengeſchmolzen und zum Steinbruch geworden. Kein Tummelplatz iſt mehr vorhanden für die Jugend, nur dem einſamen Beſucher dieſer entzückenden Höhe hat ein Herr Hoffmann an ſchützendem Zaune in Güte eine kleine Ruhebank geſchaffen, von wo aus man die paradieſiſch ſich ausbreitende Thallandſchaft nach Oſten, Norden und Weſten herrlich überſchauen kann. Südlich herüber vom Berge glänzet ſilberhell die Turmſpitze von Degerloch und golden ſchimmern im Abendſtrahle die Fenſter der „Wilhelmshöhe“ und des „Sommerhauſes“ des Herrn von Taubenheim, grüner Laubwald zieht ſich öſtlich hin bis zum Schädel der Weiſſenburg, den ein Tannenwald ſorglich mit ewigem Grün decket. Friedlich lehnen ſich von hier an luftige und ſtattliche Häuſer an die Weinbergkette bis nach Oſten. Von den Höhen des Neckarthals herüber funkelt das Kreuz des königlichen Grabmals und die Linde auf dem Kappelberg winket traulich über dem fernen Dorf Feldbach. Links auf den weſtlichen Rebbergen ſteher gleich rieſigen Wächtern die Pappeln ob dem Forſte und der Feuerbacher Haide, durch welche die Hochſchule Aſperg blicket. Tief zu den Füßen des Beſchauers breitet ſich die Reſidenzſtadt mit dem Luſtſchloſſe Roſenſtein aus, daran ſchließet ſich rechts Berg, Cannſtatt und das Mineralbad am Sulzrain. Weiterhin ruhen auf fruchtbaren Ebenen in buntem Gemiſche eine Menge Dörfer, welche im fernen Horizont von blauen Bergen umzogen ſind. Wahrlich, wer von den Anfechtungen des Tages nicht geknechtet auf dieſer Höhe wohnen durfte, dem ward gewiß ein glückliches Loos beſchieden. Dieſe Veſte bewohnten der Sage nach niemals Raubgeſellen, ſondern fröhliche Schenken, bei denen beſonders die Kloſterherren gerne einſprachen, und welchen zu Ehren ein mächtiges Faß, das man längſt nach der Burg Zerſtörung im tiefen Keller fand, „Mönchbauch“ genennet war. Es iſt

anzunehmen, daß die Herren von Reinsburg den Ruin ihres Schloſſes nicht überlebten, ſondern ſchon vorher die Familie ausgeſtorben geweſen ſein muß, ſonſt hätte man den Weinkeller gewiß nicht vergeſſen zu leeren, bis es der Abt des Lorcher Kloſters, Namens Georg Kerler, deſſen Bild man noch jetzt an der Ecke der Lorcher Kelter dahier ſieht, gethan hatte, welches alſo ſich zutrug: Im Jahr 1479 ging der Mönch Peter Hangleiter bei heißem Tage hinaus zum Seelthor und am Gaisrain hinauf nach der Reinsburg, legte ſich an ein ſchattig Mäuerlein und ſchlief ein. Als er erwachte, hatte er ein ſteif Genick, obwohl kein Lüftlein von vornen noch von hinten ihn angeweht hatte. Wenige Tage darauf ſuchte er den gleichen Ruheplatz wieder, lehnte ſich aber nicht mehr an die Steine, ſondern legte ſich eben auf die Erde; da war's ihm, als blaſe ihn Jemand mit kühler Luft an den Backen, auf welchem er lag. Er legte ſich etwas bei Seite und alsbald war das Blaſen nicht mehr zu fühlen, ſobald er aber wieder vorwärts rückte, fühlte er die kühle Luft wieder. Hierauf forſchte er mit der Hand und entdeckte unter dem Mooſe einen kleinen Erdſpalt, aus welchem herauf der Wind zu kommen ſchien; einige Erde, welche er in die Ritze warf, machte dem Spiel ein Ende und der Mönch ging ſeiner Wege.

Eben war der erſte kleine Schnee gefallen, als der Mönch abermals ſeinem Lieblingsplatz, der Reinsburghöhe, zuwanderte. Da ſah er an dem Ort, wo er letzten Sommer lag, einen runden Platz ſchneefrei. Er trat hinzu, ſuchte nach der Urſache und fand, daß ein lauer Wind aus dem Boden ſtrömte, der ihn auf die Vermutung brachte, es möchte unter ihm ein warmer Keller ſich befinden. Er ging heim und ſagte ſein Vermuten dem Abte des Lorcher Kloſters, Georg Kerler, der zu Stuttgart damalen auf der Lorcher Kelter wohnte. Dieſer gebot dem Mönch Stillſchweigen und unterſuchte die Sache ſelbſt. Nachdem er ſich von der Richtigkeit dieſer Ausſage überzeugt hatte, erbat er ſich von dem Stadtmagiſtrate die Erlaubnis, Steine und was er ſonſt finde, das ihm genehm wäre, als ſein Eigentum von der Reinsburg holen zu dürfen, wofür er zwanzig Pfund Heller bot. Die Erlaubnis erhielt er hiezu ohne Beding. Alsbald zog der Abt hinaus mit Taglöhnern und leitete das Ganze vorſichtiglich ein. Schon am dritten Tage darauf entdeckte man eine wohlbehaltene Treppe, welche ſiebzehn Stufen tief zu einem

geräumigen Keller führte, durch welchen man in ein zweites Gewölbe kam. Im erſten Raum ſtanden noch Schüſſeln und Körbe mit Küchenbedürfniſſen umher, unter welchen dreiundneunzig Hühnereier und eine halbe Meze Haſelnüſſe waren. Von den Eiern war keines zerbrochen, wohl aber ſteinhart eingetrocknet. Die Nüſſe hatten jede ein Löchlein und waren ohne Kern. Ein „Stippich“ runder Bohnen und ein „Krumich“ Salz, das aber ein Steinklotz war, wurde ebenfalls hier gefunden. Zwei Tiſche und ein Weidenſtuhl, ſowie ein Geflecht zur Aufbewahrung des Geflügels ſtanden dienſtfertig umher. Im zweiten Gewölbe war es feucht und die Luft ungeſund, ein hoher Berg feiner Erde, welcher durch eine Ritze herabgeſeſelt war, hinderte den Eingang. Nach Wegräumung des Hügels erhoben ſich acht Weinfäſſer, von welchen das kleinſte ein Fuder, das größte aber vier Fuder hielt. Das erſte Faß, welches dicht hinter dem Erdhaufen war, zerfiel hälftig zu Staub, als es berührt wurde; unter dem abgefallenen Holze aber hatte ſich ein Weinſteinfaß gewölbet, das glänzend anzuſchauen war. Wein war keiner darin, auf dem Boden lag eine ſpeckige Maſſe, welche nicht übel roch, aber jeden Weingeſchmack verloren hatte. Ebenſo in den zwei nächſtliegenden Fäſſern, an denen das Holz zwar auch mürbe, aber doch nicht ſo kurz und ſtaubig war, wie beim erſtern. Die vier weitern waren in ganz gutem und noch brauchbarem Zuſtande. Auf den Querhölzern der Vorderböden ſtanden maßhaltige „blumblaueliche“ Steinkrüge neben ſchwarz gewordenen Zinnbechern. Das Faß, welches in der Mitte lag war das größte und mit einem weißen Kreuz gezeichnet. Der Hahne ließ keine Flüſſigkeit ab, und doch zeugte der Ton des Faſſes davon, daß es nicht leer wäre; man bohrte es in der Mitte an und ſiehe! es ſprang ein kühler, friſcher Wein heraus, der an Güte alle dermaligen Weine weit übertraf, obwohl im Jahre 1478 ein gar „fürtrefflich“ und „Anno 79“ eben auch kein „Burrlegickergewächs“ wuchs. Das ganze „Geſipp“ ließ ſich davon dermaßen ſchmecken, daß der erſte Bote, welchen der Abt an die Ratsherren deshalb ſandte, ſobald er hinaus in die Luft kam, nicht weiter konnte und ſich planlegen mußte, der zweite aber, Eberhard Kurtz benamt, welcher abgeſchickt wurde, fiel über eine Mauer und brach das linke Bein, erſt durch den dritten Boten, Daniel Schwab, kam die Nachricht Herrn Nüttel zu, der es aber ſehr übel nehmen wollte, daß man ihm einen „Be-

nebelten" ſende. Als er aber mit noch einigen anderen Herren hinaus kam nach der Reinsburg und ſelbſt von dem Labetrunk genoß, da ward er nicht mehr unmutig und befahl, den Wein für den Rat zu faſſen. Deſſen verſah ſich der Abt und ſprach: „Ich habe gekauft um zwanzig Pfund Heller Alles, was mir genehm wäre und was ich finde. Nun habe ich Wein und Fäſſer gefunden und Beides iſt mir genehm, wenn Euch die Eier und Nußſchaalen nützen, ſo mögen ſie Euch werden." Dieſer Spott machte Herrn Nüttel und den Herrn Amtsſchreiber Camerer gar bös, daß ſie den Abt umfaßten und zur Ergötzlichkeit der Andern in die Eierwanne warfen, bei welchem Thun ſie allſamt auf dem Boden ſich verließen, der Streit aber wurde alſo geſchlichtet, daß der Wein dem Rat zu Stuttgart, die Fäſſer



aber dem Abt gehören ſollen, der Weinſtein jedoch müſſe in die Stadtapotheke abgegeben werden. Als man die Fäſſer heraufſchaffte, ſah man, daß jedes einen andern Namen hatte. Das eine hieß „Spinn", das andere „Hilfherr", das dritte „Katz", das vierte „Aellfried", das fünfte „Beichtbuch", das ſechste „Bocksbeutel", das ſiebente „Ehfried", das achte, worinnen der gute Wein war, „Mönchbauch". An dem Boden war ein Doppelkreuz welches Teufel umtanzten, „ingerunzet". An dem Querholz war ebenfalls eingeſchnitten ein Arm, der einen Becher hielt und daneben die Worte:

„Mönchbauch nennt man mich allweg,
Doch mein' Seel' iſt nicht ſo träg.
Brummig, luſtig, trüb, hell, rein,
Muß zu aller Laun' ich ſein.
Drum hat mich mit gut Bedacht
Veit Köbel von Stadt Nürting g'macht."

Dieſer „Mönchbauch" kam in den Keller der Lorcher Kelter, bei einer Bauveränderung aber, im Jahr 1602, fiel ein großer Stein auf das Faß und ſchlug es dermaßen zuſammen, daß es nicht mehr renoviert werden konnte. Die Boden wurden zu Büttendeckel verwendet, das Querholz mit dem Reim kam 1726 durch Eintauſch nach dem großen Keller unter dem Schloßbogen, wo es wahrſcheinlich noch zu finden ſein wird.

Der verborgene Schatz auf dem Forſte.

Eine urfürdenklich alte Sage, wiedererzählet von Kaſtenkellereiſchreiber Bührer anno 1619.

Wir ſteigen herab von der Reinsburg-Höhe, und treffen auf der hälftigen Abdachung ein gar herrlich Quartier, wo der Magen findet, wornach er knurret, gute Speiſen, reinen Trank, liebliche Gartenanlagen, in welchen des Sommers das junge und ſchöne Geſchlecht liebäugelt und ältere Herren, großenteils aus dem Beamtenſtande mit ihren Matronen der Ruhe pflegen, bei guter Muſik. Dieſer Ort heißet „Silberburg“ und hat ſeinen Namen von dem früheren Beſitzer, der Silber hieß und deſſen Familie gegenwärtig kräftig lühet. Wir wenden uns jetzt nach den weſtlichen Höhen, welche Stuttgart umgeben, und kommen zuerſt an einen See, benamet „Feuerſee“, unter deſſen Keſſel aber kein Feuer brennt, der ſein Waſſer vom ſogenannten „Chriſtophsſtollen“ erhält und dazu dient, bei etwaigem Brandunglück in Stuttgart ſeine Fluten nach der Stadt zu wälzen. Herzog Chriſtoph ließ den Weiher anlegen. Sind wir hier vorüber, ſo überſchreiten wir die ſogenannten „oberen Spitaläcker“, auf welchen man gegenwärtig links der Straße eine Art Burg nach amerikaniſcher Weiſe baut, benamt „Pönitenzhaus“, d. h. Büßungszellenhaus für rückfällige Verbrecher. Wollen hier nicht lange verweilen an dieſem traurigen Zeichen der Jetztzeit, ſondern weiter ſchreiten und uns an das längſt verſchwundene Dörfchen „Steinenhauſen“, welches zwiſchen dem „Vogelſang“ und den „Bleckerthalden“ gelegen ſein ſoll, gemahnen, auch rechts einen Blick hinabwerfen nach den „Milchſuppenäckern“ und der „Hoppelau-Friedhofkapelle“, woran die Thüren größer ſind, als das Haus. Benannte Äcker ſollen ihren

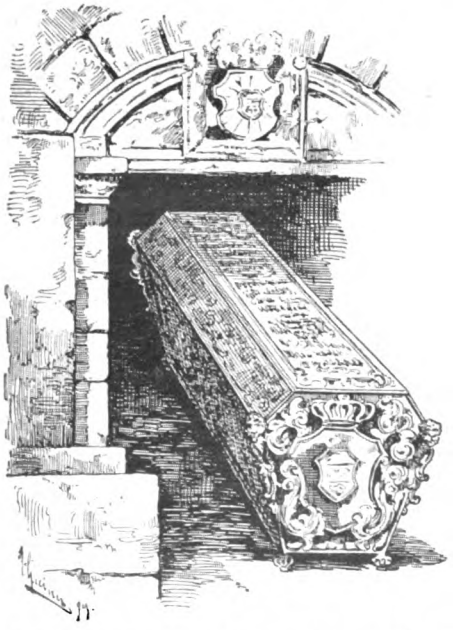
wunderlichen Namen daher haben, daß ein alter reicher Mann, erzürnt von den Seinigen, in den Spital ging und ſeine Äcker demſelben vermachte, dafür aber nichts genoß als eine Milchſuppe, worauf er alsbald ſtarb. „Hoppelau“ hieß die Gegend ehedem deswegen, weil man daſelbſt die Pferde zu den Turnieren einſchulte und dadurch der Boden ſehr holperig gemacht wurde. Der Kirchhof aber wurde im Jahre 1626 angelegt, als eine gefährliche Peſt zu Stuttgart viele Menſchen dahinraffte. Die ſonſtig Geſtorbenen nahm der ſogenannte „mittlere Kirchhof“ auf, welcher oberhalb dem Spitale lag, der 1601 geöffnet und 1800 geſchloſſen wurde. Nun gelangen wir zu dem Berge, deſſen Name „Forſt“ iſt, der einen köſtlichen Wein liefert und deſſen hälftige Höhe ſchon eine herrliche Ausſicht über die Stadt und ſeine Umgebung darbietet. Auch er trug einſt ein ſtolzes Gebäude, „Forſtburg“ genannt, die den Edlen von Büren gehört haben ſoll, welche großen Güterbeſitz im Glemsthal gehabt haben. Der Umfang der Veſte war ſehr groß und ihre Türme und Wehre hoch und ſtark. Die Zeit ihrer Erbauung iſt unbekannt; zerſtört wurde ſie mit den andern Burgen um Stuttgart 1287, vor welchem Jahreslauf ein ſolch geiziger Burgherr auf dem Forſte geſeſſen haben ſoll, der zuweilen Betteln gegangen, obgleich er großen Reichtum beſaß und nur eine einzige Tochter hatte, deren Mutter eine von Roſenberg war, welche unter dem geheimnisvollen Namen „die weiße Frau“ bekannt iſt. Die Grafen von Roſenberg gehörten zu den angeſehenſten Geſchlechtern des neunten und zehnten Jahrhunderts, und wenig Fürſtenfamilien Deutſchlands gab es, die nicht mit den Roſenberg in der damaligen Zeit verwandt waren. Dieſer Edle von Büren auf der Forſtburg plagte aus Geiz ſeine Ehewirtin alſo, daß ſie mit ihrem Töchterlein den blaſſen Hunger leiden mußte. Zuletzt machte er ihr die Zumutung, auf „Haiſche“ (Forderung) zu gehen, bei ihren Verwandten, und als ſie ſich des weigerte, riß er ihr die Kleider vom Leibe und jagte ſie im Nachthemde hinaus in die dunkle Nacht. Verzweiflungsvoll ſchaute ſie in's Thal und ſah ein Licht aus dem Brunoſchloſſe heraufſchimmern. Sie ſchritt hinab, ſtieg mit Lebensgefahr über die Bollwerke der Stadt und bat um Einlaß an der Schloßpforte, welcher ihr aber nicht gewährt wurde, obgleich ſie um Gottes Barmherzigkeit willen flehete. Auch ließ der Graf ihr harte Worte geben, weil er ihrer Ausſage nicht traute, verfluchte ſie um ihrer Nachtſtörung höchlich und als ſie mit ihrem

Jammer nicht weichen wollte, ſchickte er einige Pfeile über den Burggraben, daß ſie heulend und wehklagend entfloh, bis nach dem Schwaremberg, wo eine Muttergotteskapelle ſtand. Der „Schwaremberg“ wird diejenige Steigung genannt, welche rechts des Wegs von dem Wachthauſe beim frühern Pulverturm nach der Gablenberger Höhe zieht. Dort ſoll ſie gebetet haben voll Innbrunſt, daß ihr Gott nur ein Kleid ſchenken möge, um ihre Blöße bedecken zu können, da habe ein Engel ihr ein ſchneeweißes Gewand vor die Füße gelegt, das ſie angezogen und darin weiter gewallt ſein ſoll, um Hilfe zu ſuchen auf Stauffen, wo der Bruder ihres Eheherrn hauſete.

Weiter und immer weiter ſchritt die Verſtoßene nach Stauffen, Büren, Helffenſtein, Strahlau, Göding, Colowrad, Prag und dem Hradſchin, Obdach zu ſuchen, denn alle dieſe und noch viele andere Fürſten und Herren waren ihr nahe durch enge Familienverwandtſchaft. Nirgends aber ward ihr eine Stätte vergönnet, überall wurde ſie als Wahnſinnige behandelt und lieblos abgewieſen in ihrer Not. Deſſen betrübte ſie ſich ſehr und ſie entſchloß ſich wieder heim zu ziehen, des nämlichen Wegs, den ſie gekommen. Und als ſie dem Schloſſe Hradſchin zu Prag den Rücken wendete, befiel den König Wenzel eine große Angſt, darum, daß er nicht Barmherzigkeit geübt hatte an dem Schweſterkind ſeiner Mutter. Und er ſchickte ihr einen Diener nach, ſie zurückzuholen in das Schloß, aber ſie weigerte ſich des Rückgangs. Darob ward Wenzel zornig, gebot, ſie mit Gewalt zurückzuführen und vor ſeinen Augen zu enthaupten. Dieſer Befehl wurde pünktlich vollzogen, und ihr Haupt viel zur Erde, während er vom Söller ſchaute. Das vergoſſene Blut aber befleckte ihr weiß Gewand nicht im Geringſten, ſondern es wurde nur heller davon. Das ſah der Prieſter, der mit ihr gebetet hatte auf ihrem Todesplatze. Er fiel nieder vor dem Wundergewand und mit ihm alle Zuſchauer, welche das Kleid nach dem Gotteshaus brachten, wo es noch heutzutage zu ſehen iſt, in der Kirche, wo der heilige Nepomuck in ſilbernem Sarge ruht. Bedrängte und Verlaſſene wallfahrteten mehr als vierhundert Jahre nach dem Kleid der „weißen Frau“ und Gläubige zollen ihm jetzt noch große Verehrung, wenn es ausgeſtellet wird. Der böhmiſche König erkrankte bald nach dem Tode der von Roſenberg, und als er am Sterben war, that ſich in der Nacht die Thüre ſeines Schlafgemachs auf, und an ſein Bette trat die „weiße Frau“, bekreuzte ihn verzeihend, und ging lang-

ſam wieder von dannen, worauf er alsbald ſtarb; doch nicht allein der ſterbende König hatte die Erſcheinung geſehen, ſondern Alle, welche im Schloſſe wach waren. Nicht lange darauf ſaß Fürſt Colowrad auf ſeiner Veſte, und ſchaute im Abendlichte hinaus auf die geſegnete Landſchaft, welche ihm unterthänig war. Da läutete es plötzlich über ihm, als ob dahingeſchieden eines der Seinen. Während er ſpähete, weſſen Arm die Glocke läutete, trat neben ihn jene Frau im weißen Gewande, winkete abſchiedlich mit der Hand und verſchwand. Alsbald rief der Fürſt alle ſeine Dienſtleute zuſammen und fragte ſie, ob ſie die gleiche Erſcheinung, wie er, geſehen hätten; aber ſie waren deſſen nicht kundig. „So beſtellet mein Begräbnis," ſprach Colowrad, „denn es war die zu Prag enthauptete Baſe, die ich hinausgeſtoßen habe in ihrer Not, da ſie mich um Obdach bat." Und ſo ſehr des Fürſten Angehörige und Diener ſich bemühten, den Hergang vergeſſen zu machen, ſo ordnete der Schloßherr doch ſeine Leichenfeier an, beſtellte ſeinen Sarg und machte ſein Teſtament, in welchem er ausdrücklich feſtſetzte, daß ſein Sohn Alex ein Gemälde anfertigen laſſen ſolle, das die Erſcheinung ſeinen Nachkommen verewigen ſoll, welches Gemälde auch noch bis zum Jahre 1679 in dem Beſitz der Familie war, dann aber in einem Brande unterging. Ein nachher angefertigtes zweites Bild hängt in der Schloßburg zu Wien. Es iſt vier Fuß hoch und drei Fuß breit, ſtellt eine bleiche Frau mit weißem Kleide vor, eine Kaputzhaube auf dem Kopf und barfuß, läutend mit der linken Hand an einer Glocke, mit der rechten Hand einem ſtattlichen Ritter Abſchied winkend, der im Mondſchein ſtaunend ſie anblicket. Stirbt einer der Colowrade, ſo läutet er jedesmal zuvor, daher die Glocke auf der Burg „Beſtellhausglocke" heißet. Bei Kaiſer Karl V machte die weiße Frau fünf Tage vor ſeinem Tode Beſuch. Er ſagte hierüber alſo zu ſeinem Arzte: „Fünf Tage nach heute werde ich eine Leiche ſein. Sie dürfen ſich deshalb wegen meiner nicht mehr den Kopf zerbrechen, Herr Doktor. Die weiße Roſenberg war ſoeben bei mir und zeigte mit dem Finger mir den Tag meines Todes. Rufen Sie mir den Prior von St. Juſt." Als dieſer erſchien, verlangte er von ihm, daß er eine Leichenfeier ihm anordnen ſolle, als ob er jetzt ſchon geſtorben wäre. Der Kloſterherr lächelte des Begehrs. Karl aber ſprach: „Gewähret mir das, ehrwürdiger Herr, warum ich Euch bitte." Und man hielt

ihm ein Totenamt. Karl legte ſich, angethan mit einem Sterbekleid, in den Sarg und ließ ſich in die Kirche tragen. Seine Diener ſtanden in Trauerkleidern um ihn her, die Geiſtlichen ſtimmten Leichengeſänge und Gebete an. Nach beendigter Feierlichkeit entfernte ſich wieder der Zug; Karl aber blieb noch einige Zeit im Sarge liegen, dann erhob er ſich, ſchlich in ſeine Zelle und ſtarb zu derſelben Stunde, welche ihm die Erſcheinung angezeigt hatte. Auch auf Schloß Göding in Mähren erſchien die weiße Frau, und früher ſchon war ſie auf dem Hohenſtaufen erſchienen.



„O mein Sohn! mein Sohn Konradin!“ rief am 29. Oktober 1268 die 64jährige Witwe des Kaiſers Konrad IV auf Hohenſtaufen, „Dein junges Leben iſt dahin! Heute Nacht iſt bei mir geweſen die „weiße Frau“ und hat die Sandtenne (Sanduhr) gehemmet auf dem „Brüſtſchranke“. Und nach Umfluß ſieben langer Wochen erhielt die Wehklagende die Botſchaft, ihr Sohn, der letzte Hohenſtaufe, habe zu Neapel unter dem Beile des Henkers verblutet. Gleiche Erſcheinung hatte der Burgherr auf Büren. Als er Tag vor Ende des Jahres 1408 von der Jagd Abends heimkehrte und in ſein Schlafgemach trat, ſchüttelte eine weißgekleidete Frau ſeines Lagers Kiſſen und verſchwand nach kurzer Weile. Büren that den Seinen kund, was er geſehen, worauf er anderswo zu ſchlafen genötigt wurde. In zweiter Nacht darauf aber fiel ein Stein aus der Kreuzgewölbdecke ſeines Zimmers und ſchlug ihn tot. Dieſen Hergang erzählet Hilar Binder, mit dem Beinamen „Kolbig“, in ſeiner „Chronik von Gmünd und etwelcher Schlöſſer und Burgen, 1593“, ausführlich. Dieſe weiße Frau ſoll im Leben ein und dieſelbe Perſon geweſen ſein,

welche auf der Forſtburg bei Stuttgart wohnte, von ihrem Manne etwa um's Jahr 1100 verjagt und zu Prag enthauptet wurde. Sie ſoll vor ihrem Tode von Gott die Gnade erfleht haben, allen denen, welche ihrer Familie näher oder entfernter angehören, ſo, wie ſie im Leben wandelte, vor ihrem Ende erſcheinen zu dürfen, damit kein Glied derſelben ohne Buße dahinfahren und der ewigen Barmherzigkeit verluſtig werden möge. Dieſe Bitte wurde ihr gewähret, worauf ſie ihrem Gemahl auch auf der „Forſtburg bei Stuttgart" erſchienen ſein ſoll, als er eben einen zottigen Hund an ſeine Geldkiſte neſtelte, welche er in einem tiefen Gewölbe, im Schooß des Berges, unter der Erde verborgen hatte. Und als der Geizhals aufſchaute, ſtand das Bild ſeiner Frau vor ihm, ſo, wie er ſie vor einigen Jahren hinausjagte im Nachthemde in die Dunkelheit. Zornig darüber, daß Jemand anders noch als er den Ort ſeiner Schätze kenne, verfluchte er ſein Weib, welche er leibhaftig ſich dachte, und vermaß ſich, den Schlüſſel des Gewölbes nach ihr zu werfen. Plötzlich aber verſchwand der Beſuch, nirgends fand er einen Ausweg mehr und er ward lebendig gefangen. Lange hörte man den Hund heulen, jedoch keinem der Knechte gelang es, die Spur zu finden, wo derſelbe winſelte, ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gaben, ihn zu befreien und den Burgherrn, den ſie mit ihm gehen ſahen, in Freiheit zu bringen. Jedes Jahr darauf, in der Nacht, da der von Büren den Seinen fremd wurde, ſah man in der Nähe eines großen Baumes, nach Stuttgart gerichtet, einen Hund mit feurigen Augen ſitzen, der einen großen Schlüſſel im Maule hielt, wodurch die Sage entſtand: Wer dem Hunde den Schlüſſel aus ſeinem Rachen entwinde, der erlöſe den Geiſt des verfluchten Burgherrn und finde den vergrabenen Schatz im Forſtberge. Viele ſollen ihr Leben daran gewagt haben, ſo ein Andreas Rümmelin, den man am anderen Morgen an dem Ort ſeiner Wagnis, 1488, tot fand. Ebenſo gab ein Jung Eberhard Rühl daſelbſt in der heiligen Chriſtnacht 1610 ſeinen Geiſt auf. Auch fand ein katholiſcher Teufel- und Geiſterbanner, von Weil der Stadt berufen, daſelbſt ſein Ende. Seine Gliedmaßen ſollen ſchwarz und blau, und ſeine Kleider verbrannt geweſen ſein. Solches geſchah in der Peter- und Paulnacht 1561, als eben eine große Finſternis über der ganzen Erde war. Sodann hatte vor zwei Jahren (1617) Gottlieb Adam Semminger, ſeines Gewerks ein Weinberger und Steußler, den

Verſuch gemacht, den Geiſt zu erlöſen, nicht des Schatzes wegen, ſondern nur des Gebannten Seele zu erretten. Schon von ſeinem Vater war er ein wohlunterrichteter Bibeljünger und führete einen ehrbarlichen frommen Wandel; er vermochte Krämpfe zu heilen, Blut zu ſtillen und dergleichen geheime Dinge mehr. Spät abends lag er einsmals auf der Hut und ſah in nicht großer Entfernung von ihm am Forſtberge eine ſtete helle Leuchte. Neugierig ging er derſelben nahe, und ihm war, als ob er einen Hund mit Flammenaugen ſehe, der bei ſeinem Gebete ſich zuſammenzog und endlich verſchwand. Heimgekehrt erzählte er die Begegnung ſeinem 86 Jahre alten Vater, der ihn vor jedwedem Thun in Ferne abmahnte, indem er ihm gar grauſige Unglücksfälle von dem Kreisplatze erzählte, aber je mehr er gewarnt wurde, deſto ſtärker wurde ſein Mut und der Trieb, den unglückſelig Gefangenen aus den Banden der Hölle und der Verdammnis zu erretten. Dieſer Gedanke nahm ſein Dichten und Trachten ein.

Der Bibelſpruch.

Ohne Jemanden etwas zu ſagen, ging in der Charfreitagnacht 1617 Semminger mit einer Bibel hinaus und ſetzte ſich unter den Baum, wo er früher den Hund geſehen haben wollte, und betete inbrünſtiglich. Mehr als eine volle Stunde währete Todesſtille. Wenige Minuten vor Mitternacht aber begann ein undeutlich Geräuſche, das nach und nach deutlicher wurde und einem Kettengeklirre glich, bis nach einigen Augenblicken eine durchſichtige Geſtalt mit einem Hunde erſchien, der einen Schlüſſel im Munde trug und hellſprühende Blicke nach dem Betenden warf, welcher ſich Auskunft erbat, wie es ihm möglich werden könnte, den aus der Finſternis und Verdammnis Heraufgeſtiegenen zu erlöſen? Statt einer Antwort aber trat der Gefragte heran, ſchlug die dargebotene Bibel auseinander und drückte die Finger der rechten Hand auf eine Stelle und verſchwand. Dunkle Nacht umfing den Einſamen wieder und heim ſchlich er geängſtet an Seele und Leib. Den andern Morgen nahm Semminger die mitgetragene Bibel zur Hand und ſah fünf Brandmalzeichen über dem vierundzwanzigſten Vers im neunundvierzigſten Kapitel des Propheten

Jeſaias, welcher alſo heißet: „Kann man auch einem Rieſen den Raub nehmen? Oder kann man dem Gerechten ſeine Gefangene los machen?“ Bald darauf ſtarb Semminger; ſeine Bibel eignete ſich Herr Doktor Sartorius zu. Alſoweit berichtet Bührer. — Dieſe Sage lebet noch heute in dem Munde vieler älteren Perſonen.

Der Fund auf dem Gähkopf bei Stuttgart.

Nachrichten von Bürgermeiſter Hans Welling. 1530.

Als die einzige Tochter Des von Büren auf der Forſtburg Vater und Mutter verloren hatte, verkaufte ſie ihre Burg an den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, im Jahr 1246, und baute ſich nicht ferne davon erſt ein kleines Haus, da, wo die Ruhebank bei den Pappeln iſt, und der Fußweg nach Feuerbach hinzieht, wenn man die Staffelfurch aufſteiget. Weil aber in den damaligen unruhigen Zeiten dieſes Haus wenig Schutz gewährte, ſo wurde die nahe zerfallene Burg „Gähkopf“, von welcher jetzt noch die dortige Weingarthalde ihren Namen hat, dazu benützt, daß ein Teil ihrer Mauern abgebrochen und zur Umſchirmung des Frauenhauſes verwendet wurde, worauf dann die neue Gebäulichkeit „Frauenberg beim großen Kreuz“ genannt wurde. Die Gähkopfburg blieb aber immer noch ein ſtattliches Gebäude, das mit einem mächtigen Turme von der äußerſten Stirne des Berges gegen die Stadt herabdräute, welcher aber nicht bewohnt wurde, ſondern gar gefürchtet war, denn es ging die Sage, daß darin ein „behextes Mägdlein“ ſitze, das von Zeit zu Zeit, beſonders wenn ein Gewitter im Anzuge ſeie, ein lieblich Spiel treibe. Dieſe Sage aber hatte ihren Urſprung wohl darin, daß man auf dem Turme im Jahr 1520, wie Bürgermeiſter Hans Welling in ſeinem Hausbuche berichtet, die eiſerne Umfaſſung einer Windharfe gefunden, an welcher noch fünf „papierdünne Stahlblättelein“ geweſen ſeien, welche einen gar „liebelichen Ton gegeben, wenn man ſie wenigſachte beſchnellet, oder nur mit einem Balg (Blaſebalg) angeſchnaubet habe“. Dieſe Windharfe befand ſich hoch oben

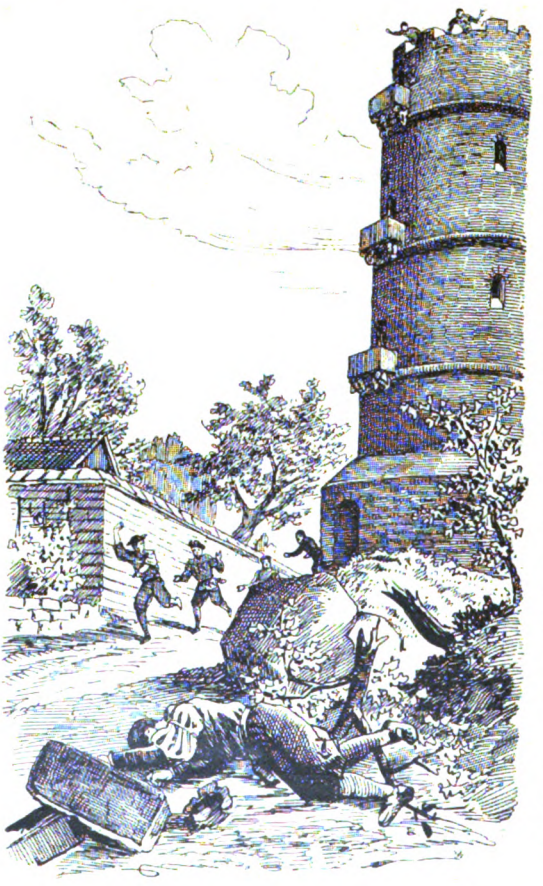
im ausgebrannten ſtiegenloſen Turme, und konnte nur gehört, nicht aber geſehen werden. Der erſte Stein, den man bei dem Abbruch des Gähkopfturmes herabwarf, zerſchmetterte einen Eßlinger Werkmeiſter, der beauftragt war, die Stadtmauer ob dem Bollwerk von den Burgſteinen zu bauen. Auf den Unglücksſtein meiſelte der Sohn des Getöteten die Jahreszahl 1519 und darunter die Worte:

„Dieſ' ſchwehr geſtayn hatt todtgeſchlaghen,
Den vatter mayn in helfft ſyner tagen,
Vnd wo ich ihn funten, blutig vnd todt,
Den Stein zu verſcharen mir alſo that noth."

† † †

Als man im Jahr 1811 nach einem Steinbruch unterhalb des Gähkopfs ſuchte, fand man dieſen Denkſtein 15 Fuß tief unter der Erde, er wurde aber nach einigen Tagen wieder als ein böſes Zeichen für die Bauleute ſorglich verſcharret. Wenige Monde darnach meiſelten außerhalb des Seegaſſenthors, wo vorher die Ziegelhütte ſtand, viele rüſtige Steinmetzen. Etliche ſuchten unter der Baubrücke, auf welcher man die Quaderſteine an dem neuen Gelände hinaufwälzte, Schutz vor den heißen Sonnenſtrahlen bei ihrer Arbeit. Eben waren deren mehr als ein Dutzend darunter verſammelt, als man einen außerordentlich ſchweren Quader über ihnen hinaufſchaffte. Plötzlich brach das Gerüſt unter ſeiner Laſt zuſammen und erſchlug drei ſorglos darunter arbeitende Steinhauer. Entſetzen verbreitete dieſes Unglück durch die Stadt, beſonders aber beugte es den Bauherrn ſchrecklich darnieder. Er ließ den Quader mit dem Wort „Unglücksſtein" bezeichnen und tief an dem Fuß des Berges verſenken, wo man gen Feuerbach die Staffeln betritt. Als der Gähkopfturm abgebrochen war, wühlte man auch die Fundamente heraus, und als man beinahe zum Letztſtein kam, fand man eine große Steinplatte, welche einen kleinen Behälter deckte, in welchem viele alte römiſche Goldmünzen gelegen ſein ſollen, welche aber ein Werkmeiſter Peter von Waiblingen ſich angemaßt haben ſollte, worüber er vernommen und Hausſuchung bei ihm gehalten wurde. Man fand bei ihm aber nur ein einziges Geldſtück aus den Zeiten des römiſchen Kaiſers Diocletian, das man ihm nahm und an das herzogliche Münzkabinet einlieferte. Später

ergab es ſich durch einen Geſellen des Peter, daß der Werkmeiſter ein Steingefäß aus dem Behälter gehoben, ſeine Kappe aber ſogleich als Decke darauf geworfen habe und damit davongegangen ſeie; ſodann an einen Juden Aron Bernauer, zu Gmünd anſäßig, den Inhalt verkauft habe. Die Gmünder Behörde war aber zu keiner Unterſuchung willfährig, und der Finder blieb im Beſitze ſeines Reichtums. Dafür ſtiftete der Werkmeiſter eine ſilberne Hoſtienbüchſe in die Kirche, welche aber General Melac im Jahr 1688 den 6. Dezember mit den Worten einſackte: „Was Peter in Gottes Tempel ehret, bringt dem Franzmann keine Unehre.“ Er glaubte nämlich, unter dem Peter, deſſen Name als Stifter im Innern des Deckels ſtand, verſtehe man den heiligen Schlüſſelmann. Die Steinplatte hatte ſchlechte Schriftzeichen, welche der Hauslehrer Hillenbrand bei Herrn von Bouwinghauſen allein zu entziffern vermochte; er forderte aber zwanzig Gulden von dem Archivar. Dieſe Forderung ſchien jedoch dem erſten Bürgermeiſter, Friedrich Jäger, vulgo Schetterer, zu viel und man brachte die Platte auf's Rathaus, wo ſie ſpäter im Schwurzimmer hinter dem Ofen aufgeſtellt wurde.



Von dem Gähkopf herab, berichtet Welling weiter, bis zu der Wittib Nißlin „Burſtel“ ging ein hoher gewölbter Gang, deſſen Stufen rund ausgetreten waren, daß man darauf faſt keine Habe hatte. Der Ausgang war durch einen 12 Schuh breiten Erdhaufen verwehrt, und als derſelbe hinweggeräumt war, kam man in das Weingarthäuslein des Elias Schwab. Dieſes Häuslein war aber nur eine Fortſetzung des Ganges von oben herab. Ein „Brünnlein“ ſoll ehemals dort geſtanden, auch der Wald noch vor ſiebenzig Jahren darüber heruntergegangen ſein. An dem vorerwähnten Gähkopfturme waren drei Höhenabteilungen mit Vortritten, deren jeder auf wunderlichen „Larvgeſichtern“ ruhete. Die untere Reihe ſtellte Ochſen-, Löwen-, Säue- und Schnörkeltierköpfe, mit und ohne Ringe durch die Naſen, vor. Die zweite Reihe waren menſchliche Rieſenköpfe mit tragenden Achſeln, glatt und bartig. Die dritte Reihe waren Vögel, Eulen, Adler und Krummſchnabeleien vorſtellend. Alle dieſe Figuren wurden „inſonderlichkeit“ gerne gekauft und an Ecken und über Thüren, bei neuen und alten Gebäuden, beſonders in der reichen Vorſtadt und am Markte, „ſtolziglich“ verwendet. Herr Alt Dr. Jakob Kiengſpach hielt alle dieſe „ſtaynereien für Römergemach“ aus den Zeiten eines Druſus, der zu Chriſtuszeiten an dem Rheingewäſſer ſich aufgehalten haben ſoll. Beſonders wollte er dies durch die Sonne, ſo über dem Thor gehauen war, beweiſen, der große Kopf und halbe Körper, ſo über der Thorſonne drohete, habe dem Neſte den Namen gegeben. Wie viel daran Wahres und Vermutliches iſt, vermag ich (Hans Welling) nicht anzugeben, da ich „kayne fürnehme ſtudia getrieben, auch kayne Hochſchul frequentirt hab“. Nicht fern dieſes Turmes ſtand eine „veſte Letze“ (Schanzvorwerk), welche vordem den Bewohnern der Frauenburg (auch Frauenberg) zum Magazine gedient haben ſoll. Dieſe Letze aber brach ein Herr von Stein ab und baute ſich davon zu Stuttgart um's Jahr 1453 ein eigenes „Fechthaus“, wodurch er ſich aber ſehr verſchuldete, daß er ſich genötigt ſah, dieſes Gebäude ſeinem Darleiher, Hans Prünzeler, Werkherr und Pfändler in der Köllingaſſe, abzutreten, der es wieder 1478 an die Stadt verkaufte, welche dann das Zeughaus daraus ſchuf, das hinwiederum dem Bazar in der Königsſtraße vor fünfzehn Jahren Platz machte. — Vor der Frauenburg ſtand ein weithin ſichtbares, fünfzehn Fuß hohes, ſteinernes Kreuz, das dem heiligen Meinrad zu Ehren geſetzt wurde,

wie aus der Denktafel, welche den Ruheſitz bildete, mühſam zu entziffern war und alſo geheißen haben ſoll:

„Dem heiligen Meinrad zu Ehren geſetzt ich bin,
Von der Frauenburg Oberin, geheißet Irin.
Ich ſchütze weitum Feld, Wald, Weinſtock und Wieſ'
Vor Böstau, Froſt, Mißwachs und Rieſergekies.
Drum geh' Niemand, wer's auch ſei, hierorts vorbei,
Er bet' erſt andächtig die heilige Litanei!
Woll' auch der Mutter gotts dienſtiglich ſein,
Der'n heiliger Sohn litt für ihn Pein."

Dieſes „hohe Kreuz" ſtand noch zu Anfang vorigen Jahrhunderts, bis es eine Horde Franzoſen 1706 umwarf. — Als Kaiſer Maximilian 1488 auf ſeiner Rückreiſe von Aachen, wo er ſechs Monate verblieben, das zweitemal nach Stuttgart kam, fragte er Eberhard, wie es denn komme, daß Stuttgart nirgends Schutzkreuz habe, ob es denn ſo gar bei Gott in Gnaden ſtehe, daß es deren nicht bedürfe? Darauf antwortete Eberhard: „Obgleichen wir waydelige Sünder allhiero allſamptlich ſeynd, ſo hat uns doch Der über uns löbelich ſeit unfürdenklichen Zeyten an Leib, Seel, Haab, Gut, zu Berg und Thal verſchonet, und keine Fahr uns bereitet, als welche da iſt unſers aygens ſchuldens. Doch han wir ein ſtattlich Kreuzzeichen auf unſerer Frauenhöh', wenn's Euch begundet, kayſerlicher Vetter, wöll'n wir dahin." Maximilian war dies Anerbieten genehm, da es eben ein ſchöner Septembertag war, die Fluren herrlich lachten und die Weinſtöcke allerwegs voll zeitiger Trauben hingen. „Woll'ns nit och yn Traube herr Eberhard?" riefen die Winzer treuherzig aus den Reben, und boten deren „mannigfaltiglich" an, wovon er etwelche mit ſeinem Begleiter verzehrte. So kamen ſie unvermerkt auf die Höhe, wo das Kreuz ſtand. Als der Kaiſer die herrliche Landſchaft in ihrem Segen überſchaute, ſagte er: „Fürwahr Vetter, Euer Land iſt gar ſchmuck und die Menſchen drin treugrüßig und mild. Wohlgemeinet, d'rum glaub' ich, daß nit halb ſo ſteifiggroße Sünder drin wohnen, als Ihr mir merktet, ſonſt würde ſie Gott aus ſolchem Paradiesgarten endelich jagen."

Das Schafhaus auf dem Kriegsberg.

Nachrichten von Bürgermeiſter Hans Welling. 1530.

Von dem Frauenberg kommen wir in einer halben Stunde auf den Rücken des „Kriegsberges", deſſen Gipfel zwar keine ſo große Fernſicht darbietet, als der Gähkopf, aber doch eine ausgezeichnet ſchöne Landſchaft liegt zu den Füßen des Beſchauers. Die Reſidenz mit all ihren maleriſchen Umgebungen bis hinab in das Neckarthal, bildet einen gar lieblichen Plan. Köſtlicher Wein fließet aus ſeinen Brüſten, und ſchattige Rebhäuſer trägt er auf ſeinen Hüften. Blütenſchnee decket im Frühling ſeinen Fuß, grüne Bäume umſchatten ihn im Sommer, ſchwere Äſte ſchütteln ihm im Spätjahr ſüße Gaben dar, und auf ſeinem grünen Sammetſchemel tummelt ſich ſorglos und wohlgemut die heitere Jugend umher. Warum ſehnet ihr euch doch oftmals, Bewohner dieſer herrlichen Landſchaft, mit unruhigem Geiſte nach einem fernen ſchöneren Lande? Wiſſet ihr noch immer nicht das Herrliche eurer Heimat zu würdigen, ſo ſteiget nur auf euren Höhen umher, und ihr werdet in vollem Maße nahe finden, was ihr ferne ſuchet. Einige wollen behaupten, auf dem Kriegsberge ſeie vor Zeiten auch eine Veſte „Kriegsburg" geſtanden, welche einem Grafen Egino von Urach zu eigen gehört haben ſoll, und der ein ſtets kriegsfertiger Herr geweſen ſeie. Egino und ſeine Söhne ſeien an achtzig Jahren mit den Grafen von Teck, wegen eines Zähringen'ſchen Erbguts im Breisgau, in Fehde gelegen, welch' Letztere endlich, um's Jahr 1219, die Burg erobert und reinab mit derſelben gemacht haben ſollen. — Andere hinwiederum beſtreiten dies und geben an, daß der Berg ſeinen Namen von den vielen Kriegslagern, die dort im 12ten bis 14ten Jahrhundert gehalten worden ſeien, bekommen habe. Im Jahr 1514 lagerte ſich ein großer

Haufen kriegsluſtiger Bauern, Anhänger des „armen Konrad“, auf demſelben, von denen etwa tauſend Mann herabſtiegen, in die Liebfrauen-Vorſtadt eindrangen und allda großen Unfug bei Tag und Nacht anrichteten. Der arme Konrad aber war ein Bauersmann aus dem Remsthale, genannt „Gaispeter“, der äußerſt arm, aber reich an ſpöttiſchen Redensarten war. Um dieſen Peter ſammelten ſich jeden Abend viele ſeiner Armutgenoſſen, welche Verſammlung ſie „Kein-Rath“ nannten, und von welchem nur Derjenige ein Mitglied ſein konnte, der gar nichts mehr hatte als Schulden. Der Aufgenommene erhielt ſcherzweiſe ein Stück Landes zu „Nirgendsheim“, auf dem „Hungerberge“, in der „Bettelhalde“, am „Fehlrain“. Auf ſolche Weiſe ſuchte das durch Herzog Ulrich ausgeſogene Volk im Scherz ſeine Lage ſich zu erleichtern. Bald aber nahm dieſer Scherz einen ernſten Charakter an. Ulchrich hatte nämlich das Gewicht und Maß verringert; dieſes Thun brachte allgemeinere Unzufriedenheit hervor und Gaispeter von Beutelſpach zog mit vielen hundert armen Bauern an den Remsfluß, nahm ein verringert Pfundgewicht zur Hand und warf es mit den Worten in das Waſſer: „Han die Bauern Recht, ſo ſink' zu Boden; hat der Herzog Recht, ſo ſchwimme oben!“ Natürlich ſank der Pfundſtein und die Bauern ſahen dies als ein Gottesgericht an, ſie rotteten rebelliſch ſich zuſammen und zogen in großen Haufen plündernd hin und her, bis auch eine Rotte von etwa tauſend Mann von Untertürkheim nach Cannſtatt, von da nach Zuffenhauſen, Feuerbach und gen Stuttgart zog. Auf dem Kriegsberg hielten ſie ſtille, um ſich erſt mit den Unzufriedenen in der Stadt zu verſtändigen. Auf dem „Kriegsberge aber war ſeit undenklichen Zeiten ein großes Schafhaus“, auf dasſelbe ſteckten die Bauern eine Fahne, welche aus einem geriſſenen Leintuch gefertigt war. Sechs Tage lagen ſie daſelbſt, aßen und tranken, waren guten Muts und ſangen, und was ſie ſangen, war:

Herr Ulerich, Du Wetterhahn!
Sieh'ſt Du der Bauern Siegesfahn'
Ob Deinem Sündenneſt fliegen?
Vorbei iſt Herren-Herrlichkeit,
Der Tag der Gleichheit iſt nit weit,
Wir Bauern werden ſiegen!

Wir han dann Geld im Überfluß,
Dem Herrmaid ſchmeckt der Bauernkuß,
Roth=gel ſind unſre Janken.
Schliz, Schooß und Peter iſt uns g'recht,
Schien', Deg' und Muck zirt Baurn nit ſchlecht,
Zopfball kirrn unſern Anken.

Der dicken Pfaffen Mantelei,
Und ihrer Schafffrau Heipubei
Saynt uns zu Nutz geworden.
Die Goldfüchs in den Truh'n der Stadt
Kirrn fürdeweg dem Koinenrath,
Goispeter ſtolz in Borden.

Und wer etwan dergegen iſt,
Muß beten: „Lieber Herrechriſt!
Mein Endlebtag iſt kommen!"
So wird die Druck= und Herrenbrut
Verſaufen gar im eig'nen Blut,
Und Bauernnoth verſtummen!

Den fünften Tag der Bauernraſt, am 1. Auguſt 1514 nachts, wollten die Anführer in die Altſtadt eindringen, ſich mit ihren Gleichgeſinnten, deren es nicht wenige waren, beſonders in der Leonhardsvorſtadt, vereinigen, über die Reichen herfallen, ihre Hab' und Gut ihnen nehmen und unter ſich gleich verteilen. Wer nicht williglich giebt, der wird geſpießet oder durchs Fenſter geworfen, auch werden fünfundzwanzig „Gaiſelmänner" in Wahr genommen von den vornehmſten der Stadt, des Rats und der Amteien. Alſo ward beſchloſſen, alles beteuerlich von denen von Außen und von denen von Innen. Der Hauptanführer der Verräter in der Stadt war ein Jörg Tiegel, deſſen Mutter Legelin hieß und am Zwingerthor wohnte. Vier andere Burſchen, keiner aus der Stadt, ſondern aus dem Amte gebürtig, waren ſeine vertrauten Spießgeſellen. Sie waren ſtädtiſche Soldknechte und fochten vordem unter mancherlei Fähnlein. Eben ſaßen ſie beiſammen und wanden Hanfſeile knotig und ſteckten Knittel dazwiſchen zum daran Aufſteigen, als der Weingartknecht des Bürgermeiſters Stickel bei ſeiner „Bekanntſchaft", die im gleichen Hauſe der Legelin wohnte, einen Abendbeſuch machte. Einige Augenblicke harrete er ob der Stiegflur auf ſeinen „Braſt",

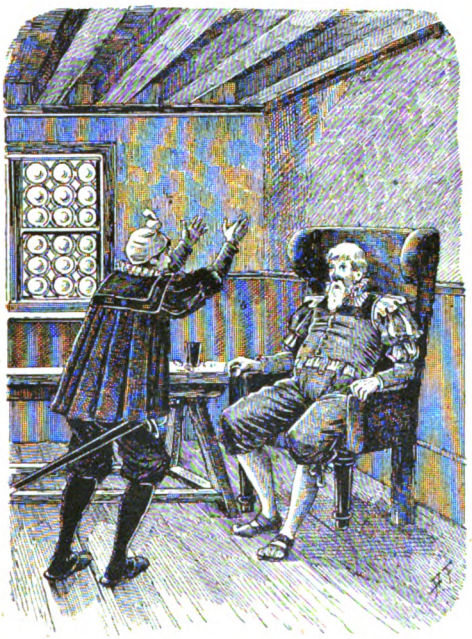
da hörte er verſchiedentliche Stimmen. Eiferſüchtig ſchlich er vor die Kammer, woraus die Töne kamen und erhorchete das Geſpräch: „Wenn du bei Greins Haus ſchilderſt und elf Uhr ſchlagen hörſt, ſo ſteigſt Du auf die Baſtei, wirfſt die Stricke in den Schießgraben, und die, welche raufſteigen, führſt Du durch die Sonn' in's Burgerhöfle, wo aus Dr. Moſers Holzgeraum für 150 Mannen Wehrſpieß', 65 Sturzhauben, 23 Schlagkolben und 7 Stahlbogen geholt werden können. Und Du, Spielmaih, machſt das Inneßlingthörle (beim Becher) auf, läßt die Einrückenden durch den Becherhof nach dem Klepperſtall gehen und dort im Graben ſich ſammeln beim ſteinernen Gaul (gegenüber des früheren Polizeigebäudes). Wenn dann durch Köllreuter's und Klinger's Katzenlauf beim Schützenrain die Kriegsbergler eingezogen ſind, windeſt Du, Sauſer, das Verhaupförtle an der Schulgaß auf, daß herein kann, wer da will. Kanderle gibt's Turmzeichen." Solche und noch viel dergleichen Reden führten die Verredten, nicht denkend, daß ihrer Jemand lauſche, denn ſie ſprachen laut und dismeten keineswegs. Angſterfüllt ſchlich leis der Horchende davon und überbrachte eilig ſeinem Lohnherrn haarklein, was er gehört. Als Bürgermeiſter Stickel dieſe Nachricht vernahm, erſchrack er gar ſehr, zog flugs ſein Amtskamiſol an, ſchnürte ſein Wehrlein rechts um und ſprang in „Quardierlatſchen" (Hausſchuhen), die Zipfelkappe auf dem Kopf, zu Hans Lemlin, dem Obervogten, der oben

im „Beſetzten Weg“ wohnte. Alt und Jung ſchaute ihm nach und lachte den Eilfertigen aus, weil er ſo ganz kurios ausſah, als ob's im Hirnkäſtle Amen geſagt worden wäre. „Was treibt Euch zu mir, Herr Bürgermeiſter, zu ſolch' ungewohnter Zeit? Es ſchlägt juſt neun Uhr auf dem Stifte.“ — „Ein wichtiger Umſtand, ein gar wichtiger,“ erwiderte Stickel, „aber es wird ſich die Sache vielleicht noch zu unſerem Frieden wenden laſſen, wenn wir nicht zu lamentabel ſind. Hab' mir's wohl gedacht, daß wir in unſern Mauern Feinde haben, welche es mit dem Bauernſchwarm halten auf dem Kriegsberge. 'S iſt ein groß Elend, erſter Bürgermeiſter zu ſein allhiero; wollt', hätt's nie angenommen, dieſes undankbare Sorgenamt. Aber ſo iſt der Menſch, wenn er Alles hat, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehöret, ſo gelüſtet ihm nach einem Ehrenamte; alſo iſt's auch mir gegangen. Hab' Vorlaß aus meinem Koppithal im Kern, vom Ausſtichjahr 1503, den ſelbſt Muſje de Malchveſti, der Neapler, köſtlich genennet hat, wie ruhig könnt' ich denſelben genießen, wär' ich bei meinen Reifen geblieben, und hätte nicht Lüſte getragen, aus dem ſilbernen Wappenbecherlein des Rats zu trinken; hätt' mir ja an ein ſilbern Trinkgeſchirr ins Haus thun können, wie Ihr wohl wiſſet, Herr Obervogt und Kollega. Geiz, Geiz iſt eine Wurzel alles Übels, man ſuche Ehr' oder Gut. Hab' eine löbeliche Hausehr', mit der ich ſonſt „ſonderte“ und „veſperte“ (Zehn- und Vieruhr-Eſſen) tagtäglich, ſeit ich aber amte, iſt mir Plauderei, Ruh und Geſcherz mit Weib und Kind benommen. Würd' heut' noch abdanken, wenn ich mich nicht ſchämete, weil's aber juſt kritiſch und verwogentlich ſtehet, vermag ich dieſes nicht, es würd' ſonſt allerlei feig und bös Geſchwätz über mich gehen. Wenn es aber wieder geheuer ſein wird in unſerer gemeinen Stadt, dann will ich thun, was ich mir ſteifiglich vorgenommen; dürft mir's glauben, Herr Vogt, dürft mir's glauben. Aber um's Himmelswillen! Ihr ſitzet da, wie Neff' am Seelthor. Meint Ihr denn, ich ſei in Sparfantlie zu Euch gelaufen, daß Ihr weder Hand noch Fuß rühret in Eurem Backenſtuhl!“ — „Das mein ich eben nicht, Herr Bürgermeiſter, daß Ihr in einem Schuß mich heimſuchet, aber bis zu dieſem Augenblick weiß ich die Urſache Eures Beſuches, in ſo wunderlichem Aufzug, mir nicht zu erklären; was iſt denn geſchehen?“ — „Geſchehen? — Geſchehen iſt noch nichts! Da ſei Gott für. Aber ehe es Mitternacht wird, wird groß Unglück über uns und

die Unſern kommen, ſo Ihr von Eurer Gewalt keinen Gebrauch macht. Wir ſind ſammt und ſonderlich verloren, abſonderlich wir des Rates!" — „So ſagt mir doch endlich, jämmerlicher Haſenfuß, was Ihr eigentlich wiſſet oder heiſchet!" rief zornig der Vogt. = „Dürft nicht flammig werden, Herr Collega! hätt' eher Recht dazu, weil Ihr ſo gar unpflichtlich thut. Jetzt thut aber Einigkeit not. Werft deshalb Eure Wehre um's zweierlei Tuch; rufet etwelche bruſtgeſchützte Soldknechte herbei, die ſich des Zeughauſes verſehen, auf welches heut' nacht ein Anlauf ſtattfindet; ſodann nehm't etwelche mit, ſeien's auch neun oder zehn, wohin ich Euch führe, und wo die Rädelsführer ſitzen bei hölliſchen Ratſchlägen."

Langſam ſtand der Vogt auf, erfüllte nur mit Widerwillen das Begehr des Bürgermeiſters, Amtskleid und Wehre anzulegen, und ſchritt der Altſtadt zu. Von der Burgerwacht entſandte der Vogt einige Soldknechte zum Aufgebot und eh' es zehn Uhr ſchlug, ſtanden an ſiebenzig Mann zur Wehr bereit, darunter ſolche, die nicht ganz ſauber unter dem Bruſttuch waren. Da ſie aber ihr Angezettel verraten ſahen, hielten ſie ſich zu den Ehrbaren und zeigten ſich unter den Treuen der Stadt. Hierauf zog der Herr Stadthauptmann nach dem Turmhaus des Tiegel mit zwanzig Mann, und traf daſelbſt die fünf bezeichneten Rädelsführer, wie ſie eben mit den zur Ausführung ihres Planes nötigen Gegenſtänden auf ihre Poſten ſich davon machen wollten. Nach kurzem Gering wurden ſie überwältigt und in's Gewahrſam gebracht. Mittlerweile zog ſich ein ſchrecklich Gewitter über der Stadt zuſammen, gräßlich zuckte der Blitz, der Donner rollte gewaltig und krachte ſo ſehr, daß die älteſten Leute ſich eine ähnliche Elementenwut nicht denken konnten. In jeder Stube brannte ein Licht und andächtige Gebete hörte man aller Orten. Als dies Alles die Bauern auf dem Kriegsberge ſahen und hörten, ihre Kundſchafter auch mit unerfreulichen Nachrichten kamen, da zogen ſie mit Tagesanbruch von dannen, nachdem ſie vorher das Schafhaus anzuzünden ſuchten, was aber der gar ſtarke Regen verhinderte. Den kommenden Morgen wurde an allen Kreuzgaſſen der Stadt ausgetrommelt, was vergangene Nacht hätte geſchehen ſollen und wie man der fünf Haupträdelsführer habhaft geworden ſeie, und dieſelben der wohlverdienten Strafe harreten. Eine kurze Unterſuchung fand ſtatt, in welcher ſich ergab, daß hundert etlich und ſiebzig Perſonen teils mehr, teils weniger von dem Ver-

red wußten, welche man wortrügete, türmete, prangerte und mit Ruten strich. Mit den fünf Häuptlingen aber wurde „paynlich“ verfahren und ein Rechtstag auf den 5. Auguſt angeſagt, welcher denn auch wirklich an bemeldetem Tage, morgens 7 Uhr, eröffnet wurde, unter den üblichen Vorbereitungen. Es wurde nämlich die Gerichtsſtube ſchwarz behänget, ebenſo die Tiſche und Fenſter, ſo daß es dunkle Nacht im Gehäuſe war und Lichter angezündet werden mußten. Nachdem der Rat und die Richter eingetreten waren, führte man auch die gefangenen fünf Anführer ein, verlas ihnen ihre Verbrechen und ſtellte ihnen auf ihr wiederholentlich Leugnen Zeugen mehr, als deren nötig waren, vor. Jeder ward auf ſeine Ausſage vereidet. Vier Rädelsführer geſtanden, nur der Fünfte, Spielmaih benamet nicht. Man drohte ihm mit Anthun der Folter, und führete ihn ſtracks wegs auf's Folterthörle. Weil es aber juſt Mittag und Eſſenszeit war, ſo verſchob man die Gliedmaßenmang auf Verlauf einer Stunde. Da aber der Folterknecht gegangen kam mit zwei andern Trümeln und die Thür weit aufſchloß, um Spielmaih herauszuholen,



warf der Gefangene den Eintretenden unverhofft ein großes Geflecht voll „Aſche“, das in ſeinem Verwahr ſtand, gewaltiglich über die Köpfe, daß ſie in Verwirrung gerieten und Keiner den Andern im „Staubgemaus“ mehr ſehen konnte. Der Schelm aber gewann das Loch, ſprang die Stieg hinab und ſchlug die Thür hinter ihm zu. Da kam der alte Stadtſcheerer (Chirurg) Fleiner desnächſt daher, welcher alsbald rüſtiglich und wohlfertig ſein

Wehrlein zog, um dem Flüchtling den Lauf zu ſperren. Der Fliehende aber war ein großer und verwegener Kerlbengel und furcht ſich nicht, ſondern hob einen großen Stein auf und ſchrie: „Was? Du witt mi engen, mürber Wedel! eher ſoll Dir 's Hirn verlauffen.“ Anmit ſchwang er hochauf gegen Fleiner. Dieſer aber ließ ihn feldwegs, da er nirgend Zuhilf ſah. Als er ſodann nach der Folterſtube hinaufſtieg, da fluchten und tobten die drei Wartgeſellen ob ihrem Augenſchmerz, welchen ihnen der Einwurf bereitet hatte, bis der Zugekommene mit dem Waſſer ihre Augen wuſch, mit welchem man die Stricke hatte netzen wollen am Drangwerk der Folter. Allwegs wurden die Geſellen verlacht, dem Spielmaih wurde gar von Vielen, um dieſes Gaunerſteichs willen, ſein Fortkommen gegonnet. Aber ſein Entkommen dauerte nicht lange, und „pozentlich“ hatte man ihn wieder am „Schlawitt“ (Wamms).

Der flüchtige Spielmaih nahm ſeinen Weg nach dem Kriegsberg, wo er die Bauern aus dem Remsthal noch zu finden hoffte. Als er aber halbwegs dahin kam, begegnete ihm Metzger Keller, der mit ſeinem Knechte und einem Hunde nach der Vogelſanghalde wollte. „Huſſa Bleß!“ hetzete der Meiſter, „das iſt der Schlingel, der unſere Stadt verraten wollt an's Bauerng'ſindel; Andres, komm ſpring!“ Spielmaih, als er ſah, daß die Hetze ihm galt, wurd' häſig und lief ſchneller als die, welche ihn verfolgten, dem Walde zu. Das Geſchrei der Verfolger aber ſcheuchte viele beim Mittagbrod ruhende Weingärtner auf, die ihm in den Weg traten und den Verrufenen zu halten ſuchten. Er war mit Steinen bewaffnet, und Jeden, der ihm nahte, warf er blutrinnig damit, gleich ſo den Hund. Eben hatte er ſich über Ketterlins Zaun geſetzet, um hinüber nach Linſenmaiers und Reinhardens Haidland zu kommen, als der Boden unter ihm abrandete und er in eine tiefe „Erdgrechtſe“ fiel, in welcher er ſich gefangen gab und ſchweißguſſig heraufſtieg, als ob er verenden wollt, ſo müd und „rehhig“. Kaum aber war er auf ſicherem Boden, ſo ſchlug er ſeinem Linksmanne mit fauſtiger Hand dermaßig Eins in's Angeſicht, daß ihm ſein recht' Aug' aus der Höhl' fuhr. In demſelben Augenblick warf er den Rechts- und Vordermann in's nämliche Loch, aus welchem er heraufgeſtiegen war und wendete ſich mit einem großen Pfahle, welchen er ſich blitzig zuhandete, gegen die drei ihm nachfolgenden Männer. Den Einen ſtieß er damit auf

die Bruſt, daß er zuſammenfiel, und die zwei Andern, junge Burſche, ſprangen davon. Abermals war er frei, aber es liefen noch da- und dorther Verfolger herzu, die ihm keinen Ausweg mehr ließen, ſo daß er dem ſchwarzen Löffel ſich ergeben mußte, der ihm dermaßen die Gurgel zudruckte, daß er ſich nimmer ſträuben konnt. Mit Heftweiden banden ihm die Weingärtner die Händ' auf den Buckel und trieben ihn mit Pfahlſtumpen der Stadt zu, wo er jämerlich verarbeitet um vier Uhr ankam, und von einer Menge Volks umſprungen wurd. Am Abend ſchon wurde gejodelt:

„Halt Spielmaih!" ſchreit ſchwarz Löffel,
„Kommſt nett n'aus aus dem G'ſtäffel.
Do wurſt mit Wieda bunda
Und g'fiart mit Schläg' nach unta."

Von Läugnen war beim Eingebrachten, aus Furcht vor der Folter, keine Rede mehr und den andern Tag wurde abermals über die fünf Rädelsführer geamtet und das End des Liedes war, daß ſie alle Fünf dem Galgen, dem Schwert oder dem Rad verfallen ſeien und das Urteil dem Herzog zur Beſtätigung vorgelegt werden ſolle, welcher auch die Todesart zu beſtimmen habe. Schon den andern Tag kam das Urteil von Ulrich beſtätigt, mit der Bemerkung zurück: „Den fünf Schuften iſt der Kopf mit dem Schwerte vom Leibe zu hauen und ihre Köpfe über den Thoren der Stadt auszuſtecken." Während man den Verurteilten drei Tag Bußzeit gönnte, meldete ſich ein Soldmann bei dem Rate, daß er ſich für einen ſchlimmern Kameraden halte, als die, ſo nun ſterben ſollten, indem er thätigen Anteil am Stadtverrat genommen, auch der Erſte geweſen ſei, der mit den Bauern „gefädelt" habe. Man machte kurzen Prozeß, ſetzte eine Urkunde nieder, die das Geſtändnis enthielt, und ließ ſie von demſelben unterſchreiben. Als dies geſchehen war, brachte man ihn auf das Seelthörle. Am Tag der Hinrichtung nahm der Stiftskaplan den ſechs Maleſikanten die letzte Beichte ab, wobei der, welcher ſich ſelbſt angeklagt hatte, das Geſtändnis ablegte, ſechs unſchuldige Menſchen im Pfälzerkrieg ermordet zu haben, welche Sünde ihm keine Ruhe mehr laſſe, daher er ſich als Verräter angezeigt, um als Mörder ſterben zu können. Der Prieſter zeigte dieſen Fall dem Obern an, der die Sache gar leichtlich nahm und dem

Waſſer ſeinen Lauf ließ; denn er meinte, jetzt ſei die gerechteſte Stunde, dem Seelenleiden des Bemeldeten ein Ende zu machen. Ein anderer der Verurteilten war ein Vater von ſechs Kindern und von Kemnath gebürtig. Das war ein ſchwerer Anblick, als das Weib mit ihren Kindern vor dem Rate niederfiel und um Schonung des Lebens für ihren Mann bat. „Wie kannſt Du flennen und luiken alſolich," ſprach des Rates Einer zu dem Weib, „ump Dynen zuhälder? biſt ja nur in unehr zu yhm geſtanden, dem galghenſchwengel. Hielts etwan gar für gut, Dich auch mit ihm decolliren zu ſehn, derweil ihr doch nur vomp Gangweg gehauſſet und übſchnapp gehalten uff ander Luyt Wieſ' und Flur."

Am 9. Auguſt 1514 führte man die ſechs zum Tod verurteilten Aufrührer auf den Marktplatz, wo ein Kreis gemacht war mit in den Boden geſchlagenen Pfoſten, um welche Seiler gewunden waren. An dem Richtplatz waren nur einige Karren voll Neckarſand ausgeſchüttet. Rund herum ſtand eine Reihe Wehrleute mit Spießen. Am Herrnhaus unter der Stieg ſaß der Scharfrichter in rotem Wamms und harrte auf ſeine Opfer, welche noch über ihm waren bei der „Letztſtabung". Fünf von ihnen nahmen ſtill „Wendum" vor'm Rat. Georg Tiegel aber ſprach: „Da ſitzet ihr herum, ihr dickwanſtige Stadtſchmarotzer, und ſtuget und gucket mich an, als ob ich gegen euer hoh Fleiſchgeſtipp ein verwerfentlich Teufelskind wär', mit dem man je eilfertiger deſto genehmer reinab machen müßt, weil ich wirſch über euer eidvergeſſen Treiben, mich erkräftet mit bedrängt Volk von Auſſen. Seint aber die an der Rems und am Neckar armutheilich wohnenden Bauern nit auch Menſchen? Ihr ſaget freilich: mit nichten; aber ich ſag', ja beſſeres Volk ſeint ſie, als ihr, wie ihr all' hier herumgrunzet, Sprech- und Ratsherren. Jene machte der Leichtſinn, die Üppigkeit und das Verthun des herzoglichen Brauskopfs zu Bettler, wer noch ein Zelglein Land hat, muß es endvöllig verkaufen, oder verpfänden, um der Hofſcharwenzer Laun' und Bauſung zu ſtützen und den zahlloſen Malefizherren ihr dreifarbig Maustuch an ihren ſonſt blutt und bloßen Schelmleib zu bezahlen. Und ihr findet euch derohalben gar wohl hier. Denn wenn drauſſen ſchlecht Regiment, ſo ſeint ihr ſicher in eurem Thun. Ihr ſchlampampet den koſtbaren Wein aus ſilbernen Becherlein, deren man erſt kurzendlich wieder zweiduzendlich puarhaltig hat machen laſſen für eure Vettersvettern, und

woher iſt das Geld gekommen? Aus der großen unſattlichen Stadttruhe, in die kein Tagwerker gucken darf, und ſo er deſſen Gelüſt trägt und jedermännigliche Einſchau und Ratabhör fordert, wird er mit Ruten geſtrichen und geſchandet, alſo, als ob er ein großwolliger Miſſethäter wär. Auch iſt allweg kundig, weshalb ihr's ſo und nicht anders beliebet. Wenn, ehedem ihr Ratsleut wurdet, ihr ſchnarrmaultet wie Fuchstier am Sylveſter, und die Stubmaus bei euch ſich Beulwerk an die Füß lief, bis es in eurer Beſtzeit ein Brodbröſel fand, und eure Leiber dürr waren, wie der Judenlangtag, ſo drehet ihr ſchon noch einem Dreimondsratsſitz die Daumen behaglich über den Nabel. Eure Weiber tragen Sammetjuppen mit Schliz und Miſcheln, und Gewirkhauben mit Goldflenter, wo es ehweg nicht zu Marlin gereichet. Eure Töchter hölzerſtelzen ſich rot auf, wo vorab kein Abſatz war, tragen Nürnberger Fuchteln und thun windig damit, als ob ihr faul Fleiſch zu gut wäre für der Sonne Blick; ſitzen in den Kirchgüterſtühl und ſtrecken die Naſen in die Höh' wie Brutgäns, wenn's regnet. Und woher kommt all dies Gethun? Von der Stadttruhwach. Wenn ihr allſammtlich hier, wie ihr uns jetzt pönet, vordem in niederer Täferei euch geducket, ſo iſt euch darin alsbald nicht wohl geblieben, da ihr Ratsleut wurdet, ſondern ihr bautet euch Häuſer in der Liebfrauenvorſtadt mit großen Kernbogen (Kellerhälſen) und Türnizen. Die Steinwerke holten euch Stadtlöhner von Burghöfen und das Holz fuhrwerkten euch Fronhtner um Naswaſſer herbei, alſo, daß ihr fürſtiglich wohnet und große Reitöhrn habt, die dreimal gſengott hallen, wenn ihr einmal drin nießet. Niemand tragt ihr klärlich der Steuern Komm und Gang vor, und wer darum heiſchet, den ſchleudert man als Aufrührer und Verführer des Volks in allen Flohkammern umher, bis er abläſſet ſeines Gewags. Iſt's drum ein Wunder wenn der grämig wird, der ſich nur zum Werken verdammen ſieht und nirgends Aufricht hat, als am Tod und da nocher machen wanſtige Pfaffen dem Armen das Sterben erklecklich ſchwerer, als dem Reichen; hab' dies wohl erfahren beim Verenden meines armen Vaters, der ſein Lebtag ſich geſchunden hat bei Waſſer, Kleibrod und Schmalatz, und der kein Hühnle gepaynt hat, ſein's und mein's Wiſſens, bei dem ward über all' ſein Gethun waydelich und tapfer gemurret vom Beichtherrn. Da aber ſein Untergaſſennachbar, der Kammerrat Diemer, am Thörle, der in der Jungheit getrieben,

was der Weltbrief bemeldt, im Hausſtand den Teufel und uff der Gaſſ den Scheinengel gemacht, den Sonntag verkippt beim Kegelſpiel und Stahlbruſtſchießen und wohllebete allerweg — mit dem führete der Beichtherr mild Gered und ſperrete ihm weit uff das Himmelsthor ohne Fegung, daß er der Kirche gabte ſein jung Greit in den Thürlen."

„Ebigſo iſt's mit der Gerechtſprach nit beſſer für die Armutheier; wildert ſolch Einer ein Herrenwams nur rauhig an, ſo wird er gepaynt an Leib und Gut, benamt ihn Schlengel und Schwengel, vergonnet ihm für keinen Schilling Mühlohn mehr, bei Stadt oder herzöglicher Kammer-Kanzlei, Ballei oder einer Kaſtenſchreiberei. Man ſiehet gern, wenn er darbet, und daß es ihm rechtſchaffen übel gehet, und Andern zum Exempel werde, auch der Schmeichlerhauf hochzähliger werde mit jedem Jahreslauf und ein frei Wort rarer werde mit jeder Frühleuchte. Vergreifet oder vergoifert ſich aber ein Herr oder Rat gegen einen armen Knecht, Werker oder ehrbaren Stadtſaßen, ſo krähet kein Hahn drum, thät Not faſtgar, er zög drob vom Kopf noch die Schmeerkappe derfür, daß ihm alſolche Unehr beſchehen und er Schläg und Schimpf empfangen. Und will er drob klagen, ſo verklaget er den Teufel bei ſeinem Vetter allwegs, er rüſpert nur kleckſichen Geſtank. Sodannen iſt's nit beſſer mit der Erbſünd Verpön und Buß. Munkelt ein Herr mit einer Hälterin, drucket Jedermann ein Aug' zu und man will noinz g'ſehn und g'hört han; ſchlüpft aber ein Armutheier ynmal in unrechten Stiefel, ſagen's Becken und Marktluit einander und der Trommelhannes ſchreit's aus an älle Gaſſeneck. Wird ein vornehm Maid rund, fuhrwerket ſie uff's Land, um dort zu geneſen; paſſirt's aber einer Armſchelmin, giebt's Fingerdeuterei und ſie muß ſitzen auf's Laſterſtühle und Bußbänkle etwelchmal. Und wenn's an's heuren geht, ſo muſiciret der Zinkeniſt entlang des Kirchengangs bei jenen und die Armen dürfen nit mal an einem Ehrentag kopuliret werden. Iſt's nicht alſo beſchehen bei Eurem Maid, Bürgermeiſter Rockenbauch, die von dem Stadthauptmannen gar Zwilling gehatt? Und was ſoll ich weiter ſagen von den Wehr-, Lehr- und Ehrſtellen? Alleſamt ſind in Euren Handen, und wo das kleinſt Schlemplen hänget, da handet Ihr Euch und Euresgleichen den Sperrhacken zu. Wenn die dümmſten Köpf' Eure Buben ob den Achſeln tragen und Pfiffigkeit ihnen Welſchgau iſt, ſo han ſie doch in Euren Augen Verſtändig-

keit genug, ein führnehm Regiment zu führen und will's nit grad, muß krumm gan, will's nit mit Wirz, muß thun der Schliz, thut's nit die Wurſt, ſo thut's der Durſt, iſt 's Häsle z'klein, ſo thut's ein Schwein, thun's nit Mehlmulden, ſo thun's Goldgulden, daß ſie lehnen kennen an ein Amteieck, wo leichter ein Stallhex wegzubringen iſt, als wieder Eure lapſige Hornſchrödelbrut, die vor dem Herzog und ſeinen Rathern toſſig ſtehen, wie

Schurr am Zwinger; wenn aber nieder Volk nahet, ſtrecken ſie weit auf ihre Klammern und muzzen ſich, als wollten ſie flattern. Uff den Gaſſaten ſtolziren ſie mit blanken Wehrlen umher, und hau'n nachts Funken auf dem B'ſetz der Gaſſen, wenn's aber auf's Bollwerk oder zur Mauerz, Thor- und Letztwehr trommelt, dann ſtecken ſie ſich wie die Mottwürm in den Sauerkäs und laſſen Nachtwach thun den Armutheier. Iſt's drum ein Wunder, wenn guſſig wird die Herzgall dem Armen und ein ſchwer Gemüt zürnig gegen ein ſolch Kehrthun, wie ich begonnen han, allwegs reulos bis jetzunder. Von Eurem Wucher und Eurer Pfunddeckerei will ich nit kleckſen, aber beſſer ſind ein duzig Juden aus Heubach als Ihr ſammtlich Wehr-, Lehr- und Ratsluit, meynaidige — — —" Mit ſolchen und vielen andern Redensarten kam Tiegel in den Richtkreis, wo nach kurzer Weil ein Kopf nach dem andern fiel, bei welchem Geſchäft Tiegel gleichgültig zuſah, bis

die Reih an ihn kam und niederknieen ſollte, da wollte er ſeine Stimme nochmals erheben, aber der Blutrichter hieb jählings und trieb ihm das Schwert in die Achſel, daß er entſetzlich ſchreiend aufſprang, ſogleich aber wieder zuſammenfiel auf den Körper eines ſeiner Mitgeſellen, auf welchem ihm der Kopf vollends abgehauen wurde. Hierauf ſchlug man die Köpfe auf Spieße, trug ſie durch die Stadt und ſteckte ſie am weißen und obern Turm lange Wochen aus. Den weißen Turm nennet man den gegenüber vom „Käs“ vor dem Hauptſtädter Thor. Die Leiber begrub man auf dem Schindanger. Die Mutter des Tiegel bat um den Kopf ihres Sohnes, als man ihr denſelben aber verweigerte, erhängte ſie ſich an das Heilandbild am Ilgenzwinger, worauf ſie dann hinausgeſchleifet und neben ihrem Sohne verſcharret wurde. Ihr Haus wurde abgeriſſen und dadurch der Weg nach dem Ilgenplatz erweitert. Auch wurde das Schafhaus auf dem Kriegsberg abgebrochen, damit es ſchlechtem Geſindel und Zigeunern fürderhin nicht mehr Unterſchleif geben möge. Und dies geſchah im Auguſt 1514.

Das Weihnachtskripplein.

Von Ottmar F. H. Schönhuth.

Zunächſt bei dem Dorfe Wachbach erhebt ſich eine nicht ſehr bedeutende Anhöhe, von der herab man weithin in das ferne Tauberthal blickt, bis da, wo die ſtattliche Kirche des alten Städtchens Königshofen uns entgegen ſieht. Noch jetzt heißt man dieſe Höhe die alte Burg, denn vor Zeiten ſtand hier eine Burg mit Mauern und Gräben, aber die iſt jetzt verſchwunden bis auf wenige Steine, die nun zum Ruhebänklein dienen; doch etwas Lieblicheres iſt an die Stelle der Burg getreten: es iſt ein Kranz von zwölf Eichen, die ihre Zweige ſo dicht an einander reihen, daß ſie im lieblichen Sommer ein Laubdach bilden, unter dem man wohl lieber weilt, als in dem engen Zwinger eines Bergſchloſſes, wo überall kalte feuchte Mauern hereinragen. So lieblich wie jetzt war es wohl nicht dort oben in jener Zeit, von der ich jetzt meinen alten und jungen Leſern eine Geſchichte erzählen will.

Wohl war es keine von den ſtattlichſten Burgen, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Höhe bei Wachbach ſtand, es war nur ein mittelmäßiges Berghaus, ähnlich an Größe dem Schloſſe, das jetzt noch im Thale ſteht; aber umgeben war ſie von einer hohen und feſten Mauer und einem tiefen Graben, über den eine Zugbrücke führte. Wie unſcheinbar auch die Burg war, ſo beherbergte ſie doch eine große Anzahl von Bewohnern, edle und unedle; denn in jenen Zeiten machten die Menſchen noch weniger Anſprüche auf Bequemlichkeit. Da wußte man nichts von beſonderen Gemächern, die jedes Einzelne bewohnte — eine Stube, wo man gemeinſchaftlich aß und trank, ein Gemach, wo die Männer aus- und ein-

gingen und ihrer Ruhe pflegten, und ein kleines Stübchen, wo die Mutter des Hauſes mit ihren Töchtern ſich aufhielt; zu dieſen drei Loſamenten kommt noch die Geſindeſtube, und wir haben ſomit beinahe die ganze Einrichtung einer ritterlichen Wohnung angegeben. Wie klein muß aber ein jedes der genannten Loſamente geweſen ſein, wenn drei bis vier Ganerben-Familien in einer Burg neben einander ſaßen, wo die eine den Flügel gegen Oſten, die andere den gegen Weſten bewohnte, eine dritte aber ihren Haushalt dicht neben dem Stüblein des Thorwärters hatte, und die vierte in einem der geräumigſten der vier Türme ihre Herberge aufſchlug. So war es auf Burg Wachbach um das Jahr 1470; es ſaßen daſelbſt nicht weniger als vier Ganerben, das waren die Herren: Jörg von Eltershofen, Hans von Otzberg, Martin Reich von Mergentheim und Simon Rüd von Adelsheim. Nun iſt es zu allen Zeiten eine ſchöne und löbliche Tugend geweſen, wenn Nachbarn friedlich und einträchtig bei einander wohnen — auch hier auf Burg Wachbach war es ſo, wenigſtens unter den Ganerben Martin Reich und Jörg von Eltershofen; Keiner geriet mit dem andern in Hader und Streit aus dieſer oder jener Veranlaſſung, und ein Jeglicher ließ dem Andern das Seine; aber leider, was ſo oft in jenen Tagen bei den Bewohnern der hochragenden Berghäuſer der Fall war — ſie ließen den Andern, die oft nur für Stunden ihre Nachbarn wurden, wenn ſie etwa unten an der Burg vorbeizogen, nicht gern das Ihrige, ſondern nötigten ſie manchmal zu einer Einkehr auf der Burg ohne daß es der Reiſenden Wunſch und Wille geweſen wäre. Der von Eltershofen war zuvor bei der Stadt Schwäbiſch-Hall ein waidlicher Junker und Beſitzer einer eigenen Burg geweſen, aber das Leben in Hall, Bankette und Zechgelage, bei denen er immer der Erſte und Letzte war, hatten ihn ſo weit heruntergebracht, daß er nur ſo viel übrig hatte, um einen Zehnten von Wachbach und den hintern Teil vom Schloß allda zu einer Behauſung ſich anzukaufen; Junker Martin von Mergentheim aber hatte es eben ſo weit gebracht, als der von Eltershofen. Der Beiname, den ſein Geſchlecht ſeit alten Zeiten in der Stadt Mergentheim führte, und den auch noch ſein Vorfahr Beringer Reich von Mergentheim zu Wachbach mit Recht beſaß, war bei ihm gleichſam ein Spitzname geworden, denn eher hätte er ſich Junker Ärmlich als Reich nennen mögen; hatten ja ſeine Vorfahren ganz Wachbach, ſowie die Burg nebſt dem ſchönen

Thalboden beſeſſen, der aufwärts bis Hachtel und abwärts bis Neunkirchen ſich zieht — und nun war es ſo weit mit ihm gekommen, daß er nur noch ein Viertel vom Heuzehnten und das vordere Türmlein der Burg Wachbach beſaß, alles Übrige hatte er den Junkern von Eltershofen, Otzberg und Adelsheim zu Kauf gegeben. Aber auch dieſes Mittel wollte nicht helfen um ihn auf freieren Fuß zu bringen; es war bei ihm wie bei einem alten Rock, wo beim Lappen, den man einflickt, immer wieder ein neues Loch reißt. So griff Junker Martin von Mergentheim, weiland Reich genannt, zu dem letzten Mittel, das nach ſeinen Begriffen kein unedles Gewerbe war, zum Heckenreiten, und dabei unterſtützte ihn redlich der von Eltershofen, nicht allein aus freund-nachbarlicher Geſinnung, ſondern weil es auch ſeinen eigenen Nutzen förderte. Ganz anderer Geſinnung war in der erſten Zeit des Ganerbenlebens auf Wachbach Hans von Otzberg und Simon von Adelsheim, beide Junker von alten und edlen Geſchlechtern aus dem Odenwald. Wie oft traten ſie abmahnend, ja hindernd dem Unweſen ihrer beiden Ganerben entgegen, wie oft löſten ſie, wenn die beiden auf neuen Raub auszogen und bis in den Odenwald hinüberſtreiften, den Gefangenen, die im Verließ der Raubritter lagen, mit eigener Hand die Feſſeln. Oft in der Nacht, wenn die andern mit Beute beladen ankamen, ließen ſie die Zugbrücke aufziehen und das Thor verriegeln, ſo daß ſie ausgeſchloſſen waren, und nicht ſelten ihre Beute wieder in den Händen Derer laſſen mußten, die ſie bis unter die Burg hin verfolgten. Es war dann allemal Schuld des Thorwächters, der die Stunde verſchlafen mußte, und kein Zeichen gab, wenn ſie auch noch ſo laut vor den Thoren lärmten. Gerne hätten der von Otzberg und der von Adelsheim die räuberiſchen Ganerben oft ganz ausgeſchloſſen aus der Burg, aber die Rechte, welche unter Ganerben beſtanden, verboten es auf's Strengſte, Einen, der einmal Mitbeſitzer einer Burg war, und wäre es auch nur ein Achtel des Anteils geweſen, um dieſer oder jener Urſache willen zu verdrängen, und wenn es auch die Gerechteſte geweſen wäre. Daher kam es oft, wenn das Los der Strafe über Raubburgen erging, daß auch diejenigen Ganerben, die am Unrecht nicht Teil genommen hatten, in das traurige Los hineingezogen wurden, wenn auch das Sprichwort nicht in Anwendung gebracht werden konnte: „Mit geſtohlen mit gehängt.“ Ein anderes Sprichwort aber ſagt: „Der Hehler

iſt wie der Stehler," und das erfüllte ſich an den Ganerben der Burg Wachbach. Lange beſtanden die beiden Ritter von Adelsheim und von Otzberg auf ihren tugendhaften Grundſätzen, daß ſie ihr Mißfallen bezeugten an dem unedlen Treiben ihrer Ganerben; lange ſchritten ſie abmahnend und ſogar hindernd ein; zuletzt ließen ſie es aber geſchehen, wenn die beiden Andern noch ſo viel Unrecht verübten, und redeten nicht mehr dagegen; ja, wenn auch noch ſo viel unrechtes Gut auf ihre Burg geſchleppt wurde, ſie thaten, als ob ſie es nicht ſähen, und ſo kam es, daß es zuletzt in der ganzen Gegend hieß: „Einer macht es wie der Andere — ſie wohnen friedlich und einträchtiglich bei einander, ja, es kommt nie zu einem Streite zwiſchen ihnen, denn ſie machen redlich und gleich ihre Teile unter ſich." So ging das Gerede in der ganzen Umgegend, und die Ritter von Otzberg und von Adelsheim waren gleichgiltig dagegen — machten es nicht die Junker von Berlichingen und die Ganerben zu Dörzbach im Jaxtthal, ſo wie die Ritter von Nagelsberg und Stetten im Kocherthale auch ſo? War es nicht ein Gewerbe, bei dem man dennoch ein frommer und biederer Ritter ſein konnte? War es nicht ſchon der Fall geweſen, daß Martin von Mergentheim und der von Eltershofen vor den Thoren der Stadt Mergentheim die Reiſenden angegriffen und der Deutſchmeiſter nicht dawider gehandelt hatte? Ja, man argwohnte, daß der damalige Ordenskommentur, Andreas von Grumbach, den räuberiſchen Nachbarn von Wachbach oft noch die Thore öffne, und dem Junker Martin bei ſeinen Vettern, den Süzeln von Mergentheim Unterſchleif geſtatte. Wie können wir uns wundern, wenn Hans von Otzberg und Simon von Adelsheim gleichgiltig bei dem Gerede blieben, das beide zu Mitgenoſſen und Helfershelfern ihrer räuberiſchen Ganerben machte? — Nur eine auf der Burg war nicht gleichgiltig gegen ſolch böſes Gerede — das war Frau Anna von Adelsheim, eine Geborene von Berlichingen; der war es ein großer Kummer, wenn ſie ſolches oft mit eigenen Ohren vernehmen mußte; ja, es war ihr manchmal, wenn ſie von der Burg in das Dorf hinab ging, als ob die Leute ſie darum anſehen. Und doch kam ſie nur herunter, um da und dort den Leidenden und Dürftigen die Not zu lindern, oder den Kranken ein Labſal zu bringen. Sah man auch ſie ſelbſt nicht darum an, denn jedermann kannte und liebte die fromme und tugendſame Burgfrau,

ſo wußte ſie doch, daß ihr Gemahl dafür angeſehen wurde, und dies war ihr nicht minder wehthuend. Wie viel hätte ſie dafür hingegeben, wenn es nicht ſo geweſen wäre; wie hätte ſie nicht allem aufgeboten zu jeder Zeit, um nur dieſen Schein des Böſen von ihrem geliebten Ehegemahl zu wälzen. Wie wehthuend aber war für ſie die Erfahrung, welche ſie in letzter Zeit machte, daß ihr Ehegemahl dieſen böſen Verdacht, ſtatt von ſich zu bringen, unbeſonnener Weiſe eher noch vermehrte. Früher hatte er und Hans von Otzberg ſich von der Geſellſchaft der beiden raubſüchtigen Ganerben ferne gehalten, ja dieſelben im eigentlichen Sinne des Wortes gemieden — in letzter Zeit bemerkte ſie mit Wehmut, wie er und Hans von Otzberg mit denſelben zuſammen kamen und mit ihnen verkehrten. Die einen gingen hinüber, die andern kamen herüber. Der von Otzberg und Simon von Adelsheim kamen in die Behauſung der beiden andern, tranken mit ihnen und waren guter Dinge; dagegen kam Martin Reich und der von Elters-hofen in die Wohnung Herrn Simons von Adelsheim und leerten manchen Krug voll dunkelroten Rebenſaftes, der am Fuße der Burg wuchs. Sie tranken und zechten am altertümlichen Tiſche, wo ſonſt der biedere und überall geſchätzte Stephan von Adelsheim, Simons Vater, geſeſſen und froh geweſen war; Anna, die edle Burgfrau, mußte die Krüge füllen und die Becher kredenzen, aber es geſchah mit trübſeliger Miene, und mit noch ſchwermütigerem Herzen, denn die Männer, gegen die ſie freundlich ſein ſollte, waren ihr zuwider wegen ihres unrechten Treibens; dieſe Beiden, die nur am Unrecht ihre Freude fanden, und auf nichts anderes ausgingen, als ihren Gemahl und ſeinen Freund, den Junker von Otzberg, mit ihren verwerflichen Grundſätzen anzuſtecken und zu ihrem Denken und Handeln zu verleiten, haßte und verabſcheute ſie. Wie durch böſe Geſellſchaft auch der Beſte verdorben, und der mit noch ſo feſten Grundſätzen Begabte zuletzt wankend wird, wenn Verführer ſie untergraben, ſo war es auch hier, und dazu mußte es am Ende noch kommen. Darum ſeufzte die Burgfrau, wenn die Männer fröhlich waren beim Klange der Becher, und Thränen ſtanden in ihren Augen; ja, bange Ahnungen erfüllten ihr Herz und ließen ſie nimmer froh werden; denn was anders konnte man denken, als daß früher oder ſpäter, wenn über die Burg ein Verderben ſich entladen würde, auch der Schuldloſe die Schuld des Schuldigen werde entgelten müſſen? Auch

Simon von Adelsheim und der von Otzberg konnten dies ahnen, aber sie fürchteten nichts, und zwar nicht deswegen, weil sie bis jetzt noch keinen eigentlichen Anteil an dem Treiben der andern genommen hatten, sondern weil sie vertrauten, daß ihre Burg so fest wäre, um auch der Macht des Gewaltigsten widerstehen zu können. Darum hörte der Ritter von Adelsheim auch nie auf die Vorstellungen seiner weiter sehenden liebevollen Gattin. Wie oft stand sie vor ihm, wenn die bösen Zecher erst tief in der Mitternacht das Zimmer verließen, und bat ihn flehentlich und in Thränen, er möchte doch mit seinem Freunde dem Verkehre der frechen Gesellen entsagen; wie oft stellte sie ihm vor, wie es besser wäre, wenn sie sogar die Burg verließen, und ihren Anteil den Übrigen einräumten, um nur aus der Gemeinschaft der raubsüchtigen Ganerben zu kommen, die über kurz oder lang den Lohn ihres Unrechts finden würden. Statt daß solche Vorstellungen den Ritter von Adelsheim zu ernsterem Nachdenken stimmten, reizten und erbitterten sie ihn vielmehr so sehr, daß er in die wehthuendsten Ausdrücke gegen die gute Gemahlin ausbrach, und diese oft keine andere Zuflucht wußte, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, als das Gemach, wo die Wärterin mit zwei noch jugendlichen Knaben und einem Töchterlein ihren Aufenthalt hatte. Da weinte sie aber nicht lange, denn ihre lieben Kinder traten herzu, wischten die Thränen aus ihren Augen, und sie wurde wieder froh in Mitten dieser Kleinen, wäre sie zuvor noch so trübselig unter den Männern gewesen.

Ein solcher Tag, an dem die Burgfrau mit trübem Blicke in die Kinderstube trat, war der Abend St. Luzien im Jahr 1471. Sie hatte wieder den unlieben Beruf übernehmen müssen, bis der Abend herannahte, in der unheimlichen Gesellschaft der Männer zuzubringen, und mit dem vollen Kruge ihre Bedürfnisse zu befriedigen. — Jetzt war es wieder lichter in ihrem Herzen. Freudig stellten sich die Kinder um die Mutter; Fragen auf Fragen wurden an sie gerichtet — wohl nicht in Betreff der Gäste, die im Saale gezecht hatten, denn diese waren nicht mehr unter die seltenen zu zählen — diesmal galt es eine wichtigere Sache — die heilige Zeit nahte allmählig heran, und obwohl es noch volle vierzehn Tage bis zum heiligen Christfest waren, so war doch der Kinder Sinn und Gedanke mit den Gaben beschäftigt, die der heilige Christ diesmal bescheeren würde. Die Wärterin

hatte unvorsichtiger Weise einige Worte fallen lassen, die Frau Anna unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr mitgeteilt hatte — und nun, als die Mutter eintrat, wurde sie von allen Seiten mit Fragen bestürmt, die sie einem jeglichen unbeantwortet ließ, um ihnen nicht zum Voraus die Freude zu verderben. „Morgen, liebe Kinder," sprach Anna von Adelsheim, als sie zu sehr von den Fragenden bedrängt wurde, „will ich euch erzählen, was das heilige Christkindlein bringen wird, denn ich muß mich zuvor noch bei ihm befragen; aber Eines verlange ich von euch, daß ihr euch jetzt alle zur Ruhe begebet." Die Kinder, gewohnt, jedem Worte und Winke der Mutter alsbald zu folgen, verhießen es, also zu thun, und schickten sich an, die Ruhestätte zu suchen; aber zuvor mußte ihnen die liebe Mutter noch feierlich versprechen, daß sie morgen ihre Wünsche befriedigen wolle. Kaum waren die Kinder zur Ruhe gebracht und die Burgfrau überzeugt, daß sie alle schliefen, so trat sie vor einen altertümlichen eichenen Behälter, öffnete denselben leise und nahm eine Lade heraus, in welcher sich ein Gegenstand befand, der wie das hellste und reinste Silber glänzte. Das sah die Wärterin, welche gewöhnlich die Kinderstube verließ, sobald die Kleinen eingeschlafen waren; vor der Thüre, an der sie stand, blickte sie nochmals neugierig zurück, der Glanz des Gegenstandes fiel ihr immer mehr in die Augen; von Stund an hatte sie keine Ruhe mehr und vergebens suchte sie auf ihrem Lager, das sich in einem an die Kinderstube anstoßenden Gemache befand, zu schlummern. Der Gegenstand, den die Burgfrau aus der Lade gezogen hatte, war ein sogenanntes Weihnachtskripplein von edlem Metall, im schönsten gothischen Style gearbeitet; neben dem Kripplein lagen noch mehrere kunstreich geschnitzte Figuren von Elfenbein in der Lade, welche unter Andern die fromme Maria und den Pflegvater des Heilandes, sowie die Hirten des Feldes, die in der heiligen Nacht an der Krippe des Kindes erschienen, darstellten. Bald stand eine liebliche Gruppe auf dem Tische; in der Mitte das Kripplein mit dem noch unmündigen Jesuskinde, und um dasselbe herum in knieender Stellung die sämtlichen Bildchen. Mit freudelächelnden Augen blickte die Burgfrau über das Kripplein und seine Umgebung hin; sie mochte schon zum Voraus sich vorstellen, wie ihre lieben Kleinen sich freuen würden, wenn die schöne Gruppe in ihrem ganzen Glanze, beleuchtet von vielen

Lichtlein, zum erſten Mal ihren Augen ſich darſtellen würde; ſie dachte zurück an ihre früheſte Jugendzeit, welchen freudigen Eindruck dieſes Weihnachtskripplein auf ſie gemacht hatte, als ſie es mit ihren Geſchwiſtern zum erſten Mal erblickte — wie ſie damals ſich ſo glücklich fühlte. Ihr Blick wollte trüber werden, mancher traurige Gedanke ſtieg in ihrer Seele auf, aber ſie gab denſelben keinen Raum, denn jetzt war es nicht Zeit, derlei Gedanken ſich zu überlaſſen, oder müßig im Anblick zu verweilen — hatte ſie ja dieſe Zeit, die ſie der Geſellſchaft der Männer abgebrochen hatte, für ein Geſchäft beſtimmt, das ſie nicht unter den Augen ihrer Kinder vornehmen konnte, wenn die Freude, die ihnen bevorſtand, ſie noch überraſchen ſollte. Schnell ſchaffte ſie Nadel, Scheere, Seidenzeug u. dgl. m. herbei, denn es gab Manches zu thun, um das Kripplein, ſowie die knieenden Figürchen wieder in ihrer früheren Pracht herzuſtellen. Das Kindlein in der Krippe bedurfte eines neuen Kiſſens und einer neuen Decke, denn das Seidenzeug, aus dem dieſe Stücke verfertigt waren, war durch's Alter vergilbt; die Flitter und Sternchen, ſowie Sonne und Mond, was nach dem damaligen Geſchmack bei ſolchen Gegenſtänden nie fehlen durfte, hatten ihren früheren Glanz verloren und mußten zuvor wieder poliert werden, ehe ſie auf die Decke genäht werden durften, welche die Burgfrau jetzt mit kunſtreicher Hand aus neuem Seidenzeuge fertigte. Auch die Figürchen bedurften einer neuen Bekleidung, denn die Motten hatten in den Kleidern der Maria und des Joſef, ſowie in den Fellen der Hirten übel gehauſt, obgleich die Lade manches Jahr feſt verſchloſſen geblieben war. Auf dieſe Art gab es Vieles wieder herzuſtellen oder neu zu verfertigen, und fleißig mußte Frau Anna die Finger rühren, wenn ſie nur die Decke, mit der das ſilberne Kripplein bedeckt werden ſollte, noch an dieſem Abend fertig bringen wollte. Eben war ſie am rüſtigſten in der Arbeit begriffen und die Nacht weit vorgeſchritten, da trat Simon von Adelsheim in das Gemach. Erſt jetzt hatte ſich das Gelage der luſtigen Zecher aufgelöſt, die Ganerben hatten das Zimmer verlaſſen und ein Jeder ſuchte ſeine Schlafſtätte. Lange ſtand der Burgherr vor dem Tiſche mit übereinander geſchränkten Armen, da begann er endlich in ziemlich gereiztem Tone: „Darum alſo, Frau Anna, habt Ihr die Geſellſchaft der Männer verlaſſen, um Euch mit ſolch' kindiſchen Werken zu beſchäftigen, da doch Eure

Anweſenheit in der Trinkſtube nicht nur notwendig, ſondern Allen lieb geweſen wäre?“

Gern hätte Frau Anna ihrem Gemahl auf das Letztere geantwortet, aber was wäre ihr Wort anders geweſen', als ein ſchon oft umſonſt geſprochenes? Wie leicht hätte es bitter werden können; zudem fühlte ſie wohl, wie ſeine Stimmung von der Art war, daß kein mahnendes, viel weniger ein bitteres Wort hier am Platze wäre. „Ihr heißt es kindiſches Werk, was hier vor mir ſteht, mein lieber Gemahl,“ erwiderte ſie mit ſanfter und milder Stimme; „Ihr möget Recht haben, aber Ihr wißt doch auch, daß der heilige Chriſtabend vor der Thüre iſt, wo ſich jede liebende Mutter mit dergleichen beſchäftigen muß, wenn ſie ihren Kindern Freude bereiten will.“ —

„Das iſt ein Anderes,“ lenkte der Ritter mit ruhigem Tone ein, „da habt Ihr Recht, Frau Anna;“ jetzt richtete er ſeinen Blick auf das, was auf dem Tiſche ſtand. „Ei der Tauſend,“ ſprach er, indem er das gewichtige Kripplein in die Höhe hob und es näher betrachtete, „das iſt ein ſilber-ſchweres Ding; wer hätte geglaubt, daß ſolch' wertvolle Sächlein in meinem Hauſe wären?“ — „Der äußere Wert iſt noch viel geringer, als ſein innerer,“ bemerkte die Burgfrau. — „Wie ſo?“

fragte der Ritter. — „Da muß ich Euch eine Geſchichte erzählen, mein werter Gemahl," ſagte Frau Anna, „die ſich an dieſes Kripplein knüpft, ſo Ihr anders mich gern anhören wollt." Der Ritter ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl, wie er gewohnt war, und die Burgfrau begann, indem ſie dabei fleißig die Nadel gehen ließ, folgendermaßen:

„Es war in jenen Zeiten, als die Heere des Abendlandes unter dem frommen und tapfern Gottfried von Bouillon über das Meer zogen, um das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, da ſchloß ſich auch meines Geſchlechtes älteſter Ahnherr, Beringer von Berlichingen, dem Zuge an. Es war einer der Erſten, der ſeinen Fuß auf die Mauern der heiligen Stadt ſetzte, denn er galt für einen der beſten Ritter im Kreuzheere, aber einer der letzten war er, als die Kreuzfahrer die Stadt plünderten. Er war nicht nur Held, ſondern auch Chriſt, nach dem Vorbilde ſeines edlen Feldherrn, der das Plündern, ſo wie Mord und Brand, ſtreng unterſagt hatte. Darum, als es dennoch geſchah, war er einer von Denjenigen, welche dem ſchrecklichen Wüten der gleichſam zu Tigern gewordenen Kreuzfahrer abmahnend und hindernd entgegen trat. In ihrer blinden Wut zu morden, machten manche vom Kreuzheere keinen Unterſchied, ob ihre Grauſamkeit einen Sarazenen oder armeniſchen Chriſten traf. So drang Beringer von Berlichingen einmal in das Haus eines Armeniers, wo zwei ſeiner Waffenbrüder eben im Plündern und Morden begriffen waren. Den Vater des Hauſes hatte der Eine durch das Fenſter geworfen, daß er mit zerſchmettertem Gebein auf der Straße lag; eben wollte der Andere der auf den Knieen flehenden Mutter ihren Säugling von der Bruſt reißen, um das unſchuldige Kind an die Wände oder den Thürpfoſten zu ſchleudern, da trat Beringer dazwiſchen und rettete Mutter und Kind, indem er ſeine unchriſtlichen Waffenbrüder vertrieb und das Haus des Armeniers ſo lange beſchützte, bis die größte Wut der Kreuzfahrer in der heiligen Stadt ſich gelegt hatte. Jetzt, als er das Haus verlaſſen wollte, trat die Armenierin zu ihm und überreichte ihm dankend dieſes ſilberne Weihnachtskripplein. „Nimm hin," ſprach ſie, „das teuerſte Kleinod meines Hauſes; erinnere Dich dabei Derjenigen, die Dir ihr und ihres Kindes Leben zu verdanken hat; aber," ſetzte ſie bedeutungsvoll hinzu, „es komme nie aus Deiner Hand und von denen Deines Geſchlechts; an ſeinen Beſitz iſt Dein

und Deines ganzen Geſchlechts Heil geknüpft!“ Beringer nahm das teure Geſchenk und begrub die Worte des Weibes in ſein Herz. Unter allen Mühen und Gefahren der Rückkehr in die Heimat rettete er das Kleinod; und obgleich ihm zu Zeiten das Nötigſte zu ſeinem Lebensunterhalte mangelte, er gab es nicht aus den Händen; ſein Pferd und alles, was er entbehren konnte, verkaufte er, um ſein Leben zu friſten, und lieber wäre er auf ſeinem Rückwege verhungert, ehe er dieſes Geſchenk und ſein treues Schwert veräußert hätte. Als er wohlbehalten in der Heimat ankam war es der teuerſte Schatz, den er der ob ſeiner Wiederkehr frohen Gattin übergab. War ja das Kleinod eine Abbildung jener Krippe des Heilands, vor der er mit Andern voll Andacht gekniet hatte. Seitdem iſt dieſes Kripplein der größte Schatz unſeres Geſchlechts geweſen; nur an heiligen Weihnachtsabenden wurde es hervorgeholt und den ſehnſüchtigen Kindern des Hauſes zur kurzen Beſchauung hingeſtellt; aber bald wieder in die Lade verſchloſſen, als ein teures Heiligtum. Aus der Hand meiner ſterbenden Mutter iſt das Kleinod auf mich, als die einzige Tochter des Hauſes, übergegangen; meine Brüder ließen mir dieſes Erbteil, weil mein Herz beſonders daran hing. Nun iſt die Zeit erſchienen, wo ich unſern lieben Kindern dieſes Kripplein zum erſten Mal vorſtellen will und ihnen deſſen wichtige Bedeutung darlegen kann, und ſie werden gewiß dieſelbe Freude empfinden, die mein Herz empfand, da ich, als ein Mägdlein von vier Jahren, zum erſten Mal am heiligen Chriſtabend dieſes Weihnachtskripplein erblickte.“ — „Das will ich glauben,“ ſprach der Freiherr, welcher der Erzählung ſeiner Gattin mit ſichtbarer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, „daß dieſes Schauſtück unſeren Lieben, beſonders dem Töchterlein, Freude machen wird, denn es iſt ein niedlich und glänzend Ding, auch däucht es mir wertvoll, wenn es ein Abbild der heiligen Krippe zu Jeruſalem ſein ſoll; aber wenn Ihr von ſeiner Bedeutſamkeit ſprechet, daß das Glück Eures Geſchlechts an den Beſitz dieſes Familienſtücks geknüpft war, das dünkt mir faſt lächerlich; und, ſollte es auch früher ſo geweſen ſein, ſo iſt es jetzt eine Geſchichte geworden, die ſich nimmer in ihrer Wahrheit beurkundet. Wo war das Glück Eures Hauſes, Frau Anna, als Euer Vater eine ſeiner Burgen nach der andern um ein Spottgeld dahingab, daß nur die Stammburg Jaxthauſen ſeinen beiden Söhnen blieb? Die Zeit des Geſchlechts iſt wohl

vorüber geweſen, da der Kaiſer Eurem Anherrn ein Rad mit ſilbernen Spaichen als Wappen gab, denn Eure reiche Ahnfrau konnte auf einem Wagen mit ſilbernen Rädern fahren; es iſt jetzt die Zeit gekommen, wo die Helmzier des Wappens, der Wolf mit dem Schaf im Maule, ſeine Erfüllung hat, denn hauſen nicht Eure Brüder gleich jenem Tiere im Jaxtthale, und leben wie viele andere, nur vom Sattel und Stegreif? Aber, Frau Anna," fügte der Freiherr beſänftigend hinzu, „ich will Euch nicht wehe thun mit dem, was ich ſpreche, nur möchte ich damit ſagen, daß nicht an den Beſitz des Krippleins das Glück Eures Geſchlechts geknüpft war." — „Doch," erwiderte Frau Anna, in deren Augen Thränen ſtanden, denn die Worte des Gemahls waren durch ihre Seele gedrungen — „als mein ſeliger Vater bei einem Spiele das Familienkleinod unchriſtlicher Weiſe einſetzte und dasſelbe längere Zeit in fremden Händen war, iſt das Glück von unſerem Hauſe gewichen, bis meine ſelige Mutter all ihren Schmuck dahingab, und es wieder einlöſte; daß von meinen Brüdern das Glück und der Segen früherer Zeiten gewichen, daß ſie jetzt vom Sattel und Stegreif leben müſſen, daran iſt nicht das Kripplein ſchuld, welches nimmer in ihren Händen iſt, ſondern in unſerer Mitte ſteht, — nein, mein werter Gemahl, ſeit jene Geſinnung ihnen fehlt, die noch alle meines Geſchlechts hatten, die als Kinder vor dieſem Kripplein ſich freuten — ſeit ſie in Worten und Handlungen das Kindlein in der Krippe verleugneten, welches Heil und Segen der armen Menſchheit gab — ſeitdem iſt das Glück von ihnen gewichen." — „Und auf uns übergegangen," ſetzte Simon von Adelsheim hinzu, und ein ironiſches Lächeln zog ſich um ſeinen Mund. Das that der Burgfrau weher als die vorigen Worte des Gemahls, doch ließ ſie es ihn nicht merken, aber die Thränen rannen über ihre Wangen. „Ja, das Glück des Krippleins iſt auf uns übergegangen," fuhr ſie fort, mit ernſtem und ſanftem Tone, „es wird nicht von uns weichen, ſo lange wir deſſen uns würdig zeigen, der als armes Kind in der Krippe erſchien; ja, ein Glück wird mir bleiben, und würde ich auch Hab und Gut verlieren, und arm werden, wie das Kind in der Krippe; dort liegt mein Reichtum" — ſie eilte hinüber, wo die drei Kinder im ſüßen Schlummer lagen, und bedeckte ihre Geſichtlein mit Küſſen und Thränen. Zu gleicher Zeit ſprang Herr Simon von Adelsheim von ſeinem Sitze und erfaßte die Hand der über die Kinder

hingebeugten Gattin. — „Verzeihet mir," rief er voll Schmerz und Reue, „wenn ich Euch wehe gethan habe mit meinen Worten, und laßt mich mit Euch das Glück teilen, das Ihr fühlet." Mit liebevollem Blicke, wie wenn kein bitteres Wort gefallen wäre, wandte ſich Frau Anna dem Gatten zu, ſie ſchlang liebevoll ihre Arme um ihn und fühlte, daß es in ihrem Herzen war wie zuvor. Auch er beugte ſich über die Kinder und küßte ſie herzlich; dann blickten beide Arm in Arm den ſchlafenden Kindern zu, auf deren Stirnen der Friede des Himmels lag, um deren Lippen ein freundliches Lächeln ſpielte. Waren wohl die ſüßen Küſſe der Eltern, die ſie im Schlummer fühlten, oder ſelige Träume von der kommenden Weihnachtsfreude, die ihnen bevorſtand, daran ſchuld? — Mit wehmütigen Gefühlen, mit trüben Ahnungen erfüllt, ſuchte die Burgfrau ihr Lager, welches ſich in dem Zimmer befand, worin bereits die Kleinen ſchliefen; ach, es war ihr letzter ruhiger Schlummer vor dem heiligen Weihnachtsfeſte. Sonſt war ſie immer die Erſte im Hauſe, heute aber war es eine andere, welche wohl denken mochte, daß die Burgfrau wegen ihrer nächtlichen Arbeit länger als ſonſt ſchlummern werde, und in dieſem Gedanken täuſchte ſie ſich auch nicht. Während es noch Nacht war, ſchlich die Habſichtige auf den Zehen aus ihrem Gemache, öffnete leiſe die Thüre und trat in die Kinderſtube. Einer Leuchte bedurfte ſie nicht, denn der Mond ſtrahlte hell zu ihrem diebiſchen Gange; auch war es nicht nötig, den Behälter aufzuſchließen, in dem ſich die Lade mit dem Gegenſtande ihrer Wünſche befand, — die Burgfrau hatte dieſelbe vor Schlafengehen nur oben auf den Schrank geſtellt, wo die Habſüchtige, welche niemand anders als die Wärterin war, die jedes Plätzchen in der Stube kannte, dieſelbe bald fand. Schnell hatte ſie das reizende Weihnachtskripplein in den Händen, und ſo leiſe, wie ſie gekommen war, ſchlich ſie ſich wieder zu der Thüre hinaus; aber es war hohe Zeit, denn während die Mutter noch ruhig ſchlummerte, war das älteſte der Kinder erwacht, und ſein erſter Ruf wurde das Zeichen zum Erwachen für die andern; bald war ein lautes Leben in der ganzen Kinderſtube, aber ſchon war die diebiſche Elſter über die Zugbrücke der Burg gekommen. Unter dem Vorwande, daß eins der Kinder ſchnell krank geworden ſei, und der Hilfe des Baders im Ort bedürfe, hatte ſie es beim Pförtner, aber nur mit Mühe, dahin gebracht, daß er öffnete und die Zugbrücke niederließ,

um die lügneriſche Wärterin durchzulaſſen, ohne ſie vorher zu fragen, was ſie verhüllt unter dem Arme trage. Als die Burgfrau im Schloſſe erwachte, war die Wärterin ſchon an dem Orte, wohin ſie wollte — nicht bei dem Bader des Dorfes unter der Burg, ſondern in dem kleinen unbekannten Dörflein Lillſtadt, das nur eine Viertelſtunde von Wachbach entfernt liegt, wenn man von der nördlichen Seite des Burgbergs abwärts ſteigt und dann auf dem Wege über die Anhöhe dahinwandelt, bis man in ein ſtilles und einſames Thälchen kommt, wo ſich ein kleiner Weiler gelagert, der damals nicht ſehr häufig beſucht wurde. In dieſem ſtillen einſamen Orte wählte ſie einſtweilen ihren Aufenthalt bei einer noch ledigen Baſe aus mütterlicher Verwandtſchaft. Hier wähnte ſie mit ihrem koſtbaren Raube ſicher zu ſein, aber ſie täuſchte ſich, denn das Wetter, welches ſich über der Burg Wachbach zuſammenzog und ſo traurige Weihnachten für die Bewohner der Burg brachte, ſollte zuerſt über dieſes Thälchen ſeinen Zug nehmen.“— Mit Befremden blickte Frau Anna von Adelsheim um ſich, als ſie, erweckt durch den Lärmen der ſchon wach gewordenen Kinder, ſich vom Lager erhob. Die Wärterin, welche um dieſe Zeit gewöhnlich ſchon mit den Kindern ſich beſchäftigte, war nirgends zu ſehen. Es wurde Vormittag, die Wärterin erſchien nicht — jetzt erſt wurde das Nichterſcheinen derſelben der Burgfrau verdächtig, beſonders, als noch die Ausſage des älteren Söhnleins hinzu kam, daß er die Wärterin habe zur Thür hinausgehen ſehen, ſowie der Bericht des Pförtners, den die diebiſche Wärterin offenbar belogen hatte. Es ergab ſich jetzt deutlich, daß die Wärterin einer wichtigen Urſache wegen aus dem Schloſſe verſchwunden ſei, doch hatte man noch keine Ahnung von dem Raube, den ſie begangen hatte. Erſt, als Frau Anna um dieſelbe Zeit, wie geſtern, an die Arbeit ſchreiten und das Weihnachtskripplein aus der Lade nehmen wollte, erfuhr ſie eine ſchreckliche Wahrheit. Das ſilberne Kripplein war geſtohlen, und nur die elfenbeinernen Figürlein lagen in der Lade. Wie niedergedonnert ſtand die Burgfrau vor der Lade, aus der das teuerſte Kleinod geſtohlen war, an das ihr und der Ihrigen Glück ſich knüpfte, und niemand konnte dieſes große Unrecht gethan haben, als Diejenige, die bisher ihr Brot gegeſſen hatte und ihres innigſten Zutrauens gewürdigt worden war; ſie war es ja geweſen, die noch an der Thüre ſtand, als ſie zum erſten Mal das Kleinod aus der Lade zog. Die Burg-

frau weinte und klagte, nicht wegen der Undankbarkeit der diebiſchen Wärterin, nicht wegen des Verluſts des koſtbaren Kleinods, ſondern weil der Gedanke in ihrer Seele feſt haftete, es müſſe von Stund an alles Unglück über die Burg und ihre Bewohner hereinbrechen, da das Weihnachtskripplein nicht mehr in ihrer Mitte ſich befinde. So fand ſie ihr Gemahl klagend und händeringend; er ſuchte ſie zu tröſten, aber alle ſeine Worte waren vergebens — ſie weinte und rief an einem fort: „Das iſt der Tag, der unſerm Glück ein Ende machen und uns traurige Weihnachten bereiten wird, denn das Kripplein iſt nimmer unter uns!“ Schon vor Abend hatte Simon von Adelsheim Leute in das Dorf hinabgeſchickt, um Erkundigung wegen der ſo ſchnell verſchwundenen Wärterin einzuziehen, denn im Dorfe hatte ſie ihr elterliches Haus; aber weder ihre Eltern noch ſonſt jemand hatte ihnen Auskunft geben können. Niemand wollte die Vermißte geſehen haben. Jetzt, in der Stunde der Nacht, ſchickte er noch einmal hinab, denn er gedachte, es möchten die Eltern vielleicht ſelbſt mit der diebiſchen Tochter gemeinſame Sache gemacht haben, und demnach von derſelben nichts wiſſen wollen; in der Nacht wurden die alten Eltern aus dem Bette gejagt und von den Leuten des Burgherrn eine ſtrenge Unterſuchung angeſtellt. Kein Winkel des Hauſes blieb undurch-

ſucht, aber nirgends fand ſich eine Spur von der Vermißten, noch von dem geraubten Kleinod. Unverrichteter Dinge kehrten ſie wieder auf die Burg zurück, ſie brachten keinen Troſt der noch immer klagenden Burgfrau. Es wurde auch nicht ruhiger in ihrem Innern, als ſie auf ihrem Lager Ruhe ſuchte; faſt die ganze Nacht brachte ſie ſchlaflos zu, und wenn ja einige Augenblicke des Schlummers ſich einſtellten, ſo waren es ſchreckliche Traumbilder, die ſie umgaukelten; ſie ſah die Burg in Flammen ſtehen, ſah, wie man Gatten und Kinder aus ihren Armen riß, daß ſie oft laut aufſchrie im Traume, und wenn ſie erwachte, waren ihre Augen feucht von Thränen, die ſie im Schlummer vergoſſen hatte. Erhob ſie ſich dann vom Lager, ſo war es, wie wenn eine ſchwere Krankheit ihre Glieder gelähmt, oder der unheimliche Alp mit Zentnerlaſt auf ihrem Herzen gelegen hätte. Den Tag über ging ſie umher in tiefe Gedanken verſunken; ihr Blick war finſter und düſter, er zeugte von einer mit ſchweren Ahnungen erfüllten Seele. So war von nun an jeder Tag, jede Nacht, die dem Dienstag nach St. Luzien und Ottilien voranging; niemand, weder der Gemahl noch die lieben Kinder mit ihrem freundlichen Weſen, vermochten es, den düſteren Blick der Mutter aufzuheitern und die ſchweren Ahnungen aus ihrer Seele zu verdrängen. Nur zu bald ſollten dieſe Ahnungen in Erfüllung gehen — es ſollten traurige Weihnachten für die Burg Wachbach, beſonders für eine liebende Mutter und ihre Kindlein werden, denen ſie diesmal die höchſte Freude hatte bereiten wollen.

Lange hatten die Ritter auf Wachbach und Andere des Frankenlandes und im Odenwalde ſolch' Räuberleben getrieben, dem Reich und dem Kaiſer zum Trotz und zur Verachtung, denn es ſaß noch kein ritterlicher Maximilian auf dem Kaiſerthrone, der mit einem Machtſpruche ſolchem Unweſen ſteuerte und mit der Schärfe des Schwertes ſeinem Worte Nachdruck zu geben wußte. Ein anderer gewaltiger Herr, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, von dem man mit Recht ſagte, Deutſchland habe in 300 Jahren keinen ſo tapfern Kriegshelden wie er gehabt, übernahm es, den Raubvögeln auf den Burgen die Neſter auszunehmen und ſie für ihr unritterlich Thun zu züchtigen. Im Jahr 1468 hatte er, in Verbindung mit dem Erzbiſchof von Mainz und dem Biſchof von Würzburg, die Burgen Boxberg und Schüpf, deren Beſitzer ihr Unweſen gar zu arg getrieben hatten, eingenommen

und geſchleift; vielleicht auf dieſem Zuge hatte er in Erfahrung gebracht, wie noch mehr derartige Raubneſter im Tauber- und Jaxtthal eine Plage der Umgegend und der Vorüberziehenden wären. Sein erſter Zug, um ein ſtrenges Rächeramt zu üben, ſollte dem Jaxtthal gelten. Dort ſaßen auf der Burg Dörzbach die Ganerben Diez von Berlichingen, Conz von Neuenſtein, Hans von Bachenſtein und Eitel Martin von Mergentheim, welcher letzterer ein Vetter des Martin Reich zu Wachbach war, aber nicht nur dies, ſondern auch ein Sinn- und Herzensverwandter desſelben, denn er war es, der im Verein mit ſeinen Ganerben, beſonders dem ſchwelgeriſchen Hans von Bachenſtein, das Wegelagern und Rauben noch viel ärger betrieb als Martin Reich und der von Eltershofen. So gebührte es ſich, daß die Ganerben zu Dörzbach vom Pfalzgrafen den erſten Beſuch erhielten. Auf Montag nach St. Luzien des Jahres 1471 zogen die Pfalzgräfiſchen unter Anführung des Marſchalls Lutz Schott, der ſich ſchon bei der Einnahme von Boxberg und Schüpf als einen mannlichen Ritter gezeigt hatte, in das Jaxtthal. Am Dienstag, gegen Mittag, ſtanden ſie ſchon vor dem Waſſerſchloſſe zu Dörzbach, um es zu belagern. Sie durften jedoch nicht lange vor demſelben liegen, denn, als die vielen Helme und Lanzen der Burg naheten, und die großen Büchſen vor dem Graben aufgeführt wurden, da hatten die Raubritter keine Luſt, der ſtärkeren Macht Widerſtand entgegen zu ſetzen. Diez von Berlichingen flüchtete ſich mit Weib und Kindern auf ſeine ganz nahe liegende Burg Laibach; Conz von Neuenſtein und Hans von Bachenſtein machten ſich hinüber in's Kocherthal, wo ſie bei Dieſem oder Jenem ihrer Bekanntſchaft und Verwandtſchaft Unterſchleif fanden, und Eitel Martin ſuchte ſeinen Vetter zu Wachbach auf. Indeſſen wurde das von ſeinen Herrn verlaſſene Schloß Dörzbach durch die wenigen Leute, die darin lagen, den Pfalzgräfiſchen übergeben; Herr Lutz Schott nahm, Namens ſeines Herrn des Pfalzgrafen Friedrich, die Burg in Beſitz, und legte gehörige Beſatzung hinein; dies geſchah auf Dienstag nach St. Luzien. Mit dem Früheſten des andern Tages war Herr Lutz Schott ſchon wieder auf mit ſeinen Leuten, und es ging jetzt dem Tauberthal, der Burg Wachbach zu. Die gedachten ſie ebenſo zu übereilen, wie ſie es mit Dörzbach gethan, aber ſie irrten ſich; dieſe Burg ſollten ſie nicht ſo leichten Kaufs gewinnen. Eitel Martin war den Pfalzgräfiſchen vorangeeilt, und hatte

die zu Wachbach ſchon verwarnt, daß dem Landfrieden nimmer zu trauen wäre, und berichtet, wie es mit Dörzbach gegangen ſei. Alsbald, noch in der Nacht auf Mittwoch nach St. Luzien, wurden auf der Burg alle Anſtalten zur Verteidigung getroffen, um den anziehenden Feinden kräftigen Widerſtand leiſten zu können. Vermöge ihrer Lage konnte die Burg wohl einige Zeit auch einer ſtarken feindlichen Schaar Trotz bieten; dazu waren ihre Türme feſt und der Graben tief, der ſich um die Burg zog. An Pulver und Blei fehlte es nicht, denn der von Eltershofen, ſo wie Reich von Mergentheim, hatten auf ihren Raubzügen manche Tonne Pulver und manch' Pfund Blei erbeutet und in ihrem Kugelgewölbe unter der Burg aufbewahrt. Auch mit Geſchützen hatten ſie ſich ſchon bei Zeiten verſehen, denn früher oder ſpäter mußten ſie ja eines feindlichen Überfalles gewärtig ſein. Die Karthaunen, welche bisher unthätig im Hofe gelegen hatten, wurden an Ort und Stelle aufgepflanzt. Vor dem Graben der Burg wurden Pfähle eingeſchlagen, die eine ſtarke Palliſade bildeten, um dem erſten Anlaufe der Feinde einigen Widerſtand entgegen zu ſtellen; große Steine wurden in den Burghof geſchafft, um im Fall der Not das Burgthor verrammeln zu können, wenn die Palliſaden durchbrochen wären. Nun fehlte es aber noch an der Hauptſache, an gehöriger Mannſchaft, um die Zinnen zu beſetzen. Nur der Ritter von Adelsheim, der einen vollſtändigen Haushalt führte, während die andern als Junggeſellen lebten, hatte einige Dienerſchaft, das waren aber alte abgelebte Leute; Conz, der Leibdiener und Büchſenmeiſter des Ritters, war ſchon vom Urgroßvater her ererbt, der Reitknecht hatte dem Ritter einſt das Reiten gelehrt. Beide waren in früheren Tagen wohlverſuchte Kriegsleute und kecke Geſellen geweſen, aber jetzt war es aus mit ihrer Kraft, das ſah man an ihren ſchneeweißen Haaren und ihrem ſchon gekrümmten Gange. Noch war der Burgvogt und Türmer da. Der eine gehörte auch ſchon zu den Fünfzigern, der andere blies wohl ſchon dreißig Jahre auf Schloß Wachbach den Willkomm. Dazu kamen noch die Buben der übrigen Ganerben, das waren aber noch blutjunge Leute, die noch wenig vom Kriege verſtanden. So beſtand die Burgmannſchaft, die Ritter mit eingerechnet, aus zwölf Perſonen, die nicht einmal alle zu gebrauchen waren. Doch wollten es die Ritter darauf ankommen laſſen und mit den Feinden Eines wagen, wenn ſie auch noch

ſo zahlreich anzögen. Alle vier Ganerben, nebſt Eitel Martin, der von Dörzbach hieher geflohen war, verſchwuren ſich hoch und teuer, mit einander auszuhalten in der Burg, bis auf Leben und Tod. Aber wer es am wenigſten hielt, das war Martin Reich und Jörg von Eltershofen, wie wir bald es ſehen werden. — Nach Eitel Martins Bericht glaubte man nicht anders, denn daß die Pfalzgräfiſchen ſtraks von Dörzbach aus durch den Wald ihren Zug gegen Wachbach nehmen würden, aber dem war nicht ſo. Da das Fähnlein der Feinde aus lauter Reitern beſtand, und jener Weg für viele Pferde kaum gangbar war, ſo wählte Lutz Schott die Heerſtraße über Rengershauſen und Stuppach; von Stuppach aber wandte er ſich rechts hinein in das Thälchen von Lillſtadt. Ein Verräter aus der Gegend, der den Ganerben zu Wachbach feindlich geſinnt war, hatte den Pfalzgräfiſchen dieſen Rat gegeben, und ſo kamen dieſe von einer Seite vor die Burg, wo man es kaum vermuten konnte. Für die Reiter war es ein Leichtes, aber nur mit ſchwerer Mühe konnten die großen Büchſen und Karthaunen über die Höhe gebracht werden, welche ſich vom Dörfchen Lillſtadt gen Wachbach ſteil hinanzieht; getreulich halfen jedoch die Bauern mit Vorſpann und ſonſtiger Handreichung, denn die Burg war ihnen, ſeit Herren wie der von Eltershofen und Martin Reich ſich darauf befanden, eine unliebe Nachbarin geweſen. Zum Verderben der Burg etwas beizutragen, däuchte ihnen jetzt keine Sünde, aber ſie mußten dieſe feindſelige Geſinnung entgelten; denn während ſie im Schweiße des Angeſichts die Geſchütze hinaufördern halfen, waren mehrere der pfalzgräfiſchen Reiter im Dörflein zurückgeblieben und ruhten vom Marſche aus — bis die Bauern mit den Geſchützen oben auf der Höhe waren, konnten ſie füglich nachkommen und noch zeitig genug bei dem Haufen ſein; darum ließen ſie ſich's wohl ſein in den Häuſern der Bauern, wo es nicht an Speiſe und Trank fehlte. Doch daran hatten ſie nicht genug, ſondern ein Jeder ſuchte ſich auch da oder dort ein Andenken, wie es eben Kriegsgebrauch iſt, zu verſchaffen. Wo man es nicht gutwillig gab, nahmen ſie es von ſelbſt, und ihre in dieſem Handwerk nicht unverſuchten Finger wußten ſonderbarer Weiſe immer das Beſte herauszufinden. Das verſtand auch Hans Siehdichfür, der Schildbube des Anführers Lutz Schott; der kam gerade in jenes Haus, in dem ſich die falſche Wärterin von der Burg Wachbach mit

ihrem Kleinod verborgen hielt. Was er ſuchte, fand er bald, und noch Beſſeres, als er vermutete. Mit bleichem Angeſicht und zitternden Händen hielt ſie lange das Kleinod feſt; ſie mochte eben wohl denken, es ſei die Strafe des Himmels, daß ſie das wieder ſo bald verlieren ſolle, was ſie auf ſo ſchlechte Weiſe erworben hatte. „Ach!“ rief ſie, als der Reiter es endlich aus ihrer Hand wand, „nehmt es, wenn es nicht anders ſein ſoll, aber übergebt es der Burgfrau auf Wachbach; ihr hab' ich's geſtohlen — gebt es ihr zurück, ſonſt laſtet ein Fluch darauf.“ Der Reiter ließ ſich aber durch dieſes Wort nicht abſchrecken, er nahm das ſchöne Kripplein mit beiden Händen und ſteckte es unter den Mantel, als eine herrliche Beute. Im erſten Augenblicke machte ihm die Rede des Weibes keine Sorge, vielleicht gedachte er dabei: „wie gewonnen, ſo zerronnen,“ aber bald machte es ſeinem Gewiſſen Skrupel, und er hatte keine ruhige Stunde mehr, bis es wieder in den Händen der rechtmäßigen Beſitzerin lag. — Die Geſchütze befanden ſich auf der Höhe und bald ſtand der ganze pfalzgräfiſche Haufen der Burg Wachbach gegenüber, ſo daß man mit den Geſchützen nach einem Vogel auf der Zinne hätte zielen können. Ehe noch die auf der Burg die Feinde hinter der Höhe heranziehen ſahen, ſtanden ſchon zwei Trompeter vor dem Thore, und ein Herold mit pfalzgräfiſcher Farbe forderte zur Uebergabe auf. Alle Ritter traten auf die Zinne, um Antwort zu geben auf die Rede des Herolds. Bei Martin und dem von Eltershofen war die Antwort eine höhniſche und ſpöttiſche: „Sie ſollen nur kommen,“ riefen ſie ab der Mauer, „wir wollen die Pfälzer mit blutigen Köpfen heimſchicken, daß ſie noch lange an die Franken denken ſollen.“ Feſt und entſchloſſen antwortete Herr Simon von Adelsheim: „Saget Herrn Lutz Schott, Eurem Hauptmann, wir ſeien ſeines Angriffs gewärtig, und wollen uns als Männer halten.“ Der Herold ritt mit den Trompetern zurück und brachte ſeinem Herrn die Antwort von denen in der Burg. Jetzt ſprach Lutz Schott in einem andern Tone. Er ließ die ſchweren Geſchütze vorführen, bedeckt von mächtigen Haufen der Reiter mit glänzendem Harniſch und blanken Wehren; es waren dieſelben Geſchütze, die Herr Lutz Schott einſt in der Burg Boxberg erbeutet hatte. Die begannen jetzt der Burg ihren traurigen Willkomm zu bringen. Voran ſangen ein ſchreckliches Duett die beiden großen Karthaunen, der Turmtrotzer und die

Scharfmetz, den Chor bildeten mehr als zwölf Schlänglein und Scharfetin vom ſchwerſten Kaliber. Jetzt erſt ſahen die auf der Burg, daß eine größere feindliche Macht ihnen gegenüber ſtehe, als ſie vermutet hatten, denn Lutz Schott hatte, außer den Reitern mit dem Geſchütz, ſeinen ganzen Haufen von der Höhe bei Wachbach bis zum Weg, der gen Lillſtadt hinab führt, in einer langen Ordnung entfaltet. Die, welche am meiſten bei dem ſcharfen Angriff der Feinde erſchraken und den Mut verloren, waren der

von Eltershofen und Martin Reich mit ſeinem Vetter Eitel Martin. Sie mochten das Gepolter der Geſchütze nicht lange vertragen und hatten deſſen am erſten Tage ſchon genug, daher ſtimmten ſie am zweiten Tage auf Uebergabe des Schloſſes; aber nicht ſo der von Otzberg und Simon von Adelsheim. Zuvor wollten dieſe einen Sturm abwarten, um wenigſtens ihrem Worte gemäß zu handeln, daß ſie als Männer ſich halten wollen. So dachten aber die andern drei nicht; in der Nacht des

zweiten Tages ſtahlen ſie ſich heimlich aus der Burg und wurden meineidlig ihres Schwures. Sie gedachten wohl, daß ihr Loos, als das der Schuldigen, das ſchlimmſte ſein würde, mit der Burg mochte es daher gehen, wie es wollte. Ihre Flucht war jedoch für die auf der Burg Zurückgebliebenen kein Verluſt, denn ſobald man im Dorfe unten vernommen hatte, daß die verhaßten Raubritter die Burg verlaſſen hätten, zogen in der Morgendämmerung die rüſtigſten und kräftigſten jungen Leute des Fleckens vor das Thor, ohne daß die Belagerer es merkten, und begehrten Einlaß, ſie wollten die edle Frau von Adelsheim und ihre Kinder ſchützen und bei ihnen bleiben in Leben und Tod. Sie kamen zur guten Stunde, denn noch an demſelben Tage griffen die Feinde ernſtlich an. Sie hieben die Palliſaden vor der Burg nieder und machten ſich ſchon Raum, um Tags darauf ungehindert über den Graben ſtürmen zu können; aber ſchon dies geſchah nicht ohne Verluſt. Unter der in der Burg eingelaſſenen Hilfsſchaar waren manche, die kräftig und geſchickt den Bogen führten. Sie zielten gut und trafen manche von den Pfalzgräfiſchen, die dem Graben und der Mauer nahe kamen. Ehe Lutz Schott den eigentlichen Sturm begann, ſchickte er nochmals ſeinen Herold vor das Thor der Burg und ließ zur Übergabe fordern. Der von Otzberg und Simon von Adelsheim antworteten wie das erſte Mal feſt und entſchloſſen: „Wir wollen nicht weichen von der Burg, bis die Feinde ſie ſelbſt nehmen.“ So ſprachen ſie, obgleich die Burgfrau auf die Zinnen der Burg eilte und ihren Gemahl flehentlich bat, er möchte es doch nicht auf's Äußerſte ankommen laſſen und die Burg übergeben, ſo lange es noch unter billigen Bedingungen geſchehen könne. „Ach!“ rief ſie weinend, „öffnet die Burg, Eure Hartnäckigkeit wird ſonſt Verderben über uns Alle bringen, und meine ſchweren Ahnungen werden erfüllt werden.“ Man hörte nicht auf die weinende Burgfrau, und der Herold brachte ſeinem Herrn die Antwort der beiden Ritter. Erbittert über den Verluſt an Leuten, den er ſchon beim Niederhauen der Palliſaden erlitten hatte, ließ Lutz Schott alsbald die Leitern herbeibringen und an die Mauern anlegen, die durch das ſchwere Geſchütz ſchon bedeutend gelitten hatten. Ein ſchrecklicher Sturm begann, daß der Lärmen weithin das Thal unter der Burg erfüllte. Die beiden Ritter fochten wie grimmige Tiger an der Spitze ihrer Leute. Mancher Pfalz-

gräfiſche ſtürzte von der Mauer, der ſchon die Zinnen erreicht hatte, denn durch das Thor vermochte der Feind nicht zu dringen, da es indeſſen mit Steinen feſt verrammelt worden war. Vom Morgen bis um die zehnte Stunde dauerte der Sturm; da vermochten die in der Burg nimmer zu widerſtehen; die Pfalzgräfiſchen erſtiegen die Mauer und vertrieben die Verteidiger von den Zinnen. Der Letzte, der den Eindrang der Feinde mit Macht wehrte, war Herr Simon von Adelsheim; ein gewaltiger Hieb, den Lutz Schott führte, machte ſeine Hand kraftlos, er ließ das Schwert ſinken und mußte ſich gefangen geben. Der Ritter von Otzberg fiel, indem er ſeinen Freund befreien wollte, mit Wunden bedeckt.

Während die Feinde in die Burg eindrangen, lag Frau Anna in der Kinderſtube mit ihren Kindern auf den Knieen und betete um Abwendung des Verderbens. Als der Lärmen und das Geſchrei der Sieger in den Burghof drang, erhob ſich die Burgfrau und eilte der Thüre zu, hinab in den Burghof, da ſtand ihr Gemahl, gebunden und gefeſſelt und blutete aus vielen Wunden. Sie umſchlang ihn, als er von ihr geführt werden ſollte, und hielt ihn feſt unter Weinen und Klagen. Auch ihre Kinder kamen herbei und weinten und ſchrien um ihren gefeſſelten Vater. Wunderbar wirkte dieſer Auftritt auf die Krieger, welche eben noch beutegierig über die Mauer gedrungen waren; Keiner gedachte der Beute, ſondern Alle ſtanden voller Rührung um die Weinenden und Klagenden. Nach dem Gebot des Pfalzgrafen ſollte Herr Simon von Adelsheim in die Pfalz abgeführt werden; aber Herr Lutz Schott nahm es auf ſich und gab dem Burgherrn ritterlich Gefängnis in ſeiner eigenen Veſte, die er alsbald von einem Teil ſeiner Leute beſetzen ließ mit dem ausdrücklichen Gebot, daß alle Habe in derſelben unangetaſtet bliebe. In ſeiner eigenen Wohnung wurde dem Ritter die Haft angewieſen und Gattin und Kinder durften in ſeiner Nähe bleiben, aber über die Schwelle ſeines Gemachs, das ſtreng bewacht wurde, ſollte er nicht ſchreiten, bis weiterer Befehl vom Pfalzgrafen aus Heidelberg käme. Der großmütige Sieger bereitete ſich jetzt zum Abzug aus der Burg, aber ehe er ſie verließ, trat Frau Anna vor ihn hin und bat ihn flehentlich, er möchte bei dem Pfalzgrafen Fürſprecher für ihren Gemahl werden, der ja nie an dem räuberiſchen Treiben der Ganerben teilgenommen habe. „Ich will es thun, Euch und Euren Kindern zu

lieb," ſprach der Edle, „und daß Ihr ſehet, wie ich Euch und den Eurigen gut geſinnt bin, ſo nehmet dieſes hier, das Ihr wohl kennen werdet; einer meiner Leute hat es in meine Hand gelegt, um es Euch zurückzuſtellen, als der rechtmäßigen Beſitzerin." Bei dieſen Worten reichte er der Burgfrau das Weihnachtskripplein dar. Mit einem Freudenruf nahm ſie das Kleinod aus des Ritters Händen; ſie hielt es kaum für Wirklichkeit, daß das lang Vermißte wieder in ihrem Beſitz wäre. Mit Freudenthränen in den Augen ſprach ſie den innigſten Dank des Herzens gegen den edelgeſinnten Mann aus. Was Herr Lutz verſprochen, das hielt er, nachdem er die Burg Wachbach verlaſſen hatte: er war ein treuer Fürſprecher für den ritterlichen Burgherrn und die Seinigen, aber es ſtand noch einige Zeit an, bis eine Entſcheidung über den Gefangenen erfolgte.

Zwiſchen Furcht und Hoffen ſchwebte die Burgfrau mit ihren Kindern in den Tagen, welche dem heil. Chriſtfeſt vorangingen. Sie wußte, welch ſtrenges Loos gewöhnlich über derartige Gefangene erging; auch hatte ſie ſchon oft von dem ſtrengen Sinne des Pfalzgrafen gehört, darum zitterte ſie viel mehr, als daß ſie eine gute Botſchaft erwartete. So traurig und ſorgenvoll auch ihr Herz war, als der heilige Abend hereinbrach, ſie wollte doch den Kindern die Chriſtfreude nicht vorenthalten; war ja das Weihnachtskripplein wunderbarer Weiſe wieder in ihre Hände gekommen, alſo wollte ſie ſich mit ihnen freuen, wenn gleich ihr Herz voll Trauer war. Mit dem größten Fleiß hatte ſie Alles bereitet, was zu dem Weihnachtskripplein noch gefehlt hatte. In dem Gemache, in welchem der gefangene Gemahl traurig und düſter im Lehnſtuhl ſaß, rüſtete ſie in der Dämmerung die Weihnachtsfreude ganz ſtill und geheim, daß er kaum Etwas merkte. Auch die Kinder waren ſo lang entfernt worden, bis die Mutter ein Zeichen zum Eintritt in das Gemach geben würde. Jetzt ſtand das blanke Silberkripplein auf dem Tiſche und die Figürchen waren in ſchöner Gruppierung um dasſelbe herumgeſtellt. Ueber dem Allem aber breitete ein Weihnachtsbaum, behängt mit Gaben jeder Art, die Äſte aus. Mit raſcher Hand zündete die liebende Mutter die Lichtlein an und gab den Kindern mit einem ſilbernen Glöcklein das Zeichen zum Eintritt. Da ging die Thüre auf, und mit einem Freudengeſchrei ſprangen die Kinder der Beſcheerung zu und umringten den Tiſch mit Jauchzen und Jubeln. Doch vor Allem

richteten ſie ihre Aufmerkſamkeit auf das noch nie geſehene Weihnachtskripplein und hörten aufmerkſam auf die Mutter, wie ſie die Bedeutung des Kleinods erklärte. Da erhob ſich auch Herr Simon von Adelsheim von ſeinem Lehnſtuhl und ging dem Tiſche zu, um den die frohen Kinder ſtanden; auf einmal erhellte ſich ſein zuvor düſterer Blick. Die Burgfrau deutete auf das Kripplein, welches er mit Staunen betrachtete, denn er wußte zuvor nicht, daß es wieder in die Hand ſeiner Gattin gekommen war. „Sieh her, mein Gemahl," ſprach die Burgfrau, „wie wir doch ſo reich ſind, ob wir gleich nur noch wenig von dem beſitzen, was wir zuvor unſer Eigentum nannten; unſere Kindlein ſind es, die ſich freuen, und das Kripplein iſt es, in dem aller Reichtum der Welt uns beſcheert iſt; darum freuet Euch mit mir und den Kindern, und unſere Weihnachtsfreude ſoll durch nichts geſtört werden." — „Aber verherrlicht ſoll ſie werden!" rief jetzt eine Stimme, die ihnen Beiden nicht unbekannt war. Ein Ritter in glänzendem Harniſch war unbemerkt eingetreten und hatte lange Zeit der rührenden Scene zugeſehen — es war Lutz Schott, der eine freudige Kunde brachte. Er trat zu dem Tiſche und legte eine Pergamentrolle neben das glänzende Kripplein mit den Worten: „Dies zur Chriſtbeſcheerung für den Ritter Simon von Adelsheim." Wohl war es eine ſchöne Beſcheerung zu dem heil. Weihnachtsfeſt: es war eine von dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz ausgeſtellte, mit ſeinem Sigill beglaubigte und von mehreren Zeugen unterſchriebene Urkunde, in der er kund that, „daß Herr Simon von Adelsheim und der von Otzberg für unſchuldig erkannt werden an dem Frevel ihrer Ganerben, und daß ihm nun, nach Ableben des Ritters von Otzberg, die ganze Burg Wachbach zu einem erblichen Manneslehen übertragen, das er von nun an von der Pfalz zu empfangen habe." — „Halleluja," rief die Burgfrau mit Freuden aus, als ſie den Inhalt der Urkunde erfahren hatte, „ſo hat das Weihnachtskripplein doch wieder Heil und Segen zu uns gebracht!"

Das Wahrzeichen zu Tübingen vom Jahr 1473.

Aus der Greuelchronik des Johann Nider von Isny.

Des Menſchen Wiſſen bleibet Stückwerk,
Und der Frömmſte iſt vor des Schickſals Tück' nicht ſicher.

Wenn ein Fremder in Tübingen umherwandelt und unter andern merkwürdigen Gebäuden auch an der St. Georgen- oder Stiftskirche emporſchauet, ſo ſieht er ein großes, rundes Fenſter, das in kunſtreicher Verſchlingung einen Menſchen auf das Rad geflochten zeiget. Die Meiſelarbeit dieſes ſogenannten „Wahrzeichens“ iſt meiſterhaft zu nennen, und unwillkürlich muß der Fremde fragen: „Was bedeutet dieſes ſchreckliche Bild an einem Gotteshauſe?“ Die Geſchichte davon ſoll dieſe ſein:

Im Jahr 1410, um Michaelis, ging Hans Eberhard Laiblin, ſeines Gewerkes ein Gerber, von Reutlingen, ſeiner Vaterſtadt, in die Fremde. Seine Mutter, eine geborene Wittmann, begleitete ihren Liebling vor den Stadtbann bis auf die Straße, welche nach Urach führet. Hier wünſchte ſie ihm Glück und Segen, und verließ ihn mit dem Denkſpruche: „Bleibe fromm und halte Dich recht, ſo wird es Dir wohl gehen.“ Fröhlichen Mutes wanderte Laiblin mit noch zwei andern Geſellen ſeine Straße dahin und bald hatte er den Ort ſeiner Heimat vergeſſen, das Herz wurde ihm leicht und immer leichter, je mehr er Städte ſah, die ſchöner und größer waren als Reutlingen, und wo ſich in ſeinem Gewerbe anſehnlichere Werkſtätten fanden als daheim an der Echaz. Zehn Monate war er ſchon von Haus entfernt, als er endlich daran dachte, ſeinen Eltern und beſonders ſeiner treuen und beſorgten Mutter Nachricht zu erteilen,

wo er in der Welt ſich aufhalte (nämlich in Holland). Er ſchrieb daher einen langen, langen Brief heim und gab ihn dem damals von Rotterdam über Stuttgart nach Italien reiſenden Galeo Visconti mit. Dieſer Galeo ſtarb aber zu Mainz in den Armen des Biſchofs Ruprecht, der den Brief jedoch treulich bewahrte, aber keine Gelegenheit hatte, denſelben an den Adreßort zu beſorgen. Nachdem nun Ruprecht auf das Concilium zu Conſtanz (1414) reiſete, packte er verſchiedene Papiere, darunter auch den Brief von Laiblin, mit dem Vorſatz ein, denſelben dem Freireichsſtädtiſchen Abgeſandten von Reutlingen zu behändigen. So kam die Nachricht von dem ſchon für verloren und verſtorben gehaltenen Sohne nach 4 Jahren an Ort. Hierüber entſtand bei der Familie große Freude und die Mutter des jungen Pilgers gabte dem „heiligen Geiſt Spitel“ 10 Pfund Heller und ein Krautland drei Tagwerk groß, als Opfer für ihren Sohn. Von nun an aber kam keine Nachricht noch irgend eine Kunde mehr von Laiblin den Eltern oder ſonſt Jemanden zu Ohren. Nun geſchah es, daß im Jahre 1420 unfern vom Wankheimer Walde, zwiſchen Reutlingen und Tübingen, ein Handwerksgeſelle erſchlagen und beraubt gefunden und nach letzterer Stadt gebracht und auf dem Pfleghofe zur Schau ausgeleget ward. An ſeinem handgroßen feuerroten Muttermal, das er im Geſicht hatte, wurde er als der Sohn des Metzgers Aigler zu Tübingen erkannt, der vor ſieben Jahren in die Fremde gegangen war. Es war ein großes Gejammer bei den Eltern um den Toten, denn es war ihr einziger Sohn und Erbe eines nicht unbedeutenden Vermögens. Der Erſchlagene wurde in der Spital-

oder St. Jakobskirche begraben, wo noch jetzt ſein Grabſtein zu ſehen, aber ſchwer zu entziffern iſt. Bei dem Leichenbegängnis lief eine große Menge Volks, wie es bei derartigen Ereigniſſen der Fall iſt, zuſammen. Unter andern kam auch der Schrannenwirt Sperpper von Pfullingen an eben dem Tage nach Tübingen, als der Unglückliche beerdigt wurde, und hörte die Mordthat. Dabei vernahm er auch, daß der Tote ein großes Muttermal am linken Backen gehabt habe. Da ſagte Sperpper: dieſer Geſelle iſt mit noch einem andern vor etlichen Tagen in meiner Herberge geweſen, friſch und geſund, und Beide gingen friedlich ihres Weges dahin auf der Rempenſteig gegen Reutlingen zu. Alsbald ſchickte man von Tübingen aus einen Boten nach Reutlingen, um Nachfrage zu halten, ob nicht etwa ein Fremdling dieſer Tage in die Reichsſtadt eingezogen ſeie, ſo wie ihn der Schrannenwirt von Außengeſtalt anzugeben vermochte. Und ſiehe, einer der Thorwächter ſagte aus, daß des Hans Laiblins Sohn nach zehnjähriger Fremd heimgekommen ſeie, auf dem Fuhrwerk des Pfiſterers Braun von da. Die Ausſage des Thorwarts beſtätigte ſich alsbald und bei Laiblin, dem Heimgekehrten, fand man in offener Stube das Felleiſen des bei Wankheim erſchlagenen Mannes, in welchem die Kundſchaft, der Lehrbrief und 34 Gulden an Baarem unverletzt gefunden wurden. Laiblin erſchrack nicht wenig, als er erfuhr, daß ſein Reiſegefährte ermordet worden ſeie, und erzählte frei und offen, wie er in den Beſitz des Felleiſens gekommen ſeie. Der entſandte Stadtbote nahm den Reiſebündel auf den Rücken und wanderte damit zurück nach Tübingen und berichtete treulich, was er vernommen, durch wen und auf welche Art die Habe des Toten nach Reutlingen gekommen ſeie. Flugs ſchrieb der hohe Rat von Tübingen nach Reutlingen und bat um Verhör der blutigen That und um gerechte Sühne. Der Syndikus und die Senatoren zu Reutlingen aber eilten nicht ſo ſehr mit der Hinrichtung des beſchuldigten Mörders Laiblin, weil derſelbe die That nicht zugeſtand und überhaupt ſo nahe ſeiner Vaterſtadt, wo er reiche Eltern und offene Arme fand, nicht nötig hatte, einen Mord zu begehen. Auch war ſein Wandel und Leumund von Jugend auf fromm und tadellos. „Ueb dyſer ſchneckigkayt“ (Langſamkeit) des Verfahrens entbrannten die zu Tübingen; ſie forderten ernſtigliche Rügung, oder ſo die Reutlinger ſich derſelben enthalten wollen, ſo ſollen ſie den augfälligen Mörder in Banden nach Tübingen

zum peiniglichen Verhör einliefern, wie es ehrbaren Leuten und Chriſten gezieme. Die Reutlinger gaben die ſchuldige freundnachbarliche Auskunft, aber zu einer Auslieferung des Laiblin verſtanden ſie ſich nicht. Nach Umfluß eines Jahres heiratete der Beſchuldigte ſogar eines der ſchönſten und reichſten Mägdlein der Reichsſtadt, Namens Clara Weiß, deren Vater Ratsherr war. Dieſe Heirat ſtach einen jungen Färber, Jakob Frenz, gar ſehr in die Augen, weil er Hoffnung trug, die Maid für ſich wegzuſchlagen. Frenz ſuchte Rache und ſchrieb nach Tübingen, ſo der hohe Rat ihm einige vertraute handfeſte Männer zuſenden wollte, ſo wäre er bereit, den Laiblin in die Hände der Gerechtigkeit zu bringen zur blutigen Sühne ſeiner Mordthat. In wenigen Tagen war die Sache im Reinen. Die Tübinger ſandten drei Männer, kräftig und verwegen, mit einem Wagen, worauf eine große lange Kiſte unter mehreren Strohbuchten verborgen lag, nach Reutlingen. Das Stroh wurde dorten feil geboten, aber ſo viel dafür gefordert, daß es über Nacht unverkauft juſt vor dem Hauſe des Gerbers Laiblin ſtehen blieb. —

Um Mitternacht ſchlich ſich Frenz mit zwei ſeiner Gehilfen in die Wohnſtube und von da in die Schlafkammer des Laiblin, banden ihm im tiefen Schlafe an der Seite ſeines jungen Weibes Hände und Füße zuſammen und trugen ihn, nachdem ſie ihm den Mund zugeſtopft hatten, daß er kaum zu atmen vermochte, die Stiege hinunter und warfen ihn in die Kiſte, die vor dem Hauſe auf dem Wagen war, und fuhren mit ihm bei Tagesanbruch zum Metzingerthore glücklich hinaus; draußen umfuhren ſie die Stadt und trieben die Roſſe eilig Tübingen zu, wo ſie noch bei junger Frühe ankamen und in der Pfalzburg (Hohentübingen) ihren Fang abgaben. Der Reutlinger Färber aber, nachdem er ſein Schelmenſtück gelungen ſah, legte ſich eilig zu Bette und ging den kommenden Morgen ſonder Harm an ſein Geſchäft. Die junge Frau des Entführten machte, nachdem ſie die Abweſenheit ihres Mannes merkte, keinen Rumor, denn es war Erntezeit, und ſie meinte, ihr Eheherr ſeie mit den Schnittern hinausgegangen. Als ſie aber um Mittag ſelbſt auf das Feld kam, erfuhr ſie, daß der, den ſie vermißte, gar nicht geſehen worden ſei von den Heimſern. Hiedurch geriet ſie in Angſt, eilte heimwärts und teilte ihren Kummer ihrem alten Vater mit. Dieſer zog alsbald ſeinen Ratsmantel an und lief auf's Rathaus,

um dort Anzeige von dem Verſchwinden ſeines Tochtermannes zu machen. Alle Nachfragen halfen nichts. Und die Vermutung, als ob Laiblin mit Gewalt aus Reutlingen entführt worden ſeie, war nicht ſtichhaltig, weil die Thore vorſichtig und treulich jede Nacht geſchloſſen waren. Auch war Laiblin ein Mann von außerordentlicher Körperſtärke, wie ſein Bild zeigte, das bis zu dem großen Brand von Reutlingen, im Jahr 1726, auf dem Rathauſe hing und mit demſelben verbrannte. Auf dem Bilde war auch der Hergang der blutigen Geſchichte angemerket und Rechtsloſigkeit jedem Tübinger zu Reutlingen geſchworen, in weßmaßen er auch „Anlaytt“ haben ſollt, für ewige Zeiten. Zwar mußte der Rat der freien Reichsſtadt dieſen „Urfehdeſchwur“ anno 1519 den 29. Januar, als Herzog Ulrich die Stadt erobert hatte, zurücknehmen und für „null, nichtig und abernichtig“ erklären, aber Joſua Weiß, der erſte Bürgermeiſter und Nachkomme des erwähnten Ratsherrn Weiß, verbarg die Tafel und hängte ſie erſt dann wieder an ihren Ort auf, als Ulrich gedemütigt war. Jede Spur von dem abhanden Gekommenen war verloren, und hätten die Tübinger ihr Bluturteil in Stille vollzogen, ſo wäre die ganze Blutgeſchichte in ewiger Vergeſſenheit geblieben. Dieſe aber freueten ſich ihrer Beute und plagten den Unglücklichen bis zum letzten Augenblicke ſeines gewaltſam geendeten Lebens.

Das Erſte, was ſie mit dem Gefangenen thaten, war, daß ſie ihn im Hemde und halb erſtickt in aller Eile in den Haſpelturm brachten. Dies iſt ein ſchreckliches Geheimnis, das tief unter der Erde iſt, und weder Thüren noch Fenſter oder Luftzüge hat. Nur oben im Gewölbe iſt ein Loch, über welchem ein Haſpel angebracht iſt, vermittelſt deſſen man die Verbrecher hinabläßt in dieſe ſchauerliche Tiefe. Der Haſpelturm ſoll ſchon mehr als 1000 Jahre alt ſein und manch Gerechter ſoll darin geendet haben aus Mangel aller Lebensbedürfniſſe. Herzog Ulrich ließ bei dem neuen Schloßbau zu Tübingen dieſe Schreckenskammer ſtehen und erhöhete nur ſein Mauerwerk, das gegen Weſten ſtehet und Sturm und Wind annoch ſtattlich trotzet. Um dieſe Zeit, als man den Turm erhöhete, wurde auch das Innere gereinigt und man fand darin eilf Schädel und acht „Mannstragenden gebain mürbig“. In dieſem Loche lag Laiblin vom 21. Juli bis 1. Auguſt des Jahres 1421, ohne alle Kleidung, nichts als ſein Hemd zur Decke, in welchem er aus dem Bette geriſſen wurde.

Seine Nahrung war Brot, ſein Trank ſchlechtes Waſſer, das ihm alle ander Tag hinuntergehaſpelt wurde. In ſeinem Kote mußte er ſitzen, und in der Turmenge vermochte er kaum geſtreckt zu liegen, viel weniger einige Schritte vorwärts zu thun. Endlich erhielt er das Gebot, den Haſpelkübel zu beſteigen, um ſich heraufziehen zu laſſen. In welcher Geſtalt er zu Tage kam, davon läßt ſich keine Beſchreibung machen. Beinahe erblindet durch die lange Nacht, zitternd vor Feuchtigkeit und Kälte, ſtinkend und modernd ſtand er da und ſchnappte nach friſcher Luft. Nachdem ſich der Gefangene etwas erholt und gekräftigt, auch ſeinen Körper gereinigt und bekleidet hatte, wurde er zum Verhör vor den hohen Rat geführt. Hier erzählte er alſo: „Unfern Baſelſtadt traff ich uff weiter Landtſtraß aynen Raißgeſellen ann, der da rughete vnter aynem Bavhm. Weß Hin- weß Herwägs wir bayd kommen, frugden wir bayd zuandermal (auf einmal). Icher ſagt auß hollandt, der Rühgige (Ruhende) auß welſchlandt. Weß Landsluit vnd weß gewerks wir wärn, frugden wir bayd ebigt zuſammbt aynandert. Als wir deß aynandert vns verſichert vnd gewiſſerdt hatten, kamen wire ayns vnd zoghen tröſtig. Kaym maßte (mangelte) was klecklich ab.

Mit Frohgeluſt pilgherten wir biß Pfulling, allwo wir züchtigliche

ſchaydung vorhatten uff Nächſttaglauff, er gen Tübing, ich gen Reutling zu wandern, wo jeder Luſt vnd Freud hoffete zu retten bei nächſt- vnd fernd-luit. Da maynt Aigler des Schaydtags fruh, alldieweil Kayner vns bayd unfern haim ſeynt, vnd nitt deßwegs mehr weyt, wir ſo lang als thunlig yn aynung wallen wollten. Deſſen war myr genehm vnd wir fußten rüſtig-lich durch den Vorſt von Pfulling gen Ohmenhauſſen, Mährn (Möhringen) vnd Wankhen (Wankheim). Dieweilen es aber noch erſtägig (Vormittags) war vnd haiße Sonn' brannte, ſo wollten wir nit fürder geh'n, ſondern rühigkayt halten biß zu abendt, was bayder haymkommensluſt war. Wie ſchon gemerket, hatten wir baydt Geld; Aigler ein ſchwer Gebündel, ich nicht ſo, wohlen aber an hundert Reichsgulden trug ich bei myr. Brudder-ſchaft wurd' trunken, biß der Tag ſich naygete vnd etwelche Sternlein ſich zu zaigen anfinghen. Vnd wir waren fällig des viel Trucks wegen vnd turmelig ſuchten wir des Wegs weiter. Bald doch konnt' Aigler ſein Gebündel nimm' traghen, vnd fiel offmalen zur Erdt. Deſſen war mir laydlich, ich huckete ſein Trageiſen auf mich vnd lieff fürbaß. Zwiſchen Jettburg vnd Bezzing rollte ayn Fuhrwerk aynher gen Reutling, deß ver-ſah ich mich vnd kam mit Aiglers Hab' haym ohn' Muthwill noch Böß-lichkayt. Aigler zog fürder gen Tübing, ebenſo nicht denkendt, daß yhm Burdt und Haab' fehl' (Bürde nannte man früher ein volles Felleiſen). Nun hatt ſich fuget, daß Aigler von einem loſen Geſellen ergriffen, er-ſchlaghen vnd beraubet worn; für deß Vnglück vnd troſtloßig Layd ich aber kyn Fürſehn thun noch haben kondt'. Nichtsdeſtoweniger aber hatte man mich des Mords geſchuldet, dieweil ich des Aiglers Haab' trug aus Nächſtlieb vnd Vorſchub in Müdigkayt. Derohalben ich auch kynwegs die Burdt dahaym entneſtelt, durchſucht, noch ſonſt Unbühr mit ihr trieben, ſondern den Hergang männiglich kundet andern Taghs. Solcherlei Zeug-nuß war auch Fürſprach für mich, daß der hochweiſe Rath zu Reutling nicht peintlich meines Leibs ſich verſühnt, ſondern ewig frei mich wieder entfußet. Weſſen Gethuns ich auch von euch wirtembergiſchen Richtersleut erwart vnd haiſch mit Recht vnd Fürſatz."

Solchergeſtalten verteidigte ſich Laiblin zu Tübingen in noch weiter und großer Rede. Er ſetzte auf das Klarſte den Richtern auseinander, daß er der Mörder weder ſei, noch ſein könne. Deſſenungeachtet wurde er

wieder in den Haſpelturm gebracht, um durch dieſe Schreckenskerkerung zu einem andern Geſtändnis gebracht zu werden. Dabei wurde aber ſeine Haft auf's Geheimſte verſchwiegen. Als endlich nach drei Monaten die Tübinger Richter zu keinem Endziel mit Laiblin kamen, da wendeten ſie die Folter an dem Unglücklichen auf die unmenſchlichſte Weiſe an. Am zehnten Tage der Marter verlor der Gepeinigte ſeine übermenſchliche Standhaftigkeit und im Übermaß ſeiner Schmerzen bekannte er ſich als Mörder des Aigler vor Gericht und Rat und bat um ein baldig Ende. Nachdem er das ihm vorgelegte Dokument, wornach er den Mord zugeſtand, unterſchrieben hatte, wurde ihm das Todesurteil als Raubmörder geſprochen, wornach er durch's Rad vom Leben zum Tode gebracht, nach ſeinem Verenden aber ſein Körper auf das Rad geflochten und den Vögeln des Himmels zur Ätzung gegeben werden ſolle. Nochmals beteuerte der Verurteilte ſeine Unſchuld und bat nur, daß er noch auf einige Augenblicke ſeine Ehewirtin ſprechen dürfte. Dieſe Bitte konnte ihm aber nicht gewährt werden, weil die Reutlinger ihn wahrſcheinlich mit Gewalt geholt haben würden, wenn ſie erfahren hätten, wo Laiblin in Haft wäre und welcher Not er bedrohet ſei. Drei Tage wurden ihm noch zur Bekehrung geſchenkt und der Richttag auf 6. Dezember 1421 feſtgeſetzt.

Schon in aller Früh wogte das Volk durch die Gaſſen von Tübingen. Die Stadtthore blieben aber für dieſen Tag vorſorglicher Weiſe bis nach dem Vollzug der Hinrichtung, welche um elf Uhr ſtattfand, geſchloſſen. Zufällig aber war ein Reutlinger Bürger, Namens Adam Braun, über Nacht zu Tübingen, und hatte ſomit Gelegenheit, den Strafakt mit anzuſehen. Auf dem Bebenhäuſerhofplatz war ein breites Blutgerüſt aufgeſchlagen, worauf die Knebelmaſchine zum Rädern lag. Wer eigentlich der Delinquent war, wußten wenige, nur ſo viel war allgemein bekannt, daß er der Mörder des Aigler ſeie, der vor zwei Jahren an der Straße von Bezzingen her erſchlagen gefunden wurde. Erwartungsvoll ſtand die Menge. Endlich erſchallte das Malefizglöcklein und der Verurteilte wurde dem Schaffott zugeführt. Kaum trugen den noch vor Monden ſo ſtarken und kräftigen Mann ſeine Füße, unkenntlich für Jedermann wankte er im Armenſünderkleid dem Ort ſeines Todes zu. Auch der Reutlinger Bürger ſtand in Vorderreihe, ohne den Verurteilten zu kennen. In demſelben Augenblick,

als der Verurteilte an seinem Nebenbürger vorüberging, erkannte er denselben und rief: „O Braun! kennst Du Laiblin von Reutlingen nicht mehr? Sieh', welch' blutig Spiel in Württemberg an mir Unschuldigem getrieben wird! Ich bin aus meinem Bette geraubt worden und in die Hände teuflischer Widersacher und Richter gekommen, die mich gequälet mit Kerker, Hunger, Durst und Folter, bis daß ich, des Lebens satt, mich zum Mörder bekannte. Und dreimalen hat mir lichtlich geträumt, der, der mich in meinem Hause überfallen und in die Hände meiner Feinde gebracht hat, sei der Frenz gewesen, der meine Hauswirtin vor mir zu freien glaubte!" Weiter vermochte der arme Sünder nicht mehr zu reden, dieweil die Stätte seines Todes vor ihm stand, an welcher er mit dem dreimaligen Rufe emporstieg: „Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebet, und so wahr ich jetzt vor sein heilig Antlitz treten werde!" — In wenigen Minuten hatte der Unglückliche verhauchet, der Reutlinger Bürger aber zog schwer betrübt heim und sagte dorten, was er gesehen und gehört habe zu Tübingen.

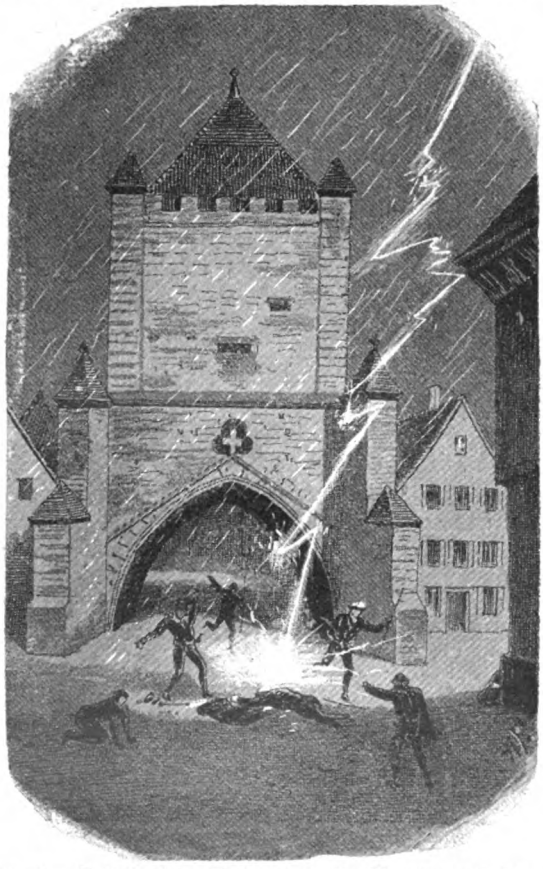
Das war eine ernste Nachricht für die stolzen Freireichsstädter. Eine allgemeine Bürgerversammlung wurde abgehalten und es kostete den Stadtvogten viele Mühe, die empörten Köpfe von einem augenblicklichen Rachezug gegen Tübingen abzuhalten. Übrigens wurde beschlossen, einen Rügebrief an die Stadt zu schreiben, worin ernstliche Genugthuung über diesen heillosen Friedensbruch gefordert wurde. Ein zweites benachrichtete den Grafen von Württemberg von dem Hergang der Blutthat, und ein drittes Schreiben setzte den deutschen Kaiser, als Schirmvogt der Reichsstädte von dem Unbill, das Reutlingen widerfahren, in Kenntnis. Auch wurde in dieser Richtung ein Rundschreiben an alle schwäbischen Reichsstädte erlassen. Die Tübinger thaten nichts, als daß sie eine Abschrift des Geständnisses des Geräderten nach Reutlingen sandten. Der Graf untersuchte zwar die Sache streng, aber der Tote konnte nicht mehr reden und von den Martern, so an ihm verübt wurden, erfuhr der hohe Gebieter nicht gar viel. Wohl drei Jahre lang dauerte der Federkrieg. Endlich waren dessen die Reutlinger überdrüssig, sie forderten nochmals satte Genugthuung, und als sie beim Umfluß eines Monats keine erhielten, schaarten sich sechshundert derselben zusammen und zogen vor Tübingen. Als der Wächter auf Hohentübingen die Kriegsschaar heranziehen sah, machte er Lärmen, die Thore

wurden eiligſt geſchloſſen, und die Inwohnerſchaft ſetzte ſich zur Wehre. Die Herangezogenen forderten wiederholt Genugthuung; abſonderlich ſollte der Verräter, oder wenn ihrer mehrere ſeien, alle mit Namen genannt werden, der oder die den Laiblin im Bett überfallen hätten. So das nicht geſchehe, ſo werde an allen Tübingern Rache genommen werden männiglich. Der Tag verging und die Genugthuung blieb aus. Damit ſie nun nicht vorderhand umſonſt ausgzogen wären, legten die kampfrüſtigen Reichsſtädter einen mitgebrachten Sturmbock an und ſtießen unter dem Schutz der Nacht einen großen Teil der Mauer vom Hagthor bis gegen den Schloßberg ein, ſo ſehr ſich auch die Tübinger wehrten. Auch nahmen die Reutlinger neun Bürgersleute als Gefangene mit nach Hauſe. Hierüber beſchwerte ſich Graf Eberhard bei dem Kammergericht zu Wien, wegen Friedensbruch, worauf der Kaiſer gebot, daß die Reutlinger ihre Gefangenen loslaſſen ſollten, die Stadtmauer zu Tübingen aber ſo lange in Schutt liegen bleiben ſolle, bis die Reutlinger Genugthuung an der ihnen zugefügten Schmach erhalten haben würden.

* * *

So ſtand das Zwietrachtsverhältnis zwiſchen Tübingen und Reutlingen im Jahr 1422. Mit dieſem Spruch waren aber die Reutlinger nicht zufrieden, denn immer noch lag der Leichnam des Laiblin auf dem Rade, und wer ein beſonders gut Geſicht hatte, der konnte das Rad von der Achalm aus ſehen. Abermals rotteten ſich etlich und ſechzig junge Männer zuſammen, um die Gebeine des Laiblin von dem Schandpfahl zu holen, darunter war auch der, der den Verräter an dem Unglücklichen machte. Es war in der Nacht vom 17. September 1422, als ſich der Zug in der Stille gen Tübingen bewegte. Die Mauerſcharte beim Hagthor bot keine große Schwierigkeit gegen den Eindrang der Schar dar, da die Öffnung nur mit Brettern verlegt war. Die Gebeine wurden glücklich losgebunden, in einen ledernen Sack gethan und damit der Rückweg angetreten. Der Himmel hing ſchwarz, feurige Blitze ſchoſſen zuweilen zuckend durch die Finſternis, ohne daß ſich der geringſte Donner vernehmen ließ. Die Gebeine trugen abwechſelnd bald dieſer, bald jener. So kam die Reihe auch an Daniel Frenz, juſt, als man durch's Thor zu Reutlingen einzog. Plötzlich zuckte

ein Blitz, worauf ein erſchrecklicher Schlag folgte, und aus dem Haufen ſtürzte der Einzige nieder, der den Sack mit den Gebeinen trug. Leblos lag der Getroffene hingeſchmettert und mit grauſem Entſetzen wurde er in ſein Haus getragen. Nach ſechs Stunden kam er wieder zum Bewußtſein,



aber auf der rechten Seite dermaßen gelähmt, daß er mit dem Arme keine Speiſe mehr zu ſich nehmen konnte. In elender Geſtalt wandelte er umher zwölf Tage lang, da konnte der Elende ſeine Gewiſſensbiſſe nimmer ertragen, er kroch auf die Stufen des Rathauſes und lallte den Räten, die hinaufſtiegen, ſein Verbrechen vor. Anfangs wollte man ſeinem Gelalle kein Gehör ſchenken, denn man ſah ihn als einen Irren an. Als aber Dr. Ziegler in Geduld die Rede des Gelähmten erfaßte, trug er ſein Wiſſen dem Syndicus und Oberrichter vor und dieſer brachte die Sache vor den ganzen Rat. Frenz wurde verhört und er geſtand alles, was bisher erzählt wurde von ſeinem Thun. Nachts zwölf Uhr ſchlich er mit zwei Tübingern, einer wartete unten, in die Wohnſtube des Laiblin, ſie verſtopften dem Schlafenden den Mund, daß er nicht ſchreien konnte, und trugen ihn ge-

bunden auf die Straße, legten ihn in die lange Kiſte, und damit er durchaus keinen Rumor machen könne, legte ſich David Ulrich Rieger auf ihn, bis ſie vor den Thoren der Stadt waren. Dort gaben ſie dem Geraubten ſo viel Luft zu leben, als er bedurfte, und als ſie in die Nähe der Stadt Tübingen kamen, ſorgten ſie wieder pflichtlich dafür, daß Laiblin nicht ſchreien konnte. Dies war das Geſtändnis. Die Folge davon war, daß dem von Gott ſchon ſichtlich Geſchlagenen das Todesurteil als Verräter geſprochen und dasſelbe am 4. Februar 1423 an ihm vollzogen wurde. Er wurde gerädert, ſein Haus abgebrochen und ein „fry plezlen“ (frei Plätzlein) dafür zum ewigen Abſcheu gelaſſen. Das Plätzlein heißt heute noch „Frenzplän“ (Frenzplan). Oftmals machten die Tübinger den Verſuch, die Lücke in der Stadtmauer auszubeſſern, ſobald die Reutlinger aber Kunde davon erhielten, ſo kamen ſie mit Gewalt herbei. Nun kamen die Tübinger auf den Gedanken, innerhalb der Mauer eine zweite alſo aufzuführen, daß zwar das eingeriſſene Stück ſichtbar, aber doch die Stadt geſchloſſen war, und dies ließen die Reutlinger geſchehen, weil ſie nichts beabſichtigten, als daß das Zeichen ihrer Rache für ewige Zeiten ſichtbar ſei jedermänniglich.

Nun geſchah es 1420, daß eine Fehde zwiſchen dem württembergiſchen Dienſtmann Wolf von Bubenhofen und denen von Geroldseck wegen einer Forderung des erſteren ausbrach, wobei Württemberg ſeinem Dienſtmann zu Hilfe ſtand in ſeinem Recht und die Burg und die Stadt Sulz belagerte und eroberte. Am 26. Januar 1423 kam der Friede zu ſtande und die Stadt Sulz mußte den Württembergern offenes Haus geben, und drei Jahre lagen dreißig württembergiſche Soldknechte als Loosmänner darin. Da fügte es ſich, daß ein Mann von nahe an ſechzig Jahren dorten ſeit langer Zeit ſchon blind und krank darnieder lag und nicht ſterben konnte. Aus ſeinem Munde quoll ein wüſter ſtinkender Odem, ſeinen Körper deckten ſchwarze Eiterbeulen, aus welchen gelbe ekelhafte Jauche floß, die von Qualinſekten wimmelte. Viele Wochen konnte er nichts mehr ſchlucken, weder Dickes noch Dünnes, und doch verhungerte er nicht, ſondern lechzte umſonſt nach Labung. Seiner Augen Licht war ihm verſchmoret und ſeine Knochen ihm krampfhaft zuſammengeſchnüret, als läg er gebunden auf einem Schinderrad. Niemand konnte das Elend mehr mit

anſehen und des Mannes beſte Freunde flohen ihn wie die Peſt. Ein allgemeines Entſetzen erfüllte ganz Sulz über die Marter, ſo Gott über den ſonſt unbeſcholtenen Bürger ausgeſchüttet hatte. In den Kirchſtunden und außer denſelben wurde für den Unglücklichen gebetet, daß er hinweggenommen werden möchte von dieſem jämmerlichen Daſein, aber das Gebet wurde nicht erhöret, der Kranke ſeufzete immer mehr in ſeinen unausſtehlichen Leiden. Es wurden, um ſeine Auflöſung zu erflehen, drei Umgänge um die Stadt Sulz mit dem Allerheiligſten gehalten und drei Buß- und Bettage drei Wochen, je am Donnerstag, nach einander angeordnet, aber — der Alte konnte nicht ſterben! Wer ſeinem gräßlichen Lager ſich nahete, den bat der Leidende, daß er ihn töten möchte; Niemand aber wollte Hand an ihn legen. Winſelnd kroch der Verzweifelnde um Mitternacht vor dem heiligen Chriſtfeſt 1424 an das Fenſter und ſtürzte ſich aus demſelben 22 Schuh hoch hinab auf das Pflaſter, aber — der Fall verſehrte ihn nur, doch endete er ſeine Leiden nicht. Der Wächter fand ihn und man trug ihn mit Hilfe einiger Männer wieder auf die Stätte zurück, von welcher er ſich mit unſäglicher Mühe entfernt hatte. Da tauchte die Vermutung bei einigen Frauen der Stadt Sulz auf, daß der Gebreſtige vielleicht ein Todſünde begangen, welche er beichtend verſchwiegen; derohalben wurde der fromme Prieſter Philipp Engelhard aus dem Kloſter zu St. Maria Emmeran gerufen, um dem Unglücklichen mit ſeiner prieſterlichen Tröſtlichkeit nahe zu ſein. Dieſer ſchloß ſich zu dem Kranken allein in ſein Kämmerlein ein, fiel auf ſeine Knie und betete inbrünſtiglich zu Gott, und als er geendet hatte, nahete er ſich dem Siechen und forderte ihm die heilige Beichte ab, bei welchem Verlangen der Elende zu zittern und zu beben begann, als ob ſchneidender Froſt das müde Seelenhaus des Gefolterten durchſchauerte, dann begann er mit heiſerer Stimme:

„Frommer Vater! bald ſind es vier Jahre, daß ich meines Gewerbes wegen, Unſchlitteinkäufe zu machen, nach Tübingen, Rottenburg und Reutlingen wanderte. Als ich nach Rottenburg kam, kehrte ich in der Klauſenherberge ein, kam in's Spiel durch die Verlockung eines Barfüßers und verlor an ſechzehn Gulden. Betrübt über meinen Verluſt ſchlich ich mich aus der Herberge mit meinem Hund, der itzo noch vor meinem Hauſe liegt,

und zog meine Straße gen Reutlingen durch den Wankheimer Wald. Es war ſchon ſpät Abend und niemand mehr auf dem Felde noch im Forſte. Plötzlich hörte ich laut und jubelig eine Stimme ſingen, die bei längerer Horchung immer näher und näher kam. Ich ſputete meine Schritte, um auf die Straße zu kommen, wo ich auch ſchon die Fußtritte eines rüſtig dahin ſchreitenden Menſchen vernahm. In demſelben Augenblick als ich den Kleebühl verließ und auf die Kreuzgaſſe trat, wo es nach Jettenburg und Betzingen ging, ſah ich den Sänger in meiner Nähe und nahm eine Geldgurte und ſäuberlich Habit an ihm wahr. Da fuhr der Teufel in mich, ich hoffte mein verſpielt Geld wieder durch Raub zu bekommen. Ohne mich lange zu bedenken, wendete ich ſtatt nach Reutlingen nach Tübingen zu meine Schritte und holte den Wanderer nach etlichen Minuten mit meinem Hunde ein. Der Reiſegeſelle war keiner von den Schwächſten, daher ich von dem Wageſtück auf einige Augenblicke abzuſtehen gedachte. Wenn mir aber wieder die verlorenen ſechzehn Gulden zu Rottenburg einfielen, da doppelte ich wieder meine Schritte dem Reiſegeſellen nach. Mein lauter Abendgruß wurde mir von ihm freundlich erwidert. Wir wanderten an zehn Minuten lang miteinander, ohne daß ich mich an ihn zu gehen traute. Da blieb er auf eine kleine Weil ſtehen, um das Waſſer zu laſſen. In demſelben Augenblick nun, als er mir ſich abwandte, erhob ich meinen ſchweren Stock, und ſchlug ihn damit dermaßen auf den Kopf, daß er mit einem lauten Schrei taumelig wurde und mit den beiden Händen nach der Stelle fuhr, die mein Stock, welcher in zwei Teile zerſprungen war, getroffen hatte. Als dies mein Hund ſah, ſprang er auf den Schreienden zu, erfaßte ihn am Wams und ich ihn am Halſe ſo, daß er zuſammenſank, jedoch wehrte er ſich mutig. Und hätte ich meinen Hund nicht bei mir gehabt, ich wäre wohl ſeiner Grimmigkeit und Gewalt erlegen. Auch war der Verwundete erſt halb ſo alt, als ich.

Nach langem Kampfe entrang ich ihm ſein Geld, ſteckte dem Überwundenen eine Hand voll Straßenſtaub in den Mund und wollte fliehen. Kaum war ich aber 15 Schritte entfernt, ſo ſah ich beim hellen Mondſchein den Blutenden vom Staube erſtehen und mir nachlaufen. Mein krummer Fuß hinderte mich am Springen. Verzweiflungsvoll griff ich auf den Boden und erfaßte einen ſcharfen Schieferſtein und ſtellte mich gegen den Herzu-

eilenden wehrhaft. Weil er nun durch den in ſeine Augen geſtreuten Staub etwas übel ſah, auch des Weines voll war, ſo waren ſeine Füße unſicher, ſo mutig auch ſein Angriff war. Ich gab ihm mit dem erfaßten Stein einen ſchweren Schlag in's Geſicht, daß das Blut wallend aus Maul und Naſe floß. Mein Hund warf ihn zur Erde und abermals machte ich mich von dannen, ſo ſchnell als ich vermochte. Der Blutende aber rief mir nach: „Meiſter Gemming aus Sulz, Euch kenn' ich!“ Wie ein Donnerſchlag traf dieſer Ruf an mein Ohr. Plötzlich wandte ich mich abermalen um, hetzte meinen Hund gegen den Bluttriefenden, warf ihn zum drittenmale zu Boden und ſchlug ihn mit aufgerafften Steinen ſo lange auf den Kopf, bis er ſich nicht mehr gegen mich wehrte. Um aber ſeines Todes ſicher zu ſein, würgete ich ihm den Hals eine gar lange Weile zu und kniete auf ſeine Bruſt, wo ich fühlte, wie der letzte Hauch aus derſelben ſich herausatmete. Ich irrte umher bis am Morgen und hatte die Frechheit, in erſter Tagesfrühe in Tübingen bei Daniel Morhardt im untern Haag einzukehren, wo auch bald die Nachricht von dem Morde durch Schnitter anlangte, welche mit beginnendem Tage zur Arbeit gingen. In dieſer Herberge zählte ich auch das errungene Blutgeld und es waren dreiundſiebzig Pfund Heller an Wert in verſchiedenen Gepräge münzen, von denen ihr noch dorten in jenem Schranke etliche in ledernem Seckel findet. Kein Menſch dachte an mich, daß ich, der ich ſonſt einen tadelloſen Wandel führte, der Mörder wäre, und der Verdacht fiel auf einen Reiſegeſellen von Reutlingen, benamet Laiblin. Dieſer Unſchuldige, weil er in der Trunkenheit des Aiglers Bündel bei ſich hatte, wurde aus dem Bette durch verwegene Schergen geraubet, nach Tübingen gebracht, dort eingekerkert lange Monde im Haſpelturm, dann gefoltert, bis er des Mordes ſich geſtändig machte, worauf er gerädert, auf's Rad geflochten und ſein Körper von den Vögeln des Himmels gefreſſen wurde, wie männiglich nah und fern bekannt. Seit jener Stunde aber, da der Laiblin ſtatt meiner zum Tode gebracht wurde, ſieche ich ein jammervolles Leben dahin, meine Herzensruh iſt gewichen Tag und Nacht. Meine zween Kinder ſind in der Blüte ihres Lebens geſtorben. Mein Weib nahm Gott ebenfalls von meiner Seite, da die Leiden anfingen, in meinen Eingeweiden zu wühlen, und tauſend- und aber tauſendmal wünſchte ich mir den Tod, der bis heute mich geflohen hat. Ach, Herr! bittet Gott, daß er

ſich meiner erbarme und mich hinwegrufe aus dem Leidensthale, in welchem ich mehr gelitten habe, als fünfzig Miſſethäter, die zum Tode geführt wurden. Was ich begann, wurde mir zum Schaden und mein wenig Vermögen zehrte ſich von ſelbſt auf, daß mir kein friſcher Trunk und kein genüglich Mahl dafür wurde. Meine Freunde verließen mich, und denen ich wohl that, die ſpotteten über mein Elend. Herr Prior, ſo Ihr mein End' nicht zu erbeten vermöget, ſo bitt' ich Euch inſtändigſt, ſorget dafür, daß mir ein giftiger Trank oder ein tötlich Kraut getrieben wird in meinen verſchloſſenen Schlund, um der Welt Valet ſagen zu können, je eher, je lieber. Obgleich die Hölle meiner dort harret gewißlich, ſo will ich doch lieber in dem Pfuhl der Verdammten winſeln, als hier den Menſchen zum Spott, zum Abſcheu und zur Schande. Machet nun aus meinem Geſtändnis, was Euch immer beliebet, Hochwürdiger Herr! nur verſuchet nicht, mich zu tröſten, noch Hoffnung auf Seligkeit mir geben zu wollen. Für mich hat Chriſtus umſonſt gelitten, für mich iſt er notlos geſtorben."

Nachdem Philipp Engelhardt, Prior zu St. Maria Emmeran, dieſes Geſtändnis vernommen hatte, betete er für den Kranken und gab ihm die letzte Ölung, worauf der Gepeinigte alsbald ſtarb. Der Prieſter zeigte den Mord dem Stadtvogten von Sulz an und dieſer berief die ſogenannten „Guten der Stadt" zuſammen, ſie von dem ſchrecklichen Gotteszeichen zu unterrichten. In dieſer Verſammlung wurde beſchloſſen, drei Dokumente über die Beichte des dahingegangenen Mörders aufzuſetzen, von Engelhardt unterzeichnet, und die eine der Schriften nach Tübingen, die andere nach Reutlingen zu ſenden, die dritte aber zu Sulz zum ewigen Andenken zu verwahren. Als die Tübinger dieſe ihre Schrift erhielten und daraus erſehen, daß ſie gottlos, voreilig und wider Recht gerichtet hatten, thaten ſich die Richter des Laiblin zuſammen und verfaßten einen „Bittgnadbrief" und ſchickten ihn nach Reutlingen. In dieſem Brief baten ſie die Reutlinger um Gottes Barmherzigkeit willen um Verzeihung ihres Urteils an dem unſchuldigen Inſaſſen ihrer Freireichsſtadt, worauf die Reutlinger edel und großmütig genug waren, den Tübingern völlige Verzeihung und Vergeſſenheit zu verſichern. Als aber zu Tübingen der Beſchluß gefaßt wurde, dem heiligen Georg zu Ehren eine Kirche von „Chriſtmildigkeitsbeigaben" zu bauen, da trug Georg Hemminger von Tübingen, des Rates einer, darauf

an, daß man zum ewigen Wahrzeichen dieſer „vnrechten blutrichting“ den geräderten Aigler auf's Rad geflochten in „ſtayn maiſſeln“ und am Kirchenfenſter gen Oſten gerichtet „ynfuggen mög“. Dieſem Begehr wurde auch Folge geleiſtet und der „Merkſtain“ den 17. April 1473 in bemeldetes Fenſter an der St. Georgen- oder Stiftskirche eingefüget, welcher noch heute zu Tübingen zu ſchauen iſt. Als die Reutlinger dieſe Reue ſahen, gemahnten ſie die Tübinger zum Wiederaufbau der von ihnen niedergeriſſenen Stadtmauer, auch ſetzten ſie den Beſchluß außer Wirkung, daß keinem Tübinger ein Recht zu Reutlingen werden ſolle, wodurch gegenſeitige „Schlaich- und liebhayt wieder entglomm“ zum Nutz Vieler. — Die Sulzer aber machten ein Rad, flochten den verendeten Mörder darauf und gaben ſeinen Leib den Vögeln des Himmels zum Fraße. Auf beſonderes Verlangen des Grafen Walter von Geroldseck und Sulz riß man das Haus des Seifenſieders nieder und nannte den daraus entſtandenen Raum den „Söhnplatz“. Im Jahr 1750 aber ſchon wurde der Platz wieder mit einem Gradierhaus überbauet, das noch gegenwärtig ſtehet.

Aus der
Hauschronik des Hans Marchthaler
in Eßlingen. † 1595.

Es iſt nichts ſo fein geſponnen
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

Auf der Eßlinger Steige bei Stuttgart, da wo längs der kurzen Abdachung ein Weg nach den ſogenannten Ameiſenbergen hinführt, lehnt an der alten Mauer eines Weinbergs ein verwittertes Steinkreuz. Einheimiſche und Fremde ſtehen nicht ſelten dabei ſtille und fragen umſonſt nach der Bedeutung dieſes Kreuzes, das die Jahreszahl 149(1) trägt. Beſonders Kinder können daran kaum vorübergehen ohne ihre Eltern, Lehrer oder Freunde mit der neugierigen Frage zu behelligen: „Iſt hier ein Unglück geſchehen? Was bedeutet dieſer Stein?“ Nachfolgende Hiſtorie iſt nun ein Bruchſtück aus der Hauschronik des 1595 zu Eßlingen verſtorbenen Bürgers Hans Eberhard Marchthaler, Beiſitzer des Rates — und mag über die Bedeutung dieſes Denkſteins einiges Licht verbreiten.

Im Jahr 1491 den 12. Oktober wurde in Stuttgart das ſogenannte „Landhaus“ *) (die ſpätere reformierte Kirche) auf dem Turnieracker durch den Vogten Dr. Martin Nüttel eingeweihet, bei welcher Gelegenheit etwelche Herren als: zwei Brüder von Frauenberg, ein Herr von Gültlingen, ein Herr Rugger von Cannſtatt, ein Herr Marchthaler von Eßlingen, ein Herr Konrad Thumb und andere zugegen waren. Gar manche Kanne wurde dabei geſtürzt, vom Werkherrn Elias Klumpp ein gar ſittiger Firſt-(Giebel-) ſpruch gethan, von den Werkgeſellen luſtiglich geſungen und vom Liebfrau-Thrumpeter dazu dürr Holz geſpielet (gegeiget). Alles ging fein ſäuberlich und frohſam zu Ende und als die Nacht zu nahen begann, machte ſich Jedermänniglich der Heimat zu. Den andern Morgen in aller Früh meldete ein Weingärtner am Teichelſeehäuslein vor dem Eßlinger Thor, daß oben auf der Steige ein Mann im Blute liege, der, wie es ihm ſcheine, totgeſchlagen worden ſeie. Dieſe Kunde verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und es ſtrömten gar viele Menſchen nach dem bezeichneten Orte, zumal, da es eben Weinleſe war und Trauben in Menge und von großer Güte hingen. Hunderte umſtanden den Leichnam, aber Niemand wußte anzugeben, wer er im Leben geweſen war. Sein Äußeres war das eines wohlhabenden Mannes, denn er trug weiche Neſtelſchuhe, feine gehechelte Haſenſtrümpfe, Sammethoſen, blaue Feſtweſte von Guckwiedumwillſt, einen ſeegrünen Kamiſolrock von kurzgeſchorener Wolle mit ſilbernem Haftwerk. Der zuſammengetretene Hut hatte eine teuere Schleife. Auch lag ein Wehrlein oder ſchmaler Degen zerbrochen neben dem Toten. Das Alter des Erſchlagenen war dem Anſehen nach um die ſechzig Jahre, dünne graue Haare klebten blutig über der tiefen, klaffenden Wunde in der Nähe des kahlen Wirbels. Das Geſicht war vollkommen und der Wuchs des Körpers mehr als mittelgroß. In ziemlich großem Kreiſe bei der Unglücksſtätte ſah man Blutſpuren, welche darauf deuteten, daß der Entſeelte ſeines Leibes ſich lange gewehrt haben mochte, was auch ſeine abgeriſſene Hemdhalsſchnalle beurkundete. Großes Entſetzen und Mitleid erregte die Leiche bei allen Beſchauern, von denen einer die Thüre ſeines Weinberghäuschens, das auf der Ecke des Weinbergs ſtand, welcher die

*) Dieſes Gebäude diente jedoch nicht zum Verſammlungsort der „Landſchaft“ d. h. der Stände, ſondern als ein Arſenal, zur Aufbewahrung von Harniſch, Wehr, Wagen, Zelten und anderem Kriegsgeräte, ſowie Küchengeſchirr u. ſ. w.

Pflaſterſteige und den Ameiſenbergweg ſcheidet, herbeiholte und auf derſelben mit Hilfe dreier anderer den Unbekannten nach der Stadt trug. Einige Stunden lag er in der Wachtſtube des St. Leonhardsthors, bis er nach der kleinen Ratsſtube an dem Burgerhaus zur allgemeinen Beſchauung gebracht und Jedermann zum Zeugnis aufgerufen wurde, wer etwa der Tote ſein möge. Da kam unter andern auch der Maurer Sixt Beutter und ſprach, nachdem er den Toten lange beſchaut hatte: „Mich dünket faſt, der Erſchlagene ſeie einer der Herren, welche geſtern beim Bauſpruch des Landhauſes waren und der aus blauem Schnürſäcklein (Geldbeutel) uns Werkleuten, bevor er Abſchied nahm, noch zwei Pfund Heller gabte.“ Jetzt wurde nach dem Geldbeutel geſuchet, und ſiehe, es fand ſich ein ſolcher, wie ihn Sixt ſoeben beſchrieben hatte. Hierauf ſchickte man zu Vogt Rüttel, welcher den zur Schau Gelegten alsbald erkannte, über denſelben weinend herfiel und unter vielen Thränen lautklagend ausrief: „Ach, Du mein Amand Marchthaler, mußteſt Du ein ſolches Ende finden! Wehe, wehe dem Mörder, der Dich, den Redlichſten, erſchlug! Der Fluch aller Edeln verfolge ihn, wie Kain.“

Sogleich wurde ein Eilbote nach Eßlingen entſendet, um das Unglück dorten anzuzeigen. Der Erſchlagene hatte keine Familie, war auch nie verheiratet, hatte aber einen nahen Vetter, einen rüſtigen Jüngling von nahezu an achtzehn Jahren. Dieſer beſtieg alſogleich ein Pferd und trabte Stuttgart zu. Herzzerreißend war der Jammer, welchen der Jüngling bei der Leiche ſeines Erziehers und Pflegers kundgab, der mehr als Vatertreue ſeit ſeiner Kindheit an ihm geübt hatte, denn ſeine Eltern waren geſtorben, da er noch in der Wiege gelegen. Auch hatte der Verblichene ein Teſtament ſchon vor Jahren verſiegelt, wonach er ſein ganzes Vermögen dieſem ſeinem Liebling vermachte. Der Tote wurde auf ein weiches Bett gelegt, hernach auf ein ſauberes Wägelein gethan, das dem Herrn Rudolf Strölin gehörte, welcher gerade ein Jahr vorher, am gleichen Tage, darauf Hochzeitfahrt gemacht hatte. Dann wurde das feinſte Bahrtuch aus dem Armenkaſten darüber geſpannt und der Leichnam mit zwei Pferden nach der Steige gezogen und noch ſelbige Nacht nach Eßlingen gebracht. Dem Trauerwagen folgten viele hundert Perſonen nach, darunter eine erkleckliche Zahl Herren in ihren Leidmänteln mit Spahn- und Harzfackeln, auch viele mit brennenden

Wachskerzen und Lampen. Voran dem Zuge trug man fromm und kirchüblich Rauchgefäß und Crucifix, bis zu dem Mordplatze, wo ein großer Kreis geschlossen wurde, in welchen der hochwürdige Herr Engertius trat, und eine auf den traurigen Aktus bezügliche, sehr ergreifende Rede hielt, welche zum Grundtext hatte: „Mensch, bestelle dein Haus; denn du weißest nicht, wann der Herr desselben kommt und bei dir einkehret.“ Nachdem die Trauerrede geendet hatte, sprach der hochwürdige Herr noch viele Trostworte an den trostlos schreienden Jüngling, der ein Säcklein voll der Erde zusammenraffte, welche mit dem Blute des erschlagenen Pflegevaters befeuchtet war. Hierauf zogen die Eßlinger ihres Weges fürbaß und kamen daselbst abends 10 Uhr bei der vordern Bruckkapelle an, wo sodann die Friedglocken geläutet, der Tote von den Ratsmitgliedern der Reichsstadt empfangen und bis zu seinem Hause neben der Herberge zum Lamm begleitet wurde. Am St. Gallustag begrub man den hochachtbaren und wohlansehnlichen Herrn in der Stadtkirche unter seinem Kirchstuhl, welcher rechts der dritte Lehnbank war, wenn man von der Hauptthüre eintritt. Seinem Andenken weihte sein Erbe ein gar groß und feingemeißelt Epitaphium, auf welchem geschrieben stehet, weß Standes, Wandels und Handels der Selige war, welchen Tod er gefunden und daß er die Zahl seiner Jahre auf einundsechzig gebracht habe. Das Epitaphium wird von zwei weinenden Genien gehalten, unter denen Molche und Gewürm kriechen und Totenschädel umherliegen.

Von dem Stuttgarter Stadtmagistrat wurden demjenigen fünfzig Pfund Heller Lohn ausgesagt, der eine Spur anzugeben imstand seie, wornach man den Thäter ermitteln und den Händen der Gerechtigkeit übergeben könne. Umsonst aber waren alle Maßregeln, jeder Verdacht wurde zu nichte, sobald man einen Schritt zum entferntesten Beweise that. In der Stiftskirche, der Liebfrauen- und St. Leonhardskirche wurden besondere Mahnpredigten an die Bewohner gehalten, der Beichtstuhl benützt, um den Mörder zu erkunden. Die Judenhäuser in der Judengasse, deren es fünf waren, wurden durchsucht, ob nicht der Ring zu finden wäre, welcher dem Ermordeten vom Finger gestreift worden war. Es wurde ein Seilwagenzieher wohl drei Monate lang geknechtet und schwer genestelt, daß ihm Füße und Arme anschwollen, aber es erwuchs kein Folterrecht an ihm.

Dann wurde an nächſt Faſtnacht ein Gaſſatläufer (Gaſſentreter) eingetürmet und peinlich verhöret, weil er ſich auch als Mordbruder verkappt und mehrere anziehendliche Reden des Mordes wegen geführt hatte. An dieſem Menſchen gab Gott ein Zeichen, daß er auch hier ſchon zuweilen ein verborgen gebliebenes Verbrechen ſtrafe. Er war der leichtſinnige Sohn des auf der „Pfiſterei“ wohnenden Hofbäckers Xaver Reller, und hatte vor langen Jahren ſchon den jungen Stubenknecht auf dem „Zoll“ wegen eines Spielſtreits zum Fenſter hinaus auf die Gaſſe geworfen, daß er den Hals brach und jählings darnach ſtarb. Jedermann hatte geglaubt, der Stubenknecht habe ſich ſelbſt herausgeſtürzet, weil Reller ſich durch den Marſtallhof davon machte. Der Verſtorbene wurde in eine Kuhhaut gewickelt, nach der „falſchen Klinge“ geſchleift und dort unehrlich verſcharret, worüber deſſen Mutter ſich alſo betrübte, daß ſie Tags darauf ſtarb. Dieſer Reller wurde auf den „finſtern Münzturm“ unfern der Wagenmeiſterei“ gebracht und dorten lange „gehudelt“ wegen ſeiner Verkappung. Da wachte dieſem Sünder in der Einſamkeit das Gewiſſen auf, er nahm einen eiſernen Nagel, kratzte ſein gethanes Verbrechen, ganz nach Verhalt und Verlauf in den Tiſch, ſtieg dann auf die „Zeugwarte,“ wohin er freien Gang hatte, und ſtürzte ſich hinab auf die Steine, daß er jämmerlich zerfiel. Nachdem man ſein Geſchriebenes geleſen hatte, wurde er, wie einſt der junge Stubenknecht, vom Schinder unehrlich begraben; Jener aber ausgegraben und ſeine gefundenen Gebeine in eine Bahre gethan, worauf dieſelben von des alten Stubenknechts Hauſe in der Kirchgaſſe mit frommem Sermon nach dem nur vierzig Schritte entfernten Stiftskirchhof getragen und dorten mit Chorknabengeſang beſtattet wurden. Auch dieſem Unglücklichen wurde ein ſchöner Grabſtein geſetzt, der einem Sitze hälftig gleichet, auf welchem täglich der alte Mann ſaß und um ſeinen einzigen Sohn weinte.

Alle Nachforſchungen nach dem Mörder blieben, wie ſchon bemerkt, ohne allen Erfolg. Faſt war die That bei Jedermann vergeſſen, wie es überhaupt im Lauf der Zeit mit allen Sachen zu geſchehen pflegt; es waren ſchon bald zwei Jahre dahin. Da geſchah es, daß der Botenreiter Michel Banhard von Deggingen, ſeinen Pflichten treu, Briefſchaften und Pakete, gleich jeden Tag, von Eßlingen nach Stuttgart und von da zurück beſorgte. Als er nun diesmal die letzte Höhe gegen Stuttgart hinanritt

auf ſeinem alten Schimmel, da ſah er links des Weges etwas gar herrlich glänzen im Strahl der Morgenſonne. Er ſtieg ab und fand einen koſtbaren goldenen Fingerreif, halbverſunken in der Erde zwiſchen dem jungen Graſe liegen. Nachdem er ſeinen Fund lange freudig betrachtet hatte, verbarg er ihn in ſeiner Taſche und ritt ſeinem Ziele zu. Auf ſeinem Heimwege konnte er es nicht unterlaſſen, den Ring noch oft und vielmals zu beſchauen und endlich gar an einen ſeiner Finger zu ſtecken und ſtolz damit zu thun. Alſo geſchmückt ſaß er am Himmelfahrtsfeſte, den 1. Mai 1494, in der Botenherberge zu Eßlingen ehrbarlich bei andern Knechten und trank ſeinen Wein. Da ſtand einer ſeiner Trinkbrüder auf, ging zum Schenkherren und raunte demſelben in's Ohr: „Herbergvater, ſchauet doch einmal dem Michel auf die rechte Hand, welch' teuren Goldreif er an ſeinem vierten Finger trägt. Iſt mir doch, als ob ich dieſes Kleinod oftmals an der Hand des Herrn Marchthaler geſehen hätte, welcher vor einigen Jahren auf dem Pflaſter von Stuttgart erſchlagen worden. Wenn Michel ihn ermordet hätte?“ Bei dieſen Worten ſchauerte der Wirt erblaſſend zuſammen, bekreuzte ſich und ſagte: „Ich glaube nicht, daß Michel mutwilliger Weiſe einen Vogel umzubringen vermag, geſchweige denn einen Menſchen. Wir haben jedoch unſere Pflicht gethan, wenn wir dem Stadtvogte unſer Wiſſen und was wir Beide unter dem Bruſttuch tragen, ſagen. Meine Hände aber will ich gewaſchen haben vor böſem Bezücht und dem Unglück meines Nächſten.“ Michels Kanne war leer und er verlangte zum zweitenmale. Drauf trat der Botenwirt hinan, nahm Michel die Kanne aus der Hand und gab ſie demſelben auch wieder gefüllt zurück, bei welchem Thun er den Gold-

reif genau beſchauen und ſich überzeugen konnte, daß Michels Tiſchgeſelle nicht ganz unrecht geſehen habe. Hinein in's ſtille Schlafſtübchen ſchlich der greiſe Wirt und betete vor dem Bilde des Erlöſers, das er auf ſeinem Herrngeſchrein (Kommode) ſtehen hatte: „Herre Gott! der Du Herzen und Nieren prüfeſt, Du haſt uns Deine Gnade gegeben, wonach wir wandeln ſollen in echter Demut und Frömmigkeit. Du haſt auch eingeſetzet die Obrigkeit, daß wir ihr gehorchen ſollen in Allem, was recht und löblich iſt und was zum Frieden Aller gedeihen möge. Du haſt uns aber auch die Pflicht auferlegt, daß wo wir etwas Böſes erachtet oder unter geheimem Schilde etwas dem Wohl der Nebenmenſchen unförderliches wiſſen oder darauf gemahnt würden, wir ſchuldig ſeien, es anzuzeigen bei hohem Regimente. Ich flehe Dich deshalb an, laß mir nicht zum Nachteil oder zur Schande und Verachtung gereichen, wenn ich meine Obrigkeit dadurch ehre, daß ich von etwas ihr eine Anzeige mache, das meinen Nächſten unſchuldigerweiſe in Schaden bringen könnte an Habe, Ehre oder Geſundheit, damit ich mit Frieden einſt in die Grube fahren kann, auch meine Seele frei von dem Vorwurf der Verläumdung, wie Jeſus Chriſtus, deſſen Auffahrt wir heute feiern und ſegnen, vor Deinen heiligen Thron treten möge. Amen.“ Nachdem der Alte alſo geendet, zog er ſein Barchetwammes aus und begab ſich im Feſtſtaate zu dem „hochgelahrten und hochachtbaren“ Herrn Präſes der Stadtvogtei, demſelben zu eröffnen, was er geſehen und gehört habe. Weil nun Michel ein armer gemeiner Lohnknecht war, ſo wurde nicht lange Bedenken getragen, was anzufangen ſeie in dieſer Sache. Der Herr Präſes legte ſeine Wehre an, rief vier Stadtknechte herbei und befahl ihnen, mit nötigem Wehrzeug nach der Botenhalterei ihm zu folgen. Dieſer Aufzug machte am Abend des heiligen Tages kein geringes Aufſehen. Alt und Jung liefen nach und umſtellten das Haus, in welches der Stadtpräſes getreten war. Als der Herr in die Stube trat, ſtand Jedermann ehrdienlich auf und harrete der Dinge, die da kommen ſollten, worauf der Eingetretene alſo begann: „Welches iſt Michel Banhard von Deggingen?“

„Das bin ich, Herr! Ihr kennt mich ja ſchon lange. Hab' ich wohin einen Eilritt zu thun?“ fragte Michel treuherzig.

„Das eben nicht; aber folgen ſollſt Du mir zur Stelle.“

„Will nur meinen Schimmel geſchwind erſt aufraufen und abtränken, dann ſteh' ich pflichtig bis zum Botenritt!"

„Laß nur Deine Arbeit ſein, es wird ein Anderer für Deine Mähre ſorgen!"

„Nein, nein, Herr Präſes! ich bin ſogleich damit fertig," antwortete Michel, ſtrich ſich den Ring geſchwind vom Finger und wollte eilig hinaus.

„Verſichert Euch dieſes Mannes!" befahl der Ratspräſes, und ſogleich ward Michel von den Stadtknechten erfaßt und durch das Volk, welches überraſcht fragte: „Was hat er gethan?" nach dem Wachthauſe abgeführt.

Auf die Frage des Gefangenen: „Womit habe ich eine ſolche Behandlung verdienet?" erhielt er keine andere Antwort, als: „Er werde es ſchon erfahren." Jedoch konnte er ſeine Anklage wohl merken, denn es wurde ihm der koſtbare Ring ſchon in der Wirtsſtube abgenommen.

Sechs Tage ſaß der Gefangene bei Waſſer und Brot auf dem hohen Turme des Wolfsthors, ehe er ins Verhör gebracht wurde. Erſt den ſiebenten Tag wurde er vor die Richter geführt, weil der junge Erbe des Erſchlagenen nicht zu der Zeit in Eßlingen, ſondern auf Beſuch bei der Familie Baldinger zu Ulm war, wohin ein Eilbote mit dem Ring abgeſendet wurde, um denſelben von dem Abweſenden dort erkennen zu laſſen. Als der Rat ſich verſichert hatte, daß der Goldreif wirklich derjenige ſei, welchen der ſelige Marchthaler einſt getragen, wurde Michel befragt, wie und auf welche Art er in den Beſitz des Ringes gekommen, worauf der Befragte antwortete: „Ich habe dieſen Goldreif gefunden, da, wo es die letzte Höhe gen Stuttgart gilt, längs dem Pflaſter."

„Warum aber habt Ihr den Fund nicht angezeiget, wie es ehrlichen Geſellen geziemet, und warum ſuchtet Ihr den Reif alſogleich zu verbergen, da man nach Euch fragte in der Botenhalle?"

„Hab die Anzeige von dem Fund machen wollen, bin aber bishero nicht dazu gekommen, kurzer Gedanken und ſteter Geſchäfte wegen; hab' auch nur den Reif ſchonen, nicht aber verbergen wollen, als ich zur Aufraufung in den Stall wollte."

„Wie lang iſt es, daß Ihr den Fund gethan?"

„Zwei Monate werden es wohl kaum ſein."

„Ihr waret ja aber ſchon vorigen Jahres in deſſen Beſitz, wie die

Eve Kling und Jörg Pfechter in der Pliensau eidlich bewahrheiten können, welch' Letzterer Euch in Eurer Kammer damit spielen sah. Auch habt Ihr, da Pfechter bei Euch eintrat, das Kleinod ängstlich verborgen und einen Trümel unter Eure Lagestatt gestoßen, an welchem er noch Blut und Haare gesehen haben will."

„Daß ich den Reif schon so lange habe, als Pfechter ansaget, kann ich nicht glauben, denn was ich vor ihm verbarg, war meine silberne Hoffahrtsschnalle (Hemdschnalle), und der Trümel war das Spannscheit an Kilchbergers Floßramme, mit dem ich den Kläffer (Hund) totschlug, der am Wehr unter's Rad kam und elendiglich verschleift wurde, was des Leimsieders Seff auf der Burgmauer bezeugen kann."

Nachdem auf gleiche Weise viel und mehr hin und her gefragt und beklagt war, wurde Michel des Totschlags an Marchthaler, was er auch sagen mochte, beschuldigt und sogleich in ein wüstes, finsteres Gewölbe (man nennt es das Klosterspittelloch) gesperret, wo weder Sonne noch Mond hinscheinet seit manchem Jahrhundert. Als er den ganzen selben Sommer allda gesessen, bei gar spärlicher Verpflegung, so daß ihm sein Gewand am Leib verfaulet, seine Augen blöde geworden waren, und sein Bart- und Haupthaar gebleichet war, auch seine Nägel den Adlerskrallen glichen, da ward er wieder herausgeführt aus dem Kerker und vor den Rat gebracht, daß er bekennen möge seine Schuld; aber er gestand nichts und beteuerte hoch und schwer, daß er den Mord nicht begangen habe. Hierauf wurde er wieder ins vorige Gefängnis gebracht und härter denn vorhin gehalten, worüber sein Geist wirr wurde und seine Kraft gänzlich von ihm wich, obgleich er erst 40 Jahre alt war. Bald betete, bald fluchte er; bald beschuldigte er sich selbst, bald redete er, als ob wirklich der Geist des Erschlagenen bei ihm wäre. All' dieses Treiben wurde den Ratsherren pünktlich hinterbracht und erzeugte bei ihnen das Vorurteil, als ob Banhard wirklich der Mörder wäre. Der Gefangene wurde nun auf die Folterkammer geführt, wo ihm vorläufig die Marterwerkzeuge alle vorgezeigt und die Qualen, welche dieselben verursachen, auseinandergesetzt wurden mit der Androhung, daß wenn er auf seinem Leugnen beharre, an ihm der Folterzwang geübt würde. Man gab ihm drei Tage Bedenkzeit. Als diese verflossen waren, wurde Michel vor den Präses

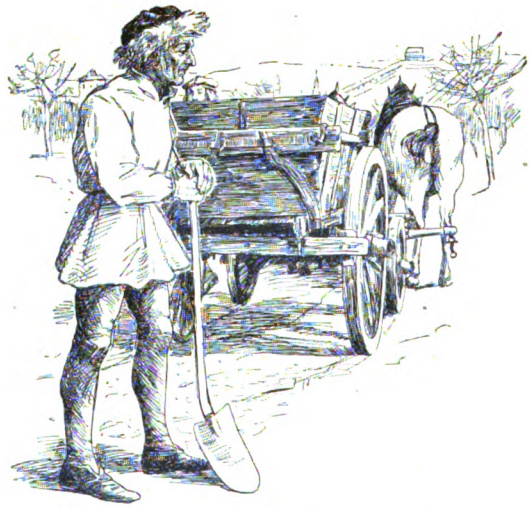
geführt, der ihm abermals eindringlich vorſtellte, wie er ſich durch ſeine Störrigkeit nicht nur die zeitliche, ſondern auch die ewige Verdammnis vergrößere. Zu dieſem Endzweck wurde auch der Herr Kaplan beigerufen, um durch ſeine Milde und Liebe den Verſtockten zur Reue zu bewegen, aber all' dieſe Verſuche ſcheiterten an Michels Beteuerungen, daß er unſchuldig ſeie und keinen Teil am Himmel haben wolle, ſo er nicht die Wahrheit ſage.

Den 19. November führte man Michel Banhard, umſprungen von vielem Volk, nach der Kirche, wo Marchthalers Grab und Grabſtein war. Man verſuchte dort, den Beſchuldigten zum Geſtändniſſe zu bringen. Aber auch die eindringlichſte Rede des Herrn Pater Cruſen war nichts vermögend. Nun brachte man Michel nach der Folterkammer, und that ihm erſt den Kapuzinerſtaus an. Das iſt ein hölzerner runder Kaſten, der ſehr eng iſt und in welchen man gebannt wird, bis um den Hals. Außen herum ſind Haken angebracht, an welche ſchwere Gewichte gehängt werden, welche der damit Belaſtete ſtehend tragen muß! Ruhe von ſeiner Laſt wird ihm nicht gegönnt, auch kann er nicht zuſammenſinken, weil ſeine Kniee getäfelt ſind. Die große Laſt preſſet ihm Schweiß aus, er bekommt Durſt, und verlangt er dieſen zu ſtillen, ſo erhält er ein ſcharf Getränke, damit ſein Lechzen ſich vermehre. Die Not drücket ihm die Augen weit heraus, ſeine Geſichtsfarbe wird blau, ſeine Lippen dunſen ſich auf, als ob ſie aufſpringen wollten, die Zunge verlängert ſich und lungert nach und nach aus dem Halſe hervor, wie bei einem lange gehetzten Tiere; die Stimme verdumpft und wird zu tonloſem Gelalle, das Bewußtſein vergeht und ein Sterbezittern tritt nach ſechsſtündiger Qual ein. Nun wird der Belaſtete befreit und wieder kehrt das Leben, um nach kurzer Erholung auf's Neue gebannt zu werden. Dreimal ſchon ertrug Banhard dieſe erſte Folterſtufe, und kein Geſtändnis kam über ſeinen Mund. Hierauf wurden ihm die Daumen- und Zehenſchrauben angelegt, welche alſo beſchaffen ſind: es werden dem Verurteilten die Hände und Füße in eine Art Schuhe, welche Gliederlagen haben und auf Steinklötze geſchraubt ſind, feſt eingezwängt, hernach auf einen jeden Nagel eine Schraube gebracht, welche dreierlei Schmerzen verurſacht. Für's erſte drückt ſich ein ſcharfer eiſerner Dorn langſam unter den Nägeln bis zu ihren Wurzeln vor; für's zweite preſſen die Gewinde die Vordergleiche der Finger und Zehen dermaßen zuſammen, daß die

Fleiſchkäpplein vom geronnenen Blut aufſpringen; für's dritte heben beim Aufſchrauben die Dorne die Nägel auf und löſen ſie endlich vom Fleiſche los. Lange hielt Michel den Stich der Stacheln aus, als aber der Daumen damit heimgeſucht wurde, ſchrie er laut auf, ſeufzte und verfluchte ſeine Quäler; er rief Gott und alle Heiligen als Zeugen an, daß er an dem ihm bezüchtigten Mord unſchuldig ſeie. Und endlich, als die Nägel ihm vom Fleiſche gelöſt wurden, da bat er um den Tod, worauf er befreit und wiederum in's peinliche Verhör geführt wurde. Drei Tage darauf zog man ihm die ſogenannten Pilgerſchuhe an. Das ſind Holzſohlen, welche mit durchgeſchlagenen Eiſenſpitzen verſehen ſind, auf welchen der Unglückliche, barfuß darauf ſtehend, alle Stunden ſechszig bis achtzig Schritte thun muß. Dieſe Qual, ſo arg ſie auch iſt, konnte den Geplagten zu keinem Geſtändnis, wohl aber zu der Bitte bringen, ſeinem armſeligen Leben ein Ende zu machen. Seinem Wunſche konnte aber nicht entſprochen werden, ſo lange er der That nicht völlig geſtändig war, daher er in's Walzwerk gebracht wurde, das einem Tiſch gleichet, auf welchem Vertiefungen ſind, gleich dem menſchlichen Körper, in welche der zu Folternde gelegt und feſt geſchnürt wird. Hernach wird an vier Kurbeln gedreht, worauf die Arme und Füße langſam und gewaltig aus ihren Schüſſeln und Gewerben herausgewunden werden, doch ſo, daß wenn man nachläßt, zwar keine der Gliedmaßen gebrochen, aber doch jede Bewegung auf lange Tage jämmerlich ſchmerzvoll wird. In dieſem Zuſtande wird der Gemarterte zu ſchweren Heb- und Zuggeſchäften gezwungen, bei welchen jede Bewegung unſägliche Schmerzen verurſacht. Auch dieſes Leiden konnte Michel zu keinem Geſtändnis bringen. Jetzt wurde an ihm die Wimperſperre angewendet, welche Qual darin beſteht, daß man ihm die Augenlider ſperrt und dadurch den Schlaf verſcheucht allezeit. Nach zwei Tagen dieſes Leids bekannte er ſich als Mörder, widerrief jedoch ſeine Ausſage wieder, als er eine Nacht geſchlafen hatte. Hierüber wurden die Richter gar böſe und befahlen, Sodomsregen bei dem Verſtockten anzuwenden, welcher darin beſteht, daß man brennende Pechkleckſe auf verſchiedene bloße Stellen des hintern Teils nach und nach fallen läßt. Bei Anwendung dieſer Qual gab es in unſerer freien Reichsſtadt kein „Winkelchen", da wo man Banharden nicht hätte ſchreien hören, ſelbſt der Burgwärtel Welfer will oftmals ſein

Jammergeſchrei vernommen haben: „So halſet mich doch ab, daß ich zur Grube komme, wie der, um deßwillen ich leiden muß. Ich bin der Mörder, laßt mich ſterben heute noch!“ — Dieſes Bekenntnis machte Michel von weiteren Leiden frei, man ſprach über ihn, weil er nicht mehr widerrief, das Bluturteil aus, bei welchem der Pflegſohn und Erbe des Marchthaler zugegen war und auch alle Qualen mit anſah, ohne für den armen Knecht ein gut Wort einzulegen.

Der Mai des Jahres 1495 war eingekehrt, überall deckte junges Grün die Fluren. Da fuhrwerkte der alte Frenz, Pfründekärchner der Stadt Eßlingen, in aller Frühe hinaus, um einige Karren Neckarſand zu holen, welchen er Tag zuvor gerieſelt hatte, und breitete ſeine Fuhren auf der Gemeindeallmand, nahe bei Obereßlingen, auf mäßigem Kreiſe aus. Fünfmal hatte er ſein Mühwerk vollendet, als er mit tiefem Seufzer ſeine Schaufel mit den Worten in den Karren warf: „Hätt's nicht gedacht, hätt's wahrlich nicht gedacht, daß ich in meinen alten Tagen noch dem Michel, dem ſonſt ſo ehrlichen Michel, das Blutbett machen müßte. Ach, du lieber Gott! iſt's denn aber möglich, daß der den Mord begangen haben ſoll? Ich glaub's nicht, und wenn ich ihn ſelbſt die That bekennen hörte. Ja freilich, wenn man einen martert und peinigt an Leib und Seele, dann iſt's kein Wunder, wenn man endlich alles gethan haben will, um nur los zu kommen von den Drangſalen. Iſt doch ohne ſie das Leben ſchon ein Jammerthal, das nichts gewähret, als Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt den Tod. Hab' alles dieſes ſelbſt erfahren, in mehr



als achtzig langen Jahren und harre nun auf mein ſelig Ende, welches ich heute gerne vertauſchen möchte mit dem Michel, wenn ich ihm damit ſein Leben erhalten könnte."

„Was faſelt Ihr hier, Alter?" fragte eine Stimme hinter ihm. Der alte Frenz kehrte ſich um und erkannte den jungen Herrn Jörg Matthäus Marchthaler, welcher im Frühlichte den Richtplatz beſehen wollte, auf welchem der Mord ſeines Pflegvaters geſühnt werden ſollte.

„Was ich faſele," entgegnete der Greis, „je nun, ich glaube nimmermehr, daß Michel Euren ſeligen Herrn Vetter umgebracht. Ihr ſeid noch jung, Matthäus, und könnet noch erleben, daß das wahr iſt, was ich Euch ſage. Denn 's wird kein Fädlein ſo fein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen! Ja, ja, Ihr dürft nicht über mich ſpotten, 's hat ſchon Fälle gegeben, wo Mörder bis an das Ende ihrer Tage ehrſam unter den Leuten wandelten, als ob der Tod ein ſelig Ende ihnen bringen ſollte, da konnten ſie nicht ſterben, bis daß ſie ihre Blutſchuld bekannten. Will Euch nur eins erzählen! Es wird ſich jetzt bald ſechzigmal jähren, ſeit die Reichsſtädte im Verein mit der Frau Gräfin von Wirtenberg das Schloß Zollern ob Tübingen belagerten und endlich einnahmen, bei welchem ich als Soldknecht dieſer Stadt auch war. Auf unſerem Heimweg raſteten wir in Sulz und letzten uns daſelbſt ſechs Tage. In dem Haus aber, wo ich einkehrte, lag ein Blinder ſchon lange Monde gar breſthaft darnieder, ſo daß er viele Wochen nicht mehr ſchlucken konnte, weder Dickes noch Dünnes, obgleich er alles in Hülle und Fülle hatte. Er ſtank wie ein Aas, ſeine Gebeine waren mürbe, ſein Fleiſch war voll Eiter und wimmelte von Maden und Gewürm, aber — er konnte nicht ſterben. Es wurde um ſein Ende gebetet, der Leib Chriſti zur Schau geſtellt und ein Zehntumgang gehalten mit Tabernakel, Cingulum und Stola, daß Gott ihn heimrufen möge, aber — er konnte nicht ſterben. Da wurde der fromme Paterprior von St. Maria Emmeran gerufen und dem hat der Elende gebeichtet, daß er vor vielen, vielen Jahren Einen ſeiner Habe wegen vor Tübingen erſchlagen, worüber ein ehrlicher Geſelle des Mordes beſchuldigt und ſeinem Leben durch das Rad ein Ende gemacht wurde, wovon Ihr heute noch das Wahrzeichen, einen Menſchen auf ein Rad geflochten vorſtellend, am Kirchenfenſter zu Tübingen ausgehauen ſehen könnet. Vielleicht geht's bei

dem armen Michel auch ſo. Wenn er dahin iſt, wird den wirklichen Thäter erſt ſein Gewiſſen recht plagen und er wird vielleicht flüchtig ſein müſſen wie Kain, und einſt nicht ſterben können wie der zu Sulz. Was haltet Ihr davon, junger Mann? Ich mein', Euch wär's am eheſten angeſtanden, ein fromm und barmherzig Wort einzulegen um den armen gefolterten Knecht, da Ihr durch Eures Vetters Blutſaat zu reicher Ernte gekommen. Ja, ja; nehmt's nicht übel, daß ich alſo zu Euch ſpreche."

„Alter, Ihr plaudert unnötig Gezeuge," antwortete leichtfertig der Jüngling. „Ich hab' Michel weder gefoltert, noch das Bluturteil über ihn ausgeſprochen. Hätt' er den Goldreif nicht verheimlicht, ſein Fund hätte ihn den Kopf nicht gekoſtet, und daß der Reif, den ich nun jetzt an meinem Finger trage, mit Recht mein gehöret, werdet Ihr wohl nicht beſtreiten wollen?"

„Das will ich eben nicht beſtreiten!" verſetzte der alte Frenz; „aber ein Kleinod an mir tragen, um deßwillen ein Nebenmenſch das Leben laſſen mußte, da ſeie mir Gott für, ſo arm ich auch wandle. Lacht nur, wie Ihr immer wollt, aber glaubet mir, je älter Ihr werdet, deſto ſchwerer wird Euch der Reif werden, des „Abers" wegen. Das bleibet allweg richtig: Beſſer iſt's, daß zehn Schelme kaufen, als Einen Unſchuld'gen man mög' verkaufen."

Als der alte Kärchner heimwärts fuhr, war auch ſchon beinahe die ganze Einwohnerſchaft von Eßlingen auf den Straßen, und viel Volk ſtrömte herein durch die Thore. Die Eßlinger Metzger hatten ihre Blutwämſer an, mit welchen man herkömmlicher Weiſe zwölf berittene Meiſter und deren Söhne bekleidet. Das Zeug iſt von roter Farbe, und wenn die Hinrichtung vorbei iſt, ſo werden dieſe Wämſer denen, welche damit bekleidet waren, von der Stadt geſchenket, wofür ſie hinwiederum ein Opfer geben müſſen zu der Stadt „Beinhaus" und das Recht haben ſeit unfürdenklichen Zeiten, einen Mörder von ihrem Gewerk ſelbſt hochnotpeinlich richten und vom Leben zum Tode mit neuen Meſſern ſelbſt abthun zu dürfen; wie letztmals geſchehen iſt an dem Metzger Gemmlinger, der ein junges Weib für ſeine Alte haben wollte, ihr eine Glufnadel in den linken Schlaf drückte und hernach vorgab, ſie ſeie an einem Schlagfluß „gehimmelt". Da er aber ſeine vormals Kebſe nicht ehelichen wollte, ſo machte

dieſe Rumor von der Sache, worauf Gemmlinger gepeinigt und durch Ausgrabung der Toten von ſeiner Mordbosheit überführet wurde, und ihm geſchah, was Rechtens war. Es wurde nämlich auf dem Marktplatz allhier ihm der Hals abgeſchnitten mit neuen Meſſern von dreien aus der Blutwamszahl, hierauf ehrlich, aber ohne Sang und ohne Leichtruhe verſcharret auf dem außern Totenacker im Eck unterm alten Holderbuſch. Dieſe Metzgersleute hielten eine wandelfreie Gaſſe offen vom Burgerhaus bis zum Wolfsturm, wo Michel ſeit drei Tagen auf dem „Thörle“ ſaß und ſeit einer Stunde mit ſeinem Beichtherrn rechtete um Sündenabſolution, die dieſer nicht geben wollte, ſo lange Michel ſeinen Mord nicht beichte. Endlich aber wurde der Maleſikant dermaßen böſe, daß er gar gottesläſterliche Reden führte und laut, zu aller Untenſtehenden Vernehmen, alſo ſchrie: „Seid Ihr denn gekommen, ehrwürdiger Beichtherr, mir ſelbſt noch den Tod ſchwerer zu machen, als einem andern Chriſten? Ich muß als ein überantwortet und gemartert Geſchöpf mit Unrecht in Schanden dahinfahren; das iſt genugſam Unheil; was wollet Ihr mir nun noch ewige Verdammnis hinzuthun für eine Blutſchuld, die ich nicht begangen habe? Bald werde ich vor einem größern Richter euch alleſamt verklagen, vor dem Richter, der keine Folterqualen nötig hat, um geheime Sünden zu erkunden, wie die elenden Blutrichter dieſer Stadt. Ja, wär' ich nicht ein armer Lohnknecht, ſondern ein reicher Herrenſohn geweſen, man hätte nicht klecklich eines Mordes mich bezüchtet, geſchweige denn gar zur Schlachtbank geführet! Diebe, Schalksknechte, Ehebrecher, Meineider ſeid ihr alle, nebſt denen, die euch geſendet, und die über mich den Stab gebrochen haben, und wie ſie ringsweg ſitzen im Rate, die ſich faſt ſchämen, ehrlich zu hantieren und ein gut Bruſttuch zu tragen. Bald hab ich ein Ende gewonnen, und ich bedarf Eures Troſtes mit Nichten, dieweil ich ſchon lange geweinet um Troſt und vergeblich geflehet habe um Erbarmen. Bedarf auch Eures Geleites und Eures Kapſelgottes nicht in meiner letzten Anfechtung. Bin froh, daß ich ſcheiden darf aus der Hütte meines Elends, wo meine Kraft mit Gewalt mir verpauſet und mein Daſein bei andern zum Scheuſal gemacht wurde. Ich will dem Teufel meine Seele ſo lange verpfändet haben, als ich das Recht gewinne, den Mörder zu verfolgen, für den ich Sühne tragen mußte, ſo lange er wandelt auf Erden, ſeinen Mord nicht reuiglich

bekennet und von meinem Andenken der Fluch nicht genommen wird.“ Mit ſolchen und vielen anderen greulichen Worten beſchwerte Michel ſeinen Beichtherrn, bis es von Mund zu Mund lief: „Der Scharfrichter von Stuttgart iſt angelangt!“ Es war nämlich juſt der Meiſter des Schwertes zu Eßlingen geſtorben und zu Michels Abthun der von Stuttgart erbeten worden, wofür ihm als Lohn fünfzig Pfund Heller und des Getöteten Horn und Mähre zugepflichtet wurde. Nun führte man den armen Knecht vom Turme herab, wo ſeine alte Mutter ſeiner harrte, um noch letzten Abſchied zu nehmen von ihrer bisherigen Stütze, aber ſie erkannte ihn nicht mehr. Seine Augen lagen hohl und tief, ſeine ſonſt roten Wangen waren fahl und eingeſunken, ſeine Haare bleich und ſeine Stirne runzelig geworden. Nach kurzem Stande wurde er nach dem Rathauſe gebracht und dort letztmals abgeurteilt, hernach heruntergeführet, auf ſeinen alten Schimmel geſetzet, ſein Horn ihm umgehängt und er ſo durch die gedrängten Gaſſen zum Thore hinaus geleitet.

Als der Verurteilte in die Nähe des oberen Thores kam, ſchaute mit beiden Armen auf weichen Kiſſen ſeines Geſimſes liegend der Erbe des Erſchlagenen teilnahmslos von ſeinem Hauſe herab auf den unglücklichen Michel. Da aber der Arme ſeiner anſichtig wurde, erhob er ſeine Stimme und rief: „Junger Herr! Ich muß unrechter Weiſe für Euer geerbtes Blutgut das Leben laſſen. Es möge Euch dadurch all' Euer Beginn, Luſt- und Weichthun ſo ſauer werden, als meine jetzige Endwallfahrt, weil Ihr nicht gedenket der Armut Eurer Jugend und kein mild Wort geredet habt um mich, den armen Lohnknecht. Will Euch blaſen noch ein ſchönes Stücklein, damit Ihr an mich denket, wenn Ihr einſt freien werdet.“ Bei dieſen Worten blies er in ſein Horn eine freudige Melodie, worüber der Jüngling freudiglich lachte und tändelnde Schmoller gegen ſein Maid machte, das neben ihm das Gedränge betrachtete. Mittlerweile kam der Büßende zur Richtſtatt, wo er des Gaules entſetzt wurde und der Waſenknecht ſein Hörnlein ihm entwinden wollte. „Laßt mir dieſes Horn doch bei Handen,“ bat Michel, „daß ich noch einmal darein ſtoße, ehe denn ich ſterbe. Denn, ſo wahr ich jetzt zum Tode geh', auf mir ruhet keinerlei Verbrechen. Doch ſoll dieſe meine Rede Dir erſt als wahres Zeichen gelten, wenn Du mein Horn noch tönen hören willſt, wo ich nicht mehr bin. Alſo, wie ich jetzo

blaſe, werd ich alljährlich einmal in der Michelsnacht zu Stuttgarten blaſen vor Deinem Hauſe, bis Der erkundet iſt, für den ich leide.“ Mit dieſen Worten ſetzte Michel ſich nieder auf den Stuhl und griff mit der Rechten nach dem Horn, um nochmals zu blaſen, da that der Nachrichter ſeine Pflicht — und Hand, Horn und Kopf fielen in den Sand. In demſelben Augenblicke aber war's, als ob auf ferner Straße, nach Stuttgart gerichtet, ein Reiter trabte, mit lautem Hornesklang, der ſich nach und nach hinter den Bergen verlor. Als dies der Nachrichter vernahm, rief er laut: „Ach, daß ſich Gott meiner Seele erbarme! dieſer Mann ſtarb unſchuldig durch meine Hand!“ Auch alle Zuſchauer befiel ein großer Schauer. Der Scharfrichter aber nahm ſeinen Blutlohn, 50 Pfund Heller, Michels Pferd und Horn und zog betrübt nach Hauſe. Das Geld verſchloß er ſorglich in einen Schrank, das Horn hing er über ſeinem Lager auf, und dem erworbenen Schimmel ſchüttete er hohe Streu. Das Futter aber für ſein Tier koſtete ihn nicht viel; es trank und fraß ſechs Tage lang nichts und am ſiebenten, zu derſelben Stunden, als der Kopf ſeines Herrn fiel, verendete es.

Der Sommer desſelben Jahres ging hin und das Ende des Septembers war vor der Thüre. Michels Prophezeihung war vergeſſen und nimmermehr an ihn gedacht. Da ſchallte auf einmal um Mitternacht das ſchon lang nicht mehr gehörte aber wohlbekannte Horn des hingerichteten Lohnknechtes vor dem Hauſe desjenigen, der das Erbe des Erſchlagenen zum Wohlleben und zur Wolluſt verwendete. Der Schlafende ſprang aus ſeinem Bette und

mit ihm noch viele seiner Nachbarn, und als sie durch die Fenster schauten, sahen sie bei hellem Mondschein ein gar gräßlich Bild. Auf seinem Schimmel saß leibhaftig der im Frühjahr zum Tode Gebrachte, der den Kopf unter dem Arme trug, an dessen Lippen das Hüfthorn klebte, und dessen Wangen sich blasend bewegten. Einige Augenblicke und — er war verschwunden, um über die Berge nach Stuttgart zu jagen. Schlag zwölf Uhr in gleicher Nacht blies er laut am Stadtgarten unter den Fenstern des Nachrichters. Dieser sprang schnell auf, seinen Horndieb zu erfassen, aber nirgends konnte er im hellen Stüblein jemanden erblicken; da schlug er sein Fensterlein auf und sah gleichfalls den Mann auf dem wiehernden Schimmel, den er zu Eßlingen vom Leben zum Tode gebracht hatte. Einige Augenblicke und — er war über Stock und Stein, nach der Heusteige hin, verschwunden, und erst in weiter Ferne auf dem Berge verloren sich die Töne. Den andern Morgen wurde die Schreckenssage überall ruchbar; der junge Mann aber, dem der Besuch zu Eßlingen gegolten, raffte eine große Summe Goldes, nebst vielem Geschmeide zusammen und verließ seine Braut, Freunde und Heimat.

* * *

Im Jahr 1569 fuhr auf elendem Lotterwägelein ein gar lebensmüdes, runzeliges, gebeugtes Männchen über die Neckarbrücke, den Thoren der Stadt Eßlingen zu. Als es unter dem Wolfsthorturme durchfuhrwerkte, faltete es die hageren zitternden Hände, weinte sehr und seufzete: „Ach, daß ich wiedersehen muß diese Gemäuer, deren Steine mich verklagen und Rache rufen über meinem grauen Haupte.“ Am Rathause hielt der Unbekannte still und stieg kraftlos die Stiegen hinauf, erbat sich, ohne seinen Namen zu nennen, als Gunst um gutes „Leihgeld“ ein klein Quartier im Stadtspital. Als ihm sein Gesuch gewährt wurde, rücksichtlich seines hohen Alters, lenkte er, wohlbekannt mit den Gassen und Häusern, nach dem Ort seiner Wünsche, zahlte dem Fuhrmann seinen bedungenen Lohn und suchte dann nachdem er vorher aus dem Sitzkästlein des Wagens sein Eigentum sich beigehandet hatte, ein Stüblein, das ihm angewiesen worden war. Von seinem Gemache aus übersah sein Auge den Totenacker, der die Stadtkirche umfaßt, wobei sein erster Blick auf ein Epitaphium fiel, dessen Form seinem Gedächtnis so treu war, als ob er es gestern erst gesehen, obwohl

ſchon mehr denn ſiebenzig Jahr dahingeflogen waren, ſeit er es letztmals beſchaut. Zitternd wendete er ſich ab von dem Orte des Friedens und trug großes Leid um ſeine verſchwundene Jugend, und niemand wußte, warum. Wenn der Morgen kam, nahm er ſeinen morſchen Stab und wankte nach dem Kirchhofe, ſetzte ſich neben Marchthalers Denkſtein, und benetzte ihn jedesmal mit heißen Thränen. Sodann ſchlich er ſich hinaus vor das obere Thor und knieete an dem Orte nieder, der von dem Blute armer Sünder oftmals ſchon gedünget wurde. Jedermann ſah des fremden Mannes Thun als eine Geiſtesſchwachheit an, und niemand dachte darob Arges, denn Michels Andenken war längſt vergeſſen, und nur wenige blöde Greiſe waren noch am Leben, welche deſſen Hinrichtung geſehen zu haben ſich erinnerten; keiner aber vermochte noch den Erben des Erſchlagenen ſich vorzuſtellen, den man überhaupt ſchon längſt tot wähnte, und deſſen Haus und liegende Gründe von der Stiftpflege eingezogen worden waren. Der Alte lief unter dem Namen „Zehner“. Er ſprach den ganzen Tag kein Wort, dankte auf keinen Gruß und ſagte nie ein „B'hütegott“ zu einem Nebenmenſchen. Der Schlaf floh gänzlich ſeine Augen, und wenn es Nacht war, fing er in welſcher Sprache mit ſich ſelbſt laut zu reden an, ſtieß ſeufzende Laute aus und lief gleich einem Wahnſinnigen ſchlurfend auf und ab in ſeinem Gemache. Alſo wunderlich trieb er es ſchon von Mai bis Ende September. Obgleich der Vollmond bisher immer eine größere Unruhe in ſeinem ganzen Sein hervorbrachte, ſo ſchien doch die Annäherung des vollen Himmelslichtes in dieſem Monat eine verzweifelnde Wirkung bei ihm hervorzubringen; jeder Schatten desſelben ängſtigte den alten kranken Mann, und überall glaubte er einen Mörder zu erblicken, der ihm auf gräßliche Weiſe das Leben zu nehmen drohe; bei jedem Geräuſche in der Nacht fuhr er zuſammen und ſchrie um Hilfe, und wenn man ihm beiſprang, ſo hatte er ſich gewöhnlich unter den Ofen oder unter ſeine Bettſtelle verkrochen, wo er den ihm zu Hilfe kommenden flehentlich um Schonung ſeines Leibes und Lebens bat. Es bedurfte vieler milder Worte, ihn aus ſeinem Verſtecke hervorzubringen, manchmal blieb er bis zum Tage zitternd in einen finſtern Winkel gekauert und nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; denn ſelbſt das reine Brunnenwaſſer nannte er Soole, die ihm Durſt und keine Erquickung bringe. — Stundenlang ſtand

er im Hemde in ſeiner Stube, ſchwitzte, keuchte und ſchnappte nach Luft, als ob ein ſchweres Gewicht auf ihm laſte, und ſtreckte die Zunge heraus, als ob er bald erwürget wäre. An ſeinen Fingern waren ihm die Nägel gleich krummen Adlersklauen ſpitzig gegen das Fleiſch gewachſen, die bei jeder Tentierung ihn in die Käpplein ſtocherten. An ſeinen Füßen hatte er wunde Knoten, die ihm die Tritte ſehr erſchwerten, und doch hatte er keine leibliche Ruhe darauf, ſo lange der Mond ſchien. Seinen Rücken überlegte er zeitweiſe mit kühlen Schwämmen, und vor ſeine hochaufgeriſſenen Augen band er ſich oft Tage lang ein ſchwarzes Tuch. In einem ſauber geſtrömeten Taſchenkäſtlein hatte er Goldſtücke verborgen, von denen er jeden Monat eines benötigt war und für welches er keine Rückgabe verlangte, obſchon mancher Schilling und Heller ihm zugeſtanden wäre. An einem der dürren Finger ſeiner rechten Hand trug er einen gar ſchönen belaubten Goldreif, deſſen Schild einwärts nach der Handfläche gerichtet und feſt umknöchert war, daß er nicht mehr abgeſtreift werden konnte, ohne den Finger zu verlieren. Alſo war der greiſe Mann ein auffallend Zeichen kindiſchen Alters und ein Rätſel für Jedermann. Einige meinten gar, ob er nicht Ahasveros, der ewige Jude ſein möchte, der ſchon einmal zu Eßlingen geweſen ſein ſoll, vor vielen vielen Jahren. Am 29ſten des genannten Monats waren die Angſt und das Leid des fremden Pilgrims gar entſetzlich. Bis tief in die Nacht hinein hörte man ihn. Als aber auf dem Turme der Liebfrauenkirche der dumpfe Schlag der Mitternacht ertönte, da vernahm man ein Geblaſe im Spitalhofe, als ob ein Lohnknecht der Botenhalterei eingeritten wäre, und als man nachſchaute, trabte der Fertige weiter. Thür und Flurthor war aber ſorglich verſchloſſen, auch ward am andern Morgen keineswegs Hufſpur im Sande gefunden, und doch ſahen die Luger nach dem Knechte ein Gaultier im Hofbanne harren, auf dem Einer rittlings ſaß, der nicht „bekopfet“ geweſen ſein ſoll. Dies haben beeidet Köllermann, Uzen, Lenkh, Spitteldoktor Haidlen und die Kuchenkriſtel, der aber das Gelöbnis erlaſſen worden, weil ſie eine Schwätzerin war.

Als der Tag erwacht war und man dem alten Zehner ſein Frühſtück brachte, lag er mitten in ſeinem Gehäuſe auf dem Eſtrich. Seine Arme lagen weit geſpreitet und ſeine Hände hatte er krampfhaft geballt, ſeine

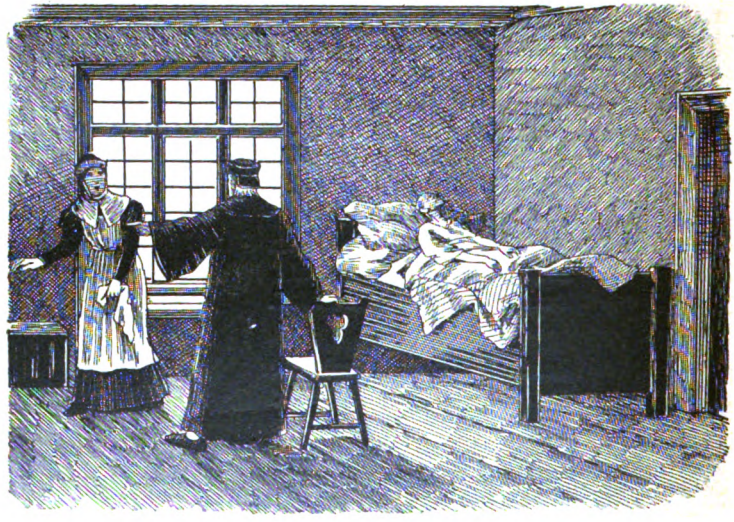
Augen ſtierten hohl heraus, ſein Odem kreiſchte, und man glaubte, ſein Stündlein ſei gekommen, zumal ſeine Bruſtkammer ſich mit jedem Atemzuge hob, auch das Gekröſe jede Weile hinabzufallen drohte. Bei dem allem aber war er ganz bei ſich und bei Sinnen. Nach einigen Stunden legte ſich ſein Kampf und er rief zu wiederholten Malen: „Ach, ſterben wollen und nicht können, iſt mehr denn eine Hölle!“ Alſo lag er zehn volle Tage ſchon in Todesnot, konnte nichts ſchlingen und nichts hinunterbringen, ſo, daß hungriges Gewürm ihm aus dem Rachen und den Naſenlöchern kroch. Aus ſeinen Ohren floß arg ſtinkende Totenjauche, auch ſeine Gliedmaßen waren ſeit fünf Tagen eiſig und filzſtarrig, und er konnte nicht ſterben. Da trat der alte fromme Herr Dr. Unzenſchneider vor des Lagermannes Stätte, hob die Hände hoch auf und betete laut und herzinniglich:

Treuer Gott ich muß Dir klagen
Dieſes Pilgrims Jammerſtand;
Weiß zwar wohl, daß ſeine Plagen
Dir, Allnaher, vorſt bekannt.
Aber ſieh', ich flehe bitter:
Wollſt Du zieh'n lan aus dem Gitter
Dieſer morſchen Lehmenhütt'
Drangſalsſeel' in Deine Mitt'.

Hat das Herze auch verſchuldet
Meineid, Totſchlag, Miſſethat;
Hat ja Jeſus Chriſt gedultet
Auch für ihn nach Deinem Rat!
Mein's Gebetes Senfkorn ſprieße
Auf zu Dir, Herr Gott! und ſchließe
Zoars Gnadenpförtleinthür
Innauf dieſem Sünder hier!

Haſt liebväterlich verheißen:
„Wer da bittet, der empfängt,“
Gieb nun nach Elias Weiſen,
Wonach jetzt mein Fleh'ruf ringt:
Blaſ' die flacke Lebensflammen
Über'm mürben Beinhaus z'ſammen,
Und laß des Verlaſſ'nen Pein
Endelich und ſelig ſein!

Kaum hatte Herr Unzenſchneider mit einem andächtigen Vaterunſer geendet und ein chriſtlich Amen geſagt, ſo ermannte ſich der mit dem Tode Ringende und bat die Umſtehenden, hinausgehen zu wollen, damit er allein ſein möge mit dem, der um ſeine Erlöſung geflehet habe. Alle gingen willigliſch hinaus, nur die alte „g'rechtmachige Thorbeckin" zupfte und rupfte, wiſchte und ſtaubte aller Orten und wollte nicht hinaus, weil ſie es war, die den hochwürdigen Herrn, der zur neuen Martinslehre ſich hielt, herbeigeholt hatte. „So gehet doch hinaus," drängte und heiſchte der Sieche, bis auch ſie abwegen war, was erſt dann von ſtatten ging, als Zehner ein blank Goldſtück aus ſeinem Käſtlein klopfte, wovon die Alte ein „druckt



G'wand mit Juck und Schwank" nebſt einer „geſteckten Marlinhaube" kaufte, womit ſie „faſt burgſtaatlich" that. Hierauf begann Zehner in wohlvernehmlichen Worten und mit gutem Verſtande: „Hochwürdiger Herr! Ich habe Euch etwas anzuvertrauen, das ſchon lange eine gar ſchwere Laſt meiner Seele war und noch jetzt iſt. Bevor ich aber rede, muß ich Euch anmuten, daß Ihr mir eidlich gelobet, von all' dem, was ich Euch entdecken will, bei Euren Lebden niemanden etwas zu entdecken, es ſei denn, daß meiner Aſche Ruhe gepflichtet wird vom hohen Rate, und mein letzter

Wille nicht angefochten werde mit Grämlichkeit, und mein Name nicht gebrandmarket werde, zu Schand und Weh' meiner Verwandten. Wollet Ihr dieſen Liebesdienſt mir erzeigen, ſo ſprechet endlich Amen."

„Ihr habt ein ſonderlich und ſchwer Begehr an mich, alter Zehner," entgegnete der Prediger verwundert, „und es wäre mir etwelchmal lieber geweſen, Ihr hättet jemanden anders für Euer Seel' Burgfrieden geſuchet und gefunden, als mich; da dies aber nicht mehr, wie ſichtlich, geſchehen kann, ſo will ich Euch dieſen Liebesdienſt keineswegs verſagen, und nach Eurem Willen geloben, ohne Rückhalt und Arg!"

„So höret denn," begann der Alte, „meine Geſchichte. — Ich bin der einzige Sohn des Thomas Matthäus von Welzh, geboren zu Lindau am 2ten Hornung 1473, meine Mutter war eine geborene Marchthaler und hieß Angnes. Mein Vater ſtarb an den ſchwarzen Peſtblattern, als ich kaum zwei Jahre alt war, worauf meine Mutter nach Eßlingen zu ihrem Bruder, Amandus, zog, der unverheiratet war, und dem ſie nun die Haushaltung züchtig und ehrbarlich führte. Sie war eine weiſe verſtändige Frau, ſchlank von Wuchs, ihr Geſicht aber war kleinnarbig ſchon von Kindheit ab. Meine Mutter trug viele Sorge um meine Erziehung, ſie lehrte mich Leſen, Schreiben und Rechnen, in welchen Wiſſenſchaften ſie nicht nur wohl geſchult war, ſondern ſie hatte auch Kenntniſſe in der Kirchenſprache (Latein), der Muſik, Sternkunde, Feinneſtelei und Pinſelei ꝛc., denn ſie war Kloſterſchülerin geweſen bis zur Ehe, in welche ſie in ihrem achtzehnten Jahre trat. Sechs Jahre war ihr Tiſch gaſtlos geweſen. Drob betrübten ſich meine Eltern ſehr, und meine Mutter beſchloß, eine fromme Wallfahrt zu thun, und um Kinderſegen zu flehen in einem Gotteshaus, benamet „Jeſu Kripp", zu Lucca. Und ſiehe, ein Jahr darnach genas ſie von einem Knäblein, und das war ich, hochwürdiger Herr! Meine Kindheit verfloß harmlos und einfältiglich, und obgleich ich ein wilder Bube war, ſo leitete mich doch meiner Mutter ernſt und frommes Regiment auf richtiger Bahn. Ich wuchs kräftig heran, hatte ein Geſicht wie Milch und Blut, hüpfete wie ein junges Lamm, und war wohlgelitten bei jedermann, beſonders aber bei meinem Herrn Vetter, dem Bruder meiner Mutter, der ein Lebemann war, und ſeine Erbengüter wohl zu genießen verſtand, wozu ihm ſein kräftiger Körper und ſeine eiſerne Geſundheit beſtiglich zu ſtatten kamen. An ihn ſchloß ich

mich daher auch gerne an; beſonders wenn die Mutter ſtrenge gegen mich geweſen war, entſchädigte er mich heimlich mit mürber Atzung, und gab mir nicht ſelten den Biſſen vom Munde. Meine Kenntniſſe hoben ſich weit über mittelmäßig, und nur einem meiner Genoſſen, des Hornſäger Leng's Buben, am Zwiebel wohnend, konnte ich den Rang nie ſtreitig machen. So wurde ich eilf Jahre alt. Unverſehens erkrankte meine Mutter, ein ſchwerer Bluthuſten raubte ihr nach und nach die Lebenskraft, und als ſie fühlte, daß ihr Ende nahe war, ſprach ſie zu ihrem Bruder, der an ihrem Bette ſaß: Lieber Amand, ich fühle, daß ich bald ſterben muß, und daß meines Bleibens hier nicht mehr lange ſein wird. Ich bitte Dich, wenn ich dahin ſein werde, verlaß meinen Matthäus nicht, er hat dann niemand mehr als Dich und den lieben Gott, vor deſſen Thron ich brünſtiglich um Dein und ſein Wohlergehen knieend flehen will." Hier fing der Alte herzzerreißend zu jammern und zu ſchluchzen an, er verbarg ſein Geſicht in die dürren fahlen Hände und ſeufzete mit erſtickter Stimme: „O Mutter, Mutter, himmliſche, heilige Mutter! wie elend iſt Dein Sohn geworden, wie unwürdig habe ich mich Deiner Liebe gemacht!" Als ſich Welzh durch die Tröſtungen des Herrn Unzenſchneider wieder etwas erholt hatte, fuhr er fort: „Und Du, mein Sohn! ſprach meine Mutter, trete heran und gelobe mit redlichem Herzen, Deinen Wohlthäter als Vater zu ehren, zu lieben, zu achten, und in allem Guten zu gehorchen, ihn in keiner Not zu verlaſſen, ihm im Alter, wenn ſeine Glieder müde werden, nahe ſein zu wollen, auch ihn in Krankheit unverdroſſen heben und legen zu wollen, und ihm ſanft einſt die Augen zuzudrücken, bei ſeinem ſeligen Ende, ſo wahr Dir Gott helfen wolle! Gelobend legte ich meine Hände in die ihrigen und in die meines Vetters, und weinend beſiegelten wir unſern Bund, worauf bald meine Mutter ſtarb. Einen ſchönen Grabſtein ließ mein Pflegvater ihrem theuren Andenken meiſeln, bei Lucas Sunder in Kranach, welcher in der Liebfraukirche eingeſetzt und annoch zu ſchauen iſt. — Sodann machte der Edle ein Teſtament, worin er mich als ſeinen alleinigen Erben im Fall ſeines Todes einſetzte; bei welcher Gelegenheit ich zugegen war und die große Vermögensſumme hörte, über welche mein Vetter zu verfügen hatte. Schon damals bildete ſich in mir ein ſtolzer Geiſt, der in aller Welt umherſchiffte und Luftſchlöſſer baute. Ich ſehnte mich, ohne einen

argen Gedanken zu haben, nach dem Alter, wo ich unter den Kreis der Männer zu treten, am Schwörtage beim Tanz mich erluſtigen und beim Büchſenſchießen einen Meiſterſchuß thun könnte. Von nun an aber verlor ſich auch die Luſt zum Lernen. Mein Pflegevater hielt eben auch nicht viel auf die Wiſſenſchaften, und er konnte die Schwarzröcke nicht leiden, obgleich er ſie ihrer Gelehrſamkeit wegen hochachtete. Er lag ganze Tage ſeiner Luſtneigung ob, und ich hatte niemanden zu fürchten, hatte keinen Ermahner zum Guten, keinen Beſtrafer bei Uebertretungen, keine Furcht vor der Haushälterin, und in die Schule ging ich nur, wann es mir genehm war. Glaubte ich ein Bedürfnis zu haben, ſo befriedigte ich dasſelbe mit meines Vetters Hohlpfennig ohne Scheu. Mit einem Wort, meine gute, weiſe, tugendhafte Mutter war tot, und ſeit ihrem Hinſcheiden kam ihr edler Same unter das Unkraut, das ihn in kurzen drei Jahren überwuchert hatte, ohne daß es mein redlicher Vetter nur ahnete. Zuweilen rief mir, beſonders wenn ich mich zu Bette legte, mein Gewiſſen laut zu: Bete, bete, wie es dich vor Schlafengehen deine Mutter lehrte; aber ich konnte nicht mehr ſo kindlich dazukommen, wie damals, als ſie, die ſelig Vollendete, noch mit mir an meinem Bettlein das „Chriſtiblut“ oder des morgens vor Ausgehen das „Meinen Ausgang ſegne Gott, meinen Eingang gleichermaßen“ betete. Ich war meinem Gott fremd geworden, obgleich ich noch keine böſe That gethan und noch kein verdorbenes Herz hatte.

Mit meinem vierzehnten Jahre wurde ich in der Vogteikammer als Schreibknecht beſtellt, mit fünf Pfund Heller Lohn im Monat, wo ich gar löblich mich betrug bis an mein achtzehntes Jahr. Nun aber lernte ich eine ſchöne, feine Maid kennen beim Küferamtſchmaus, und ich tanzte mit ihr und war fröhlichen Herzens an ihrer Seite. Die Maid war arm, ſchon 20 Jahre alt, dachte ſtark an's Heiraten, und rückte damit gegen mich heraus, als ich ſie zu Hauſe begleitete. Mein Vetter aber bekam bald Wind und Spur von meinen Läufen und verbat ſich gar ernſtlich meine Minne. Jedoch hatte die Maid mich ſchon ſo genetzelt, daß jede Warnung, jede Drohung, falls ich nicht von der Burgerdirn ablaſſe, vergeblich war. Nun entzog mir mein Vetter jede Unterſtützung und drohte im Ernſte, er werde mich enterben. Alle dieſe Klemmereien hinterbrachte ich meiner Schaloſte (Schaloſtika), gegen die ich im Unmut bei ähnlicher Nachricht den Wunſch äußerte: „Wenn nur mein

alter Erbhort ſtürbe.“ Da ſagte ſie leichtfertig: „Ja, bis dahin können wir grau und mürbe werden und ſeines Segens uns keineswegs mehr freuen, ſo Gott nicht ein ſchnell Wunder thut.“ Da fuhr der Teufel in mich; ich hatte den erſten Mordgedanken, welchen ich der Maid anvertraute, und den ſie mir nicht benahm, ſondern mich eher darin beſtärkte. Oft war ich in Ohntroſt, wie ich die Wegräumung meines Vetters beginnen und enden ſollte, immer aber ſchauderte ich vor der gräßlichen Abſicht. Zwei Tage vor meiner blutigen That beſtürmte ich ihn inſtändiglich um Geld, denn der Wiegentag (Geburtstag) meiner Scholaſte war vor der Thür, wo ich ihr ein Geſchmeid kaufen wollte, das ich ihr verſprochen hatte, als ſie mein dachte am Tage meines Namens. Meine Bitte fand keine gute Statt. Da vernahm ich, daß mein Vetter nach Stuttgart ziehe, zu einem Bauſpruch, der angeſagt war auf den 13. Oktober 1491 Vortags Burkharden. An der Bruckmeßkappell barg ich vordem ein gefurchtes Deichelholz, oben mit einem Kubizzenring benagelt, worauf ich ſtundeging (ſpazierte). Kaum war ich abwegs gegen dem Sirnauer Gehöfte, da ſah ich den Bedachten nach Stuttgarten wandern, ſäuberlich geputzt, wie er es immer hielt. Lange ſchaute ich ihm nach. Ein wüſtes Gewirr erfüllte mich, von dem ich nicht mehr loskommen konnte, indem ich den Dahinſchreitenden als den alleinigen Hemmſchuh all' meines Glückes betrachtete. Ich kehrte heim und als es Nacht wurde, ſchlich ich mich aus der Neckarpforte auf dem Wege nach Stuttgart und lagerte mich unweit der Wagenburg daſelbſt, als es eben 11 Uhr ſchlug, im Stadtbanne. Nahe einer Stunde harrte ich ſchon, da hört ich in der Stille der Nacht rüſtige Tritte auf dem Pflaſter und eine Stimme den Berg herauf ſummen. Die Töne, welche ich vernahm, waren mir bekannt, und machten mich gewiß, daß es mein Pflegevater ſei. Es war ein ſchöner Sternenhimmel. Ich eilte voraus über die Höhe, bis wo der Berg erſtmals ſich abdachet und ein ſchmal Weglein links abziehet in die Rebberge; dort ſteht ein großer Nußbaum, hinter dieſen verbarg ich mich und harrte des Harmloſen mit verbundenem Geſichte. Als er in meine Nähe kam, ſprang ich hervor und ſchlug ihn auf den Kopf, daß er quertrittig wurde, aber er ermannte ſich wieder, griff zu ſeinem Wehrlein und begann ſich mutig zu verteidigen. Weil ihm das Blut vom Kopfe über das Geſicht rann, ſo verlor er den Blick ſo, daß ich ihm einen zweiten und dritten Streich ver-

ſetzen konnte; jetzt ſtürzte er zu Boden; er konnte nicht mehr ſchreien, wohl aber bat er um ſein Leben auf eine ſo jämmerliche Art, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. In dieſem Augenblick verlor ich mich ſelbſt und warf meinen Trümmel mit verfluchenden Worten bei Seite. Da erkannte mich der Unglückliche an meiner Stimme, und er rief: „Ach, mein Matthäus! hab' ich dies Ende an Dir verdienet? Gott ſei Dir gnädig!“ Ich ſprang davon, beſann mich aber wieder und kehrte nochmals zurück, um mich zu überführen, daß mein Opfer tot ſei. Der Odem von ihm war nicht mehr zu erlauſchen, da wollte ich nach ſeinen Pulſen fühlen; plötzlich aber erfaßte mich ſeine Hand, welche ich berührt hatte, und zog mich krampfhaft zu ihm hin, indem ſein Mund um der Bamherzigkeit Gottes willen mich um Hilfe anflehte mit ſtöhnenden Worten. Kalter Schauer durchrieſelte mein Gebein, ich wand mich los, bei welchem Thun ich dem Ringenden das Wehrlein zertrat und den goldenen Siegelring vom Finger ſtreifte, der ſich neben ihm verlor. Abermals hatte er mich erkannt, mich bei Namen genannt und — Verzeihung ſchwur mir ſein ſterbender Mund, wenn ich ihm Hilfe leiſte, ſeine

brennenden Lippen befeuchte und ihm heimwärts helfe. Verzweifelnd aber griff ich Unglückſeliger zu einem nahen Steine und ſchmetterte den halb Sitzenden damit nochmals nieder, daß er nach kleiner Weile im Blute verendete. Sodann ſchleifte ich den Toten an den Rain und ſputete mich von dannen. Als es zwei Uhr ſchlug, kroch ich am Mettinger Thor bei der Mühle in die Stadt, lief auf dem Mauergang rechts hin bis zu des Scharfrichters Geſpannung, ſtieg durch ſeinen allezeit offenen Stadel herunter auf die Gaſſe und kam ungeſehen und ungehört in mein Gemach, wo eine Stiege höher noch ein brennend Lichtlein vergeblich um den abweſenden Vetter brannte. Ich wuſch mein blutbeſpritztes Geſicht, merzte ſorgfältig alle Flecken aus meinen Kleidern und legte mich dann zu Bette. Den andern Morgen wurde der Leichnam gefunden und ich holte denſelben wehklagend ab, ließ ihn hier in der Kirche prunkend beiſetzen und ehrte ſein Andenken mit einem theuren Epitaphium. Von nun an ſtand meinen Wünſchen nichts mehr im Wege und ich that, was mein Herz gelüſtete. Eben beſuchte ich zu Ulm ein Armbruſtſchießen, als mir der verlorene Ring des Erſchlagenen zum Erkennen geſandt wurde, den ein Lohnknecht der Botenhalterei gefunden hatte, welcher deshalb des Totſchlags bezüchtigt, gefoltert, und endlich nach langem Kerker vom Leben zum Tode gebracht wurde. Ich war elend und feig genug, daß ich, um jeden Verdacht von mir abzuhalten, auch nicht ein Wort zur Erhaltung des Lebens des unſchuldigen Knechts redete, ja ich ſah ihn mitleidslos zum Tode führen.

„Machet ein Ende Eurer greuelhaften Beichte," rief Dr. Unzenſchneider, und ſchlug die Hände zuſammen, „einem ſolchen Sünder giebt das Grab keine Ruhe und der Himmel keinen Frieden! Ach, daß Ihr gerade mich ſuchen mußtet zu einem Troſtworte, da ich doch nicht vermag, Troſt zu geben einem ſolch bluttriefenden Scheuſal, das gräßlicher iſt, als die Giftſchlange im Gebüſche, furchtbarer denn die Raubbeſtie der Wüſte und ſchrecklicher als der tückiſche Leviathan im Schlamme des Meeres. Schnappet aus Euern hölliſchen Geiſt und werfet Euern Schandkörper heute noch den Würmern zum Fraße hin!"

„Geduldet Euch nur noch einige Augenblicke, ehrwürdiger Herr!" ſprach der Alte, „ich bin faſt zu Ende. Die Luſt des Lebens machte mein

Gewiſſen ſchweigen, und ich dachte wenig mehr an meine Blutſünden. Da kam das Ende des Septembers; ich lag in tiefem Schlaf. Plötzlich weckte mich der wohlbekannte Hornton des hingemordeten Botenknechts. Ich traute mir ſelbſt nicht, ob ich wache oder träume. Auf vom Lager ſprang ich und ſchaute hinaus und — Herr! was ſahen leibhaftig meine Augen! — Michel den Abgethanen, ſah ich — nicht im Geiſte! nein! nein in Wirklichkeit ſah ich ihn auf einer Schimmelmähre ſitzen ohne Kopf, denſelben unterm Arme tragend. Kaum hatte ich ihn erſchaut, ſo war er verhuſcht, um in Stuttgart zu blaſen, unterm Fenſter deſſen, der ihn vom Leben zum Tode gebracht hatte. Meines Bleibens war nicht mehr hier, ich beſchloß, in fernen Landen dieſem Mahnboten auszuweichen, legte mir eine große Summe Goldes zurecht und beſtimmte den Tag meiner Abreiſe. Mein Vorhaben teilte ich meiner Scholaſte mit, die aber verzweiflungsvoll darob weinte und klagte und mich zu beſchwören ſuchte, dazubleiben oder mindeſtens ſie mitzunehmen, indem ſie ihre Ehre mir geopfert und ihr Herzensfrieden gleichfalls gemordet ſei. Ich ließ mich aber nicht bewegen, weder dazubleiben, noch ſie mitzunehmen. Am heiligen Adventsfeſt ſtand mein Pferd gezwerchet und geſattelt vor meiner Thüre, und dürren Abſchied nahm ich von meiner Maid. Eine kurze Stunde darauf trabte ich von dannen, als eben zur zweiten Meſſe geläutet wurde. Als ich über die Brücke kam, ſprangen haſtig einige Männer an den Rand des Fluſſes hinab. Ich hielt mein Pferd an, um zu ſehen, was es gäbe. Ein weiblicher Körper trieb daher, welcher herausgezogen wurde, da wo ich harrete, und — ach! es war meine Scholaſte, völlig entſeelt. Fort, fort jagte ich von der Stadt, wo ich ſchon ſo viele Schuld auf mich gehäuft hatte, und doch erſt einundzwanzig Jahre zählte. Ich ſuchte Seelenruhe im großen Geräuſche volkreicher Städte, und — ich fand ſie nicht; ich floh in die Einſamkeit und — fand keine Ruhe; ich ſchiffte über große Gewäſſer nach gar fernen Ländern, und — konnte keine Ruhe finden; ich änderte den Glauben meiner Väter, und — der neue Glaube ſchenkte mir keine Ruhe! Überall folgten mir die Geiſter der Gemordeten nach, und alljährlich kam der angeritten, der für mich unſchuldig gelitten, — wo ich auch weilen mochte, auf Höhen oder Tiefen, auf Feldern oder in Wäldern, im Gewühle des Weltmarktes oder in Einſiedeleien. Ich griff zu den Waffen und drängte mich in blutige Kämpfe; rechts und links fanden

Hunderte ihre Scholle, mir aber geſchah kein Leid. Ich verſchrieb mich zu Peſtkranken, um den Tod zu finden, und — ich fand ihn nicht. Ich gab mich für den Mörder eines Erſchlagenen aus, aber man glaubte mir nicht. Ich geſellte mich zu Räubern, um am Galgen ſterben zu müſſen, aber mein Erwarten war eitel. Ich legte eigene Hand an mein Leben, und konnte es nie zerſtören, weder im Feuer noch im Waſſer, weder mit dem Meſſer, noch mit dem Neſtel. Alſo wallte ich Unglückſeliger, von Gottes Troſt verlaſſen, von der Hölle Qual im Innern und von unnennbaren Leiden am ſichtbaren Körper gepeinigt, ohne einen Freund, bald ſiebenzig Jahre umher in weiter Irre, ohne Heimat, bis ich meine elenden Tritte abermal nach dem Ort meiner Verbrechen lenkte. Hochwürdiger Herr: ſchauet meine Füße an, ob ſie nicht denen gleichen, welche auf Stachelſohlen gelaufen, ob meine Hände und Glieder nicht ähnlich ſind denen eines Gefolterten. Meine Atzung und mein Trank wurden mir zu ſaurem Salz und bitterer Galle, auf meinem Rücken dulde ich unnennbare Feuerglut und mein Odem iſt mir ſtinkend geworden, daß ich bei lebendigem Leibe dem Aas des Faulackers gleiche und ein Abſcheu bin für Menſchen und Tiere. Der Schlaf iſt von meinen Augen gewichen und ein Ausſatz iſt gefallen auf meinen Schlund, daß dem mürben Leibe Nahrung zu geben mir verweigert iſt, ohne ſterben zu können, obgleich ich mehr als neunzig lange Jahre zähle.

„Sehet, ehrwürdiger Beichtherr! dieſen verknöcherten Finger an meiner rechten Hand! Dieſer Goldreif iſt es, welchen der arme Botenknecht gefunden und darob er ſein Leben laſſen mußte. Oft ſuchte ich mir dieſen Ring von der Hand abzuſtreifen, aber nimmer war es mir möglich, ich mußte ihn tragen zur Qualerinnerung, hinter der Verknöcherung bis auf den heutigen Tag. Mein tragbares Erbe iſt vergeudet bis auf wenige Goldgulden, welche in dieſem geſtrömten Käſtlein geborgen ſind, und die gerade noch reichen werden zu meiner Beſtattung. Denn heute noch werde ich dahinfahren, dieweil ich bekannt habe meine Blutſünde, an dem Ort, wo ich ſie geübt. Vor allem bitt' ich Euch nun, Beichtherr! wollet darzuthun jetzt und ein paar Zeugen beſtellen zur Anhörung meines letzten Willens in ſchriftlicher Beigab."

Darauf ließ Herr Dr. Unzenſchneider des Rates Syndikus, den Stiftungspfleger und den Geheimſchreiber berufen. Nachdem ſich bei dieſen

Herren der bisher unter dem Namen „Zehner“ bekannte Fremdling ausgewieſen hatte, wer er eigentlich in Wirklichkeit wäre, erbat er ſich Nachweis über ſein hierortiges Liegenſchaftsvermögen, das ſchon ſeit vielen Jahren die Spitalpflege an ſich gezogen hatte. Und da es noch einen gar erheblichen Wert ausmachte, welcher aus den beiden Häuſern, dem Plangarten, den Heinzwieſen und dem Freipferchland, das ihm als Erbgut noch eigen war, errungen wurde, ſo ordnete er ſein Teſtament mildzwecklich alſo: „Mein Letztgut ſeie zuendlich geteilet zur einen Hälft Eigentum dem Spittel zu Eßlingen, die andere Hälfte als Eigentum dem Burgerſtifthaus zu Stuttgarten, jedoch ſo, daß alljärlich am 12. des Weinmonats allen Spittlern dahier, wie auch in Stuttgarten desgleichen, ein reichlich Mahl gegeben und ſie alleſamt dürſtiglicher Maßen getränket werden, mit zwei Quarten gutem Wein; ſodannen ſoll von dieſem Vermächtnis allhier vom Turme die Melodie geblaſen werden: Ein Räumlein gönnet einem Leib Beineben frommer Schaar ꝛc., wofür die Zinkeniſtenleute bekommen ſollen eine Geflechtazung (Hefenbretzeln), zuneben zwei Quarten Wein und je um vier Schilling Darmfleiſch all' Jahr ohn' Einwand. Auch ſollen han ſechs Armuteiwaiſen alljährlich uff bemeldeten Tag je ayn neu hell Bruſttüchlein mit Gemahnen: ein rein Seelhaus zu wahren an ihr ſeliglich End. Weiter ſoll han der Spittelvogt Mühlohn für ſich und ſein Geſind am Tag der Gaben fünf Pfund Heller für je ein Geſtärke, Mann oder Weib uff allkünftige Zeiten. — In Stuttgarten will ich gemeinet ſein, daß von meinem Vermächtnis jedem Armuteipilger dorten, weſſen Gewerks er ſei, ein Reiſ'- und Notpfennig von ſechs Heller gegeben werden ſoll, ohne Verdruß und Einwand. Auch ſoll ein fein gemeiſelt Steinkreuz davon geſetzt werden an dem Rain nach dem Omayſenberg, worauf zur Kunde lesbarlich ſtehet: „Wanderer, ſteh' ſtill! Merk', daß um Heilands Will', zu Stuttgarten im nahen Thal, acht Pfennig werd' Dir an der Zahl.“ Alles uff ewige Zeiten. Mein Begräbnis ſoll prunklos gehalten werden, und mein Wurmort ſoll da ſein, wo meines Pflegvaters Epitaphium augfällig ſtehet.“ Als dieſe letzte Willensmeinung geſiegelt und gerechtet war, legte ſich der Alte tröſtlich nieder und verhauchte alsbald. Es wurde alles ehrbarlich geordnet und gehalten, nach Weiſung Welzhens, hierort. Zu Stuttgarten wurde gleichfalls gethan, wie der Teſtator wollte. Das Steinkreuz war fünf Monate danach

geſetzet an richtigem Orte, ſeiner Größe ward ſieben Schuh gegeben, vornen mit einem Joſephhäuslein, in welchem die Himmelfahrt zu ſchauen iſt, zuneben ein wohlverwahrtes Opferbüchslein von Kupfer, unter denſelben ſind die Wappen von Welzhen und Marchthaler auf einem Schilde, geſchieden durch Chriſtus am Kreuze. Daneben ſind zwei Ruheſitze für Müde und Belaſtete, an deren Mittelfuß ein Hüfthorn erhaben gemeiſelt augenfällig iſt. — „Dieſe Hiſtorie iſt niedergeſchrieben von Herrn Unzenſchneider und mir, Hans Marchthaler, nach deſſen Tode ausdrücklich zur Aufbewahrung und Geheimhaltung übergeben, bis auch ich dahingefahren ſein werde in das Land meiner Altvordern, inner welcher Zeit wohl verſchwunden ſein wird mehr als die Zahl der Jahre, welche Welzhens Beichtherr zu Schweigen gelobet hat. Will nichts künden noch ſagen zu dieſer Bluthiſtorie, ſondern will gönnen dem im Leben ſchon ſchwer heimgeſuchten Mörder eine ſtille Ruhe und ſelige Urſtänd am Tage der Herrlichkeit, wo manch Verborgenes geoffenbaret werden wird, zur Ehr und Unehr. Amen.“

Dieſes Steinkreuz, an welches ſich die alte Sage knüpft, daß der Poſtmichel mit dem Kopf unter dem Arm um Mitternacht durch die Heuſteige reite, iſt noch jetzt am Orte ſichtlich, es drohet ihm aber gegenwärtig der Untergang, was doch ſehr zu bedauern wäre, indem es der älteſte bekannte Denkſtein um Stuttgart iſt und eine Erhaltung wohl verdiente.

Fr. Faut, Forſtmeiſter zu Stuttgart um's Jahr 1500 erzählet alſo: „Üb' des Bopſers höchſter Höh' geheißen „Letzt-Hub" ſcheidelt eine tiefe Forſtkling zween Weg, den gen Sillabuch und Denkendorf und den gen Rohracker, allwo itzo ein murſch Gemäuer uff ſonnigem Arneſt noch zu erſchauen iſt. Inmitten dieſer Kling iſt wohlen hundert Elln im Umrund ein Ausrod (Lichthau) benamet die „Falſch-Pleyß", vor dem forchtſam Volk ſcheuet, dieweilen er ein Verſcharrungsplatz ohnehrlicher Leiber, Mörder und Selbſtthäter iſt. Ein ſtark und hoch Gepfahl gränzet bemeldeten Ort vom Umforſt ab und nur ein ſchmal Gepfahd vom obern Fuhrweg endet zu Eingang des Angers. An die Thür iſt ein ſchwarz Rad und ein Schnappgalge gepinſt und die jeweiligen Schändknecht han Keuz und Eul' dran genagelt. Wohl etlich und dreißig Hügel und Gruben ſind im Rund ſichtlich und in dürrer Hütt liegen die Grabſcheidt der Henkersleut." Von dieſem Orte, beſſer bekannt unter dem Namen „Falſche Kling" wird von Schnell (1530) erzählet: „Auf dem Berge, gegenüber von der Burg Rohreck, lag auf ſchroffem Sandhügel ein Wallfahrtshaus, worinnen vor langen

Jahren eine fromme Frau wohnte, genannt Sybilla, welche ein Buch beſaß, aus welchem ſie die Geſchicke aller derjenigen zu leſen vermochte, die zu ihr walleten und darnach fragten, woher ſich der Name „Silla- oder Sillenbuch“ ſchreibet. Nun geſchah es häufig, daß Pilgrime in dem dicken Wald verirrten und entweder verhungerten oder von den Raubgeſellen auf Rohreck in die Dürrbachkling, ſo hieß die falſche Klinge ehemals, gelocket und dort erſchlagen wurden, wovon noch einige Geſchichten in den Sagen des Volkes uns aufbewahret wurden. Den letzten Raubmord that daſelbſt ein Sebaſtian von Neuhauſen an einem Arnim von Neufels, dem letzten ſeines Stammes, im Jahr 1483. Beide ritten mit einander gen Stuttgart, wo ſich ihnen ein „fürtreffendlicher“ Bogenſchütz, Ulrich von Krückinger und Kammervogt Kunz Gebröt, beide Bürger von Stuttgart, beigeſellten, um nach Straßburg zu einem Zechfeſte zu reiten, wo nach Üblichkeit allerlei fremd Volk zuſprach und jeder um ſein Geld lebte und jeder nach ſeiner Kunſt einen oder mehrere Wettkämpfer ſuchte. Gewöhnlich dauerten ſolche Feſtlichkeiten mehrere Tage, ſo auch diesmal, denn am zwanzigſten Tag erſt ritten die vier benannten Raufbolde heim. Der v. Neuhauſen hatte alles verloren und war noch überdies durch Notanlehen bei dem Feſte dem v. Neufels eine anſehnliche Summe verpfändet. In Stuttgart letzten ſich die Viere, ehe ſie von einander ſchieden, noch meiſterlich, dann zogen Neufels und Neuhauſen vereint weiter. In der Nähe der Letzt-Hub auf dem Bopſer blieb Neuhauſen eine Strecke zurück; arglos ritt Neufels weiter. Plötzlich aber ſprengte der Zurückgebliebene mit eingelegter Lanze ihm nach und durchbohrte ihn rücklings, worauf der Verwundete alsbald verendete. Der von Neuhauſen beraubte den Toten, nahm ihm auch ſeine Verpfändung, ſchleppte ihn in die Dürrbachklinge hinab und verſcharrete ihn. Dann ritt er heim und ließ das Roß des Erſchlagenen laufen, wohin es wollte. Nach einigen Tagen brachte man das Pferd nach Neuffen, wo es am Wappenſchildlein erkannt wurde, wen es getragen. Eilig wurde ein Bote nach Neufels mit der Unglückskunde geſendet, worauf die Familie des Vermißten ſich auf die Spur legte und den mutmaßlichen Mörder in Sebaſtian von Neuhauſen ermittelte. Weil aber die von Neufels nicht Gewalt genug hatten gegen den vermutlichen Meuchler, ſo wendeten ſie ſich an den Grafen Eberhard im Bart von Wirtenberg, mit der Bitte, den Sebaſtian von Neuhauſen vor ein

ehrſam Gericht zur Verantwortung zu forden, da die Ermordung nicht anders, denn auf des erlauchten Grafen Gebiet geſchehen ſein könne. Eberhard that nach Begehr und forderte den Beſchuldigten „ſchutzmänniglich“ am Samstag vor Judica 1483 nach Stuttgart zu ritterlichem Redſtand auf, zu welchem er vierunddreißig „ebenbürtige“ Männer berief, die auch „allſambtlich“ gehorſamſt erſchienen. In der Schloßtürniz harrten ſie den ganzen Tag, aber umſonſt, denn der Entbotene kam nicht. Dieſes Ausbleiben nahm Eberhard hoch auf, er ſchickte einen Trompeter an den von Neuhauſen und entbot „ernſtwillig“ ihn zum „zweiten Male“ zum Erſcheinen, doch der von Neuhauſen kümmerte ſich um dieſe Vorladung im Geringſten nichts. Jetzt ſchaarte Eberhard einen Heerbann zuſammen, dreitauſend Fußgänger und fünfzig Reiter und zog gen Neuhauſen, wo ihrer Sebaſtian mit etwa fünfhundert Eigenmannen ſtolz harrte, nicht denkend, daß Eberhard ſeine Forderung thätlich ausführen werde.

Es war den 3. Juni, als in aller Früh die Fähnlein auf den Fildern weheten und dem von Neuhauſen der Anzug des Grafen Eberhard verkündet wurde, und als er von ſeiner Warte aus die große Menge der Feinde ſah, da hielt er ſich verloren, ſetzte ſich auf ſein Pferd und nahm Reißaus gen Eßlingen. Fort war der Vogel aus dem Neſt.

Als Eberhard die Flucht des von Neuhauſen hörete, auch vernahm, wo er Bergung ſuche, ſchickte er einen Reiter in die Reichsſtadt und ließ den Bürgern mit dürren Worten ſagen: „Yn verprechher blutrinniger arth iſch offenem ſtand vnd recht entflohen vnd hält ſich fürſichtiglich hinter euerm Bollwerkh verborgen; ſo ihr aber diſem beziehenen raubmörder euern ſchuz nicht verſaget vnd denſelben herberkhet, ſo halt ich euch kyn härlen beſſer, als den Sebaſt v. Newhus, vnd vermag kyn reputirlich wort mehren von euch zu tauſchen.“

Dieſe Rede gefiel den Eßlingern nicht gar ſehr, die Ratsleute thaten ſich zuſammen und beratſchlagten ſich, was mit dem Zugerittenen anzufangen ſeie, ob man ihm Schutz geben oder ob man ihn nach Stuttgart ausliefern ſolle. Viele Edle des Rats meinten, man ſolle den Angekommenen ſchützen, die Bürger aber wollten anders. Sie ſagten: Der Wirtenberger hat den Neuhauſen zu offenem Redſtand vor Seinesgleichen zweimal geladen, damit er ſich reinige von beziehenem Raubmord, und er iſt nicht

ehrmännlich erſchienen, wie einem Braven ſich ziemet, darum ſoll er erſt ſich freieiden von ſeinem Beſchuld, und iſt dieſes geſchehen und er ſolle dennoch wider Recht gepeinet werden, ſo ſoll ſein Leid als unſer Leid angeſehen werden, dieweil er bei uns Zuflucht ſuchte gegen einen Mächtigeren als er. Den 10. Juni ritt der von Neuhauſen, begleitet von zwei Eßlinger Patriziern in die Thore Stuttgarts, wo ſeiner eine Menge Menſchen harrete. Statt aber in den Schloßhof, mußte er jetzt auf den Marktplatz, wo er ſeine Ankläger und Zeugen fand. Der Bürgermeiſter Wilhelm v. Tagersheim las ihm die Anklage vor und beſchuldigte den von Neuhauſen, geſtützt auf die beiſtehenden Zeugen, öffentlich des Mords an ſeinem verſchollenen Begleiter. Nach langem Hin- und Widergered legte man dem Beſchuldigten den Ehrenpreis vor, den der von Neufels zu Straßburg errungen, und welcher bei ihm gefunden wurde. Als er alſo überwieſen war, bekannte er ſeine Frevelthat, worauf er nach dem Mordplatz auf der Letzt-Hub geführt wurde, wo die Leiche des Gemordeten halb verweſet aufgefunden, nach Stuttgart gebracht und bei der Kirche zu St. Leonhard beigeſetzt wurde. Hierauf wurde der Mörder ſeines Adels entwürdigt vor allem Volk und zwar alſo: Vierunddreißig Edelherren ſammelten ſich in Graf Eberhards Schloßhof, von wo ſie unter Vortragung der wirtenbergiſchen Fahne, ſämtlich im Ritterſchmuck nach dem Marktplatz ritten, wo ein Kreis von ihnen geſchloſſen wurde, in welchen nach kurzer Weile der Mörder einreiten mußte. Hierauf befragte ihn der Graf von Helfenſtein des ganzen Hergangs, auf weſſen Fragen er laut und vernehmlich antworten mußte und wodurch er ein thatſächlich Bekenntnis ſeiner Blutſchuld aufs Neue ablegte. Als dies geſchehen, fragte der Graf die verſammelten Ritter: „Ob der des Raubmords geſtändige Sebaſt von Neuhauſen inskünftige der Ritterehr teilhaftig bleiben ſolle?“ welche Frage mit Nein beantwortet wurde. Nun ritt der von Entringen vor, ſchlug dem Mörder die Handſchuh auf die Stirne, worauf der Entehrte vom Pferd ſteigen mußte und dann der bürgerlichen Gerechtigkeit übergeben wurde, die aber kurzen Prozeß mit ihm machte und ihn zum Tod durch das Schwert verurteilte, und Eberhard beſtätigte das Urteil. In jämmerlichem Armenſündergewand führte man ihn an den Ort, wo er ſeine Schandthat begangen hatte, um ihn dort zu enthaupten und in der „Pleyß ob der Letzt-Hub“ zu verſcharren.

Während nun Sebaſt von Neuhauſen ſeinen Todesweg wallete, fiel ſein älteſter Bruder, Wolf von Neuhauſen, der ein Mitglied des Rates war, dem Eberhard die Regierung anvertraute, als er in's gelobte Land zog, vor Graf Eberhard nieder und bat um Gnade für den Verurteilten. Der Graf gewährte ihm ſeine Bitte mit dem Beding, daß der Begnadigte nach der Inſel Rhodus wandere und dorten Johanniter werde zum Schutze der Pilger nach Jeruſalem.

Eilig ſprang Wolf ſeinem Bruder nach, um ſeine Begnadigung ihm anzuzeigen. Weil er aber ein ſehr „maſthafter Mann" war, ſo wollte es gar nicht ſchnell den Berg hinaufgehen, er flehete daher jeden an, der an ihm vorüber eilte, ihm die Hand zu reichen und ihm fortzuhelfen, auch ſchrie

er jedem Gnade für ſeinen Bruder zu. So kam die Kunde früher dem Nachrichter zu Ohren, als der Bote ihm zu Geſicht. Da ſagte der Mann des Schwertes: „Nach meiner Pflicht darf ich nicht länger ſäumen mit der Blutſühne, als die Dauer eines Ave-Maria-Gebets, willſt Du aber Dein Grab Dir ſelbſt ſchaufeln, ſo will ich Dir auch noch ſo lange Zeit friſten zu dieſem Mühwerk." Da wühlte ſich der von Neuhauſen ſein Grab willig und eilfertig, nicht als ob er Zeit gewinnen wollte zum Leben, denn er vollendete ſeine Arbeit und der gehoffte Bote erſchien nicht, da knieete er nieder vor ſeiner Wurmgrube, um den Todesſtreich zu empfangen. Schon ſchwang der Nachrichter das Schwert, als keuchend der Gnadenbote erſchien, der ihn nach Wernizhauſen bei Nellingen begleitete, von wo er etliche

Tage darnach, von seinen Kindern Abschied nehmend, seinem Bestimmungsort zuwanderte.

Graf Eberhard gab dem Fortziehenden noch eine namhafte Unterstützungssumme mit und erteilte ihm weise Reiseregeln, denn er hatte die Reise nach Rhodus selbst gemacht. Der v. Neuhausen aber kam nicht nur nach Rhodus, sondern auch nach Jerusalem, fiel auf seinem Rückweg türkischen Räubern in die Hände, durch welche er als Sclave nach Konstantinopel kam, wo er achtzehn Jahre schmachtete, bis seine Verwandten Nachricht von ihm erhielten und ihn mit teurem Lösegeld befreiten. Eine Beschreibung der merkwürdigen Lebensschicksale des Sebast von Neuhausen hinterließ in Manuskript dem Kloster Roth im Jahr 1746 Pater Angelicus Maria Myller, der selbsten zwei Mal in Jerusalem war, und woraus nachstehende Bruchstücke gezogen sind.

„Auf einem Gaule auszuziehen war dem Mörder nicht vergönnet, daher ihm seine treue Hauswirtin, die eine Edle von Rißeck-Warthausen war, einen „groben" (starken) Esel zu Nürtingen kaufte, auf welchen er getrost sich setzte und das Land verließ, das er am dritten Tage schon hinter sich hatte. Da fiel er auf die Erde nieder, rief mit aufgehobenen Armen seinen beiden zurückgelassenen Knaben, seinem Weibe, seinem Begnadiger und allen seinen Lieben letztes Lebewohl zu und wandte sich nach Tyrol. Schnee hatte bereits das Land bedeckt, und unter unsäglichen Gefahren, Entbehrungen und Leiden erreichte er um Weihnachten Venedig. Von dort aus zog er nach Ragusa, hierauf schiffte er nach Corfu, nach Candia und dann nach Rhodus. Großmeister des Johanniterordens war damals Philipp de Villiers, ein Mann in voller Leibeskraft, der, als er mich abgemagerten Pilgrim (sagt Sebast selbsten) bedauerlich anschaute, trüblich fragte: Ob die Deutschen keine bessern Männer nach Rhodus schicken könnten, als mich? Nach wenigen Tagen Ruh und genugsamer Nahrung war ich dermaßen erstarket, daß ich zum Vordienst eingeschult werden konnte, wobei ich mich nicht zum Ungeschicktesten benommen, auch war ich meiner Schreibkunde wegen bald sehr beliebt bei dem Großmeister.

Fürder erzählt Sebast, wie die Türken anrückten, große Teurung und Not auf Rhodus verursachten, aber mit samt ihrer Flotte vernichtet wurden;

weiter, wie er im Jahre 1488 mit allen Förmlichkeiten in den Johanniter- oder Rodiſerorden aufgenommen wurde, ſodann aber ins heilige Land geſchickt wurde, um allda Pilgerkarawanen zu geleiten. Viel Abenteuer, mannigfach grauslicher Art hat er auch da erlebt, doch auch friedliches und merkwürdiges Gebahren derer erſchaut, ſo dort zu Lande wohnen. So erzählt er aus der Stadt Joppen alſo:

Auf dieſen meinen Hin- und Herreiſen kam ich auch nach Joppen, und weil es ſchon ſpät in der Nacht war, ſo mußten wir uns in gar niederer Hütte vor der Stadt, oder vielmehr Dorf, begnügen, ohne alle Erquickung. Der Himmel war wunderſchön blau mit entzücklichem Sternengefunkel geſchmücket, deſſen göttlicher Anblick mich nicht in meiner Kammer ruhen ließ, wo mich eine zahlloſe Menge Geſchmeiß plagte, das mir ohnehin keinen Schlummer gewährte. Wohl mochte es Mitternacht ſein, als ich unter glühenden Weinſtöcken, die in langen Gehängen an Olivenbäumen ſich hinaufwindend vor dem Dorfe wachſen, hinwandelte. Stille betete ich zu Gott um Vergebung meines Totſchlags, für das Glück meiner Kinder und das Wohl aller meiner Lieben daheim. Da hörte ich ein leiſes Geflüſter, dem ich aufmerkſames Ohr lieh. Nach wenigen Minuten ſah ich zwei Geſtalten an mir vorbeigehen, die ich ihres leichten Schrittes wegen für junge Mädchen hielt. Ihr Anzug glich einer Vermummung; in der Hand trug jede einen großen Krug. Plötzlich blieben ſie ſtehen und mahnten einander in griechiſcher Sprache an unverbrüchliches Stillſchweigen, ſo lange ſie ſchöpfen, heimgehen und die Äpfel ſich drehen würden. Unvermerkt blieb ich ſtehen, bis die beiden Waſſerholenden wieder des Weges zurückkamen, worauf ich ihnen in einiger Entfernung nachfolgte, bis ſie in ein nettes Häuslein verſchwanden. Ich näherte mich dem Häuslein, um etwas vielleicht erhorchen zu können, weil aber die Häuſer in dieſem Lande die Fenſter nur auf einer Seite haben, nämlich nach einem kleinen umſchloſſenen Hof hinaus, ſo war ich in meinem Forſchen auf eine kleine Weile gehemmt. Ich umſchritt die Wohnung und ſah eine ſchüchterne Helle im Erdgeſchoß, was meine Neugierde auf's Neue anfachte. Leiſe überſtieg ich den Zaun und nahte mich dem erhellten Fenſter, durch welches ich gut zu blicken vermochte, denn ſtatt der Glasſcheiben ziehen die Einwohner ein mehr oder weniger fein Geflecht über die Fenſter. An einer niedern Bank, worauf eine große irdene

Schüſſel ſtand, ſtanden die zwei Mädchen, denen ich nachgeſchlichen war, in weißem Gewande, ſo einfach wie im Hemde. Ihre Brüſte waren blos und auch ihre Arme. Um die Lenden hatte jede einen roten handbreiten Streif gewunden, der vornen in zwei Lappen bis auf die Knie hinabhing und deren Ende bemodelt und mit langem Gefranze benähet war. Auf dem Kopfe hatten beide grüne Gewinde, mir ſchien es Rosmarin zu ſein.

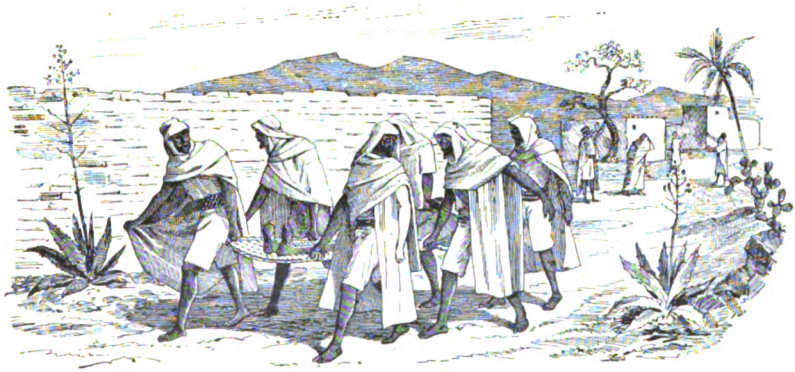
Jetzt kreuzten die beiden ihre Arme und beteten kurz, aber andächtig ein ſtilles Gebet, dann warfen ſie aus einer Citronenſchale ein Häuflein Gewürznelken, dafür ſah ich's wenigſtens an, vor ſich hin und jede ſteckte eine gewiſſe Zahl derſelben in einen Granatapfel, der bisher zwiſchen ihren Brüſten lag. Als dieſe Arbeit fertig war, fiel die eine Maid auf die Kniee und betete abermals ſtill, dann ſtand ſie raſch auf, goß ihren Krug Waſſer hoch und ſchnell herab in die Schüſſel und warf den geſpickten Granatapfel in die kreiſende Flut und ſchaute aufmerkſam der ſchwimmenden Frucht zu, an welcher ſie ihr künftiges Schickſal zu leſen ſchien. Nachdem das Waſſer ruhig geworden war, tauchte die Beſchauerin traurig ihre Finger hinein, beſprengte ſich damit und ſchüttete ſtille das Waſſer wieder in den vorhin geleerten Krug. Gleich alſo that ihre Freundin mit ihrem Waſſer

und ihrem Apfel. Dieſe aber ſprang nach einer Weile freudiglich mit dem Rufe auf: „Er wird der Meine und ſechs Kinder werden mich erfreuen!“ Die Traurige that ſich ihr Kränzlein vom Kopfe, kleidete ſich tagüblich an, nahm ihren Waſſerkrug und ging davon, worauf die Glückliche den brennenden Nußkern, der im Oele ſtack, verlöſchte. Den kommenden Morgen fragte ich unſern Mukkaro oder Karawanenführer, welch' Bewandtnis dieſe die vergangene Nacht geſchehene Spielerei habe; da antwortete der Befragte: „Wenn hier zu Lande ein Jüngling um eine Jungfrau freiet, ſo ſchickt er ihr einen Granatapfel, welchen ſie, wie Du geſehen haſt, lautlos in kreiſendes Waſſer wirft. Schwimmt der Apfel rechts, ſo nimmt ſie dies als ein glückliches Zeichen, ſie zerſchneidet den Apfel und ſchickt die eine Hälfte ihrem Bewerber, die andere Hälfte behält ſie. Dadurch iſt der Brautſtand zwiſchen beiden hergeſtellet. Schwimmt der Apfel links, ſo ſchickt ihn das Mädchen ganz an den Überſender zurück und er darf vor Umfluß eines Jahres ihr keinen zweiten ſchicken, wohl aber einer andern und ein anderer ihr, worauf jedesmal die Schwimmerei vorgenommen wird. Die Spelzlein, welche in den Apfel geſteckt werden, ſind von beliebiger Zahl, je mehr ſie hineinſtecket, deſto ehrenhafter iſt es für ſie, denn ſie äußert dadurch den ſtillen Wunſch, ſo und ſo viel Kinder zu bekommen. Daher ſie denn auch, wenn der Apfel rechts ſchwimmt, die aus dem Waſſer auftauchenden Spelze aufmerkſam zählet und feſt daran glaubet, daß die Zahl ihrer Lieben alſo groß werden ſolle. Auch an dem verſchiedenen Geſchaukel wollen ſie die Schickſale ihrer Zukunft erkennen. Sie müſſen nämlich, ehe ſie den ins Waſſer geworfenen Apfel beobachten, mit geſchloſſenen Augen ein Gebet verrichten, hernach dürfen ſie erſt die Unruhe des Schwimmers beobachten. Wiegt er ſich ruhig dahin, ſo giebt's eine ſanfte Zukunft, wälzt er ſich aber häufig, taucht und hebt er ſich oft, ſtößt er ſich vielfach am Schüſſelrand oder treibt er ſich quer des Zirkels herum, ſo wird dies als ein Zeichen kommender großer Widerwärtigkeiten angenommen. Nichtsdeſtoweniger ſind die Mädchen ſo gewiſſenhaft, daß ſie unter allen Umſtänden den zum Mann nehmen, deſſen Apfel ſich ihnen rechts zubewegte; nur dann ſagen ſie Nein, wenn ſie beim Zerſchneiden der Frucht einen Wurm darin finden.“

Während dem der Mukkaro mir dies erklärte, hörten wir den Ton eines Saiteninſtruments. Wir ſchauten uns um und ein alter Mann mit

einer Art Harfe ſchritt dem Hauſe zu, worin ich verwichene Nacht das Erzählte geſehen. Wunderlicher kann man einen Narren nicht kleiden, als dieſer Harfenſpieler. An den Füßen bunt bemalte Holzſchuhe, die Beine bis an die Kniee bloß, jedoch ebenfalls mit roten, grünen, blauen und gelben Streifen beſchmieret; gelbe weite Hoſen, an welchen Glöcklein und Röllchen hängen; dann ein vielfarbig Hemd ohne Ärmel; über den Fäuſten befranzte Spangen, den einen Oberarm gelb, den andern rot angeſtrichen; in den Ohren hängen allerlei Figuren und auf dem Kopf hat er einen Filzhut, wie ein großer Trichter, auf welchem vornen der Name derjenigen zu leſen iſt, zu welcher er geſchickt wird, um ſeine Kunſt ihr darzubringen. Hat der Harfner an erſterem Ort ſein mehr als ſchlechtes Spiel und jämmerlich Geſchrei vollendet, ſo zieht er weiter, ſtellt ſich in gewiſſen Entfernungen wieder auf und verkündet dem ganzen Dorf die Neuigkeit, worauf ſich eine Menge lediger Burſche, jeder mit einigen Blumen, an des Bräutigams Hauſe ſammelt. Zwei von den Verſammelten gehen hinein in's Haus und ſuchen den ſchüchtern Thuenden ſo lang darin, bis ſie ihn finden. Hierauf ziehen ſie ihm ein buntes Hemd ohne Ärmel, ein paar blendweiße Hoſen und einen grünen Spenzer an, behängen ihm den ganzen Leib mit Blumen aller Farben, binden ihm zwei Bänder an die Arme und führen ihn im Triumphe vor das Haus ſeiner Braut, welche verſchleiert herausgeholt wird, ihren Bräutigam zu empfangen. Dieſe ſetzt ihm eine rote Kappe mit reicher Troddel auf, wofür er alle Blumen, die er an ſich trägt, ihr zu Füßen ſtreut. Jetzt verläuft ſich die Menge und der Vater der Braut ladet den Eidam zum Eintritt ein, und die Ehe wird noch ſelbigen Tag geſchloſſen, die gemeinſchaftliche Haushaltung findet erſt dann ſtatt, wenn die junge Frau erklärt, daß ſie in guter Hoffnung ſeie; ſo lange dies nicht geſchieht, wird die Ehe als ungeſetzlich betrachtet, und der Mann kann nach drei Jahren ſeine Frau wieder verſtoßen, und ſie von ihrem Mann nach ſieben Jahren ſich trennen. Kaum hatte dieſer Aufzug ein Ende, ſo ſtellte ſich meinem Aug' ein anderer dar, nämlich ein Leichenbegängnis, wie ich noch keines geſehen. Auf einer Art flachen Mulde mit ſechs Handgriffen trug man einen Toten heran; es war ein Mann von vierzig Jahren, wie man mir ſagte, der eine Frau und neun Kinder hinterließ. Der Tote lag faſt ganz nackt auf der Tragbahre. Sieben Verwandte oder gute Freunde

des Verſtorbenen ſtehen vom Trauerhauſe bis zum Gottesacker in gleicher Entfernung von einander, und wenn der Leichnam nahet, rufen die Aufgeſtellten laut: „Stehe auf zum Gericht!“ Am Grabe ſtehen zwei Männer, der eine rechts, der andere links. Mit dem Toten wird jetzt abgeruhet und der eine der zweien verkündet in langen Worten die allgemeinen Sünden des Verſtorbenen, ſodann unnachſichtlich die einzelnen, mit welchen er ſich etwa ausgezeichnet und worüber er beſtraft wurde. Iſt dieſer mit ſeiner Anklage zu Ende, ſo fängt der andere mit einer Verteidigung aller dem Entſeelten vorgeworfenen Miſſethaten an, und verſucht jed' mögliche Entſchuldigung hervorzubringen. Haben beide ihre Rede geſchloſſen, ſo fragt



der Geiſtliche: „Soll der Entſeelte zu ſeiner Ehre beſtattet werden?“ — hierauf folgt bei braven Männern ein allgemeines „Ja!“ bei ſolchen aber, die ſich ſchändlich im Leben aufgeführet haben, folgt ein allgemeines „Nein!“ Sind die Stimmen geteilt, ſo wird das Ja und Nein gezählet und je die Mehrzahl entſcheidet. Den Braven legt man mit dem Geſicht aufwärts gekehret in's Grab, wornach er mit einigen Palmblättern überdeckt, und dann von jedem Leidtragenden mit einer Hand voll Sand beworfen wird, als Zeichen des Wunſches, daß ihm die Erde leicht ſein möge. Den Schlechten wirft man, den Rücken aufwärts, in das Grab, niemand beehrt ihn mit einer Palme und ſelbſt ſeine Kinder ſtreuen keinen Sand auf ihn und alle gehen teilnamslos davon. Ein ſolches Totengericht hat abſonderlich

mich ſchwer ergriffen, denn juſt der, den ich beerdigen ſah, war einer von denen, die ehrlos verſcharret wurden. Er war ein Caffaropächter (Zöllner), der ſich durch ſein Amt ſehr reich gemacht, aber ſchlechte Mittel angewendet, und viele Menſchen durch Angabe bei den türkiſchen Kadi's in's Elend gebracht haben ſoll. „Ach," dachte ich, „eine ſolch' ſchmachvolle Beerdigung würde auch dir daheim widerfahren ſein, nicht einmal auf dem allgemeinen Gottesacker, ſondern in der vom Henker umfriedeten „Falſchen Mörderklinge" würdeſt du verweſen." Mit ſolcherlei Gedanken beſchäftigt, kehrte ich zurück nach meiner Herberge, wo ich eben meine Karawane reiſefertig fand, denn die ſiebente Stunde des Tages war vorüber. Fünf Tage Reiſezeit war angenommen durch die Wüſte von Joppen nach Sadeja. Getroſt walleten wir weiter. Wohl ſechszehn Stunden Wegs ſiehet man die Fahne des Kaſtells auf der Berghöhe von Joppen in den Lüften flattern, und ſobald dieſe dem Auge entſchwindet, fangen alle erdenklichen Mühſeligkeiten an. Die Wege hören auf, Sand und Diſtel hemmen jeden Fußtritt, reißende Beſtien und kriechendes Ungeziefer in ſtinkendem Schlamm ſpeiet giftigen Geifer gegen die Füße der Wanderer. Keine Stunde iſt der Pilger ſicher vor Überfall raub- und blutdürſtiger Barbaren, die hinter jedem Berge ihr Lager haben und die Müdigkeit vorbeiziehender Menſchen und Tiere ſich zu Nutzen machen, dieſelben ausplündern und beim geringſten Widerſtand morden. Mit all' dieſen Leiden hatte diesmal unſere Karawane zu kämpfen, zehnfach verwundet von den Pfeilen und Spießen der Araber, eitervoll und entkräftet kam ich im Weinmonat 1509 wieder zu Jeruſalem an.

Zwölf Wochen lag ich gar breſthaft zu Jeruſalem darnieder; darnach fühlte ich mich wieder alſo geſtärket, daß ich andern Kranken dienen konnte ohne Unterlaß. Mein erſter Ausgang war nach dem heiligen Grabe, um daſelbſt Gott für meine Geneſung zu danken. Es war ein ſchwüler Tag, und keine Seele auf der Straße zu ſehen. Schweißtriefend kam ich an die heilige Stätte und nieder ſank ich auf meine Kniee. Da war's mir, als ob der Odem eines Menſchen mich anfächelte. Ich ſchaute um mich, ſah aber niemand. Einen Augenblick darauf hatte ich eine Erſcheinung, die mir lange unerforſchlich blieb. Meine Gattin ſtand vor mir in heimatlichem Gewande; ihr Geſicht war bleich und den Zügen einer Entſeelten gleich.

Das Muſter, das ich ihr mit einem ſilbernen Lämmlein vornen zur Ehe einſt gegeben, hing augfällig an ihrem Halſe. Sie bot mir die Rechte abſchiedlich dar, die linke Hand zum Himmel erhoben. Schnell wollte ich die Dargebotene an meinen Mund drücken, in derſelben Sekunde aber war ihre Geſtalt zerfloſſen und mit ausgereckten Armen ſtand ich ſtaunend in dem Tempel der Chriſtenheit. „Himmliſche, laß mich mit Dir ziehen, denn wohin Du wandelſt, da wohnen die Engel!“ rief ich thränenſchwer aus. Lange weilte ich an dem Altare, vor welchem die Entrückte ich geſehen und ſchaute ſehnſüchtig nach ihrem Bilde, aber es erſchien mir nicht mehr. Der Tag, an welchem ich dies Geſicht hatte, war der 8. Mai 1510, abends 6 Uhr. Und das war eben die Todesſtunde meiner Hauswirtin, wie ich ſpäter erzählen werde.“

Darauf ward er nach Damaskus gerufen, allwo er eine große Peſt erlebte, von wo er aber nach drei Jahren abermals nach Jeruſalem geſandt wurde. „Unterwegs,“ ſo berichtet er, „traf ich eine Karawane deutſcher Pilger an, unter denen ich nach abgethaner Begrüßung einen Jugendfreund fand, der mit mir manchen verwegenen Ritt that. Es war der Edle von Veltingen, Ritter von Schatzberg, der gleich wie ich wegen eines Mordes an ſeinem Vetter Joſt von Hornſtein zur heiligen Armee geſchickt wurde. Ihn begleitete ein Hans von Mulfing aus Sigmaringen, ein Edler von Scharenſtetten, ein Ritter von Schalksberg, ein Rudolf von Strölin, welcher nachher Vogt zu Stuttgart wurde, und der mich bei meiner Heimkunft ehrſam unterſtützte. Auch waren in ihrer Geſellſchaft noch fünf weitere Stuttgarter Bürgerſöhne, die aus Luſt und Gottesdienſtlichkeit nach dem heiligen Land fahrteten, ſie hießen Speidel, Leibfried, Wißbrod, Nyffer und Spenlin. Letzterer war krank und ſehr entkräftet, als ich ihm die Hand drückte ſechs Tagreiſen vor Jeruſalem. Es war ein Jüngling von 22 Jahren und der einzige Sohn ſeiner Eltern, die an der finſteren Münzgaßecke wohnten, mehrere Herbergen hatten und „ſüßkoſtighen wyn“ ſchenkten, und ein „ſchmuck Dirnlein“ hatten, das ſich an Jung Hans Rieker traute, der ein „rycher man“ war, und dem die „falſche Klinge“ vordem gehörte, ehe die Stadt Stuttgart und Graf Eberhard im Bart ſie kauften. Alle dieſe Fremdlinge waren ſeliglich froh, daß ſie einen G'leitsmann trafen, der ſie, bekannt mit der Unwirtlichkeit des Landes, nach der heiligen Stadt führte. Zwei dieſer

bemeldeten Männer „seynd als Löffel“ auf meinem Todesgang mir nachgesprungen. Der kranke Spenlin trug sein Leiden nicht mehr lange; er wurde immer elender, und als wir von ferne den Berg Zion sahen, und die Fremdlinge „jubellig“ darüber thaten, hob er matt sein Haupt empor, faltete die Hände und betete laut einige Weilen, dann legte er sich zurück auf seinem Dromedar und verschied „sämpfftlich in allweg“. Tot brachten wir ihn in die Stadt, und selben Abend noch wurde er am Fuße des Ölbergs begraben. Nyffer nahm von seinem Grabe ein „klyn wink“ Erde, that sie in eine Fischblase und brachte dies im nächsten Jahre, als Andenken, seinen Eltern heim. Diese Fischblasen werden aller Orten von den Klöstern verkauft an Pilgrime. Der eine thut Wasser vom Jordan, der andere Erde von Golgatha ꝛc. darein. Auf diese Blasen malen die Klosterbrüder allerlei Bilder aus den heiligen Legenden, so waren auch auf dieser Blase, welche Nyffer (Neuffer) den Eltern des Verstorbenen nach Stuttgart brachte, die vier Evangelisten zu schauen. Groß war daheim das Leid um den Dahingeschiedenen, und obgleich er ein lockerer Geselle im Leben war und manchen Verdruß den Seinen bereitet hatte, so entschlossen sich doch die Spenlin'schen Eheleute, dem Andenken ihres zu Jerusalem ruhenden Sohnes ein Denkmal zu stiften an einer der drei Hauptkirchen zu Stuttgart. Sie baten daher den Probsten der Stiftskirche, Dietrich Spät, daß er erlauben möchte, ein „zyrlich gemyssel, Xi lydegang darsichtlig“ (Christi Leidensgang darstellend) über der „ehurnpford“ zu Ehren ihres Sohnes machen zu dürfen. Der Probst, sowie die Ratsleute hatten nichts einzuwenden, allein der „mezzenmaister“ (Steinhauermeister) Bomstark sträubte sich dagegen und sagte, daß er keinerlei Verantwortlichkeit der Folgen und Gefahren auf sich nehme, wenn man an dem Thürgewölbe des Turmes feste Steine herausnehme und lockerig Kunstgemeisel dafür einmörteln wolle, da ohnehin der Turmbau so „jymerlich“ langsam von Statten gehe, daß der Wind, Sonn' und Regen den Mörtel in Fugung und Strich wieder „ufflözt“, bis ein weiterer Stein aufgesetzt werde. Man solle das „löbelich“ Vorhaben an einer der Seitenthüren der Kirche anbringen, „nyt aber vnter dem thurn“. So geschah es, daß Spenlin die Erlaubnis erhielt, nach vorgelegter Zeichnung „Christus mit dem Kreuze“ über der Kirchthür nach der „marktgaß“ hin einfügen zu dürfen. Hierauf entschlossen sich noch mehrere Bürger und

Landſtandsherren, zu weiterer Zierde des Eingangs die zwölf Apoſtel meiſeln und daran aufſtellen zu laſſen. Nach ſechs Jahren war die Pforte vollendet und die Namen der Stifter ſind über dem Opferkaſten innerhalb des Eingangs eingehauen zu leſen. Sie heißen: Wilhelm von Stadion, Begleiter des Grafen Eberhard von Wirtenberg in's gelobte Land; Dietrich Spät, des Stiftes Probſt; Hans Sattler, Chorherr; Erhard Gerung, Burgkind und Stiftsvikar; Ulrich Gabler, Bürgermeiſter; Hans Ryhm, des Gerichtes einer; Vöhringer, des Rats; Lautenſchlager, Blank, Leonh. Marquardt, Albrecht Kopp, Reyß, Langhans am Kamm, Dominik Kübel, Andreas Holzwart, G. Heberlin (ſambtlich Burger); Eitel Ulrich Degen zur Probſtei und Landſchaft; Spreiß, Landſchaftsrat; Küngſpach, erſter Schreiber; Caſpar, des Blutgerichts; Motz am Zoll; Valentin Rueff, Gepfechter."

Alsdann erzählt der von Neuhauſen weiter, wie er dabeigeweſen, als der Sultan Soliman im Jahre 1521 die Inſel Rhodus eroberte, wie er ſelber dann in Konſtantinopel in türkiſcher Gefangenſchaft ſchmachtete, wie er denn endlich als ein mehr denn Siebenzigjähriger loskam und nach glücklicher Reiſe im Jahr 1530 wieder in der Heimat anlangte. „Den 29. März bemerkten Jahres ſaß ich zu Eßlingen im Lamm, und trat den andern Tag in aller Frühe den Weg nach Stuttgart an, wo der jüngſte meiner Söhne, genannt Werner, Hofkammerſekretarius war, und der, wie mir geſagt wurde, gegenwärtig über dem Schloſſe bei der Stiftskirche wohnen ſolle, in Burghardt Singers Haus, nächſt dem Kirchgaſſenthörle.

Als ich auf die Eßlingerſteighöhe, genannt zur Wagenburg, kam, erſchaute ich ein Rennen und Jagen der Landleute der umliegenden Dörfer. Eben ſchlug es im Thale acht Uhr. Was ſoll denn aber die Eile der Leute bedeuten, dachte ich und ging langſam das Pflaſter hinab, verfolgte am Deichelſeelein den ſchmalen Fußpfad, der nach dem Lederthörlein führte, und kam über den Hafenmarkt nach dem Bärenbrunnen, um welchen herum viele Reiter ſich verſammelt hatten. „Was iſt heute hierorts Außerordentliches zu ſchauen?" fragte ich einen derſelben. „Nach Verlauf einer Stunde wird der Kürſchner Auguſtin Bader aus Augsburg hier auf dem Marktplatz enthauptet und hernach ſein Körper verbrannt," war die mir durch Mark und Bein dringende Antwort des Befragten. „Wo wohnt der von Neuhauſen?" fragte ich am Eingang des Pfeffergäßchens (jetzige enge Straße). „Hier!"

rief eine Stimme vom erſten Stockwerk herab. Während ich am geſuchten Hauſe hinaufſchaute, murmelte es durch die Menge: „Der Bader kommt! der Bader kommt!“ — Ach, daß dieſen Jammer mein Auge ſehen muß, daß meine Füße gerade zu dieſer Stunde mich hierher tragen müſſen, in dieſe Gaſſe, welche ich vor ſiebenundvierzig Jahren als ein Mörder, begaffet von dem teilnahmsloſen Haufen, gleich dieſem unglücklichen Malefikanten zur Richterſtätte wandern mußte. Gleich, als ob ich erſt geſtern meinen Schmachweg gethan hätte, ſtockte mir beinahe das Blut in meinem Buſen; bewußtlos lehnte ich mich einige Augenblicke an die Wand des Hauſes hinter mir. Kalter Schweiß triefte von meiner Stirne, meine Glieder zitterten, und mir war, als ob die Stunde meines Todes näher wäre, als dem langſam herbeifahrenden Kürſchner Bader. Es war ein Mann mit ſtarkem Barte, ſchwarzen, feurigen Augen und großer Naſe. Seine Haare waren ihm bis auf einen kleinen Henkersſchopf auf dem Wirbel kahl geſchoren. Krampfhaft fuhr ich bei dieſem Anblick auf mein eigen Haupt, das einſt einen gleichen Schopf getragen. Meine Haut rieſelte mir unaufhörlich, und ein marterndes Gefühl peinigte unſäglich mein ganzes Weſen, als ich vor mir Halt machen ſah, und die Henkersleute den Verurteilten mit einer glühendroten Zange an den Armen und auf dem Rücken ſechsmal zwicken ſah. Nach dieſer Qual legten die Henker die Zange wieder in die Glutpfanne, welche hintennach getragen wurde. Kein Wehegeſchrei kam über den Mund des Todgeweihten, nur ſeine Lippen biß oder preßte er krampfhaft zuſammen auf kurze Augenblicke, dann betete er ein ſtilles Gebet mit thränenden Augen. „Ach, ach! ſind dieſe Chriſten nicht ärger, denn die Türken!“ rief ich laut aus, daß alle Umſtehenden ſich umſahen, und mich, den unbekannten Fremdling, begafften. „Kein Mahomedaner würde einem ſeiner Glaubensbrüder ein ſolches Leid anthun, wie die Bekenner der Lehre Chriſti, deren Heiland auch dem tiefſten Sünder, ſo er Reue im Herzen trägt, Barmherzigkeit verſpricht.“ „Ihr ſeid wohl auch einer von dieſes Königs Unterthanen?“ fragte mich eine herriſche Geſtalt. „Weſſen Königs?“ forſchte ich. „Dieſes da, den man eben jetzt vom Leben zum Tode bringt, der ein Kürſchner ſeines Gewerkes und aus Augsburg gebürtig iſt, ſein Name iſt Auguſtin Bader.“ — „Und was iſt des Gequälten Verbrechen?“ — „Er wurde der Wiedertäuferei wegen aus ſeiner Vaterſtadt verbannt; hernach kam er nach Wirtenberg, trieb allda

wirres Unweſen und Abgötterei. Ein Traum, daß er zum König des Erdkreiſes auf tauſend Jahre beſtimmt ſeie, mutete ihn auf, zu Ulm eine Krone, ein Scepter, ein Schwert, einen Dolch, einen königlichen Pelzmantel und einen Sternenhimmel von Seide ſich machen zu laſſen, und er zog mit dieſer Herrlichkeit, begleitet von etwa zwanzig ſeiner Anhänger, nach dem Lauterthale bei Blaubeuren, und ſchlug in einer Mühle ſeinen Sitz auf. Er predigte viel von ſeinem neuen Reiche in der Scheuer des Müllers; dem Mühlherrn aber kam der neue König nicht ganz geheuer vor, eingedenk des

Bauernkriegs, wodurch ihm ſein Stadel über dem Kopfe angezündet wurde, er machte bei der Obrigkeit von den Bauernverſammlungen Anzeige, worauf der Wiedertäuferkönig mit vielen ſeiner Anhänger gefangen genommen und hierher nach Stuttgart gebracht wurde, wo nun ſeiner Herrſchaft mit ſeinem eigenen Schwerte ein Ende gemacht werden ſoll, dort auf dem Marktplatze gemeiner Stadt.“ Gleich einem wogenden Strome bewegte ſich die gefühlloſe Menge der Neugierigen jetzt wieder vorwärts, und die zwei Kohlenſchüſſelträger mit ihren Teufelsgeſichtern dem unglücklichen Opfer nach. —

Ohne daß ich es wünſchte, ward ich durch die Gewalt der Menſchen

bis zur Richtſtätte auf den Marktplatz vorgeſchoben. Von den Landsknechten der Öſterreicher Grenadieren war ein kleiner Kreis gebildet, welcher beinahe vollgepfropft war von Anhängern des Bader, und die alleſamt einer ſchweren Strafe zitternd entgegenſahen. Furchtlos ſtand zum ſechstenmal der gequälte Einbildungskönig von ſeinem Wagenſitze auf, und wiederum wurde ihm das Hemd vom Leibe geriſſen und die drei Fuß lange ſchwere Schmiedszange abermals glühendrot aus den Gluten herausgezogen. Weil das Marterinſtrument aber bis zu ſeiner Gabel ſehr heiß war, ſo wollte der Henker mit der Zwickarbeit eilen, ſtieß aber dabei den öſterreichiſchen Stadthauptmann d'Oſti, der querüber dem Zangenmann lief, dermaßen auf die Bruſt, daß dieſer, wie von einer Schleuder getroffen, mit verbranntem Lederkoller zuſammenſtürzte. Dabei fiel dem Henker die Zange aus den Händen, und dem Herrn Magiſter Bernhard Ott ſowie ſeinem Nebenmanne, dem Bürgermeiſter und Kantengießer Bantlin, auf die Füße, wodurch ſie ſehr verbrannt wurden, beſonders da ſie „leichtiglich Schuhwerk und floretten Strumpfzeug" anhatten. Auch der junge Leiſtſchneider verbrannte ſich an der Zange gar „erbarmendlich", alldieweil er vorwärts geſtoßen wurde von den zwei bemeldeten Männern und juſt auf das Gluteiſen fiel. Hiedurch war dem Auguſtin Bader eine Qual erſpart, er wurde nicht mehr gezwickt, denn der Henkersknecht wurde von dem beſchädigten Bürgermeiſter „ſchmähendlich" geſchimpft, worauf dieſer die Zange aufhob und ärgerlich auf den Schinderwagen warf, auf welchem ein Strohbund lag. In demſelben Augenblick entzündete ſich das Stroh, und ein luſtig Feuer flackerte hinter dem Todgeweihten auf. „Das iſt ein gerecht und göttlich Zeichen!" ſchrieen mehrere Soldknechte, „lebendig ſollt man dieſen „Ketzerkaib" verbrennen!" Unter ſchrecklichen Flüchen des Fuhrmanns Hans Kobelhardt, daß ſein Wagen verbrenne, wurde der Verurteilte eilig von demſelben über die Wagſtange hinabgeſtoßen und der Wagen nach dem Marktbrunnen „gehaufet", wo bereits die verſengten Halme in Aſche erſtarben und nichts mehr zu löſchen war, als ein dürres Brett, das auf dem Fuhrwerk lag. In dieſem Wirrwar entwiſchte ein Hans Klüpfel aus dem Soldknechtkreiſe. Dieſer Klüpfel war ein Anhänger des Bader und gab ſeinen Geſandten vor deſſen Arretierung mehrmals Herberge in ſeinem zum „Krügle" genannten Hauſe, das nächſt dem Adelbergerhofe ſtand und von wo aus man durch ein Gänglein über den

Hirſchgraben gehen konnte. Jedermann ſchauete auf das Feuer des Strohbundes; da bückte ſich Klüpfel, der ſeines frohen Mutes und ſpaßhafter Laune wegen ein bei den Bürgern beliebter Wirt geweſen ſein ſoll, neben einem Gerber, Namens Martin Böckle, nieder, verſchwand aus dem Kreiſe und wurde erſt vermißt, als ihm der Galgen auf den Rücken gebrannt werden ſollte. Der Flüchtling ſprang heim, zog ſeine beſten Kleider an, nahm ſein vorhandenes Geld zu ſich und floh nach Reutlingen, allwo er dann als Frohnknecht arbeitete, bis er wieder unter wirtenbergiſcher Herrſchaft gefahrlos heimwärts durfte. Jetzt ging es an ein Brennen der Anhänger und Anhängerinnen des Bader. Erſt kam ein alter Kammmacher an die Reihe, dem der Galgen auf den Rücken gebrannt wurde. Dieſer ſang einen Pſalmen und lobete Gott für die Ehre und Pein, ſo ihm widerfahre um ſeines heiligen Namens willen, dann ſollte an dem eben benannten Klüpfel die Brandmarkung vorgenommen werden, aber ſiehe da, er war verſchwunden! Darüber war ein gar großes Entſetzen, denn man glaubte nun ſteif und feſt, er habe ſich mit Hilfe des Teufels unſichtbar gemacht und ſeie in der Luft davon geflogen, zumal er nie dazu gebracht werden konnte, das heilige Kreuzeszeichen zu machen. Eine große Beſorgnis trat ein, ob er jetzt nicht die Stadt mit Unglück heimſuchen werde. Der Entſchwundene wurde in der ganzen Stadt an allen Gaſſenecken ausgetrommelt und mit ſeinem Namen ausgerufen, wieder zu erſcheinen, ehe die Nacht eintrete; dafür ſolle er frei von aller Strafe ſein. Aber Klüpfel kam nicht; denn als dieſer Aufruf geſchah, wanderte er ſchon bei Nürtingen, wo ihn die Leute überall um Auskunft baten, was drunten in Stuttgart die Exekutionen für einen Ausgang gehabt hätten. Der Dritte war ein Weingärtner, Namens Jörg Wolhover; ſtatt des Gebets bei ſeiner Plage ſchimpfte dieſer entſetzlich, verfluchte alle katholiſchen Heiligen, nebſt den gottloſen Baalspfaffen, die die Menſchen nicht nach dem göttlichen Worte Gottes lehrten, ſondern Heuchler ſeien und gegen ihr beſſer Wiſſen und Gewiſſen predigten, abſonderlich wie da thue zu St. Leonhard der abgöttiſche Kaplan Jakob Haſelmann und ſein Rotzaffe, Bartholomäus Steigleder. Sie ſeien ſo dumm wie die Opferſtöcke und ſo unerſättlich wie die Büchſen darin. Und wenn ſie ihn auch kreuzigen würden, ſo wollte er doch bekennen deſſen, was er geglaubet und überzeuget wäre. (Acht Jahre ſpäter erwiſchte

dieſer Wohlhover einen ſpaniſch-öſterreichiſchen Kriegsmann, der bei ſeiner Qual anweſend war, und der in Stuttgart blieb beim Abmarſch ſeiner Kameraden und Vogteiknecht geworden war, beim Oberntthorzwinger; er band mit ihm an, erfaßte ihn bei der Gurgel und erwürgte ihn. Hierüber geſchah dem Thäter kein Leid. Der Vogteiknecht wurde in aller Stille begraben, den 7. März 1539, nahe an dem Ort, wo er erwürget lag.)

Die Uebrigen der Verurteilten waren Weibsleute, von denen die älteſte die „Täuferamme“ geheißen wurde von ihren jüngern Schweſtern. Dieſe wurden mit Ruten geſtrichen und ihnen die Haare vom Kopfe geſchoren. Die Täuferamme aber ſollte auch gebrandmarkt werden, als ſie aber den Henker mit dem Gluteiſen kommen ſah, ſchrie ſie um Gottes Barmherzigkeit willen um Gnade; ſie wolle ja gerne wieder römiſch-katholiſch oder ſpaniſch werden, ſo man ſie verſchone. Dieſes Flehen fand geneigte Ohren, denn ſie war ein ſauber Weib. Sie mußte auf das Pflaſter knieen und einen Roſenkranz beten, auch ſich, wie üblich, bekreuzen; dadurch erlangte ſie völlige Freiheit augenblicklich. Dieſes Weib gehörte einem Schuhmacher Erhard Löffler zu, und war eine Tochter der alten Löſin, welche drei Jahre vordem, den 12. Junius 1527, auf Angabe mehrerer ganz unglaubhafter Leute, daß ſie in Gemeinſchaft mit dem Teufel ſtehe und Abgötterei treibe, von dem Stadtvogten Fürderer auf die unmenſchlichſte Weiſe gefoltert wurde. Dieſe alte arme Witwe war 70 Jahre alt, und hieß Margaretha, und kam vom Eßlinger Markte an bemeldtem Tage arglos heim. Da wurde ſie unter dem Thore gefangen genommen, zu Fürderer geführt, der ihr die grauen Haare abſchneiden, ſie auf die Folter ſpannen, aufziehen und mit Ruten hauen, ihr die Schienbeine mit in Pech getauchten, angezündeten Lumpen verbrennen, ein Seil um ihren Kopf legen, mit aller Gewalt zuſammenziehen, ihre Füße in Schweinsſchuhe zwingen, ſie auf einen Stuhl binden und mit glühenden Kohlen überſchütten ließ. Und als all dieſe Martern kein Geſtändnis ihr erpreßten, ſperrte man ſie drei Jahre lang in einen dachloſen Turm, wo man ihr eine Verſchreibung abdrang, daß ſie die Stadt und das Land meiden, auch nie eine Klage wegen der ihr widerfahrenen Mißhandlung gegen Fürderer oder deſſen Familie anſtellen wolle. Ein Sohn dieſer Witwe, Namens Sebaſtian, wurde ſpäter (ums Jahr 1533) des Rats einer, und kam neben den Fürderer zu ſitzen'

den er die Rathaustreppe hinabwarf, daß er tot fiel, worauf der Thäter auswanderte.

Als ſieben Weiber und zwei Männer gebrandmarkt waren, wurden die zum Tode Verurteilten, drei weitere Anhänger des Wiedertäuferkönigs, welche im Turme zur „Katz“ (der in der Nähe der alten Stadtſchreiberei auf der Mauer ſtand) genannt, ſeit ſechs Wochen notpeinlich ſaßen, herbeigebracht, und vor den halbentblößten Auguſtin Bader Mann für Mann geſtellet. Hierauf winkte vom Eckfenſter des Herrenhauſes der älteſte Ratsherr, Gregor Keller, daß der Nachrichter ſein Amt thun ſolle, worauf der Freimann das Schwert ſchwang, und der Kopf des Erſteren fiel in den Sand. Und nochmals winkte der Ratsherr, da rollte der zweite Kopf neben den erſteren. Und zum drittenmal winkte der Gebieter, zum Vollzug der Todesſtrafe an einem blühend-ſchönen Jüngling, der den Schreiber des Wiedertäuferkönigs gemacht hatte. In dem Augenblicke aber, als der Nachrichter ſein Schwert erhob, ſchrie der ganze Zuſchauerhaufe: „Gnade! Gnade!“ Da ließ der Nachrichter das Schwert ſinken und ſchaute nach dem Fenſter der Räte empor. Nach weniger Weile wehte ein weißes Tuch vom Hauſe herab. Man führte den Begnadigten aus dem Kreiſe hinaus und brachte ihn in ſein voriges Gefängnis zurück. Dieſer junge Mann hieß Hölderlinus und war von dieſem Augenblick ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er lief bis in ſein hohes Alter in den Gaſſen Stuttgarts wahnwitzig herum, redete manche Tage gar nichts, dann ſtand er auch wieder auf die Eckſteine und predigte von ſeinem Wiedererſtehen. Er glaubte in feſter Überzeugung, daß er mit den anderen vor ihm Gerichteten vom Leben zum Tode gebracht worden ſeie, aber er ſeie alsbald wieder erſtanden und wandle nun zur Ehre Gottes und ſeiner Macht in Klein-Jeruſalem, wie er jetzt Stuttgart nannte, umher, auch ging er oft mehrere Tage hinaus aus den Thoren der Stadt, und wenn man ihn bei ſeiner Wiederkehr fragte, wo er geweſen, antwortete er: daß er Johannes in der Wüſte geſucht habe, welcher nun bald erſcheinen werde, um von der Wiederkunft des großen Meſſias Zeugnis zu geben. Den 2. April 1591 ſtarb dieſer Unglückliche in einem Alter von 87 Jahren. Den Tag ſeines Todes ſoll er vorausgeſagt haben, und einige Wochen vor demſelben ſei es geweſen, als ob der Geiſt des Herrn ihn entzückt habe, denn er redete göttliche Worte, an denen ſich beſonders

der „gottesförchtige“ Herr Magiſter und Stadtadvokat Johannes Nördlinger erbauet hat, in deſſen Schwalbſtube der Irre wohl an die zwanzig Jahre gewohnt hat.

Als dieſe drei Voropfer beſeitigt waren, griff der Nachrichter zu einem andern Schwerte; es war dasjenige, welches Bader in Ulm ſich verfertigen ließ, worauf der Gebundene mit großer Unerſchrockenheit niederkniete, um den Todesſtreich zu empfangen. Da aber das Schwert dem Nachrichter nicht ganz handgemein war, ſo war ſeine Wucht unſtät und er hieb dem ſchon ſeit ſechs Stunden auf eine unſägliche Art Gemarterten die Hälfte des linken Schädels hinweg. Der Verletzte ſprang auf, lief entſetzlich ſchreiend umher und bat Gott um Rache für dieſen an ihm verübten Frevel. Da ſprangen zwei Henker herbei und drückten ihn wieder zu Boden nieder, worauf ihm ein zweiter Hieb in den Hals und die Schulter beigebracht wurde, welcher dem Armen aber noch immer nicht das Leben nahm. Jetzt griff der Nachrichter zu ſeinem Schwerte und ſchnitt dem Halbentſeelten vollends den Kopf vom Rumpfe.

Nunmehr lud man die Körper auf eine Schleife und verbrannte ſie vor dem Hauptſtätterthor, gegenüber des weißen Turms, wo ein Schnappgalge war; hierauf nahm der Henker die Aſche und die noch vorhandenen Knochen, warf alles zuſammen in einen roten Sack, und vergrub dieſen Reſt in der „Falſchen Klinge“. Teilnahme durfte niemand äußern, bei Gefahr ſchwerer Strafen, denn Wirtenberg ſtand um dieſe Zeit unter öſterreichiſchem Scepter.

Mit dem Glockenſchlag Eins ſtand ich wieder vor dem Hauſe, in welchem mein Sohn wohnen ſollte. Mit unnennbarem Gefühl von Schmerz und Freude ſtieg ich die Haustreppe hinauf und klopfte ſchüchtern an der Thüre, worauf alsbald „Herein!“ ertönte. Ich trat in die Stube und ſah einen Mann von etwa fünfzig Jahren, umgeben von vier Kindern am Tiſche ſitzen. Er war korpulent, von ſtattlichem Anſehen und rotbrechtem Geſichte. „Was ſteht Euch zu Dienſten?“ fragte mich der vom Tiſche Aufſtehende. — „Einen herzlichen Gruß ſoll ich Euch melden von Eurem Vater aus Konſtantinopel,“ war meine Antwort. „Ich habe ihn vor ſechs Monaten daſelbſt geſprochen.“ „Ach Gott! Lebet mein Vater noch?“ forſchte mit einem heißen Strom von Thränen mein Sohn. — „Ja, er

lebt noch und ſeine Altersſchwächen abgerechnet, gehet es ihm auch leidentlich wohl; doch wird ſeine Pilgerfahrt nicht mehr ſo lange währen, als ſie ſchon gewähret hat; allein er fürchtet weder den Tod noch wünſchet er denſelben. Sein einzig Sehnen iſt, nur einmal noch ſeine Liebſten zu ſehen, nur einmal noch ſeiner treuen Gattin Hand zu drücken." — „Ach, ach, Freund, was kann ich thun, um meinem Vater dieſes Glück zu verſchaffen, daß er im Kreis ſeiner Lieben die letzten Tage ſeines Lebens verbringen und endlich in den Armen ſeiner Enkel hier zum beſſeren Leben entſchlummern könnte?" Und reichlicher floſſen die Thränen des Redenden. Mir ſelbſt wurde auch das Herze ſo voll, daß ich nicht mehr länger unter der Laſt der Verſtellung bleiben konnte. Ich ſtürzte an die Bruſt meines Sohnes, mit dem Ruf: „Lieber, lieber, Sohn! Ich bin Dein aus den Händen der Türken befreiter Vater, Sebaſt von Neuhauſen. Ja, ja! jetzt ſterbe ich gerne, nachdem mir Gott die Freude ſchenkte, Dich und die Deinen wieder zu ſehen. Wo iſt Dein jüngerer Bruder, wo Deine Mutter?" — „Die Mutter iſt geſtorben, ſeit dem 10. Mai 1510. Ihr letzter Wunſch war, bei Dir zu ſein und mit Dir zu ſterben. Der Reinhardt iſt zu Bruchſal Canonikus derzeit und bei guter Geſundheit," erhielt ich zur Antwort. Da zog ich meine Lendenſchnalle vom Leibe und reichte ſie meinem Sohne zur Anſicht dar, auf welcher ich den denkwürdigen Tag der Erſcheinung zu Jeruſalem bemerkt hatte, und es ſtand der 10. Mai 1510, Abend 6 Uhr, darauf. „An dieſem Tage alſo iſt Deine Mutter geſtorben?" fragte ich nachdrücklich. — „Ja, und auch in der Stunde, in welcher Du ihre Erſcheinung auf dieſer Schnalle anzeigteſt," war ſeine beſtimmte Antwort. Dieſes Ereignis bekräftigte in mir den Glauben, daß treue Seelen auch nach des Leibes Tod mit einander verbunden bleiben, mag auch eine Räumlichkeit ſie trennen, ſo groß ſie immer ſein will. Ja, die Liebe höret nimmer auf! — Nachdem die erſten Stunden der Freude des Wiederſehens verfloſſen waren, dachte ich daran, meinen zweiten Sohn zu Bruchſal zu beſuchen. Dieſer vermochte die Wahrheit meiner Rückkunft kaum zu erfaſſen; lange ſchüttelte er ungläubig den Kopf, ob ich auch wirklich ſein Vater ſeie, denn er hatte ſich denſelben ganz anders vorgeſtellt, als ſo, wie ich ihm gegenüber trat. Er dachte ſich einen von allem Elend gepeinigten, abgezehrten Greiſen, voll Schwielen an dem Leibe nicht mit wohlgenährten

Backen und gesunden Gliedern. Endlich, nachdem ich ihn an einige Ereignisse seiner Kindheit erinnerte, als ich abreiste, war er vier Jahre alt, da trat mein Bild und meine Sprache wieder lebhaft vor seine Seele; er fiel mir um den Hals und weinte über die Maßen sehr, denn ich war gesünder als er. — Dieses Zusammentreffen aber erschütterte seine Nerven auf eine entsetzliche Weise, er legte sich bald zu Bette, schlief ein, erwachte aber nimmer. Den kommenden Morgen, als die Sonne schon hoch stand, trat ich in sein Schlafgemach, und weil er meinen Morgengruß nicht erwiderte, hielt ich ihn noch schlafend und trat zurück. Bald aber kam sein Diener, ein alter Mann, in die Wohnstube mit dem Schreckensrufe gesprungen: „Herr, Euer Sohn ist heimgegangen, er ist tot!“ und wirklich, es war dem so. Der Entseelte lag auf der rechten Seite, mit freundlich schmollendem Munde, seine Hände hatte er gefaltet; sein Ende war demnach so leicht und schmerzlos, daß er gleichsam im Gebet verschied. Ich und mein mich begleitender Sohn drückten ihm segnend die Augen zu, und bestellten seinen Sarg, in welchen wir den Toten mit unsern Händen legten, und ihn dann heimwärts begleiteten, und die liebe Hülle in der Liebfrauenkirche (Hospitalkirche) zu Stuttgart, neben der Beerschen Familiengruft beisetzten. Eine Grabmerke (Leichenstein) meiselte ihm der kunstgewandte Herr Ulrich Peter Schauffler, des Feingemeisels Geprüfter.

Mein Leid- und Mühwerk um meinen Sohn war kaum geendet, so suchten mich viele Bekannte heim, absonderlich ehrte mich der Stadtvogt Rudolf Strölin, den ich einige Tage vor Jerusalem getroffen, ungemein viel. Er schenkte mir einen wohlgenährten Gaul mit Sattel und Zaum, fütterte denselben und ehrte mich mit manchem Gesellschaftsritt, so lange ich zu reiten vermochte. Allein seit drei Jahren dunkelt sich meiner Augen Licht, und ich fürchte, daß, ehe ich sterbe, mein Sehlicht mir sich verfinstert; daher ich auch diese meine Lebensbeschreibung kurz machen mußte. Denn, hätte ich gute Augen, so wollte ich aus dem Schatz meiner Erfahrungen mehr als einen dicken Folianten schreiben. Hiermit aber seien diese Blätter Gott befohlen. Er gebe mir und allen meinen Nebenmenschen ein sanft Sterbestündlein und einen fröhlichen Uffstand! Amen.“ — Der diesen Greisen überlebende Sohn, Hofkammersekretarius unter Herzog Ulrich, schrieb unter obige Beschreibung: „Mein geliebter Vater erreichte ein Alter von just achtzig Jahren. Er blieb

bis zu ſeinem Ende geſund an Geiſt und Körper; behielt einen fröhlichen Mut, ein außerordentlich Gedächtnis, und war wohlgelitten überall. Ein Jahr vor ſeinem Ende ließ ſein Augenlicht auffallend ſchnell nach, ſo daß er völlig blind wurde; deſſen ungeachtet ritt er noch blind ſpazieren, denn ſein Freund, der wohlachtbare und hochgeehrte Herr Strölin, begleitete ihn zu Roß ſtetig. Er würde wohl ſein Leben höher noch gebracht haben, wenn nicht ein leidig Unglück ihn heimgeſucht hätte auf einem dieſer Erholungsritte. Rechts des Seelthors geht ein Feldweingartweg nach dem Rotbildthor hinauf am Grasrain vorüber. Inmitten dieſes Weges, nicht fern ab der Leimengrube, that ein loſer Musquetier einen Salveſchuß den Herbſtleuten, welche die „Maurenkammertz“ des Herrn Fröhlich ablaſen, und wozu er als „Koothläſſer“ geladen wurde. Dadurch erſchrak der Gaul heftiglich und warf meinen lieben Herrn Vater rainab, wodurch der arme Greis ſich eine Rippe zerbrach und ein großes Loch ſich in den Hinterkopf fiel an dem „Gumpbronnenſtain“ des Bäckers Vögelin. Beſinnungslos hob man den Geſtürzten auf und brachte ihn in mein Haus. Dieſes Leidweſen erfuhr auch ſeine hochfürſtliche Durchlaucht, welche von nun an das Schießen mit „Zundkraut“ in allen „Nahgegenden“ eines Weges alsbald bei Narrenhausarreſt oder ſonſtiger Pein und Buße ernſtiglich unterſagte. Was half aber dies meinen Vater? Unter ſchweren Leiden im Innern des Körpers lag er nah acht Monde im Bette, bis ihn Gott aus ſeinem Leidensſtande erlöſet, welches geſchah am 2. Juni 1535, nachmittags 3 Uhr. Er hinterließ mich, den einzigen Sohn, meines Namens geheißen Werner. Auch ich habe nur einen einzigen Sohn als Stammhalter, nebenbei drei Mädchen. — Durch die neue Lutherlehre veranlaßt und weil mein Vater aus der Ritterzahl geſtrichen war, wurde unſer Beſitztum zu Neuhauſen an das Bisthum Speyer verkauft. Meine Ehewirtin ſtarb mir ſchon vor zweimal ſechs Jahren und ich gedenk' nun keineswegs mich wieder zu heiren, zumal ich kein heurig Häslein mehr bin, und ich wohl bald nach einem Leben voll Sorge, Furcht und Hoffnung dem Tode den letzten Sold geben muß. — Schrieb's am Tage Mariä Himmelfahrt, den 15. Auguſt 1541.“ — Keine der Töchter dieſes Werners von Neuhauſen heiratete ſich, und der einzige Sohn desſelben, ebenfalls Werner geheißen, ſtarb als letzter ſeines Stammes 1591, und wurde begraben im Kreuzgang der Hoſpitalkirche, wo ſein Grab-

ſtein noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu ſchauen war. Er ſtellte einen bartigen Mann über der Inſchrift vor, der den Wappenſchild dieſer uralten Familie zu Boden wirft, als Zeichen, daß Neuhauſens Stamm ausgeſtorben ſeie. Das Bistum Speyer ſetzte ſeinen eigenen Vogt nach Neuhauſen, daher auch die Reformation keinen Eingang daſelbſt fand; obwohl es anfangs viel Lutheraner daſelbſt hatte, ſo wurden ſie doch mit Feuer und Schwert verfolget, und mit Gewalt wieder katholiſch gemacht. Im Jahr 1802 wurde Neuhauſen badiſch, dann aber 1806 mit Pfauhauſen gegen andere Herrſchaften von Baden an Wirtenberg vertauſcht und ſeitdem gehört dieſer Ort unſerem Vaterlande an. Seine Pfarrſtelle iſt die einträglichſte in Wirtenberg, man ſagt, ſie ſoll über dreitauſend Gulden ertragen.

Des Ritter Georg von Ehingen Reiſen nach der Ritterſchaft.

Von ihm ſelbſt erzählt.

Von Karl Pfaff.

Unweit des Bades Niedernau auf einem abgeſonderten Berggipfel erhob ſich einſt die Burg Ehingen, der Stammſitz eines angeſehenen aber längſt erloſchenen Adelsgeſchlechtes, aus welchem eine lange Reihe von Rittern, Kriegern und Staatsmännern, Kirchen- und Staatsdienern hervorging. Unter ihren ſpäteren Wohnſitzen war auch die Burg Hohen-Entringen. Hier ſaß zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Hugo von Ehingen, der, weil er ſelbſt kinderlos war, ſeine Güter ſeinem Vetter Rudolf vermachte, der nach mehrjährigen Kriegszügen in Öſterreich und Ungarn ſich im Jahr 1417 hier niederließ. Mit ſeiner Gattin Agnes, Truchſeſſin von Höfingen, erzeugte er neunzehn Kinder, und zu gleicher Zeit mit ihm ſaßen zu Hohen-Entringen noch vier andere Adelsfamilien, eine von Gültlingen und drei von Hailfingen; dieſe fünf Familien zuſammen hatten gerade hundert Kinder. Eines davon war der obengenannte Georg, geboren im Jahr 1428, der die andern alle überlebte. Sein Vater Rudolf war ein „chriſtlicher, redlicher und hochverſtändiger Mann", welcher in Staatsgeſchäften große Erfahrung beſaß, und den Grafen von Wirtenberg lange treu diente. Er ſtand in großem Anſehen, und wenn irgend in

der Gegend ein Streit entſtand, wurde er gewöhnlich zum Schiedsrichter erwählt, und wußte die ſtreitenden Parteien mit vieler Klugheit zu verſöhnen. Er erreichte ein hohes Alter, mußte aber auch all ſeine Kinder bis auf vier Söhne ſterben ſehen. Die vier noch lebenden Söhne rief er im Jahr 1459 zu ſich, und teilte ſeine Güter unter ſie. Dann ritt er mit ihnen nach Gößlingen bei Rottweil zum Grabe der Jungfrau Hailwig aus ſeinem Geſchlechte, welche im Rufe der Heiligkeit geſtorben war, von hier nach Ehingen am Neckar, wo er in der Pfarrkirche, in welcher er getauft worden war, ſich eine Meſſe leſen ließ, dann weiter vorbei an ſeinem Schloſſe zu Kilchberg gerade nach dem Kloſter Güterſtein, wo er ſchon vorher ſich eine Wohnung für ſich und einen Diener beſtellt hatte. Hier, wie ſein Lebensbeſchreiber erzählt, blieb er bis an ſeinen Tod, aß nie mehr Fleiſch und beſuchte mit großem Fleiß, Ernſt und Andacht jeden Gottesdienſt, bei Nacht wie bei Tag, und obgleich er keine Mönchskutte trug, ſo lebte er doch ganz wie ein Karthäuſer Mönch. Seine Söhne forderte er auf, in all' ihren Anliegen ſeinen treuen Rat nicht zu verſchmähen, was ſie auch, ſo lange er lebte, befolgten. Der liebſte von ſeinen Söhnen war ihm ſtets Georg, der ihn auch am häufigſten beſuchte, und noch in ſeinen letzten Tagen treulich pflegte. Kurz vor ſeinem Ende ſagte der Vater zu ihm: „Lieber Sohn, Herr Jörg, Ihr habt große Arbeit und Mühe mit mir und darum dauert Ihr mich.“ Darauf aber entgegnete der Sohn: „Lieber Vater, das ſoll ich billig thun, darum ſollt Ihr Euch nicht kümmern.“ Weiter ſprach der Vater: „Lieber Sohn, ich gönn' Euch die Ehre wohl, daß Ihr bei Eures Vaters Tode ſeid. Nun iſt die Zeit meines Sterbens da; ich hab' allweg Gott den Herrn gebeten, ſofern es mir nütz und gut wäre zur Seligkeit und ſein göttlicher Willen, daß er mir dann ſo viel Jahre und Tage verleihen wolle, als der heilige Apoſtel und Evangeliſt Johannes gelebt hat. Solches hat Gott der Herr an mir erfüllet. Ich bin auch bereit jetzt mit Freuden zu ſterben und zu ſcheiden von dieſer Welt.“ Darauf entſchlief er ruhig und ſchmerzlos im Alter von 89 Jahren (1467). Seine Leiche ward nach Entringen gebracht und dort in der Kirche beigeſetzt. Der Erbe der Tugenden ſeines Vaters war ſein Sohn Georg, deſſen merkwürdige Jugendſchickſale, nach ſeinem eigenen Berichte darüber, hier nun erzählt werden ſollen. —

„Ich, Jörg von Ehingen, Ritter, bin in meiner Jugend geschickt worden, als ein Knabe, an den Hof gen Innsbruck. Dazumal hielt Hof daselbst ein junger Fürst von Österreich, Herzog Sigmund genannt; der hatte eine Königin von Schottland zum ehelichen Gemahl. Also ward ich geordnet, der Königin zu dienen. Als ich ihr eine Zeit gedienet, ward ich derselben Vorschneider und Tischdiener. Da ich aber nun aufwuchs zu den mannbaren Jahren und meiner Stärke bewußt war, bedäuchte mich, daß es mir besser anstehe, zu einem arbeitsamen Fürsten zu kommen, mich in ritterlichen Handlungen zu gebrauchen und alle Ritterspiele zu lernen, denn also in Ruhe und Wollust zu Innsbruck zu verliegen (in Unthätigkeit zu leben). Nun aber war zu den Zeiten Herzog Albrecht von Österreich, des römischen Kaisers Friedrich III. Bruder, hierauf von Österreich nach Schwaben und in die hochdeutschen Lande gekommen. Zudem half mir mein Vater selig mit drei Pferden. Derselbe Herzog Albrecht hatte viele treffliche Leute und hielt einen köstlichen, fürstlichen, ja wohl königlichen Hof. Als ich nun etliche Zeit an solchem Hofe gewesen, begab es sich auf einige Zeit, daß Herzog Sigmund heraus zu Herzog Albrecht kommen sollte. Dieweil ich nun also von Innsbruck abgeschieden war, um bei einem andern Fürsten einen etwas höheren Dienst zu erlangen, zu selbiger Zeit aber nicht mehr denn ein gewöhnlicher Mitreiter, wie ein anderer Edelmann, hatt' ich eine

große Sorge, bei meinem vorigen Fürſten, Herzog Sigmund, und ſeinem Hofgeſinde verkleinert zu werden, und daher fragte ich meinen Vater, als einen erfahrenen Hofmann, wie ich mich ſelbſt bei dem Fürſten und Hof emporbringen möchte, denn es waren ſo viel und mancherlei Leute aus vielen Landen an dem Hof, daß der Leute wenig geachtet wurde. Da ich alſo mit ihm redete, ſchien mir, er habe ein beſonderes Wohlgefallen daran, er bedachte ſich eine kleine Weile und ſagte dann zu mir: „Lieber Sohn, Du biſt ſtark und recht geſchaffen genug, das alles zu thun, was einem jungen rittermäßigen Mann zuſteht. Ich verſtehe auch aus Deiner Rede, daß Du ſolches gerne thun und darin ausharren möchteſt. Nun muß ein jedes Ding einen Anfang haben; wenn Du ein Amt, wie klein es auch wäre, nahe bei des Fürſten Perſon haben und überkommen möchteſt, ſo wäre das gut. Du könnteſt dieſes Amtes fleißig warten, und würdeſt Dich dann deſto beſſer viel unnützer Geſellſchaft enthalten, dennoch aber darneben Dich allwegen ehrlichen Leuten und Geſellſchaften nicht entziehen.“ Auf das fragt' ich meinen Vater weiter, wie ich ein ſolches Amt erlangen möchte; dieſer bedachte ſich wiederum eine kleine Weile und ſagte dann: „Du biſt mit einer kleinen Ungnade von Innsbruck abgeſchieden, denn die jungen Fürſten glauben gemeiniglich, ein jeder habe den fürſtlichen Stand, und es ſei aller Welt Geſchicklichkeit bei ihm an ſeinem Hofe. Darum ſollſt Du als ein junger Hofmann mit Herzog Albrecht zu der Zeit, wo Du erkennen magſt, daß er fröhlich und nicht betrübt iſt, alſo reden: Gnädiger Fürſt, ich bin vor etlicher Zeit an Eurer fürſtlichen Gnaden Hof gnädig angenommen worden und von meinem gnädigen Herrn, Herzog Sigmund, auch ſeiner gnädigen Gemahlin, der ich von Jugend auf diente, kommen', in der Zuverſicht, zuvörderſt gnädigen Willen bei E. F. Gnaden zu erlangen, und was einem jungen Rittersmann zuſtünde, an E. F. Gnaden den Hof lernen. Nun vernehm' ich, wie mein gnädiger Herr, Herzog Sigmund, bald zu E. F. Gnaden kommen werden. Sollte mich denn Euer Gnaden ſehen, daß ich noch kein Amt, noch ſo klein bei E. F. Gnaden erlangt habe, müßt' ich mich vor Seiner Gnaden und deren Hofgeſinde nicht wenig ſchämen. Darum bitt' ich E. F. Gnaden, mir ein kleines Amt, doch nahe bei Ihrer Perſon zu geben, ich will mich darin ganz nach E. F. Gnaden Gefallen halten.“ Alſo ſchied ich von meinem Vater und bereitete mich mit beſonderem Fleiß

und Aufmerkſamkeit nach ſolcher Unterweiſung vor. Auf eine Zeit redete ich dann, wie oben ſteht mit dem Fürſten, dieſer begann mich ſänftiglich anzuſehen, lachte und ſagte alſo mit einer kurzen, ſchnellen Red' und einem gewöhnlichen Sprichwort: „Gotts hinkenden Gans, das ſoll ſein!“ und rief einem ſeiner Kämmerlinge und ſagte: „Geh' hin, lang' die Schlüſſel zu meinen Gemächern und gieb ſie Dem von Ehingen.“ Das geſchah und ſo ward ich von Seiner Gnaden zu andern Herren und Edeln in Seiner Gnaden Kammer angenommen. Als nun mein Herr, Herzog Sigmund, kam, nahm ich viel Schlüſſel zu mir und wartete ganz fleißig, als ein Kämmerer, auf meinen gnädigen Herrn, Herzog Albrecht. Darum wurd' ich von Herzog Sigmund und Seiner Gnaden Hofgeſinde deſto beſſer angeſehen. Und ſo mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, in Seiner Gnaden Gemach allein war und mich alſo ſah herfürbrechen, das macht' Sein' Gnaden gar wohl lachen und mit mir und andern, die bei ihm waren, deswegen ſpaßhafte Hofworte und Schwänke üben. Alſo gab und nahm ich's mit Seiner Gnaden und denen, ſo Sein' Gnaden angenommen hatte, wie ſich dann einem jungen Hofmann zu thun wohl anſteht. Aber nach dieſen Dingen richtete ich mich alſo bei Seiner Gnaden ein, daß ich der vornehmſte unter ſeinen Kämmerern ward. —

In dem Jahr (1453) begab es ſich, daß König Ladislaus, der dann ein Fürſt von Öſterreich (der Sohn des römiſchen Königs Albrecht II.) und dazu (von ſeinem Vater her) ein König zu Ungarn und Böhmen war, ſich zu Prag zu einem König von Böhmen krönen laſſen wollte. Alſo rüſtete ſich mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, mit fünfhundert Pferden und Markgraf Albrecht von Brandenburg, um mit meinem Herrn zu reiten, mit dreihundert Pferden. Solches gab ich meinem Vater zu verſtehen. Dieweil er nun vernahm, wie ich ſeiner Angabe nach gehandelt, und auch meine Anſtellung, ſo hatte er darob ein beſonderes Wohlgefallen und ſagte alſo: „Lieber Sohn, ich will dich auf dieſen Zug ehrlich und wohl ausrüſten, wie denn einem ritterlichen Mann wohl ziemt, und darum ſollſt Du Dich in allen ritterlichen Sachen und Ritterſpielen umthun, und ſo man dann Ritter ſchlagen und machen würde und andere Deines Gleichen und Höhere annehmen, ſo ſollſt Du's auch annehmen und wieder mit Dir zu Lande bringen.“ Alſo ward ich mit einem ganzen Harniſch und Küraß, auch mit

Hengſten, Pferden, Knechten, Kleidern und anderem ritterlich und wohl ausgerüſtet, ſo daß mein gnädiger Herr ein ſonderlich Gefallen daran hatte.

Seine Gnaden hatten gar einen wohlgerüſteten Zug von trefflichen guten Leuten, und zogen alſo die beiden Fürſten mit einander bis gen Wien. Da fanden ſie den König Ladislaus und wurden von ihm löblich empfangen. Von dannen zogen ſie mit dem König, der viel mächtige Herren von Ungarn, Öſterreich und andern Landen, dazu gehörig, bei ſich hatte, alſo auf 10000 Pferde, die mit ihm zu Prag einritten. Was aber dazwiſchen beim Hinabziehen auf Wien und von da dann bis gen Prag Ritterſpiele und große Köſtlichkeit gebraucht wurde, wäre zu viel zu ſchreiben. Aber zu Prag iſt König Ladislaus mit vielen Fürſten und Herren eingeritten und zum König gekrönt worden, und viel Ritter geſchlagen von Grafen, Herren und Edeln. Aber unter meines gnädigen Herrn, Herzogs Albrecht, Zug ſind unſer fünf zu Rittern geſchlagen worden: Herr Jörg Truchſeß von Waldſee, Herr Bernhard von Bach, Herr Konrad von Ramſtein, Herr Sigmund von Thun und ich Jörg von Ehingen. Es iſt auch eine Königin in einem goldenen Wagen zu Prag eingefahren. Da ſind von Herzog Albrechts Zug vier Ritter in ganzen Harniſchen verordnet worden, auf den vier Ecken des Wagens zu gehen, den zu heben, bin ich Jörg von Ehingen deren einer geweſen. Darnach haben wir alle vier in hohen Zügen ein Kampfſtechen gethan, das ging über die Maßen hart zu. Nun nach dieſen Handlungen zogen mein gnädiger Herr und der Markgraf wiederum jeder heim, und kamen wir gen Rottenburg am Neckar. Da blieb Seine Gnaden mit der Hofhaltung einige Zeit.

Zu den Zeiten, als mein Vater vernahm die Ankunft meines gnädigen Herrn, verfügte er ſich gen Rottenburg, und als das Einreiten geſchah, auch ein Jeder in ſeine Herberge ritt, kam er zu mir, hieß mich gottwillkommen ſein, und wünſchte mir Glück zu meiner Ritterſchaft. Er befahl mir auch, nach etlich Tagen mich zu ihm nach Kilchberg zu verfügen, da wollte er weiter mit mir handeln.

Nun nach denſelbigen Tagen kam ich nach Kilchberg. Da berief er mich in ſein Stüblein, das noch auf dem Thor ſteht, that eine ſchöne lange Rede an mich, was die Ritterſchaft ſei und wie ich mich halten ſollte, und ſchenkte mir in die Ritterſchaft vierhundert Gulden, die er verdeckt in einem

Becken bei ſich ſtehen hatte. Dabei redete er, daß ſein Wille nicht ſei, daß ich alſo nach dieſer Zeit die Ritterſchaft in dieſen Landen in der Ruh' an den Fürſtenhöfen und in den Herbergen alſo in Unthätigkeit zubringen ſollte, aber es würde auf den künftigen Frühling ein trefflicher Zug von den Johanniter-Rittern nach Rhodus geſchehen, aus Urſache, daß der türkiſche Kaiſer ſich unterſtehe, mit großer Macht, zu Waſſer und zu Land, davor zu ziehen, um es zu erobern. Zu dieſer Reiſe ſollte auch ich mich als ein neuer Ritter rüſten, und wenn dann dieſelbige ein Ende nehme (wo mir Gott der Herr ſo viel Lebens verliehe), für ihn zum heiligen Grab und Land ziehen; da er ſelbſt ſtets eine große Begierde gehabt, die heiligen Stätten zu beſuchen, dieſes aber aus viel gewichtigen Urſachen nicht habe ſein können, ſo wäre es ihm eine große Freude, wenn ich dahin zöge, wozu er mich nach ſeinem Vermögen ausrüſten wolle. Dieſe Reden nahm ich mit Freuden von ihm an, und gab ihm zu erkennen, daß mein Willen und Gemüt nicht anders ſtünde, als der Ritterſchaft mit allem Ernſt nachzuziehen. Ich wollte mich auch dazu vorbereiten, mit ſeinem Rat. Es waren mir auf dem vergangenen Zug gen Öſterreich und Böhmen etlich Hengſte und Pferde ſchadhaft geworden, dieſe und andere meiner Pferde verkaufte ich vorteilhaft bei meinem gnädigen Herrn und ſonſt am Hofe. Auch zeigte ich meinem gnädigen Herrn mein Fürnehmen an, woran derſelbe ein gnädiges Wohlgefallen hatte. Doch behielt ich mir allweg meine Anſtellung bei Seiner fürſtlichen Gnaden vor; das ſagte mir ſeine Gnaden auch zu und beurlaubte mich. Dann nahm ich Urlaub von meinem Vater, der mir unter anderem ſagte, ich ſollte ihm Sanct Johannes, den heiligen Apoſtel und Evangeliſten zu einem Pfand und Geißel geben, daß ich wieder kommen würde. Das war allweg ſeine Gewohnheit, wenn ich von ihm zog. Alſo in ſelbigem Frühling zog ich allein auf meine eigenen Koſten mit den Johanniter-Ordens-Kommenthuren auf Venedig zu und wollte keiner von meines gnädigen Herrn Hof ſolche Reiſe mit mir machen. Es zog auch ſonſt kein Herr oder Edelmann aus hochdeutſchen Landen hinein; das mir darnach gegen dem Hochmeiſter zu Gnaden und Gutem kam. Aber aus Frankreich und Spanien zogen etliche ritterliche Leute vom Adel auch hinein. Wir zogen nach Himmelfahrt von Venedig aus, und begegnete uns mancher Handel, bevor wir nach Rhodus kamen, was ich alles der Kürze wegen

unerwähnt laſſe. Aber da wir nach Rhodus kamen, ward ich ſonderlich von dem Hochmeiſter gnädig und wohl empfangen; denn die Herren des Ordens, mit denen ich hineingefahren, hatten Seiner Gnaden geſagt, warum und welcher Geſtalt ich dahin gekommen ſei. Der Hochmeiſter war aber in großer Rüſtung, da ihm viel und mancherlei Warnungen zukamen. Das verlängerte ſich um etliche Zeit. In den Dingen begab ſich mancher Handel zu Waſſer und zu Land, daß wir uns im Krieg übten, gegen die Türken, dazu ich mich dann allwegen mit höchſtem Fleiße ſchicken that, da ich darum hinkommen war. Nun ſäumten die Türken ſo lange mit ihrem Heerzug, daß in dieſen Zeiten der türkiſche Kaiſer ſtarb, und die Belagerung nicht ſtattfand. Als ich daher bei eilf Monate zu Rhodus und da herum auf dem Meere gelegen war, beurlaubte mich der Hochmeiſter, ſagte mir gnädigen Dank und beſchenkte mich mit ehrlichen Gaben, ſonderlich mit etlich Heiligtümern, darunter ein Dorn von der Krone des Herrn Chriſti war. Solche Verehrung ließ ich zu Rhodus, und nahm vom Hochmeiſter Empfehlungsbriefe an den König von Cypern, der Meinung, auf der Rückfahrt vom heiligen Land nach Cypern zu fahren. Und als ich vernommen, daß zu Beirut der heilige Ritter St. Jörg den gräulichen Lindwurm überwunden, auch den König daſelbſt, ſein Weib, ſeine Tochter und das ganze Land zum chriſtlichen Glauben gebracht, ward ich ſonderlich bewegt, dahin zuvorderſt zu ziehen. Alſo kam ich nach Beirut und beſuchte daſelbſt die Stätten und Kirchen, wo ſolche Wunderzeichen geſchehen waren. Von dannen zog ich mit Geleite über Land auf acht Tagreiſen, und kam in etlich große Städte, mit Namen Tirus, Saphet und Napluſa, darnach gen Nazareth, von dannen gen Jeruſalem, und zog alſo vor das galiläiſche Meer. Als ich nun die heiligen Stätten beſucht und den Meerteil durchgangen, auch fünfzehn Tage in Jeruſalem geblieben war, ſtand mein Gemüt weiter nach St. Katharina und gen Babylon zu ziehen, und ich geſellte mich zu etlich Kaufleuten und Barfüßer-Mönchen. Auch bekam ich einen gar ehrlichen Wallbruder, der war ein geſchickter Mann und genannt der Mönch von Baſel. Der war nun auch der Meinung, mit mir nach St. Katharina zu ziehen. Wir zogen alſo mit Geleit und kamen nach Damaskus. Dieſe Stadt iſt groß und wohlgebaut; darin ward uns gezeigt das Haus, darin der heilige Apoſtel Paulus geweſen war, und ſonſt viel andere Stätten und Ge-

ſchichten der Heiligen und Propheten. Als wir nun etliche Tage zu Damaskus waren und uns zur Weiterreiſe nach St. Katharina rüſten wollten, wurden ich und mein Reiſegefährte gefangen und hart gehalten; doch zuletzt wurden wir ledig, es koſtete uns wohl dreißig Dukaten. Alſo wurde unſere Reiſe rückgängig, denn wir vermochten vor den Heiden und Arabern nicht vorwärts zu kommen. Wir zogen auf Alexandrien zu, wo die heilige Jungfrau St. Katharina gemartert worden, iſt ein Seehafen und wird trefflich von dem Sultan bewacht mit viel Söldnern und Mameluken. Daſelbſt fließt auch der große Nilfluß, der durch Egypten läuft, ins Meer. Da wir nun eine Schiffsgelegenheit fanden, fuhren wir nach Cypern, aber ehe wir dahin kamen, ſtarb mein Reiſegefährte, der von Geſchlecht ein Mönch von Baſel war. Der wurde von der Galeere ins Meer geworfen; ob ſolchem Tode ward ich ſehr betrübt. Gott wolle ſeiner Seele gnädig und barmherzig ſein. Alſo fuhr ich nach Cypern, den Hof des Königs und ſein Königreich kennen zu lernen. Zu denſelben Zeiten regierte König Philipp. Alſo zog ich mit etlichen venetianiſchen Kaufleuten nach Cypern und kam in die Hauptſtadt Nicoſia. Da zeigte ich dem König die Schreiben des Hochmeiſters und ward von ihm ganz gnädig und wohlgehalten. — Er ließ mich führen, ſein Königreich zu beſichtigen, und begabte mich mit ſeinem königlichen Orden, hierauf ſchied ich von ihm und fuhr nach Rhodus. Da wurde ich vom Hochmeiſter ganz gnädig empfangen und gehalten, aber ich ward etwas krank und mußte etlich Wochen da ſtill liegen; Seine Gnaden aber ſchickten mir ihren Arzt und was nötig war, bis ich wieder aufkam. Da zog ich wieder weg nach Venedig und von dannen in mein Vaterland. Als ich nun in meines Vaters Schloß zu Kilchberg kam, ward ich von ihm fröhlich und wohl empfangen. Ich brachte ihm auch die Heiligtümer in ſeine Kapelle, worüber er eine beſonders große Freude hatte, und blieb etlich Tage zu Kilchberg und ließ mich und meine Diener neu kleiden. Das iſt geſchehen in dem Jahre 1454.

Und zu der Zeit war mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, mit ſeiner Hofhaltung zu Rottenburg am Neckar. Alſo kam ich wieder zu Seiner Gnaden und ward ganz gnädig und wohl empfangen, auch von dem ganzen Hofgeſind und aller Herrſchaft und Ritterſchaft wohl gehalten. Seine Gnaden ſchenkten mir auch den fürſtlichen Orden des Salamanders, und

ich blieb ein ganzes Jahr bei Seiner Gnaden am Hofe, doch ſtand mein Gemüt immer, mich der Ritterſchaft weiter zu widmen. Ich ward auch von dem Fürſten vor allen anderen Herren und Edeln wohl gehalten und ſein oberſter Kämmerer; auch hatte er allerlei Rede mit mir von meiner Meerfahrt, und dabei zeigte ich ihm oft an, daß mein Gemüt nicht anders ſtünde, als ſo bald ich vernehmen würde, daß eine ehrliche Ritterfahrt angeſtellt werden ſollte, ich mit ſeiner Gnaden Empfehlung verſehen, mich wieder erheben und ihr zuziehen, auch mich dermaßen halten wollte, daß es Seiner Gnaden löblich wäre. Daran hatte der Fürſt ein Gefallen. In den Zeiten aber begab ſich bei keinem König oder Fürſten, ſo weit ich erfahren mochte, eine kriegeriſche Handlung, ſondern es war guter Frieden in allen Reichen der Chriſtenheit. Alſo dachte ich, daß es mir nicht nützlich wäre, meine Zeit alſo zu verlieren und ſtille zu liegen; denn mein gnädiger Herr hatte zu der Zeit auch nichts zu thun, als daß er zu Rottenburg oder Freiburg an ſeinem Hof Rennen, Stechen, Tanzen und dergleichen, auch ſonſt andere Übungen in Fröhlichkeit vollbringen ließ, dazu auch ich mein Beſtes that und gar emſig in ſolcher Arbeit war. Denn mein Vater ſagte allwegen: Müßiggang ſei bei Jungen und Alten ein großes Laſter. Ich vermeinte auch durch ſolche Übungen eine Fertigkeit zu erlangen, welche mir zu meinem ritterlichen Fürnehmen ganz dienlich ſein würde; denn ich gedachte, in die vornehmſten Königreiche der Chriſtenheit zu ziehen, und ſo lange von einem Reich in das andere, bis ich zu ernſtlichen großen Sachen und Handlungen kommen würde. Nun war zu der Zeit ein junger ſtarker Edelmann bei meinem gnädigen Herrn am Hof, genannt Jörg von Ramſiden aus dem Salzburgiſchen. Dieſer hielt ſich beſonders an mich, und bat mich, ihm zu erlauben, wenn ich in fremde Lande ziehe, mit ihm zu ziehen. — Da ich ihn eines redlichen, ehrlichen Gemüts erfand, er auch gerad und ſtark von Leib, dazu reich und mächtig an Gut war, ſo erklärte ich ihm auf ſein Bitten und Begehren, daß ich ihn gerne zum Reiſegefährten annehmen und gar bald fortziehen wolle. Dieſe Erklärung hörte er mit Freuden und erklärte, er wolle mich für ſeinen Vater halten und bitte mich, da ich mehr geſehen und erfahren hätte, daß ich ihn unterweiſen und lehren möchte, dafür wolle er all ſein Vermögen darſtrecken.

Alſo vereinten wir uns, von Kaiſerlicher Majeſtät, vom König La-

dislaus und von unserem gnädigen Herrn Schutz- und Empfehlungsbriefe zu erbitten an christliche Könige und andere Fürsten, und wo nicht besondere Handlungen und Geschäfte seien, weiter zu ziehen. Unser gnädiger Herr gab uns auch nicht nur selbst solche Briefe, sondern verschaffte uns dergleichen auch vom Kaiser und vom König Ladislaus an die Könige von Frankreich, von Portugal, welcher ein Bruder der Kaiserin war, von Spanien und England, und zugleich ein gemeinsames Empfehlungsschreiben an alle christlichen Könige und Fürsten. Auch gab er uns einen erfahrenen Herold, der viele Sprachen reden konnte, und fertigte uns ganz gnädig ab.

Also hatten wir acht Pferde und dazu den Herold und einen Troßknecht, der unsere Kleider führte. Wir zogen zunächst zu dem König von Frankreich, Karl VII., und als wir an dessen Hof kamen, geschah uns viel Ehre von den französischen Herren und dem Hofgesinde, und auf die überreichten Empfehlungsbriefe wurden wir vom König ganz ehrlich und wohl gehalten. Es war aber an dessen Hofe keine sonderliche ritterliche Übung, denn er war ein ernsthafter Herr von gutem Alter. Als wir nun bei sechs Wochen am königlichen Hofe waren, kam eine stattliche Botschaft vom König von Spanien, der dem König von Frankreich zu erkennen gab, daß er eine große

Heerfahrt wider den Heidenkönig zu Granada thun wolle, weil dieſer König mit Hilfe des Königs von Tunis und anderer heidniſchen Könige in Afrika Spanien zu wiederholtenmalen feindlich überzogen hätte, und wenn man ihn daher nicht verhindere, es noch ferner thun würde. Sein Begehr ſei daher, daß der König dieſes chriſtliche Fürnehmen in ganz Frankreich ſollte verkünden laſſen, ob nicht dadurch ritterliche Leute bewegt würden, auch mitzuziehen, und daß er allen, die dazu bereit ſeien, Erlaubnis zum Zuge gebe. Der König bewilligte das alles, und nun gaben wir ihm zu erkennen, daß wir begierig ſeien, ſolche Reiſe auch helfen zu vollbringen, mit unterthäniger Bitte, uns gnädig dazu beholfen zu ſein. Solches unſer Fürnehmen hörte der König gern und fertigte uns löblich ab. Er ſchenkte jedem einen ſchönen ganzen Harniſch und einen Hengſt, dazu 300 Kronen, und gab uns einen Empfehlungsbrief an den König von Spanien, auch einen Schutzbrief durch ganz Frankreich, daß man uns ehrlich und wohl halten ſollte. So zogen wir durch Frankreich, und als wir vernahmen, daß der König von Sicilien ſeinen Hof hielt zu Angers, ſo zogen wir hin, da es uns nicht weit um war und war unſere Meinung, ſo wir doch ſonſt zu Zeiten unſere Pferde ſtehen und ruhen laſſen, wollten wir etlich Tage bei dem gedachten König ſtill liegen. Derſelbe hieß Reinhart (René) und hatte viel Güter, Städte und Schlöſſer in Frankreich liegen. Alſo kamen wir an ſeinen Hof in Angers und wurden ganz gnädig und wohl gehalten, wurden auch von ihm beſchenkt. Dann zogen wir über Toulouſe in das Königreich Navarra nach der Hauptſtadt dieſes Königreichs, die heißt Pampelona. Da vernahmen wir, daß der Zug gegen Granada, der Peſt wegen, abbeſtellt worden ſei, und entſchloſſen uns, einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra zu bleiben und uns an das Land zu gewöhnen, und von da nach Portugal zu ziehen. Der König Johann von Navarra hielt uns wohl und ließ uns viel Kurzweil mit Jagen, Tanzen, Banketten und andern Freuden machen. Da blieben wir faſt zwei Monate, und als wir hörten, wie der König von Portugal viel Krieg zu Land und Waſſer mit den Heiden in Afrika hätte, ſonderlich mit dem heidniſchen König von Fez, dem er vor etlich Jahren die große Stadt Ceuta abgewonnen hatte, ſo wurden wir zu Rat, uns deſto fürderlicher nach Portugal zu begeben. Wir baten den König Johann um Erlaubnis und wurden

mit dem Befehle abgefertigt, daß uns in ſeinem Reich alle Ehre geſchehen ſollte.

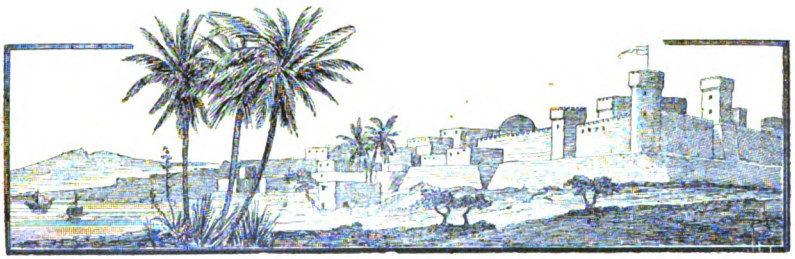
Nun zogen wir durch das Königreich Spanien, durch Burgos und etlich andere große Städte bis nach St. Jakob von Compoſtella und thaten etlich unſerer größten Hengſte von uns, da der Weg ſehr lang war. Dann ſchifften wir uns in den Seehafen ein, den die Jakobsbrüder (Wallfahrer nach St. Jakob) in unſern Landen zum finſtern Stern (Finisterrae, Finisterre, das Ende des Landes) nennen, und fuhren auf dem Meere 120 Meilen weit, bis wir nach Liſſabon, der Hauptſtadt des Königreichs, kamen. Wir ließen uns beim Könige anmelden. Sobald dieſer vernahm, daß wir vom Kaiſer und vom Haus Öſterreich waren, ſchickte er zu uns in unſere Herberge, ließ uns ſagen, er habe unſere Ankunft vernommen, und, nachdem wir einen weiten Weg zu Waſſer und zu Land gemacht, ſollten wir eine Weile ruhen und uns gütlich thun, dann wollte er uns gar bald Audienz geben. Es ward auch in der Herberge befohlen, daß man uns wohl traktieren ſollte. Nach wenigen Tagen aber ließ uns der König durch etliche Herren und Edelleute nach Hof führen. Da ſaß er gar herrlich in ſeinem königlichen Saal, wo etlich Fürſten und Marquis, auch viele Herren und Ritter verſammelt waren, und ſprach uns gnädig zu. Da wir aber die Landesſprache nicht verſtanden, thaten wir mit Geberden die Reverenz und Ehr und überantworteten ihm unſere, in Latein geſchriebenen Briefe, die ließ der König leſen und dann durch einen Dolmetſcher in niederdeutſcher Sprache mit uns viel und mancherlei reden. Wir ließen ihm auch ſagen, wir hätten vernommen, daß Seine Königliche Majeſtät einen bedeutenden Krieg mit dem König von Fez hätte, und ſeien erbötig, in dieſem Kriege zu Waſſer oder zu Land, zu dienen. Das nahm der König gar gnädig an und ließ uns ſagen, ſo es Zeit wäre, wolle er uns wohl brauchen, wir müßten noch länger bei ihm am Hofe bleiben, mit den Herren und Adeligen bekannt werden, und uns etwas beſſer an's Land gewöhnen. Dann ließ er uns wieder in die Herberge führen, und befahl den Herren und Adeligen, uns gute Geſellſchaft zu leiſten, was auch geſchah; uns ward ſo viele Ehre erzeigt und ſo viel Freude gemacht, als zuvor bei keinem König oder Fürſten je geſchah. Wir wurden auch zu vielen Malen in der Königin Frauengemächer geführt, wo man gar ſchöne Tänze hielt, auch zum Waidwerk und

zu Banketten, und mit Springen, Ringen, Werfen, Fechten und Rennen mit Pferden unterhalten; fürwahr, es war gut da sein. Der König hieß Alfons V., und war ein hübscher, wohlgestalteter Fürst, der allerchristlichste, wahrhafteste und gerechteste König, den ich je gekannt habe. Er hielt auch einen königlichen Hof, hatte zwei Markgrafen und viel Grafen, Herren und Ritter bei sich und über die Maßen schöne Frauenzimmer. Wir übten uns auch täglich in allen Ritterspielen zu Roß und zu Fuß, im Einzelkampfe wie im Kampf in Scharen, darob dann der König eine besonders große Freude und Wohlgefallen hatte. Mein Gefährte war der stärkste Mann, den Stein und die Eisenstange zu werfen, keiner that es ihm hier gleich, auch im Ringen zu Roß und zu Fuß. Im ganzen Harnisch that ich allen Fleiß, denn in solchen Dingen war ich etwas gewandter, als mein Gefährte. In dem Königreich ist eine zahlreiche Ritterschaft, adelige, wehrliche und behende Leute. Es ist auch ein wohlangebautes Land und wachsen darin die allerbesten süßen Früchte an Wein, Korn, Öl, Zucker und Honig; auch giebt es Salz. Wir wurden auch im Königreich hin- und hergeführt in schöne Städte, Schlösser und Klöster.

In diesen Zeiten erhielt der König eilende Botschaft von dem Grandkapitano zu Ceuta, daß der König von Fez mit Hilfe vieler anderer Könige in Afrika stark gerüstet habe und mit einem großen Kriegsvolk vor Ceuta ziehen wolle, um es zu erobern. Darauf begehrten auch wir vom König, daß er uns gegen die Heiden abfertige, was er auch ganz gnädiglich that. Der König gab auch jedem von uns ein starkes türkisches Pferd und jedem unserer vier Knechte einen Ringharnisch. So wurde ein gutes Volk zum Zug verordnet und wir schifften von Portugal über das Meer, das hier sehr schmal ist, und kamen bei Nacht nach Ceuta, wo alles Volk mit Harnisch und Wehr sich auf einem großen Platze lagern mußte. Auch kamen in der nämlichen Nacht viel Botschaften, daß die Heiden mit großer Macht herbei zögen. Wiewohl sie sich aber alle Tage und auch bei Nacht mit großen Haufen vor der Stadt sehen und hören ließen, war doch das Hauptheer noch nicht da. Am andern Tage, als der oberste Hauptmann und Grandkapitano die Festungswerke nach Notdurft besetzt und die Viertel der Stadt ausgeteilt hatte, ward ich von ihm zum Hauptmann über ein Viertel geordnet und es wurden mir gar geschickte Leute zugegeben, von

denen viele das Niederländiſche ſprachen und verſtanden. Hierauf wurde befohlen, jeder Hauptmann und Rottenmeiſter ſollte ein Fähnlein mit ſeinem Wappen in ſeinem Bezirk der Feſtungswerke aufſtecken, was ich dann auch that.

Hierauf beſchickte der Grandkapitano mich und meinen Gefährten und begehrte, daß wir mit ihm und andern verſtändigen Kriegsleuten ein Schiff beſteigen und das heidniſche Heer, das nahe am Meere lag, beſehen und ſchätzen ſollten. Wir fuhren daher hinaus und näherten uns ſo viel als möglich dem Heere. Da war ein ſo unzählig großes Volk zu Roß und zu Fuß, daß der Kapitano und andere Herren ſagten, es ſei nicht möglich, es zu zählen. Daher ſchlug man vor, die Zelte, wie viel deren etwa ſein möchten, zu überſchlagen, und man zählte deren



auf 10000 und ſchätzte demnach das Heer für unzählbar. Wir aber ſetzten unſere Sache dahin, wenn alle Heiden, die in der ganzen Welt wären, vor uns zögen, wollten wir lebendig und tot in der Stadt bleiben. So fuhren wir wieder zur Stadt und vereinten uns, am Morgen ganz frühe in die Kirche zu gehen, ein jeder mit ſeinem Volke, und hier das heilige hochwürdige Sakrament zu empfahen, was auch der Mehrteil that. Nun iſt zu wiſſen, daß Ceuta eine große, weite Stadt iſt, von der drei Teile gegen dem Land liegen, der vierte gegen das Meer zu, und iſt meines Bedünkens größer als Köln; gegen das Land hin ſind mehrere Gräben, darin ſtand ein hoher Zwingelhof (eine Citadelle) mit etlich Türmen, unten mit Schießlöchern und oben mit Zinnen und innerhalb wohl hinein gegen die Stadt eine Ringmauer. Dieſer Zwingelhof mit ſeinen Türmen wurde wohl beſetzt und es wurden gar viele Quartiere ausgeteilt, denn es war ein weit-

läufiges Ding. Dazu wurde der Kapitano mit einem rieſigen Zug von ringen Pferden (leichter Reiterei) und einer merklichen Zahl der behendeſten Fußknechte geſchickt, zum Sturm zwiſchen dem Zwingelhof und der Stadtmauer herumzuziehen und, wo es Not thäte, herbeizueilen, was ſich mehrmals als ſehr gut erwies. Als aber noch viele von uns bei Sonnenaufgang in der Kirche waren, erhoben die auf den Türmen den Schlachtruf, daß die Heiden mit aller Macht heranzögen. Da traten alle an ihre Wehren, und wir erblickten die Heiden, wie ſie über den Berg vor der Stadt heranzogen und der Berg war ganz von ihnen bedeckt. Wir ſchoſſen auf ſie mit Steinbüchſen, ſie aber rückten ganz nahe an den Graben und hatten gar viel Schützen mit Stahlbogen, Handbogen und ſonſt ſeltſamen langen Armbrüſten aus Eibenholz. Dieſe Schützen und auch einige Steinbüchſen ſchoſſen den ganzen Tag auf uns, wo ſich jemand eine Blöße gab. Auch hatten ſie viel große und kleine Heerpauken, gar ſeltſame Hörner und über die Maßen viel Fähnlein und Banner. Alſo verbrachten wir den Tag, gar viel Heiden wurden erſchoſſen, aber auch uns viel Leute beſchädigt, denn die Heiden kamen den Gräben gar nahe. Die Nacht aber war noch unruhiger, denn ſie gruben gar nahe hinzu und hatten lange beſchlagene Hölzer, runde, mit Buckeln verſehene und große, mit Eiſenblech und Leder überzogene Setzſchilde, viel Pickelhauen, Äxte und Laternen.

Als nun der König von Portugal die ſchwere Belagerung vernahm, brach er ſelbſt mit großer Macht nach Ceuta auf, um von hier aus über die Heiden herzufallen. Da aber dieſe es vernahmen, ſtürmten ſie drei Tage nach einander vom frühen Morgen bis in die Nacht. Da war wahrlich große Arbeit auf beiden Seiten und wiewohl über die Maßen viel Heiden erſchoſſen und viele um die Stadt herum in den Gräben und an den Mauern lagen, ſo wurden doch auch die Chriſten vielmals von ihren Wehren abgetrieben und es würde uns nicht gut gegangen ſein, wäre nicht der Kapitano jedesmal mit ſeiner auserleſenen Schar den Bedrängten zu Hilfe gekommen. Als nun die Heiden drei Tage nacheinander gar ernſtlich geſtürmt und bedeutend viel Leute verloren hatten, ſo daß ein greulicher Geruch ſich von den Toten erhob', ſo zogen ſie ab. Wir aber machten uns mit einer erleſenen Schar von 400 zu Pferd und 1000 zu Fuß auf und zogen ihnen nach. Alſo zu vielen Malen wandten ſich etliche Heiden und ſcharmützten

mit uns ſo lange, bis wir einen Berg einnahmen. Sie hatten einen andern Berg inne und dazwiſchen war gar ein ſchönes, ebenes Thal. Als es nun wohl auf den Abend war, kamen etlich der Unſern und ſagten, es ſei ein mächtiger Heide da, der begehre einen Zweikampf mit einem Chriſtenritter. Alsbald bat ich den Kapitano, daß er mir dieſen Kampf erlaube, denn ich war ganz regſam im Ringharniſch, auch hatte ich ein ſtarkes wehrliches türkiſches Pferd, das mir der König geſchenkt hatte. Der Kapitano erlaubte es mir und ließ den Scharmützern abblaſen, die nun alle zum Haufen rückten. Da macht' ich ein Kreuz mit meinem Spieß vor mich und rückte allgemach von unſerm Haufen gegen den Heiden zu Thal. Da das die Heiden ſahen, rückten ſie auch zu ihren Haufen. Hierauf ſchickte der Kapitano einen Trompeter gegen der Heiden Haufen, der blies und gab ein Zeichen. Da rückte gar geſchwind ein Heide auf einem ſchönen Berberpferd daher gen Thal der Ebene zu. Jetzt ſäumte ich nicht lange, ſondern rückte ihm entgegen. Der Heide warf einen Schild vor ſich und legte ſeinen Spieß auf ſeinen Arm, rückte gar ernſtlich gegen mich her und ſchrie mich an. Alſo ließ ich auch gegen ihn her gehen, hatte meinen Spieß auf meinem Schenkel und als ich gar nahe zu ihm kam, warf ich den Spieß in das Gerüſt (den am Harniſch angebrachten eiſernen Haken zum Einlegen des Speeres), und rannte ihm auf ſeinen Schild, und wiewohl er mich mit ſeinem Spieß in einen Panzerärmel rannte, traf ich ihn doch ſo gut, daß Roß und Mann zur Erde fielen, aber ſein Spieß hing mir im Ringharniſch und hinderte mich, daß ich mich nicht ſobald davon ledigen und vom Pferd kommen konnte. Indeß hatte auch der Heide ſich wieder erhoben und ſein Schwert gefaßt, auch ich hatte mein Schwert in der Hand, ſo traten wir gegen einander und jeder gab dem andern einen ſtarken Stich, weil aber auch der Heide einen guten Ringharniſch hatte, wurde keiner von uns beiden beſchädigt. Da faßten wir einander in die Arme und rangen ſo lange mit einander, bis wir beide nebeneinander zu Boden fielen. Aber der Heide war mächtig ſtark, er riß ſich von mir und ſo kamen wir beide mit den Leibern aufrecht und doch knieend nebeneinander, da ſtieß ich ihn mit meiner linken Hand von mir, daß ich mit meinem Schwert zum Stich auf ihn ausholen konnte, was auch geſchah. Durch den Stoß mit meiner linken Hand kam er mit dem Leib ſo weit von mir, daß ich ihm einen Stich ins

Angeſicht geben konnte und ihn ſo verwundete, daß er hinter ſich ſchwankte und geblendet wurde. Jetzt gab ich ihm erſt einen rechten Stich ins Angeſicht und ſtach ihn auf die Erde nieder, und drang alſo auf ihn ein und ſtach ihm den Hals ab. Hierauf ſtand ich auf, nahm ſein Schwert und trat zu ſeinem Pferd. Da ſtunden beide Pferde bei einander, ſie waren den ganzen Tag ſehr abgearbeitet worden und daher gar zahm. Als die Heiden ſahen, daß ich geſiegt hatte, rückten ſie mit ihren Haufen hinweg. Von den Portugieſen und Chriſten aber rückten etliche herbei, hieben dem Heiden ſein Haupt ab, nahmen ſeinen Spieß und ſteckten es darauf und zogen ihm den Harniſch ab, der nach heidniſcher Weiſe köſtlich und meiſterlich geſchmückt war. Sie nahmen auch ſeinen Schild und führten mich zum Kapitano, der mich über die Maßen fröhlich mit ſeinen Armen umfing. Es war unter dem ganzen Zug große Freude. Es wurden an dieſem Tag auf beiden Seiten viel Leute und Pferde beſchädigt, erſtochen und erſchoſſen. Der Kapitano verordnete, daß des Heiden Haupt, Pferd, Schild und Schwert vor mir hergeführet werden ſollten, und ordnete die trefflichſten Herren, Ritter und Knechte dazu. Ich mußte neben ihm herziehen und die Trompeter vor mir. Alſo führte er mich mit einem großen Triumph durch die ganze Stadt und alles Chriſtenvolk hatte eine große Freude und geſchah mir die allergrößte Ehre, der ich nicht wert war. Gott der Allmächtige ſtritt in dieſer Stunde für mich, denn in größere Not kam ich nie. Der Heide war ein ausgezeichnet ſtarker Mann und ich merkte wohl, daß ſeine Stärke die meine gar weit übertraf. Gott der Herr ſei inniglich gelobt!

Der Kapitano ſchrieb dem König dieſe Geſchichte, welcher darob eine beſondere Freude empfand und, weil man der Heiden wegen keine Sorge mehr hatte, begehrte, daß ich und mein Gefährte an ſeinen Hof kommen ſollten! Alſo zogen wir wieder über's Meer gen Portugal. Wir wurden gar über die Maßen wohl vom König empfangen. Er ſchenkte mir einen Becher voll goldener Portugaleſen und dieſen Becher bracht ich mit in mein Vaterland. Ich und mein Gefährte lagen ſieben Monate in der Stadt Ceuta, ehe wir wieder in Portugal zum König kamen. In der Zeit begaben ſich viel ritterliche Handlungen in Afrika, da dann mein Geſell und ich das beſte thaten wider die Heiden und Mohren. Als wir nun eine Zeit lang beim Könige geweſen waren und uns viel Ehre geſchehen, zogen wir auch

zum Bruder des Königs an ſeinen Hof, der war ein mächtiger Fürſt, hielt auch fürſtlichen Hof und war ſein Name Infant Don Fernando; und auch zu einem alten Fürſten, Don Heinrich, der beider Vatersbruder war und auch einen eigenen Hof hielt. Bei dieſen beiden Fürſten wurden wir ganz über die Maßen wohl gehalten und beim Abzuge mit ſonderlichen Ehren abgefertigt.

In dieſen Zeiten begab es ſich, daß König Heinrich von Spanien wieder einen großen Zug gegen den heidniſchen König von Granada vor hatte. Daher baten wir den König von Portugal, daß er uns beurlaube, wir wollten, wenn Gott uns das Leben laſſe, wieder zu ihm zurückkommen. Da es uns erlaubt wurde, zogen wir nach Spanien, wo wir wohl empfangen wurden. Wir hatten auch Briefe vom König von Portugal, die zeigten wir dem Könige, wodurch er bald vernahm, in welcher Geſtalt wir gekommen waren. Der König war in einer großen Rüſtung und wiewohl viele Geſchäfte am königlichen Hof, wurden uns doch ritterliche Leute zugeordnet, die uns ganz gute Geſellſchaft leiſteten und uns wohl traktierten. Es ward ein großes Volk zu Roß und zu Fuß verſammelt, denn es kam Kundſchaft, daß der König von Tunis und andere afrikaniſche Könige ſehr viel Volk nach Granada geſchickt hätten. Alſo brachte der König von Spanien bis in die 70000 gute, ſtreitbare Mann zuſammen, einen ſolchen Haufen, den kein damals lebender Mann vom Chriſtenvolke je geſehen hatte. Es waren auch die Ritterbrüder vom Orden St. Jakob mit einem großen reiſigen Zeug beim König. Die Spanier ſagten, der Orden hätte allein 1500 leichte Reiter. Alſo zogen wir in guter Ordnung in's Königreich Granada und was da von kleinen Städten oder Kaſtellen war, die gewannen wir alle mit Gewalt; denn die Heiden wehrten ſich mannhaft und verließen ſich auf das in Granada verſammelte heidniſche Volk. Darum mußten wir die Städtlein und Kaſtelle mehrenteils ſtürmen und erſchlugen die Heiden alle; die Diener hatten Befehl, Weiber und Kinder tot zu ſchlagen, was auch geſchah. Alſo zogen wir vor die Stadt Granada und hatten uns mit allen Haufen zum Streit bereitet, denn wir erwarteten, daß die Heiden, die mit großer Macht in der Stadt lagen, uns entgegenziehen würden. So geſchah es auch, ſie ließen uns nicht nahe zur Stadt kommen, ſie zogen uns mit großen Haufen entgegen, aber doch nicht zu ihrem eigenen Vorteil, denn wir

waren mit Feldgeſchütz und ſonſt beſſer gerüſtet als ſie. Aber von den verſtändigſten Kriegsleuten und Kapitänen des Königs wurden etliche verordnet, der Heiden Haufen genau zu beſehen und ihre Schlachtordnung zu erforſchen. Wir hatten mehrere ernſtliche Scharmützel mit ihnen, zwei Tage nach einander, bis wir erforſcht hatten, daß es ihrer 50000 waren, darunter 30000 Schützen. Als wir wieder zum Gewalthaufen kamen, wurden wir, um uns zu ehren, zum königlichen Banner verordnet. Die Heiden lagerten ſich zwiſchen der Stadt Granada und uns in einem Vorteil, daß wir mit ihnen nicht ſtreiten konnten. Aber etlich Tage lang lagen wir gegeneinander und Tag und Nacht gab es viel Handlung und große Scharmützel, daß gar viele Leute auf beiden Seiten tot blieben. Wir zogen alſo, neben Granada vorbei, durch das ganze Königreich, zerſtörten, verbrannten und ſchlugen tot, was wir fanden, und ſonderlich beim Abzug ließen wir nichts aufrecht ſtehen, es wurde alles vernichtet; alſo lagen wir einen Monat und etliche Tage im Königreich Granada. Mein Gefährte und ich thaten das beſte, wo wir's vermochten, und ſonderlich vor einer kleinen Stadt, die war wohl befeſtigt und mit wehrhaftem Volk beſetzt, die eroberten wir im Sturm, doch verloren wir daran etlich gute Leute. Ich ward mit einem Schleuderſtein auf ein Schienbein geworfen und gar hart verwundet. Wiewohl ich demnach wohl geheilt wurde, brach mir doch, als ich gen Schwaben kam, das Schienbein wieder und ich behielt darin ein Löchlein und einen Fluß bis in mein Alter.

Darnach zogen wir wieder gen Spanien und blieben noch zwei Monate am königlichen Hof, wo uns viel Ehre geſchah mit Bankettieren, Tanzen, Jagen, Pferderennen und anderem. Hierauf aber nahmen wir Urlaub, um zu unſerem König von Portugal zu ziehen, und wurden gar gnädig abgefertigt. Der König gab uns ſeine beiden Orden, den ſpaniſchen, ein Halsband, bunt und geſchuppt, und den kaſtiliſchen, das war ein roter Scharlachrock und ein goldenes Band, zwei Daumen breit, über die linke Achſel, vornen quer herab bis zum Ende des Rockes auf der rechten Seite und von da unten am Hinterteil des Rockes quer wieder herauf bis auf die linke Achſel, und den Orden von Granada, einen aufgeſprungenen Granatapfel mit einem Stiel und etlich Blättern; auch gab er uns dreihundert Dukaten und jedem ein ſchönes türkiſches Pferd; alſo ſchieden wir

ehrlich, löblich und nützlich von dieſem chriſtlichen König Heinrich im Jahr 1457.

Hierauf kamen wir wieder nach Portugal, und als ſich darauf Krieg in Deutſchland erhob, ſo beurlaubte uns der König und ſchenkte uns ein goldgewirktes Tuch, zweihundert Dukaten wert, einen Karmoiſinſammt und hundert Ellen ſchwarzen Sammt; dazu ſodann einen portugieſiſchen Hengſt und dreihundert Dukaten zur Zehrung, begehrte auch dringend, daß wir wieder zu ihm kommen ſollen.

Wir zogen nun durch Portugal und Spanien, und als wir kamen in eine große Stadt, Saragoſſa, verkauften wir das goldgewirkte Tuch und etlichen Sammt, was wir nicht zur Kleidung brauchten, und löſten daraus fünfhundert Dukaten. Dann kamen wir nach Frankreich, kauften uns hier einige ſchwere Pferde und fuhren dann über das Meer zum König Heinrich VI. von England, der uns ſeinen Orden gab. Mein Gefährte zog von mir, ich aber zog zum König von Schottland, Jakob II.; dieſer ſchenkte mir zwei Zelte und ein ſchwarzes Sammttuch, jedem meiner vier Knechte aber zehn Dukaten, die Königin ein hübſches Kleinod, dreißig Dukaten und einen Hengſt, hundert Gulden wert, und geſchah mir große Ehre mit Jagen, Tanzen und Bankettieren.

* * *

Hier endigte Ritter Jörg von Ehingen ſeinen Bericht. In Schottland endigte er ſeine „Reiſen nach der Ritterſchaft“, von denen er viele Geſchenke und noch mehr Ehre zurückbrachte, und kam 1459 wieder nach Kilchberg zu ſeinem Vater. Von nun an blieb er in ſeinem Vaterlande, nur im Jahre 1474 ging er als wirtenbergiſcher Geſandter nach Italien, um für den Grafen Eberhard im Bart um die Hand Barbara's, der Tochter des Markgrafen Ludwig VI. von Mantua, aus dem Hauſe Gonzaga, zu werben. Er erfüllte dieſen Auftrag mit ſeiner gewohnten Geſchicklichkeit und begleitete die fürſtliche Braut auch auf ihrer Hinausreiſe nach Wirtenberg. Er war einer der vertrauteſten Räte des Grafen Eberhard, deſſen Kämmerer und Obervogt in Tübingen.

Nach der Stiftung des Schwäbiſchen Bundes (1488) wurde er einer der Hauptleute desſelben und ſpäter (1500) Hauptmann der Kurfürſten und Fürſten in dieſem Bunde. Er nahm im Schloſſe zu Kilchberg ſeinen Sitz, vermählte ſich mit Anna Söler von Richtenberg, mit welcher er fünf Söhne und ſechs Töchter zeugte, und ſtarb in einem Alter von 80 Jahren am Matthäus-Feiertage des Jahres 1508.

Die Geister des Nachthales.

Sage von Sigfried Pfaff.

I. Zwei Freunde.

Auf einer Wiese, welche sich, rings vom Wald umgrenzt, sanft einen Hügel hinanzieht, schreiten zwei jugendliche Gestalten rüstig vorwärts. Wenn wir uns ihnen, den Abhang hinanschreitend, zugesellen, so könnten wir glauben, in der tiefsten Waldeinsamkeit uns zu befinden, wo die tauige Wiesenfläche, der geheimnisvolle Wald und der blaue Himmel, an welchem eben die Sonne emporsteigt, die Seele in jenes wehmütige Träumen versetzt, welches tief in das Innerste der Natur zu schauen sich sehnt. Aber lassen wir uns am Saume des Waldes nieder, wo dieser den obern Rand der Wiese abgrenzt, und blicken zurück, so erscheinen uns über dem unteren Waldsaum die Mauern, Türme und Häuser einer Stadt, welche von einem gewaltigen Schloß überragt wird. An jenem Plätzchen rasteten auch unsere Freunde.

„Du altes, enges Nest!“ rief der eine; „wie liegst du so schmuck und übergoldet da im Morgensonnenstrahl! Wacker umschützt dich dein Fluß, wacker Mauer und Schloß, und hoch strecken sich die Häuser aus

den engen Straßen empor, als ſuchten ſie das Licht, wie zu dicht geſäete Pflanzen! Leb wohl, nährende Mutter, leb wohl! Du erlaubſt deinem Sohne, daß er dir auf einige Zeit den Abſchied gebe, um wiſſensdurſtiger zu dir zurückzukehren!"

„Zu einer klaren Quelle wenigſtens, die dort fließt!" ergänzte der andere. „Siehſt Du das beſcheidene Häuschen in der Neckarhalde dort? Halb verſteckt blickt es hinter dem Turme hervor. Dort leuchtet jetzt lieblich die Morgenſonne, die Freundin der Muſen in das Gemach, wo ſie den emſigen Weiſen ſchon bei der Arbeit findet. Still arbeitet der Gedanke hinter der mächtigen Stirne und aus dem leuchtenden Auge ſprüht das Feuer des Geiſtes. O Melanchthon, du fruchtbare ſchwarze Erde, drin das Samenkorn des Wiſſens hundertfach wuchert; du ſpinnſt nicht, wie die andern, Buchſtaben aus Buchſtaben, Tod aus Tod, ſondern aus ihrem Banne löſeſt du die Geiſter der Vorwelt, daß ſie vor uns dahin wandeln und ihre Herrlichkeit uns ſchauen laſſen."

„Ja, Heil dir, Melanchthon!" begann wieder der erſte, „der du uns die uralten Borne der Weisheit und Wahrheit wieder aufgräbſt, daß wir mit ihrer Friſche dieſes dürre Leben betauen! Ja zu dir will ich zurückkehren, von dir lernen, damit ich auch einmal mithelfen kann bei der Wiedergeburt meines Volkes, wenn wir den alten Schein und die Lüge ſtürzen und das Wort der Befreiung in die erwachende Welt hinausrufen!"

„Immer die alten Träume, mein Eckbert," meinte ſein Freund kopfſchüttelnd. „Das Volk willſt Du anders machen? die Menge willſt Du erleuchten und befreien? O, glaube mir, dieſes Licht des Altertums, welches uns der teure Mann aufſteckt, iſt nur für wenige. Laß es Dich erwärmen und beleuchten, aber bewahr' es als eine heilige Flamme! Zeigſt Du es der Menge, ſo giebſt Du die Fackel der Zerſtörung einem Kinde oder einem Raſenden in die Hände."

Da ſah Eckbert den Freund mit ſeinen treuherzigen blauen Augen an und ſprach: „Für mich ſoll ich es behalten? Dann iſt es nichts. Was iſt das Licht unter dem Scheffel? Sieh, das eben halt' ich für das Große bei jenen Heroen des Altertums, daß ſie nur für ihr Volk lebten und an ſich gar nicht dachten. Sieh, ſo möcht' auch ich leben und wirken und mir

den Ruhm erringen, auch etwas gethan zu haben an der großen Arbeit, welche die Menſchheit ihrer Vollendung zuführt."

„Um auch wie jene Männer der Griechen und Römer verkannt, verleumdet, verbannt oder gar ermordet zu werden," wandte der kühlere Freund ihm ein.

„Und wäre es auch, Adelbert; iſt nicht ein ſolcher Tod dann der ſchöne Abſchluß eines ſchönen Lebens?"

Adelbert lächelte. „Laß es genug ſein, Freund!" meinte er. „Über dieſen Punkt werden wir nie einig. Du haſt heute noch einen weiten Weg vor Dir bis zum Kloſter Zwiefalten. Daher ſpute Dich und verſäume nicht die unwiederbringliche Stunde. Und wenn Du droben angekommen biſt, Du Pflegling des Kloſters, ſo ſieh Dich ein wenig zwiſchen den Kloſtermauern um und ſprich mit Deinem Abte oder einem frommen Bruder von Deinen Weltbeglückungsplanen, das wird Deinen Kopf kühler machen. Und ſomit lebe wohl, auf Wiederſehen!"

Eckbert ſchritt rüſtig weiter, als er ſich vom Freunde verabſchiedet hatte. Dieſer aber ſchaute dem Dahineilenden nach bis ſeine Geſtalt zwiſchen den dunklen Gängen des Waldes verſchwunden war. Dann kehrte er nach der Stadt zurück.

Als Eckbert den Wald durchſchritten hatte und auf der Höhe angelangt war, erhoben ſich vor ihm in duftigem Blau die ſteilen Wände der Alb und ſchienen ſeinen Schritt zu ſpornen. Denn nur langſam rückte er dem Gebirge näher. Endlich war die Stadt Reutlingen erreicht und ein enges Thal umfing den Wanderer, in das die Strahlen der Sonne ſchon heißer herniederbrannten, von ſteilen Felswänden zurückgeworfen. Doch jetzt ging es bergan und auf der Höhe erquickte die friſche Gebirgsluft den Wanderer, welcher im nächſten Dorfe eine kurze Raſt hielt. Wohl hätte ihn von dort die unfehlbare Landſtraße wie bisher ſicher nach Zwiefalten geführt. Er aber erinnerte ſich, von einem näheren Fußwege, der links durch die Wälder und Matten führe, gehört zu haben, und dieſen beſchloß er auf gut Glück einzuſchlagen, ob er ihn gleich nicht genau wußte. „Der Tag iſt noch lang," ſagte er vor ſich hin, „und jedenfalls iſt es lieblicher in den Wäldern als hier auf der ſtaubigen Heerſtraße. So will ich mich

auch einmal auf die Irrfahrt begeben wie Ulyſſes oder Aeneas. — Glück zu!“

Aber die ſanft ſich hebenden und ſenkenden Hügel des Albrückens waren für den unkundigen Wanderer faſt das Gleiche wie für den Schiffer die ſchwankenden Wellen der See. Dazu wechſelten Wald und Matte und wenn Eckert wieder eine Höhe erſtiegen hatte und glaubte die Gegend überſchauen und ſich an irgend einem Anzeichen zurecht finden zu können, ſo ſah er vor ſich wie hinter ſich faſt die gleiche Beſchaffenheit des Landes. So mußte er ſeine Richtung nur nach der Sonne nehmen, welche aber, müde wie er ſelbſt, ſchon zu ſinken begann. Endlich geriet er in eine muldenförmige Vertiefung, welche ſich, je mehr er vordrang, deſto mehr zur Schlucht aushöhlte, deren Grund ein Raſen bildete, während die Abhänge mit Wald bewachſen waren; hie und da ragte ein grauer Fels aus den Bäumen hervor. Zuletzt ging es auf einem engen Pfade zwiſchen Felsſtücken raſcher abwärts und immer höhere Waldabhänge hüllten unſern Wanderer in ihr Dunkel, da ſchon die Dämmerung ſtark hereinbrach. Mit der Eile der Ungewißheit ſchritt er weiter, als ſich plötzlich mitten im Thale ein Teich aufthat, in deſſen kryſtallhellem Waſſer ſich ſchon die erſten Sterne ſpiegelten. Rechts und links von demſelben verſperrten Felswände den Weg, und ſo ſah ſich der Wanderer in der Hoffnung, durch das Thal zu einer menſchlichen Wohnung geführt zu werden, betrogen. Schon war es zu dunkel und er ſelbſt auch zu müde, als daß er einen Weg zwiſchen den Felswänden aus dem Thale hinaus hätte ſuchen können. So wählte er ſich denn die Felſenhöhlung aus, welche am meiſten Schutz zu gewähren ſchien, und legte ſich dort, in ſeinen Mantel gewickelt, zur Ruhe nieder.

II. Die Fiſcherin.

Eine alte Ritterburg! Das iſt wohl etwas recht ſchönes, romantiſches! Beſonders unſere neu aufgebauten mit ihren zierlichen Türmchen, gothiſchen Fenſtern, bunten Scheiben, und im Innern mit reich bemalten Wänden und künſtlichem Geräte. So eine, nur nicht ganz ſo zierlich, mag wohl ein Kaiſer, Herzog oder Graf einſt gehabt haben. Aber wie verſchieden davon war der „Burgſtall“ eines einfachen Ritters. Da ragte in ſchwer zugänglicher Einöde auf einem Bergvorſprung oder Felſen ein maſſiver Turm

empor, an dem wir heutzutage nichts mehr bemerken, als einen engen fenſterartigen Eingang in der Mitte der Höhe; dieſer diente zur letzten Zuflucht, wenn die Feinde ſchon die übrige Feſte erobert hatten. An ihn mochten ſich dann innerhalb der finſtern, engen Ringmauer das Herrenhaus, die Ställe und Vorratskammern anſchließen. Aber wie eng das alles! Wie ſchmucklos die Wände! Wie plump die wenigen eichenen Geräte: Schrank, Tiſch, Stühle, Bettſtatt, aus dicken Bohlen für Jahrhunderte gezimmert! Und dann die ſchmalen Fenſter, welche nicht einmal Scheiben beſaßen. Wollte man ſich alſo gegen Unwetter ſchützen, ſo mußte man die maſſiven Eichenläden ſchließen, ſo daß das Feuer des gewaltigen Herdes das einzige Licht, aber auch viel Rauch gewährte. Und in dieſen traurigen Räumen Ritter und Knecht, Frau und Magd zuſammengedrängt einen langen, langen Winter, ohne alle Unterhaltung als Spindel und Webſtuhl, ein altes, zum Überdruß gehörtes Märchen oder die ſpärlichen Nachrichten, welche ein wandernder Krämer, Sänger oder Knappe aus dem Reiche brachte!

Freilich im Sommer war's anders! Wenn der Wald wieder grünte und die Wieſe voller Blüten ſtand, da flog man mit dem Früheſten aus zu fiſchen oder zu jagen, bis endlich der ſpäte Abend zur Rückkehr unter das ſchützende Obdach zwang; da ſtrahlte Geſundheit aus den braunen Geſichtern und der Menſch blieb friſch und jung mit der friſchen, verjüngten Natur.

So ein altes Neſt, das von ſeinem ſchroffen Felſen in ein unbewohntes Waldthal hinabſchaute, beſchienen die erſten Strahlen der Morgenſonne, als deſſen Herrin vom einfachen Lager aufſprang, die blonden, vollen Haare zurückſtrich und das Geſicht mit friſchem Waſſer benetzte. Dann lugte ſie hinaus durch das enge Fenſter nach der lieben Sonne und dem blauen, blauen Himmel. Bald war ihr Entſchluß darüber gefaßt, wie der heutige Tag zu verwenden ſei: ſie warf die Jagdtaſche über, ſteckte einige Lebensmittel in dieſelbe und machte ſich dann auf, zum Bache hinabzugehen und mit der Angelrute den Goldforellen aufzulauern.

Als ſie aber an die Pforte der Burg kam, vertrat ein alter verdrießlicher Knappe ihr den Weg.

„Wohin wollt Ihr, Fräulein?“ redete er ſie mürriſch an. „Wollt Ihr wieder ausfliegen? Und allein?“

„Warum nicht, Diethelm?“ meinte die Angeredete etwas unwillig. „Ich will ja nur zum Bach hinab und fiſchen!“

„Will mit Euch, Fräulein!“ ſagte der Alte bedenklich, indem er die Sturmhaube aufſetzte und Anſtalt machte, ſein langes Schwert umzugürten. „Es iſt nicht ſicher, wenn Ihr allein geht.“

„Warum nicht gar, Diethelm?“ erwiderte das Fräulein und lachte über die Reiſeanſtalten des Knappen aus vollem Halſe. „Du meinſt doch nicht etwa, ich wolle wie Dein Herr, mein Vater, mit Dir auf Fehde ausziehen? Alter, ſchwerfälliger Narr! Wie willſt Du denn mit mir durch Felſen und Buſch laufen, ohne daß Du über Deinen alten roſtigen Degen alle drei Schritte ſtolperſt und zuletzt den Hals brichſt? Bleib' daheim und pflege Dein Zipperlein! Du biſt nicht für mich geſchaffen!“

Der Knappe ſchaute ſeine Herrin mit großen Augen an; die an der Stirne ſich kräuſelnden Haare waren zurückgeſtrichen und hinten in einen Knoten gebunden, hell wie das Firmament ſchauten die blauen Augen keck aus dem vollen Geſicht von geſunder Bräune und mit blühenden Wangen; die Formen der mittelgroßen Geſtalt begannen ſich allmählig zu runden und verrieten das zur Jungfrau erblühende Mädchen; ein langes, bis auf die Knöchel reichendes Hemde mit kurzen Ärmeln, bis an die Kniee von einem enganliegenden Oberkleide bedeckt, ließ neidlos die zierlichen Formen ſich ausdrücken; der Mantel hing ihr nachläſſig aufgewickelt von der linken Schulter. Nachdem der Knappe ſeine Muſterung beendigt hatte, ſchüttelte er den Kopf und murmelte vor ſich hin: „Das Vöglein wird flügge!“ Hierauf fügte er laut hinzu: „Ich gehe mit Euch, Fräulein, Euer Vater hat es befohlen!“

Das Fräulein erwiderte: „Was haſt Du heute, Diethelm, daß Du mich ſo wunderbar anſchauſt? Und warum willſt Du heute gerade mit mir? Damit Du wieder den Fuß verletzeſt und einen Monat lang hinken mußt, wie das letzte mal? Ei, ſo bleib' doch, alter Haushammel! Geh in den Keller und hol Dir eine Flaſche Wein, bis zum Mittag bin ich wieder da mit Fiſchen zum braten. Und da nimm auch mein Trinkhorn gleich mit und füll es mir auf den Weg!“

Als Diethelm, ihrem Befehle folgend, langſam die Treppe hinab ſtieg, überflog das Geſicht des Fräuleins ein ſchalkhaftes Lächeln; denn

dies Mittel, den pflichteifrigen Diener ihres Vaters zurückzuhalten, war ihr längſt bekannt.

Der Alte brachte den Wein; das Fräulein barg das Trinkhorn in der Jagdtaſche und keck das Köpfchen zurückwerfend ſchritt ſie durch die enge Pforte und über das ſchmale Brückchen hinaus in den Wald und trank mit gierigen Zügen die Morgenluft, welche ihre heißen Wangen fächelte. Ihre Freunde, die Vögelein, waren ſchon wach und pfiffen ihr munter zu, worauf ſie gleichfalls mit hellem Pfeifen antwortete. Sie trat unter das Laubdach der Buchen und ſtand ſtille; der geheimnisvolle Wald rauſchte ihr ins Ohr und ſie dünkte ſich ſo einſam, gar einſam. Dann aber ſchaute ſie nach den Sonnenſtrahlen, welche hie und da ins Dickicht fielen, ſchüttelte das Köpfchen, ſchaute fröhlich empor und kniete hierauf an einem Baume nieder und betete. Nachher ging ſie weiter auf dem ſteilen Fußpfad, der im Zickzack den Waldabhang hinabführte; endlich trat ſie auf einen waldfreien Felſenvorſprung hinaus, dem gegenüber ſich ſogleich wieder ein anderer Fels erhob, nur ſo weit entfernt, daß ein geübter Springer hinüber zu ſetzen hätte wagen können. Zwiſchen beiden Felſen drängte ſich ein Bach hindurch, die Aach, welche unmittelbar ob dieſer Enge aus einem kleinen Teich entſprang. In dieſem gab es die köſtlichſten Forellen und ſchon hier vom Felſen aus konnte ſie das Mädchen im kryſtallhellen Waſſer ſpielen ſehen, wenn ſie niederkniete und ſich vorbeugte. Dann aber ſchaute ſie wieder hinüber zu dem Felſen der anderen Thalwand, der ſich in verſchiedenen Abſtufungen zackig erhebt; wo aber in ſeinen Riſſen und Einbiegungen die Erde einen Haltpunkt fand, überall hatte ſich Geſträuch eingeniſtet und unterbrach mit ſeinem friſchen Grün die braungelbliche Steinmaſſe; es iſt dies der Lämmerfelſen. Hoch oben kreiſte ein Geier, der wohl in den höchſten Zacken des Felſens ſein ſicheres Neſt haben mochte. Unterhalb der Enge aber rann das Bächlein, wo es ihm beliebte, durch das breitere Thälchen und tränkte zahlreiche Vergißmeinnicht, während dichter Wald die Abhänge bedeckte.

Das alles lag ſo friedlich, lieblich und jungfräulich im Morgenlichte da, daß es das Herz der Betrachterin mit inniger Wonne erfüllte; darum jodelte ſie, was aus der Kehle mochte, daß rings Wald und Fels wider-

hallte. Der Geier aber oberhalb des Felſens erſchrak und ließ ein unwilliges, heißeres Krächzen vernehmen.

„Hätt' ich die Armbruſt bei mir, dich ſchöß ich herunter, warte!“ rief das Mädchen und drohte mit der kleinen Fauſt hinauf. „Ich thät' zwar beſſer, dich, du Räuber, hinwegzuſchießen, als die unſchuldigen Fiſchlein aus dem Waſſer zu ziehen; doch heute gilt's ſchon dieſen.“

Sie raffte Taſche und Angelrute, die ſie bei Seite gelegt hatte, wieder auf, ging einige Schritte zurück, wo zwiſchen zwei Felſen ein ſteiler, dicht bewaldeter Hang ſich abſenkte, und ſtieg denſelben vorſichtig hinab, worauf ſie ſich im Thal oberhalb der Enge befand. Ihr erſtes war, nachdem ſie Mantel und Gepäck bei Seite gelegt hatte, an's Waſſer zu gehen und Geſicht, Arme und Füße in der friſchen Flut abzuwaſchen und dann das feucht gewordene Haar in einen feſteren Knoten zu binden. Nun aber galt es, an die Arbeit zu gehen. Zuerſt wollte ſie Mantel und Taſche an einem trockenen Platze unter dem überhängenden Felſen niederlegen, wo ſie das Geräte ſchon oft geborgen hatte. Arglos ſchritt ſie dem Orte zu, prallte aber plötzlich mit einem leiſen Schrei ein paar Schritte zurück.

Es lag ein Mann unter dem Felsvorſprung in ſchwarzer Schülertracht. „Iſt er tot?“ war ihr erſter ſchreckhafter Gedanke. „Aber vielleicht ſchläft er blos!“ tröſtete ſie ſich ſelbſt und fand Mut, näher zu treten. Leiſes Atmen bezeugte ihr, daß er lebe. Neugierig betrachtete ſie den Schläfer; er war von ſchlanker Geſtalt, die braunen gelockten Haare fielen über ſein Geſicht her, deſſen Profil ſich auf dem ſchwarzen Ärmel abzeichnete; gerade nicht zu hohe Stirn, ſanft vorſpringende Naſe, volle Lippen und feingeſchnittenes Kinn; und allerliebſt ſah das zierliche Ohr unter den braunen Locken hervor. Indem ſie ſo den Schlafenden muſterte, begann ſie zu kichern; der kindiſche Mutwille regte ſich in ihr, und ſie dachte: Wenn du ihn am Ohrläppchen zupfteſt!

Das Gelüſte überkam ſie mehr und mehr; zuerſt berührte ſie das Ohr ſachte, nachher derber, und endlich riß ſie ordentlich daran, ſo daß der Schläfer ſich zu ermuntern und die Augen aufzuſchlagen begann. Nun aber wurde ſie rot bis an die Ohren, eilte raſch davon und verſteckte ſich hinter einem Felſenvorſprung, das Geſicht in den Händen verbergend.

III. Im Garten Gottes.

Der Schläfer war ſchnell aufgeſprungen; er hatte das liebliche Antlitz, wenn auch nur einen Augenblick, ſo doch erſchaut und rieb nun die Augen, ob's nicht nur ein Traum geweſen ſei. Aber der Mantel und die Taſche, welche liegen geblieben waren, verrieten die Verſteckte; ein Zipfel des Kleides ſchaute ſamt dem kleinen Fuße noch hinter dem Felſen hervor, und ſchnell war die Verbrecherin entdeckt. Eckbert — denn wir kennen ihn ja — bemühte ſich, das Mädchen aus der Felſenecke und die Hände ihr vom Geſicht zu ziehen, aber vergeblich.

„Wer biſt Du, Kleine?“ rief er endlich. „Woher kommſt Du? Kannſt Du mir den Weg zeigen? Ei ſo komm doch hervor und laß Dich ſehen!“ Dazu ſtampfte er mit dem Fuße; als aber nichts ſichtbar wurde, denn nur unter den ſchweren Flechten ein brauner runder Nacken, ſo drückte er endlich auf dieſen einen Kuß.

Nun wandte ſie ſich freilich um; aber der Zorn glühte in dem kindlichen Geſichte, und mit einem nicht gar ſanften Stoße rief ſie: „Hinweg!“

Erſchrocken trat Eckbert zurück. War das kleine Ding mit einem Male um ſechs Zoll gewachſen? So ſtolz, majeſtätiſch ſchritt ſie, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüber, auf ihren Mantel zu, hüllte ſich züchtig in denſelben, nahm Taſche und Angelrute und ſchickte ſich an zu gehen.

Eckbert ſtand noch verſteinert und dachte: Wunderbares habe ich heute Nacht geſchaut, aber das iſt doch das Wunderbarſte! Und erſt als ſie eben hinter den neidiſchen Büſchen verſchwinden wollte, eilte er ihr nach und erfaßte ihre Hand. Sie aber blieb ſtehen und ſchaute ſich trotzig um.

„Fee des Waldes, oder Nixe des Baches, oder Bergfräulein, oder wer Ihr ſeid, bleibt und vergebt mir, wenn ich Euch beleidigt habe,“ fing jetzt der Schüler an und gedachte ſeiner klaſſiſchen Weisheit. „Laßt einen Armen, Verirrten nicht hier allein, den Nacht und Fels zum Beſten halten und in dieſe öde Schlucht führten, eine unwirtliche Herberge. Und ehe Ihr in den Büſchen verſchwindet oder in's Waſſer taucht, oder die Felswand

ſich hinter Euch ſchließt, zeigt mir den Pfad, der mich zu den Wohnungen der Menſchen führt. Denn ich bin ein Sterblicher und müde und hungrig."

Ob ſolcher Rede riß das Fräulein vom alten Turme die Augen weit auf, und es war ihr, als leſe der Abt von Zwiefalten ſeine lateiniſche Meſſe, ſo feierlich klang das. Endlich aber antwortete ſie: „Du biſt müde und hungrig, ſo viel ich von Deinen Worten verſtehe, Wanderer; ſo ſetz Dich und ruhe; ich will Dir etwas zu eſſen geben und nachher den Weg zeigen."

Damit öffnete ſie die Jagdtaſche und reichte ihm Brot und Wein. Dann ſetzte ſie ſich mit der Angelrute an den klaren Teich und bald zog ſie ſchnellend eine zappelnde Forelle heraus. Ein Stahl und Feuerſtein nebſt Zündkraut fand ſich in der Taſche. Bald war auch mit dürrem Laub und Holz ein Feuer zu ſtande gebracht, worüber ſie den Fiſch briet.

Der müde Wanderer fühlte ſich nach den erſten Schlücken und Biſſen wunderbar geſtärkt und vergaß faſt die weiteren Mahnungen ſeines Magens, während er dem Mädchen zuſchaute, das eifrig vor ihm ſeine Mahlzeit bereitete. — Als ſie endlich fertig war, ſagte ſie: „So komm und teil mit mir und iß!"

Sie ſetzte ſich auf den Raſen und griff gleichfalls zu. Nach einer Weile fragte ſie: „Und wohin willſt Du denn?"

Eckbert ſchaute ſie erſtaunt an; daran hatte er gar nicht mehr gedacht, daß er wohin wolle, und er antwortete kleinlaut: „Nach Zwiefalten."

Nun aber ſchaute ihn das Mädchen wieder an, und indem ſie nach einiger Betrachtung in ein fröhliches Lachen ausbrach, rief ſie: „Ach, Du biſt ja der Eckbert vom Kloſter!"

Jetzt aber war der Erkannte noch erſtaunter; er rückte etwas von ihr weg, als überkäme ihn ein geheimes Grauen und ſagte dann ängſtlich: „Du kennſt meinen Namen, Waldfee?"

Sie aber lachte noch lauter: „Was ſchwatzeſt Du da, gelehrter Herr, der Du von der hohen Schule kommſt? Kennſt Du die kleine Gertrud vom Turme nicht mehr, die ſo oft hinunter kam in das Kloſter, und mit Dir und andern Kindern im Hofe ſpielen durfte? Freilich, Du warſt ſchon damals ein recht gelehrter Knabe und ſtolz wie ein Abt, und man mußte Dich recht bitten, wenn Du mitmachen ſollteſt."

„Gertrud!" rief der Schüler und beſann ſich; dann, als wäre er ins

Klare gekommen, noch einmal: „Gertrud!“ Und zuletzt fügte er leiſe und liſpelnd ein drittes: „Gertrud!“ hinzu.

„Ja,“ fuhr er nach einer Weile fort, „damals war ich ein wohlweiſer Knabe und verachtete alle Welt, die das Bischen nicht wußte, das man mir eingebläut hatte. Aber das war auch deshalb, weil mir die Mönche alle vorſchwatzten, wenn ich recht gelehrt würde, ſollte ich einſt auch Abt von Zwiefalten werden und im ganzen Kloſter gebieten.“

„Ja, das wirſt Du wohl einmal!“ meinte Gertrud, und jetzt war die Reihe an ihr, von dem Gefährten hinwegzurücken. „Du warſt immer des Abtes Liebling, und jetzt biſt Du vollends ein grundgelehrter Mann und führſt Reden, die ich gar nicht verſtehe.“

Aber dem Schüler ſchien der Mut gewachſen gegenüber der Waldfee; er rückte der Zurückweichenden kühnlich nach, faßte ihre Hand und rief: „Nie werd' ich das! Nie!“

Sie ſah ihn erſchrocken an und ſprach: „Was haſt Du wieder, Eckbert? Dir hat das Schlafen im feuchten Thale hier nicht wohl gethan, es iſt oft, als ſprächeſt Du im Fieber. Vorhin hießeſt Du mich eine —“

Sie ſprach das Wort nicht aus, ſondern ſchlug drei Kreuze, indem ſie ängſtlich um ſich blickte.

„Eine Waldfee!“ rief Eckbert lachend. „Verzeih' mir, ich hatte in der Nacht einen ſo ſeltſamen Traum oder Erſcheinung, oder was es war; und davon waren meine Sinne noch gefangen, weshalb ich Dir dieſen Namen gab.“

„Du haſt doch nicht Elfen geſehen?“ meinte das abergläubiſche Kind, indem ſie näher an den Schüler heranrückte, immer fürchtend, aus irgend einer Felſenſpalte möchte eines der Weſen, welche ſie ſo frevelhaft nannte, zürnend hervortreten.

Eckbert aber ſchlang kühnlich ſeinen Arm um die runde Schulter, ſah auf das furchtſame Mädchen nieder, welches die ſchüchternen Augen zu ihm aufſchlug, und ihm wurde im Herzen wunderwohl, daß er dachte, jetzt könnte er es mit allen Geiſtern dieſer und jener Welt aufnehmen. Zudem flüſterten die Buchen, die Felſen ſchienen ſich behaglich in der kühlen Flut zu ſpiegeln, während die Sonnenhitze die Vögel hatte verſtummen laſſen. Es war ſo ſtill und traulich umher, als er alſo begann:

IV. Die Nacht an der Nachquelle.

„Müd' und matt gelangte ich geſtern abend hier an. Der Teich und die Felſen verſperrten mir den Weg, und ſo beſchloß ich hier Nachtquartier zu nehmen, und legte mich unter den Felſen, wo Du mich fandeſt. Bald entſchlummerte ich. Da war es mir, nicht wie im Traume, ſondern als wäre mein inneres Auge aufgethan; denn ich ſah ja deutlich Fels und Wald, und den leuchtenden Waſſerſpiegel, in welchem die Sterne flimmerten. Mir war, als ſammelten ſich kleine luſtige Geſtalten, den Blumen entſteigend, dort auf der Wieſe zum Reigen. Aber wahrhaftig, da iſt ja noch der Ring, auf dem ſie getanzt haben!"

Er trat dem Orte näher, während das Mädchen ſchüchtern hinüber ſchaute, da fand ſich denn ein Ring tiefgrünen, etwas längeren Graſes, während ringsum nur gelbliches, kurzes Haidegras mit roten und gelben Blümchen wuchs.

„Es waren kleine Geſtalten," fuhr er fort, nachdem er ſich wieder geſetzt hatte, „mit langen, faltigen Gewändern, als wären ſie mit dem Boden verwachſen; ſie ſchritten auch nicht, ſie ſchwebten nur im Kreiſe herum, indem ſie in den Hüften ſich wiegten und mit den Köpflein nickten. Anfangs waren ihre Bewegungen langſam, dann wurden ſie immer ſchneller und zuletzt huſchten ſie, Kreis gegen Kreis, an einander vorüber. Während dem aber wehte Blumenduft zu mir herüber, je ſchneller der Tanz wurde, deſto ſtärker.

Indes ich ſo dem Tanze zuſchaute ſtiegen aus den Riſſen und Spalten der Felſen kleine Männlein hervor mit großen Köpfen und langen Bärten; die hatten metallene Hämmerlein, damit klopften ſie auf dem Stein den Takt zu dem Reigen. Aus den Wurzeln der Buchen aber erhoben ſich allgemach kleine geharniſchte Ritter, die kamen näher und näher herbei und nahmen einer nach dem andern eine der Blumenelfen und drehten ſich mit ihr. Dann aber ſtiegen aus dem Waſſer zwei große Frauen mit ſchwarzen, ſchweren Haaren, darin trugen ſie Kränzlein von Eppich und Vergißmeinnicht, ihre langen Schleier aber und ſchweren Gewänder hingen in's Waſſer nieder, an deſſen Rand ſie ſich ſetzten und zuſchauten.

Die Frauen aber ſangen:

Die ihr unſre Quellen ziert,
Tanzet, kleine Elfen,
Mit Geſang, wie ſich's gebührt,
Laßt zum Tanz euch helfen!
Daß kein böſer Stern euch ſticht
Bei der nächt'gen Feier,
Hüllen wir euch ſacht' und dicht
In die feuchten Schleier.

Indes hoben ſich ihre Schleier aus dem Waſſer und wuchſen immer weiter das Thal herauf; blinkten im Mondſchein, wie aus lauteren Silberfäden geſponnen.

Dann ſangen die Bergmännlein:

Kling, kling! klang!
Rührt euch zum Geſang!
Aus der Felſen gewundenen Gängen
Wir nahen mit Klang und Geſängen.
Wir ſchmieden mit emſigem Hammer
In der Erde tiefunterſter Kammer,
Wir ſchmieden und nieten und ſchweißen mit Macht
Gebälke, die Erde zu tragen,
Und hüten das Feuer, das lauert und wacht,
Zerſtörend zum Himmel zu ſchlagen;
Bis das Werk vollbracht,
Bis die ſtille Nacht
Rufet uns, zu ſchau'n,
Was im obern Licht
Stille Kräfte bau'n.
Elfen, ſchließt den Ring!
Kling, klang, kling!

Darauf ſangen die Ritter:

Wir tragen empor zu des Himmels Blau
Der Erde treibenden Keim,
Umſchlingen der Felſen gewaltigen Bau
Mit klammernden Armen geheim.

Hoch im Laub die Winde flüſtern,
An den Wurzeln Waſſer kniſtern,
Feuchte tragen wir und Flammen,
Stärk' und Biegſamkeit zuſammen.

Indes aber dieſe ſo ſangen und tanzten, da leuchtete plötzlich drüben am Felſen ein gelber Strahl empor, daß die Bergmännlein erſchrocken auseinander fuhren, der Reigen aufhörte und die Frauen in's Waſſer platſchten. Da kam mit einem Purzelbaum aus der Tiefe hervor ein kleines gelbes Kerlchen, mit ausgezacktem Röcklein und ſpitzer Narrenkappe und Schnabelſchuhen, der hatte überall an Zacken und Spitzen gelbe Glöcklein, welche hell durcheinanderklangen, während er in ſeltſamen Sprüngen herüberkam und ſich mitten in den Elfenring auf einen Stein ſetzte. Da führte er allerhand tolle Faxen auf und machte ein Gelärm mit ſeinen Glöcklein, indem er den Elfen mit ſeinen Händen ein Zeichen gab, den Tanz bei ſeiner Muſik fortzuſetzen; als ſie dies nicht thaten, redete er ſie alſo an:

„Seid mir gegrüßt, edle Herrſchaften, und laßt euch nicht erſchrecken und daraus bringen. Ich bin ein luſtiger Berggeiſt und ziere gern euer Feſt. Ich bin ein ſplendider Kerl und bei mir geht's hoch her. Darum tanzt mir, ich ſpiele auf!"

Nochmals begann er ſeine wirre Muſik; aber die kleinen Blumengeiſter verſteckten ſich ängſtlich hinter die Ritter, und dieſe ſchauten den neuen Gaſt trotzig an. Die Männlein mit den Hämmern murmelten unter einander, und nur die Nixen, welche ſich wieder auf den Rand des Teiches geſetzt hatten, ſahen laut und lachend den tollen Geberden des Narren zu.

Da fing dieſer auf einmal an, recht ernſthaft und beleidigt ſich zu ſtellen, ſetzte ſich auf ſeinem Steine zurecht, als wäre er der Kaiſer auf ſeinem Throne und begann: „Wie? achtet man den gelben Glanzgeiſt hier ſo wenig, den vornehmſten aller Erdgeiſter, den Wunſch und die Gier Aller? Wie, tanzt, ſchöne Blumenfräulein, und ich will eure blauen und roten Kleidlein mit gelbem Schimmer ſticken, und eure gelben will ich noch ſtrahlender machen!"

Aber die Blumengeiſter wollten nichts von dem gelben Hans und meinten, ſie ſeien ſchön genug, wie die Mutter Erde ſie habe wachſen laſſen. Da wandte ſich dieſer an die Ritter und rief:

„So biet' ich euch meine Gaben an! Goldene Eier ſollen eure Äſte zieren, und eure mächtigen Wurzeln ſollen ſich um Goldklumpen winden!"

„Was?" riefen die Ritter. „Viel lieber graben ſich unſere Wurzeln in die kühle Erde und in das feuchte Geſtein, die ihnen Nahrung geben, als daß ſie Deine toten und tötenden Klumpen umkrallen. Und was thäten unſere Freunde, die Vögelein und Eichkätzchen, mit den goldenen Eiern? Buchecker und Eicheln ſind ihnen lieber."

Nun aber wandte ſich der Gelbe an die Waſſerfrauen und ſprach, indem er höflich ſeine Narrenmütze abnahm:

„Aber bei euch, ſchöne Damen, das weiß ich, werde ich nicht fehl gehen. Wie ſchön nähme ſich in eurem vollen ſchwarzen Haar ein Reif meines Metalls aus. Oder wie ſtünde ein glänzender Gurt zu euren weißen Gewändern? Oder ſoll ich dieſe und eure Schleier mit blinkenden Sternen ſchmücken?"

Die eine der Waſſerfrauen hatte ihren Kopf auf die Schulter der Schweſter gelegt und den Arm um dieſe geſchlungen; dazu lachte ſie ſpöttiſch, daß ihre weißen Zähne blinkten. Die andere aber begann, indem ſie verächtlich und abweiſend den Arm gegen den Gelben ausſtreckte:

„Es ziert die Nix' der Leib ſo rein,
Des Auges feuchter Glanz,
Die Lippe friſch, der Zähne Reih'n.
Das Haar mit Blumenkranz.

Begehrt ſie mehr in's reiche Haar,
Als nur Vergißmeinnicht.
Aus tiefem Grund die Perle klar
Sie um die Schläfe flicht.

Du, geh' mit Deinem Gold nach Haus!
Es iſt uns längſt bekannt,
Wir ſpülen's in den Klüften aus,
Und werfen's auf den Sand."

Nun wandte ſich der Gelbe hinüber zu den Bergmännlein, die ihn aber ſo zornig anblickten, daß er ſie nicht anzureden wagte. „Iſt denn niemand da?" rief er endlich, indem er ſich nach allen Seiten umſchaute, „welcher meine Hoheit anerkennt? Ei ſieh da!" fuhr er fort, indem er mich

erblickte, „dort iſt ja ein Menſchenkind, das uns zuſchaut. Wie, Du verſchmähſt doch meinen gelben Glanz nicht? Erkenne meine Macht und ich will Dich mit meinen Gaben überhäufen!“ —

Jetzt entſtand bei den andern Geiſtern eine Bewegung. „Ein Menſch,

ein Menſch!“ riefen ſie halb erſchreckt, halb zornig durcheinander, und die Blumenelfen flatterten davon, während die Ritterlein und Bergmännlein ſich drohend um mich her ſammelten, die beiden Waſſerfrauen aber mir böſe Blicke zuwarfen. Da rief ich ihnen zu:

„Laßt euch nicht ſtören, ihr Geiſter, fahret fort in eurem Reigen, dem ich mit Ergötzen zuſchaue; ich habe nichts Arges im Sinn. Du aber, Gelber, laß auch mich ungeſchoren mit Deinen falſchen Gaben, ich begehre ihrer nicht. Heb' Dich hinweg, und laß die Elfen ihre Spiele wieder beginnen!“

„Nichts willſt Du von mir?“ rief der Gelbe verwundert. — „Nichts? Nichts?“ fügte er halb höhniſch, halb mitleidig hinzu. — „Junges, unerfahrenes Blut! Warte nur, wenn Du älter wirſt, wirſt Du geſcheidter werden und mich ſchätzen lernen.“

Indem er hierauf ſeine Mütze etwas ſchief auf dem Kopfe zurecht rückte, ſich an einen Stein lehnte, die Arme kreuzte und die Beine übereinanderſchlug, ließ er ſeine Augen verächtlich umherlaufen, und meinte: „Ich bin unter Geſindel geraten, all' dieſes Volk iſt meiner Gegenwart nicht wert!“

Da aber entſtand wieder großer Tumult unter den Geiſtern, welche darob von mir abließen, und ein ſtahlgraues Bergmännlein trat vor und ſprach: „Geſindel nennſt Du uns, Du Unnützeſter unter den Unnützen! Soll ich Dir von Deiner Herkunft vermelden? Als der große Geiſt die Rieſen geſchaffen hatte und dieſe ſeinen Himmel erſtürmen wollten, da zerſchmetterte er ſie, und aus ihren gewaltigen Knochen baute er das Felsgerüſte der Erde. Und uns ſchuf er, damit wir ihm bauen hülfen und in einander fügen, und damit wir die unterirdiſchen Feuer hüteten. Du aber, unnützer Geiſt, und Dein häßliches Metall, biſt geſchaffen aus den Herzen der Rieſen, welche der große Geiſt gebildet hatte, alles Gute zu erkennen und zu wollen, welche aber ſtatt deſſen nur Bosheit, Haß und Neid in ſich aufnahmen. Und er befahl uns, Dich ſo tief als möglich in die Erde hinabzuſchmieden; aber Du bracheſt hervor, und als die tollen Waſſer kamen, wühlten ſie Dich herauf, und ſeitdem dienſt Du dazu, in der Menſchen Herzen die böſen Lüſte aufzuregen. Was willſt Du uns Geſindel heißen, Unnützeſter? Wir ſind es, welche die Erde tragen, und uns gebührt der Vorzug vor allen.“

Als aber die Nixen am Rande des Teiches dieſe Reden hörten, da ziſchte und wallte der ruhige Waſſerſpiegel, ihre ſchwarzen Augen funkelten, ſie warfen die ſchweren Haarflechten hin und her, und die größere begann: „Wie, ihr kleinen Knirpſe, ihr wollt die Erſten ſein? Wißt ihr nicht, wie wir, die Waſſergeiſter, eure Arbeit, von der ihr rühmt, ſie ſei ſo feſt geſchmiedet, auseinanderriſſen und euch hin und her warfen, wie es uns gefiel? Und was wäre die Erde ohne uns? Eine öde Felſenwüſte! Wir wuſchen eure ſtarken Brocken zuſammen und formten daraus das fruchttragende Erdreich, dem das Leben und die Pflanzen entquollen. Wir befeuchten die Erde noch immer, wir zieren die Thäler, und hoch zum Lichte ſteigen wir empor, um als ſegensreiche Ströme herabzufluten! Wer will uns den erſten Rang ſtreitig machen?“

Nun erhob ſich einer der Ritter, und ſtolz auf ſein Schwert gelehnt, ſprach er: „Ihr Felſen, die ihr uns traget, dient nur uns; ihr Waſſer, die ihr uns feuchtet, dient nur uns; und da ihr unſere Diener ſeid, ſind wir die Größeren. Ein wüſtes Chaos war die Erde, als ihr Berggeiſter und Waſſergeiſter euch um die Herrſchaft ſtrittet. Wir erſt liehen ihr Form, Farbe und Schmuck; uns dient ſelbſt die Sonne und ſendet uns mit freundlichen Strahlen Licht und Wärme, darum ſind wir die Größeſten!“

Während dieſes Streites ſchienen die Elfen mich ganz vergeſſen zu haben; nun aber erhob ich mich und ſprach: „Laßt den eiteln Zank. Ihr alle dient nur uns, ihr Geiſter und Kräfte der Natur. Zu unſerem Nutzen hat euch der große Geiſt geſchaffen, damit wir durch euch die Werke vollbrächten, die ihn ehren.“

Nun aber brummten die Bergmännlein, die Nixen kicherten, und die Ritter lachten laut.

Zuerſt begann das Bergmännlein: „Was ſagſt Du, Narr? Unſere Gaben habt ihr heraufgewühlt, um euch unglücklich zu machen. Das Eiſen braucht ihr, damit einer den andern quälen und töten kann; und die edlen Metalle braucht ihr, damit einer den andern um ſein Brot bringe! Was ſagſt Du, Narr? Sind das die Werke zur Ehre des großen Geiſtes?“

Der Ritter aber begann: „An unſer Holz hängt ihr eure Brüder,

um ſie zu quälen, und in unſerer Flamme opfert ihr ſie eurem Haſſe. Sind das die Werke, den großen Geiſt zu ehren?“

Ich aber erhob mich und rief: „Wohl mögt ihr uns darum ſchelten! Aber des Großen und Herrlichen, das wir Menſchen vollbracht haben, gedenkt ihr nicht, ihr lebt euer ewig gleiches Sein', wir aber ſtreben durch Freud und Leid, durch Tugend und Laſter der Vollendung zu!“

Auf dieſe Worte empfing mich ein allgemeines höhniſches Gelächter; am ſchrillſten aber tönte dazwiſchen das Lachen des Gelben hervor, der mich alſo anredete: „Du machſt Dich! Mein liebes Menſchenkind, Du machſt Dich! Du biſt doch nicht ſo ganz fiſchblütig, wie Du vorher ſchieneſt, Du haſt Ehrgeiz im Leib. Nun, wir werden noch ein Geſchäftlein mit einander machen. Und ihr, meine lieben Brüder und Schweſtern, nur einander recht abgetrumpft, ſo mag ich's haben. Zieht einander nur im Kot herum, dann findet ihr zuletzt auch an mir noch ein gutes Fetzchen, und könnt mich noch brauchen.

„Mich, mich brauchen ſie alle,
Mir, mir folgen ſie doch,
Ich, ich bring' ſie zu Falle,
Mein, mein werden ſie noch!“

Damit machte er einen Satz und ſchoß mit dem Kopfe vorwärts gegen die Erde, welche ſich vor ihm öffnete und verſchwand wieder mit einer gelben Flamme.

Dazwiſchen hatte ich bemerkt, wie die Nixen eifrig mit einander geflüſtert und oft nach mir her geſchaut hatten. Nun erhoben ſie ſich aus dem Waſſer und kamen in langſamem Schritt in ihren langen ſchleppenden Gewändern auf mich zu, die großen Augen ſtarr auf mich gerichtet. Da ſang die eine:

In Freud und Leid, in Wonn' und Schmerz
Schwebt ihr wohl eine Zeit,
Bis Freud und Leid, und Wonn' und Schmerz
Euch ſind zum Ekel beid'.

Die andere ſang:

Ihr ſeufzt zuerſt: Wie ſchnell läuft doch
Der Lebensfaden ab;
Bald iſt das Leben euch ein Joch,
Und euer Wunſch das Grab.

Die erſte:

Einſtmal in kühler Sommernacht,
Da ſpielen Zwei mit Luſt,
Sie haben Aug' in Aug' gelacht,
Und drückten Bruſt an Bruſt.

Die andere:

Wie ſprachen ſie, wie träumten ſie
Von höchſter Seligkeit.
Und daß ihr Glück ſich ende nie,
Trotz Wechſel, Sturm und Zeit.

Die erſte:

Ich ſah ſie mit zerrauftem Haar,
Ein Kindlein auf dem Arm,
Und meine Fluten kühl und klar
Ihr dünkten wonnig warm.

Die andere:

Ich hörte zweier Schwerter Klang
Und lauten Widerhall,
Ich ſah, wie tief das eine drang,
Ich ſah den blut'gen Fall.

Die erſte:

Trau' nicht ſo ſtolz, mein junger Faut,
Mein braungelockter Knab',
Wie Deine Wiege ich gekannt,
So kenn' ich auch Dein Grab.

Die andere:

Die Locke voll, die Locke weich
Von ſtarrem Blute klebt,
Die Lippe ſchlaff, die Wange weich,
Das Lid ſich nicht mehr hebt!

Indeſſen ſenkten ſich ihre Schleier auf mich nieder, und ich atmete ſchwer; ich ſah nichts mehr als einen grauen, dicken Nebel. Allein durch denſelben hörte ich Schwerterſchläge an mein Ohr klingen, und hörte einen gellenden Hilfeſchrei. Plötzlich fühlte ich es warm und unheimlich mir am Halſe herunterrieſeln; es war Blut, das immer höher und höher ſtieg und mich überfluten wollte; ich mühte mich ab, zu entfliehen, aber ich kam nicht von der Stelle. Endlich fuhr ich auf; da lag die Schlucht vor mir in einem leichten Nebel, aber aus den Felſenritzen ſahen noch höhniſch grinſend die dicken Köpfe der Zwerge, die Bäume flüſterten, als wollten ſie mir was ſagen, und im Waſſer rauſchte es, als plumpte ein ſchwerer Körper hinein. Ich ging zur Quelle, in deren Grunde eben die Nixen mit ihren weißen Schleiern verſchwanden, aus den großen Augen mir noch einen neckiſchen Blick zuwerfend. Mit einem langen Zuge ſtillte ich meinen brennenden Durſt. Dann legte ich mich wieder unter dem Felſen nieder, und ſchlief einen tiefen Schlaf."

V. Das Gewitter.

„Bis —" fuhr der Erzähler fort und blickte auf ſeine Zuhörerin ſchelmiſch nieder. Dieſe hatte bisher mit der Aufmerkſamkeit des Grauſens ſeinen Worten gefolgt, nun aber ſenkte ſie plötzlich die Augen.

„Bis die Waldfee kam und mich weckte!"

Da erhob ſie die Augen vorwurfsvoll und bittend zu ihm und rief: „Eckbert!"

„Nun, nun!" ſagte er begütigend. „Ich will nichts mehr davon wiſſen oder ſagen, es iſt ja auch nicht ſo ausgemacht; nur mein linkes Ohrläppchen behauptet es noch ſteif und feſt."

Sie aber nahm eine recht ernſthafte und wichtige Miene an und ſagte: „Du haſt Elfen geſehen, Eckbert, das bedeutet nichts Gutes! Man erzählt vieles von ihnen, aber die ſie geſehen haben, denen ſoll es nie gut ergangen ſein."

Der aufgeklärte Student aber unterbrach ſie: „Närrchen, es war ja alles Traum und Einbildung. So haben die alten Heiden Götter gehabt und geglaubt, wenn gleich nichts Wahres daran war, und ſo fabelte ich im Schlafe von Nixen, Blumenelfen, Bergmännlein und Baumgeiſtern."

Gertrud aber ſah ſich erſchrocken in allen Ecken um, und warnte: „Bſt! Nenne keine Namen, das können ſie gar nicht leiden. Und wenn es auch nur Einbildung geweſen wäre, es iſt doch etwas. O, ich weiß von den — Waſſerfrauen (wobei ſie ſich wieder bekreuzte) eine böſe Geſchichte! Ich hörte ſie in meiner früheſten Kindheit.“

„Ei, erzähle!“ rief der Jüngling neugierig.

„Von meines Vaters Schweſter erzählte mir meine Mutter, ſie ſei mit einem Male aus dem Turme verſchwunden, und die Nixen haben ſie geholt. Meine Mutter zeigte mir ein Bildchen dabei, welches meines Vaters Schweſter vorſtellte, und das glich Dir, Eckbert!“ fügte ſie hinzu, indem ſie ihn nachdenklich anſchaute. „Zwar erzählten ſie mir das gleiche von meiner Mutter; aber das thaten ſie nur, um mich wegen ihres Todes zu tröſten; ihr Grab iſt drunten im Kreuzgang zu Zwiefalten unter einem Stein. Aber von meines Vaters Schweſter hat niemand das Grab geſehen!“

„Du haſt eine Mutter gehabt, Gertrud?“ rief Eckbert. „Ich weiß von keiner.“

„Sie ſtarb frühe!“ ſagte traurig das Mädchen. „Ich kann mich ihrer nur noch erinnern als einer bleichen, ſtillen Frau. Wenn ſie mich küßte, ſo tropften oft ihre Thränen mir auf die Wangen, bis ich ſie mit meinen Ärmchen umſchlang und rief: Nicht weinen, Mutter! Dann lächelte ſie wieder. Bald aber trug man ſie hinaus, und nun war es ſo einſam im Turme. — Mein Vater, ein finſterer Mann, der ſich nie um mich bekümmerte, zog kurz nach der Mutter Tode hinunter in die Einſiedelei, an die Waſſerhöhle, ſo daß ich mit dem armen Diethelm ganz allein im Turme lebte. Zwei Jahre lang thaten ſie mich hinüber zu den Nonnen nach Marchthal, um zu lernen. Aber in den langen, gewölbten Kloſtergängen war es mir unheimlich zu Mute. Mich überkam das Heimweh nach meinem Walde, und weinend ſchaute ich hinab in die Donau, die unten am Felſen vorbeifloß. — Da hieß es, ich ſei eines armen Ritters Kind und ein einfältiges Ding, mit dem man nichts anfangen könne, und ſo wurde ich zum Turme wieder zurückgebracht. Und da lebe ich nun einſam und meine einzigen Freunde ſind der Wald und der klare Bach, wo ich jagen und fiſchen gehe. Wenn aber nachts die kalten Nebel aus dem Thale ſteigen, dann ſchaue ich aus meinem Fenſter und meine, in der Ferne die Geiſter tanzen zu ſehen, bis es mich ſchaudernd überläuft; dann werfe ich ſchnell den Eichenladen zu und drücke mein Geſicht ins Kiſſen.“

„So einſam biſt du geweſen, Gertrud?“ rief mitleidig der Schüler. „Ich habe doch mit Menſchen gelebt und Lehrer gehabt, die mich in allem unterwieſen. Und doch,“ fügte er ſinnend hinzu, „jetzt lebte ich gerne in der Einſamkeit Deines Turmes. Die wilden Gedanken, welche ſich oft in mir regen, könnten ſich hier abklären und ich würde ruhiger, ſicherer werden. Und abends — da ſäßeſt Du bei mir, Gertrud, und ich erzählte Dir, was ich weiß, oder wir gingen hinaus auf Fiſchfang und Jagd.“

Des Mädchens Augen hingen leuchtend an ihm, während er ihr dies Glück ausmalte; dann aber ſenkte ſie langſam ihr Köpfchen und meinte traurig: „Wird nichts daraus!“

„Warum nicht, Gertrud?“ wandte ſchnell der Schüler ein. „Ich bitte den Abt, daß er mich zu Dir heraufziehen läßt in den Turm, und da laß uns mit einander leben. Denkſt Du nicht, wir werden friedlich auskommen?“

Das Mädchen hatte das errötende Geſicht weggekehrt, und als wollte

ſie den Gegenſtand des Geſprächs abbrechen, fing ſie plötzlich an: „Aber wir ſchwatzen zu lange! Ich wollte zu Mittag Fiſche in den Turm hinaufbringen zum Mahle, und jetzt iſt nach der Sonne die Mittagsſtunde vorüber und ich habe noch kein einziges Fiſchlein. Geſchwind will ich ein paar fangen, dann brechen wir auf, Du erquickſt Dich noch bei uns, und dann zeigen wir Dir den Weg.“

„Du haſt doch noch eine Angel? Ich will Dir das Verſäumte hereinbringen helfen. Du ſollſt mich fiſchen lehren!“ rief Eckbert. Und ſo ſaßen ſie, nachdem eine zweite Angelrute zuſtande gebracht war, am Waſſer, den Fiſchen auflauernd und verſtohlen nach einander hinüberblickend, ob's wohl beim andern noch nicht angebiſſen habe. Eckbert ſchwatzte dazwiſchen, und wenn Gertrud ihm das als nachteilig für ihre Beſchäftigung verwieſen hatte und er nun wieder recht ernſthaft daſaß, konnte ſich das ſchelmiſche Mädchen nicht enthalten, zuerſt leiſe, und dann immer lauter über den hochgelahrten Fiſcher zu lachen, der mit all ſeiner Weisheit nicht das Schwänzchen einer Forelle aus dem Waſſer locken könne. Darüber ſchien er dann recht in Zorn zu geraten und erwiderte ihr, ſie treibe das Handwerk ja ſchon länger und fange auch nichts, bis ſie zuletzt beide wieder recht ernſthaft in ihr Geſchäft vertieft waren.

Endlich ſchnellte Gertrud einen Fiſch ans Land. Eckbert ließ ſeine Angelrute fallen und wollte den Zappelnden von ihrer Angel losmachen; aber dem ungeſchickten Schüler glitſchte der Fiſch durch die Hände und nahm die Gelegenheit wahr, wieder ins Waſſer zu ſchnellen.

Gertrud lachte aus vollem Halſe; aber er begehrte, ſie ſolle ihn für ſeine Einfältigkeit züchtigen, und da ſie das nicht wollte, faßte er ihre kleine Hand, um mit derſelben die Strafe an ſeiner Wange zu vollziehen, als ein plötzlicher Donnerſchlag die beiden auseinanderſchreckte.

Das Gewitter, deſſen Aufſteigen die enge Schlucht ihnen verborgen hatte, brach plötzlich herein; ſchwarze Wolken zogen das Thal herauf, und die Sonne verloſch. Mit jenem erſten Donnerſchlag war die Natur entfeſſelt, der Wind brauſte durch die Schlucht, die Bäume ſtöhnten und das Laub rauſchte laut, während in dem ſtillen Becken die erſten ſchweren Regentropfen ihre Kreiſe verbreiteten. Die beiden Fiſchenden packten eilig zuſammen und klommen den Berg auf dem ſteilen Zickzackwege hinauf zum Turme,

der grau in den dunkeln Wetterhimmel hinaufragte. Hier wollte ſich Eckbert verabſchieden, denn vom Turme aus wußte er den Weg nach Zwiefalten. Aber eben dröhnte ein neuer furchtbarer Donner, und nun rauſchte der Regen. Gertrud wandte ſich zu dem Scheidenden um und rief ihm zu, doch das Gewitter unter Dach abzuwarten, und die flehenden Blicke des beſorgten Mädchens bewogen den Jüngling zur Umkehr. Sie traten in die Burg; im untern Gemach ſaß hinter einem Tiſche, den Kopf auf beide Arme geſtützt, Diethelm und ſtarrte mit gläſernen Augen die Eintretenden an; vor ihm ſtand die leere Kanne. Die beiden aber ſtiegen an ihm vorüber in das höhere Stockwerk hinauf.

VI. Der Einſiedler.

Die Sonne ſteht ſchon lange über den Bergen; aber in dem grauen Turme rührt ſich noch nichts. Es ſcheint der Lichtgöttin endlich nicht mehr geheuer zu ſein, und heißer ſendet ſie ihre Pfeile, glänzender ſtrömt ſie ihr Licht auf das alte Gemäuer, in dem ſich endlich etwas zu regen anfängt.

Mit roten Augen und roter Naſe, aber blaſſen Geſichtes, erhebt ſich der **Knappe** Diethelm und ſieht verwundert hinaus in die klare ſtille Natur; ihm iſt's noch ſo wirr im Kopfe, daß er Sonnenſchein, Wald, Fels und Thal gar nicht begreifen kann. Zuletzt macht er ſich an den alten, halb verfallenen Ziehbrunnen, läßt mühſam den Eimer hinab und zieht endlich einiges Waſſer herauf. Er trinkt.

„Puh!" macht er, „wie ſchlecht! Freilich für den Durſt mag's gelten; aber für den rechten Reiterdurſt Wein — Wein — Wein!"

Und nochmals nimmt er einen Zug, der ihm den ganzen Leichnam verſchüttelt, und beginnt nun mit der ſchweren Arbeit, die durcheinandergeworfenen Gedanken zu ordnen.

Es mochte bei dieſem Geſchäft nicht das Tröſtlichſte herauskommen; denn eben beginnt ſich ſeine Stirne recht finſter zu falten, als er dadurch unterbrochen wird, daß ſich die Thür nochmals öffnet und ſein Fräulein heraustritt mit einem fremden jungen Manne.

Das aber läßt das Geſicht des Knappen noch mürriſcher werden und barſch redet er den Fremdling an: „He da, was thuſt Du in dieſem Käfig, loſer Vogel?"

Das Fräulein aber fiel ihm zornig in die Rede: „Wie! willſt du den Meiſter ſpielen hier, alter Weinſchlauch, und der Tochter in meines Vaters Schloſſe vorſchreiben, was ſie thun ſoll? Es iſt mein Gaſt und Du wirſt Dich manierlich gegen ihn betragen, ſonſt jage ich Dich davon!“

Und dazu blitzten die blauen Augen, als ſollten ſie unter einem Stahlhelm, nicht unter einem gekräuſelten Mädchenſcheitel, hervorſchauen, und die ganze Geſtalt hob ſich, daß der Knappe beſtürzt einige Schritte zurücktrat, während er ſtotterte: „Euer Vater, Fräulein, hat mir —“

„Mein Vater,“ unterbrach die Angeredete ihn wiederum, „hat Dich zum Wächter dieſes Turmes geſetzt und Dir befohlen, ihn zu bewahren, daß kein Feind oder Strauchdieb hier eindringe. Wenn aber ſeine Tochter einem müden Wanderer das Haus ihres Vaters als Zufluchtsſtätte vor Gewitterſturm und Nacht anbietet, ſo geht das Dich nichts an, Du Knecht!“

Und damit den Fremden an der Hand faſſend, ſchritt ſie zum Burgthor hinaus und ließ dem erſtaunten Diener das Nachſehen.

Lange Zeit gingen Gertrud und Eckbert ſchweigend neben einander her. Den Fußweg, der im Zickzack in das Thal hinabführte, ließen ſie links, und ſchritten der rechten Thalwand entlang, wo ſich ein breiterer Weg gegen die Aach hin langſam abſenkte. Als ſie an eine Stelle kamen, wo das Thal ſich etwas erweiterte und die Wälder lichter wurden, wandte ſich Gertrud zu Eckbert:

„Hier verlaß ich Dich, mein Eckbert! Dort hinter dem Felſen iſt die Waſſerhöhle, und bei ihr ſteht meines Vaters Einſiedlerhütte, dort wirſt Du ihn treffen. O, Eckbert, rede vorſichtig mit ihm, es iſt ein alter, eigenwilliger Mann, ſetze Deine Worte bedächtig und kreuze ſeinen Sinn nicht mit ſcharfer Rede!“

Das Mädchen ſah dem Jüngling ängſtlich in die Augen, aus denen aber die frohe Zuverſicht des Jugendmutes lachte. „Sei ruhig, Gertrud!“ ſprach er, „Gott wird mit mir ſein, er wird Dir und mir einen Vater ſchenken!“

Aber aus des Mädchens Augen brachen die hellen Thränen, feſter ſchlang ſie ihre Arme um den geliebten Jüngling, und dieſer neigte den Mund zu ihr, auf den ſie einen innigen Kuß drückte. — Dann aber, mit Purpur übergoſſen, riß ſie ſich haſtig los und rief: „Leb' wohl, Eckbert!

Gott ſei mit Dir!“ Und ehe er ihren Gruß erwidern konnte, war ſie, wie ein ſcheues Reh, im Walde verſchwunden. —

Der Jüngling ſtarrte ihr nach, ſtarrte, als er ſie nicht mehr ſah, noch lange nach dem Ort, wo ſie verſchwunden war. Endlich wandte er ſich um und ſchritt das Thal hinunter. Dieſes verengte ſich immer mehr; die Berge wurden höher und felſiger, und eine gewaltige Steinmaſſe, welche von der rechten Thalwand vorſprang, drängte Weg und Flüßchen hart zuſammen, daß ſie endlich die ganze noch übrige Thalbreite einnahmen. Doch wie die Steinwand vorgeſprungen war, ſo trat ſie auch wieder zurück, und aus der Bucht, die ſich dadurch bildete, rann ein eben ſo ſtarker und kryſtallheller Waſſerarm dem Flüßlein zu; anfangs langſamer fließend, geriet dieſer neue Arm bald in brauſenden Sturz und miſchte ſich mit der ältern Aach, die gleichfalls über mooſige Felsblöcke ihm entgegenſtürzte. So vereinigt, brauſten die Waſſer in eine enge Thalſchlucht hinab, wo drohende Felſen, vom Hochwald gekrönt, ihnen jeden Durchgang verwehren zu wollen ſchienen. Als Eckbert weiter vorſchritt, bemerkte er, wie dieſer zweite Arm unter dem Felſen aus einer Höhle hervorquoll; neben der Quelle aber erhob ſich ein blumiger Wieſenabhang, an deſſen Fuße die Hütte des Einſiedlers ſtand; dieſer ſelbſt kniete, den Rücken dem Fremdling zugewandt, in eifrigem Gebete vor einem Marienbild, das in einer Niſche des Felſens angebracht war.

Der Jüngling trat nahe zu ihm hin, dann ſprach er: „Stehe auf, Dein Glaube hat Dir geholfen!“

Der Einſiedler wandte ſich um und zeigte dem Ankömmling eine tief gefurchte, eckige Stirn, von krauſen, ſchon ins Graue ſpielenden Haaren umgeben; darunter zwei buſchige, ineinander verwachſene Augenbrauen, unter denen zwei wilde Augen lauerten; der Mund war ſtreng zuſammengepreßt, an Wangen und Kinn ſpannte ſich eine fleiſchloſe Haut über tüchtige Knochen.

Auch der Einſiedler muſterte die Erſcheinung, die mit einem ſo ungewöhnlichen Gruße zu ihm getreten war.

Die zierliche, mittelgroße Geſtalt hob ſich in der knappen Schülertracht, in vollen Locken lagen die braunen Haare um die offene Stirne, welche das abgenommene Barett in ihrer wohlgeformten Rundung ſchauen

ließ; um Auge und Mund aber ſchwamm auf den weichen Zügen ein wunderbarer Ausdruck der Wehmut.

Der Einſiedler ſchlug drei Kreuze; dann begann er: „Biſt Du ein

Bote des Himmels, dann ſei mir gegrüßt, und Gott ſei gelobt!“

In Eckberts Auge glänzte eine Thräne und er erwiderte: „Nein, ich bin ein Menſch und Sünder wie Du; aber das Wort, das ich an

Dich richtete, iſt Gottes. Und ſo magſt Du mich einen Boten des Himmels heißen, weil ich Dir Gottes Wort bringe.“

Die Augen des Einſiedlers lauerten finſter unter den dichten Brauen hervor und er ſprach: „Gottes Wort willſt Du mir verkündigen? Biſt Du ein Diener ſeiner heiligen Kirche?“

„Wie Du willſt,“ erwiderte der Jüngling. „Ich ſuche dem Herrn zu dienen und mit ſeinem Wort meine Mitbrüder zu erquicken. Das kannſt Du, wie ich es kann; das darf ein Jeder.“

„Du biſt kein geweihter Prieſter?“ rief der Einſiedler mit zornfunkelnden Augen.

„Ich bin es nicht,“ antwortete unerſchrocken der Jüngling. „Aber dennoch bring ich Dir des Herrn Wort. Laß ab, Dich zu quälen. Kehre heim in Dein Haus und zu den Deinen und ſorge für ſie. — Du willſt den Himmel mit eigener Kraft durch Gebete gewinnen, aber das hilft Dir nichts; Deine Gebete und Werke ſind tot und unfruchtbar. Laß ab von ihnen und vertraue Dich der Gnade Gottes!“

Da ſprang der Einſiedler wild auf und ſchrie: „Wie! Umſonſt habe ich mich gepeinigt, umſonſt gekniet und gebetet, die Schande meines Geſchlechts abzuwaſchen und die Flecken an der Ehre meines Hauſes zu tilgen, obwohl ich ſelbſt nicht ſchuld an denſelben bin? — Du meinſt, ich ſoll zum Turme droben zurückkehren, dem Male der Schande? So ſprichſt Du zu mir, kein Prieſter, ſondern ein hergelaufener Lotterbube? Wer gibt Dir Macht, mir ſolches zu ſagen?“

Der Jüngling antwortete ruhig: „Du willſt den Himmel mit Gebeten, Faſten und Selbſtpeinigung zwingen; ob ſolcher ſelbſtgemachter Gelübde aber vernachläſſigſt Du die Pflichten, welche Dir auferlegt ſind. Siehe, mit ewigem Gebet dienen dem Herrn nur ſeine Engel, welche ihn ſchauen. So lange wir aber auf Erden wandeln, dienen wir ihm mit Erfüllung unſerer Pflichten. O, Mann, Du haſt ein Kind, eine Tochter zu Hauſe. Für ſie ſorgt niemand! Einſam ließeſt Du ſie in Deiner Burg aufwachſen und vergaßeſt Deiner erſten Pflicht, der Vaterpflicht, um hier in unfruchtbaren Gebeten die Zeit zu töten.“

Der Einſiedler aber ſtreckte den ſehnigen Arm aus, ergriff den Jüngling an der Bruſt und ſchüttelte ihn, indem er rief: „Wer gibt Dir

Macht, mir ſolches zu ſagen, wenn Du nicht Diener meiner heiligen Kirche biſt? Wer biſt Du? Sprich!"

„Ereifre Dich nicht ſo, Vater!" ſagte der Jüngling, indem er ſich losmachte. „Du kennſt mich längſt, ich bin der Eckbert vom Kloſter."

„Und woher kommſt Du?"

„Das Thal herab von Deiner Burg und bringe Dir die Grüße Deines Kindes."

„Wie kommſt Du dorthin?

„Ich verirrte mich und Deine Tochter wies mir den Weg."

„Und wohin willſt Du?"

„Nach Zwiefalten zu meinem Pflegevater, dem Abt."

Der Einſiedler ſah den Jüngling ſcharf an. „Der Eckbert, ſagſt Du?" murmelte er. „Halb und halb ſind es deſſen Züge. Und das Thal herab kommſt Du? In dieſem Thal wohnt viel Teufelsvolk, gehörſt Du auch zu demſelben? Willſt Du mich mit feinen Reden fangen? Aber ich will ſehen, ich will Dich prüfen!"

Er ſchritt der Hütte zu und befahl dem Jüngling, ihm zu folgen. Dort tiſchte er demſelben eine einfache Mahlzeit auf, und nachdem er den Dank geſprochen, lud er ihn zum Eſſen ein, immer mit den lauernden Augen ihn ſcharf beobachtend.

Das Mahl des Einſiedlers beſtand, wenig einladend, aus Wurzeln und Brot. Aber unſerem Eckbert, dem ſo viel auf dem Herzen lag, wäre wohl beim leckerſten Gaſtmahle keine beſondere Eßluſt gekommen, und immer wieder ſuchte er mit dem Einſiedler ein Geſpräch anzuknüpfen. Dieſer aber, dem der geringe Appetit des Gaſtes gar nicht zu gefallen ſchien, wies ihn ab mit den Worten: „Schweig und iß!"

Nach aufgehobener Mahlzeit ſchritten die beiden weiter, Zwiefalten zu. Das Thal geſtattete hier keinen Weg mehr, da der Fluß die enge Schlucht zwiſchen den Felſen gänzlich ausfüllte. Der Pfad wand ſich daher, nachdem die Wanderer den Bach überſchritten hatten, im Zickzack an der linken Thalwand hinauf und führte ſie auf die Felſen, an deren Fuß die Aach vorbeiſchäumte.

Während des Hinaufſteigens hatte Eckbert mehrmals verſucht, ein Geſpräch anzuknüpfen, war aber von dem Einſiedler immer wieder mit einem kurzen „Schweig!" abgewieſen worden. Hier oben nun machte dieſer

halt, und indem er auf ein Muttergottesbild hinwies, das an einer Buche angebracht war, begann er: „Sieh hier das Bild! Hier iſt die Stätte Dich zu prüfen. Vor dieſer Mutter Gottes vom Felſen bin ich ſchon im Gebete gelegen mit Elenden und Kranken; und die Himmelskönigin hat uns erhört und ihnen Heilung geſandt! Gehörſt Du nun nicht zu den Waſſerhexen und dem andern Teufelsſpuk, der dieſes Thal bewohnt und welchen Gott mir zur Verſuchung geſendet hat, ſo kniee vor der Gnadenmutter!“

Der Jüngling betrachtete das Bild, welches urſprünglich eine ungeſchickte Hand mit grellen Farben auf die armſelige Holztafel gemalt hatte; aber die Farben waren zum Teil abgeſprungen und eine Figur kaum mehr erkennbar. Dann ſprach er zum Einſiedler: „Du haſt im Glauben hier gekniet und die Gnade Gottes hat Dir geholfen! Nicht dies Bild war es, ſondern er, der Herr ſelbſt, der Deinen Glauben anſah. O, erkenne dies, Vater, erkenne dies! Sieh, dies iſt ein elend Bild, vom Regen halb zerſtört, warum ſollten wir dies anbeten? Viel eher könnten wir dieſe Bäume anbeten, die Gott ſelbſt geſchaffen hat, nicht eines ungeſchickten Menſchen Hand, dieſe Quellen und dieſe Felſen. Das alles iſt Gottes Werk. Aber da er Dich erhöret hat, als Du im Glauben vor dieſem Bilde lagſt, o, wie viel mehr wird er Dich erhören, wenn Du zu ihm ſelbſt beteſt! O, erkenne ſeine Gnade!“

Der Einſiedler aber erhob ſich in wilder Wut und ſchrie: „Du willſt ſie nicht anerkennen, die Mutter Gottes vom Felſen, die durch mich, den Einſiedler an der Waſſerhöhle, berühmt geworden iſt in dem ganzen Umkreis? Du willſt nicht vor ihr knieen?“

Eckbert erſchrak; er fühlte, daß der entſcheidende Augenblick gekommen war, und eine zeitlang ſchwankte er, ob er dem Einſiedler nicht den Willen thun ſollte; es galt ja ſeine Gertrud! Aber dann regte ſich der Stolz in ihm; nicht mit einer Lüge wollte er ſie erkaufen! Und ſeiner beſſern Einſicht gewiß, begann er noch einmal: „Nicht Du, nicht das Bild haben jene Wunder gethan, ſondern allein die Gnade Gottes!“

Aber er fühlte ſich von einer eiſernen Fauſt gepackt, über ihm leuchteten die Augen des Einſiedlers, wie die eines lechzenden Wolfes, und zwiſchen den Zähnen knirſchte dieſer: „Kniee, kniee!“

Nun rang Gewalt mit Gewalt. Der Jüngling ſtrengte alle ſeine Kräfte an, ſich loszureißen und dazwiſchen rief er empört: „Nein, jetzt nicht, jetzt gar nicht!“

Aber ſeine jugendliche Kraft war den abgehärteten Sehnen des Einſiedlers nicht gewachſen; er fühlte ſich zum Abgrund hingeſchleppt, und wie ein Raſender ſchrie ſein Gegner: „So ſchleudr' ich Dich hinab, Verſucher, glattzüngiger Verſucher, hinab zu den Waſſerhexen und dem Teufel, die Dich zu mir geſendet haben!“

Eckbert ſuchte krampfhaft den Arm des Einſiedlers feſtzuhalten; aber indem dieſer mit der linken Hand beide Hände des Jünglings faßte und von ſich losmachte, warf er ihn über den Felſen hinab. In einem dichten Roſenſtrauch verfing ſich der Mantel des Schülers und hielt einen Augenblick den Fall auf. Noch glühten über ihm die Wolfsaugen und der Einſiedler ſchrie:

„Hab ich Dich gezwungen, Du Höllenbrand!“

Noch ſuchte der Jüngling vom Falle ſich zu retten. „Vater!“ rief er, indem er die Hand nach der Geſtalt des Einſiedlers ausſtreckte, die ſich in geringer Entfernung über ihn herbeugte. „Laß ab! rette mich, hilf mir! Du töteſt nicht mich, Du töteſt Dein Kind, Deine Gertrud!“

Aber ſo wenig dieſe Worte das Herz des Einſiedlers rührten, der ſich an der Angſt ſeines Opfers zu weiden ſchien, ſo wenig vermochte der Arm des Jünglings ihn zu erreichen. Eckberts unruhige Bewegungen beſchleunigten nur ſeinen Fall. Die ſchwachen Zweige knickten zuſammen und bald ſah der Einſiedler, nachdem die Geſtalt ſeines Opfers verſchwunden war, ein Gewölk flatternder Roſenblätter über der Tiefe ſchweben. Unten, von ihm ungeſehen, rauſchte und tobte der Fluß.

VII. Der Abt.

In dem Hofe des Kloſters Zwiefalten wandelten drei Mönche auf und ab.

„Es will mir nicht gefallen, was Du ſagſt, Bruder Anaſtaſius!“ begann derjenige von ihnen, welchen harte Züge und ein ſpärliches Haar als den älteſten erkennen ließen. „Was Du da ſagſt, ſind Zweifel an unſerem hochheiligen Glauben, und die ſollten gar nicht exiſtieren!“

Die Worte waren an den Mittleren der Drei gerichtet, eine unterſetzte, wohlgenährte Geſtalt mit einem blühenden vollen Geſicht und kleinen, liſtigen Äuglein, und dieſer erwiderte ihm, leiſe lächelnd: „Erlaube mir, Bruder Chryſoſtomus, es ſind Spiele des Geiſtes, welcher meint, es könnte ſo ſein oder auch ſo. Aber gerade dies So oder So beweiſt uns, daß er die Wahrheit, welche nur eine iſt, nicht finden kann, und ſo ſtolz er ſich auch geberden will, muß er ſich doch unſerer heiligen Kirche unterwerfen, welche allein die Wahrheit hat.“

„Bruder Anaſtaſius,“ fiel jetzt der Dritte ein, eine hagere Figur mit vorſpringender Naſe und buſchigen Brauen über dem ſtreng blickenden Auge, „Spiel iſt Spiel, und mit dem Heiligen ſollte man nicht ſpielen. Das iſt, wie wenn Kinder mit dem Feuer ſpielen, deſſen Kräfte ſie nicht kennen. Wenn nun ein Funke dahin fiele, wohin er nicht ſollte? Wenn etwas von Deinen ketzeriſchen Anſichten, die Du, wie Du ſagſt, ſogar mit Stellen der Schrift belegen willſt, unter die Laien auskäme, könnte nicht das altehrwürdige Gebäude unſeres Glaubens und unſerer heiligen Kirche in Brand geraten und in Flammen über uns zuſammenſtürzen?“

Da lächelte der Fette noch ſpöttiſcher und ſagte: „Lieber Bruder Gebhard, laß es auskommen! Laß viele der neuen Lehre nachlaufen und ſich weiſe dünken. Je weiſer ſie zu ſein glauben, deſto mehr werden ſie ſich verwirren und einer dem andern widerſprechen. — Dadurch werden wir die Hauptketzer los, das Volk aber, das ihnen nachlief, kehrt zu uns zurück und freut ſich wieder des warmen, ſichern Schoßes der Mutter Kirche.“

Der Hagere ſagte: „Wohl, mit Worten und Anſichten werden ſie uns nicht viel abgewinnen. Aber wenn einer aufträte und behauptete, er habe einen neuen Weg zum Himmel gefunden und dieſen nicht ſowohl mit Worten, als mit der That bewieſe?“

Der Fette blieb ſtehen und lachte laut: „Mit der That bewieſe, mein lieber Bruder Gebhard? Sieh, anders denken und meinen iſt ſchon ſchwer, noch viel ſchwerer, anders handeln, als hergebracht iſt. Dächte das Schaf auch, die Waide links wäre beſſer, ſo läuft es doch rechts dem Hammel nach. Die Menſchheit will das, was ſie für eine gute That halten ſoll, in geprägter Münze. Beten, Almoſen geben, Klöſter und Stifter wohl bedenken, die Kirchen ehren, das iſt's, was wir von den Gläubigen fordern,

und damit ſind ihre Gewiſſen beruhigt. Wie ſoll aber der Narr ankommen, der mehr und ſchwereres fordert?“

Der Alte begann: „Es iſt ſchwer, ſchon die Gläubigen zu lenken. Du kennſt den Einſiedler droben an der Waſſerhöhle. Wie viel hat der Abt mit dieſem zu kämpfen, und was behauptet der immer von den Anfechtungen des Teufels, die er auszuſtehen habe?“

Da ſagte der Mittlere: „Mein lieber Chryſoſtomus, die Kirche, wie der Apoſtel Paulus ſagt, ſoll allen alles ſein. Will der alte heilige Mann hinter jedem Buſch einen Verſuchungsteufel ſehen, nun, ſo ſehen wir ihn auch! Glaubt er, die hölliſchen Schweſtern ſteigen aus den Waſſern und ſtören ſeine Gebete, nun, ſo glauben wir es auch und thun ihm nach ſeinem Begehren!“

„Dein Glaube iſt weit und eng, Bruder Anaſtaſius,“ meinte Gebhard. „Aber wenn der Alte immer auf ſeinen Grillen beharrt und unſer Gebet und Weihwaſſer die Teufel nicht bannt, die ihm im Hirn ſtecken, was dann?“

„Die Verſuchung iſt gut für ihn!“ meinte Anaſtaſius. „Auch der heilige Antonius wurde verſucht!“

„Aber er hält ſich für einen ſonderlichen Heiligen!“ wandte Chryſoſtomus ein. „Du weißt, daß er behauptet, ſein Gebet zur Mutter Gottes ob dem Felſen habe Wunder gethan und Kranke geheilt.“

„Um ſo beſſer ſteht ihm der Teufel an,“ erwiderte ruhig Anaſtaſius, „der ihn demütigt.“

„Aber er erfüllt mit Beten und Faſten alle Gebote unſerer Kirche,“ wandte Gebhard ein, „und wenn es nun doch nichts hilft wider die eingebildete Verſuchung, und er zweifelt zuletzt an der Macht unſerer Kirche?“

„Fällt ihm nicht ein, fällt ihm nicht ein!“ rief ſchmunzelnd der Fette. „Gott ſegne ſeine Dummheit! Fällt ihm nicht ein!“

Nachdem er mit dieſem Machtſpruch den in Rede ſtehenden Gegenſtand abgefertigt, begann er wieder: „Unſer Abt dauert mich! Bleibt der Eckbert, ſein Liebling, ſo lange aus, und niemand weiß, wo er hingekommen. Schade um den armen Jungen, wenn er verunglückt wäre! Ich hatte ihn mir auch herbeigewünſcht. War ein ſo aufgeweckter Junge; mit dem ließ ſich reden, aus dem hätte ſich etwas machen laſſen!“

„Wohl iſt der Abt ſehr betrübt über Eckberts Verſchwinden," ſagte Chryſoſtomus, „und was ihm von weiterer Nachricht ward, iſt auch nicht ſonderlich tröſtlich. Ein Forſtwächter des Kloſters brachte ihm das Barett des guten Jungen, welches er in einer Schlucht an der Aach gefunden hatte."

„Und ſonſt weiß man nichts?"

„Bei Ödenwaldſtetten auf der Alb wurde er zuletzt geſehen; dort ſcheint er die Straße verlaſſen und ſich deshalb verirrt zu haben; er kam wohl in die Nacht, wollte noch ein Obdach ſuchen, und ſtürzte über einen Felſen des Aachthales herab. Doch das ſind nur Vermutungen."

„Ei, Bruder Chriſoſtomus," fragte jetzt neugierig der Fette, „woher kommt er denn, der Eckbert? Es geht darüber ſo manches Gerede. Du biſt am längſten im Kloſter und weißt vielleicht etwas Näheres."

„Nicht viel," antwortete dieſer. „Er wurde dem alten Abte zur Erziehung übergeben noch als ein ganz kleines Kind. Das Weib eines Hinterſaſſen zog ihn zuerſt auf, bis er in die Kloſterſchule kam. Der alte Abt und auch der jetzige zeichneten ihn ſehr aus, er ſoll aus einem vornehmen Geſchlechte ſein."

„Schade, ſchade um den Jungen!" fuhr Anaſtaſius fort, indem er mehr mit ſich ſelbſt als mit den andern zu ſprechen ſchien. „Von vornehmem Geſchlecht, ich glaub' es. Er hatte ſo was, ſo das rechte Zeug, um zu imponieren; ſo viel Verſtand, um ſich über die anderen zu ſtellen und zu begreifen, daß es Betrüger oder Betrogene geben muß; aber auch ſo viel Gemüt, daß er dem Verſtand, der ihm dies zuflüſterte, nicht recht glauben mochte, daß er es wieder ernſtlich mit Pflicht und Gewiſſen nahm und an etwas Beſſeres glaubte. Solche Leute paſſen an die Spitze, vor das Volk, das ihnen Glauben beimißt, weil ſie ſelbſt glauben. Aber unſereins ſteht hinter ihnen —."

Er hielt plötzlich inne, als beſänne er ſich, daß er zuviel geſagt habe; auf ihm ruhten die verwunderten Blicke des Chryſoſtomus und das ſtechende Auge Gebhards.

Der eben in den Kloſterhof tretende Einſiedler gab Gelegenheit, das Geſpräch abzubrechen. Anaſtaſius rief ihm entgegen: „Lupus in fabula! Von Dir redeten wir eben und von Deinen Wunderthaten, heiliger Mann, und ſiehe, da biſt Du ſelbſt! Sei gegrüßt im Namen der heiligen Jungfrau!"

Der Einſiedler erwiderte ſeinen Gruß finſter und begann nach dem Abte zu fragen, den er dringend zu ſprechen wünſchte. Allein der wißbegierige Anaſtaſius ließ ihn nicht ſo leichten Kaufes los: „Lieber Bruder Martin, Du weißt, der Abt iſt ſeit dem Verſchwinden ſeines Pflegeſohns Eckbert — Warum ſchauſt Du ſo finſter drein?“

„Nennt ihn nicht, den Landläufer, den Ketzer!“ rief der Einſiedler mit zornfunkelndem Blicke.

„Weißt Du etwas Näheres von ihm?“ fragte Anaſtaſius ſchnell.

„Er iſt zu den Ketzern gelaufen, denk' ich,“ antwortete trocken Bruder Martin; „denn er war immer zu verderblichen Anſichten geneigt, und der Abt hätte ihn nicht auf die Schule ſchicken ſollen, wo der Vorwitz des verzärtelten Kindes erſt recht großgezogen wurde.“

„Was Du weißt, heiliger Bruder!“ erwiderte Anaſtaſius, indem er ſeine Augenbraunen in verſtellter Verwunderung in die Höhe zog. „Freilich, Deine Glaubensſtärke konnte er auf der hohen Schule nicht lernen! Aber das hätte ſich noch ſpäter machen laſſen; ſo was kommt mit Alter und Erfahrung. Aber was treibt Dich herunter aus Deiner Einſiedelei? Regt ſich der Teufel wieder im Thale droben?“

„Du ſagſt es! Die Waſſerhexen quälen mich wieder und ich will zum Abt, um mit ihm darüber zu ſprechen.“

Damit ſchritt die großknochige, vertrocknete Geſtalt an den drei Kloſterbrüdern vorüber, und kaum hatte ſie ihnen den Rücken gedreht, ſo lagerte ſich über dem wohlgenährten Geſichte des Anaſtaſius ein ſarkaſtiſches Lächeln, und mit bedeutſamer Geberde führte er den Zeigefinger gegen die Stirne und ſprach: „Der, und gefährlich!“

Der Einſiedler ſchritt durch die wohlbekannten Gänge des Kloſters vorwärts; niemand hielt den allbekannten und für heilig angeſehenen Mann auf ſeinem Wege auf, und ſo ſtand er bald auf der Flur, die zum Zimmer des Abtes führte; dieſe erhielt durch ein Fenſter mit bunten Gläſern, welches über der Zimmerthüre angebracht war, ein ungewiſſes Halblicht, in welchem die ſchwarze Geſtalt des Einſiedlers geſpenſtig verſchwamm. Ein lautes Stöhnen, welches aus dem Zimmer drang, hielt dieſen vom augenblicklichen Eintreten ab. Er ließ die Klinke wieder los und hörte, unfreiwillig lauſchend, folgendes Selbſtgeſpräch:

„O, mein Sohn, mein Sohn! Alſo nichts, nichts von Dir ſollte ich mehr ſehen, als dieſes blutgetränkte Barett! So biſt auch Du, mein Liebling, dahingeſchwunden und einſam bin ich in der Heimat, fremder als in der Fremde. O, wäre ich im fernen Morgenlande geblieben an den Ufern des Jordan oder auf den Felſen des toten Meeres und nimmer heimgekehrt, um dieſes Elend zu ſchauen! Mein Kind, mein Kind! Und doch zog mich's zu Dir zurück, ich wollte ſehen, was aus Dir geworden ſei, ich wollte für Dich ſorgen, ich wollte Dich, Dich retten, da Deine unglückliche Mutter verloren war! Und ſo, ſo mußt Du mir verloren gehen! O, wo biſt Du! Wo find' ich, ach! nur Deine Leiche? Biſt Du von den Felſen geſtürzt und haben Dich die tückiſchen Wogen fortgeriſſen, wie Deine Mutter?“ —

Wie der Geiſt der Verſuchung, der an der Schwelle des Unglücks lauert, ſtand der Einſiedler an der Pforte des Klagenden. Dieſe Stimme klang ihm, als hätte er ſie vor langer, langer Zeit ſchon einmal gehört und rief quälende Erinnerungen in ihm wach. Um ſich der peinlichen Lage zu entziehen, faßte er raſch die Klinke, riß die Thüre auf und trat in das Gemach mit dem üblichen Gruß: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

Vor ihm lag der Abt von Zwiefalten, auf ſeinem Betſchemel hingeſtreckt und das Haupt in die gefalteten Hände gedrückt, zwiſchen denen er ein zerknittertes Sammtbarett hielt. Als er ſein Geſicht dem Eintretenden zuwandte, zeigte er abgehärmte, bleiche Züge und ein kummervolles, aber mildes Auge. Da er den Einſiedler erkannte, färbte ein flüchtiges Rot ſein Geſicht, und das milde Auge funkelte plötzlich auf. Aber im nächſten Augen-

blick hatte er ſich wieder gefaßt und ſprach würdevoll: „Ich danke Dir für Deinen Gruß, Bruder Martin! Was führt Dich zu mir?“

„Ich habe Dir Wichtiges mitzuteilen,“ ſagte der Einſiedler raſch. „Der Teufelsſpuk droben im Thale regt ſich wieder und ſtört mich in meiner heiligen Andacht. Ich bitte Dich um Deine Hilfe!“

Der Abt ſah den Einſiedler mitleidig an und fragte: „Willſt Du, lieber Bruder, nicht lieber von droben wegziehen und hier im Kloſter bei uns wohnen, Bruder Martin?“

Aber dieſer erwiderte: „Mich bindet, wie Du weißt, ein frommes Gelübde. Es ging nicht alles in meinem Hauſe, wie es ſollte, und deshalb habe ich beſchloſſen, an jener Stätte mein Leben Gott zu weihen und, obgleich unſchuldig, meines Hauſes Schande auszutilgen. Und ſollte ich dem Teufel weichen, ich, früher ein chriſtlicher Ritter und jetzt ein Diener Gottes?“

„So will ich Deinen Entſchluß ehren,“ ſprach der Abt. „Sage, was fehlt Dir? Kann ich Dir helfen?“

Der Einſiedler begann: „Jüngſt kam der Teufel in eigener Perſon zu mir und verſuchte meinen Glauben!“

„Der Teufel ſelbſt?“ fragte der Abt erſtaunt. „Und wie ſah er denn aus?“

„Er ſah wie ein Jüngling aus, ſchön und unſchuldig; aber ich zwang ihn, ſich zu offenbaren. Zuerſt ſtellte ich die Probe an mit dem Mahle, über welches ich den Segen geſprochen hatte; aber ich ſah wohl, wie der Biſſen ihm im Munde quoll. Dann führt' ich ihn hinauf zu der lieben Frau auf dem Felſen und bedräuete ihn, dieſe anzubeten; als er aber nicht wollte und wieder anfing, mit glatten Worten mich zu verſuchen, ich ſolle die Bäume, Felſen und Quellen anbeten, da erkannte ich, welches Zeichens er ſei, ich ſchleppte ihn zum Felſen und ſtürzte ihn in den Abgrund.“

Der Abt zitterte: „Kunrad — Martin,“ rief er, „was haſt Du gethan?“

„Er aber zerflatterte in den Lüften, der Böſe, und ließ von mir ab. Seitdem aber quälen mich die Waſſerhexen wieder und ſingen ihre Höllenlieder!“

Der Abt hatte ſich wieder gefaßt; der Schluß des Berichts hatte ſeinen Verdacht zerſtreut, und ähnliche viſionäre Erzählungen war man von

dem Bruder Martin gewohnt. Nachdem er eine Zeit lang ſeine milden Augen auf den Zügen des Einſiedlers, welche bei dieſer Erzählung noch milder geworden waren, hatte ruhen laſſen, begann er: „Und drücken Dich keine alten Sünden, Bruder Martin, weil der Böſe Macht hat, Dich zu quälen? Du biſt ein Ritter geweſen; haſt Du damals keine jähe That vollbracht, welche Dir jetzt keine Ruhe läßt?“

„Ich habe nichts gethan,“ erwiderte der Einſiedler kalt und beſtimmt, „als was ein ehrlicher Rittersmann thun ſoll und muß: eine loſe Schweſter verſtoßen und ihren Verführer gezüchtigt, wie es mir meine Ehre gebot.“

„Deine Ehre!“ rief der Abt ſchmerzlich bewegt. „Und haſt Du denn der Liebe gar nicht gedacht, als Du dieſes thateſt?“

„Soll ich lieben, Herr Abt, wo Schande iſt?“ rief der Einſiedler entrüſtet.

Der Abt aber kehrte ſich von ihm ab und ein tiefer Kummer zog über ſein Geſicht; nachdem er ſich wieder gefaßt hatte, kehrte er ſich um und ſprach: „Und was ſoll ich thun?“

„Leſt mir die Meſſe droben an der Teufelsgrotte und treibt die böſen Geiſter aus!“ rief der Einſiedler.

Der Abt ſah ihn nochmals ernſt und ſchmerzbewegt an und ſagte endlich langſam: „Ich will es thun, lieber Bruder!“

Der Einſiedler verabſchiedete ſich und ging zu ſeiner Waldhütte zurück.

VIII. Die Waſſerhöhle.

Es war ein Herbſtmorgen, als eine feierliche Prozeſſion aus dem Kloſter Zwiefalten das Aachthal hinaufzog, auf ſchmalem Wege den Felſen erſtieg, auf welchem das Muttergottesbild ſtand, und von dort in die Tiefe der Schlucht hinabſtieg, wo ſich des Einſiedlers Hütte und die Waſſerhöhle befanden. Die am klaren Himmel aufſteigende Sonne mußte ſchon den Reif von Wieſen und Wald wegſchmelzen und die kalte Morgenluft zog wie eine Wintermahnung durch die Blätter.

An der Spitze der Prozeſſion ſchritt ſtumm und ernſt der Abt von Zwiefalten, hinter ihm die drei Mönche, welche wir im Kloſterhof von Zwiefalten kennen gelernt haben, unter denen der wohlgenährte Anaſtaſius

ein beſonders feierliches Geſicht machte. Dann folgten die übrigen Mönche, Chorknaben und viel andern Volkes, welches zuſehen wollte, wie man den böſen Geiſt in der Waſſerhöhle austreibe. Denn das Geſchrei von dem Einſiedler, ſeinen Wundern und Teufelsanfechtungen hatte ſich weit im Lande verbreitet, und des Redens von dem heiligen Manne und der unheimlichen Stätte, welche er bewohne, war unter den Leuten gar viel geworden.

Von der Höhe niederſteigend begannen die Mönche einen Geſang, der feierlich in Wald und Klüften widertönte; allein zu den Ohren des frommen Einſiedlers, welchen man unten an der Felſenniſche vor ſeinem Marienbilde knieen ſah, ſchien der Ton nicht zu dringen; denn dieſer betete unverrückt fort, und erſt als die Prozeſſion ganz nahe gekommen war und der Abt ihm den heiligen Gruß zurief, wandte er ſich um und erwiderte den Gruß.

„Im Namen Gottes kommen wir zu Dir, Bruder Martin!“ begann feierlich der Abt, „der Du uns von beſonderer Anfechtung des Böſen vermeldet haſt. Wir bieten Dir die Hilfe der heiligen Kirche an, um ihn zu bannen. Aber wiſſe, die Stätte, da der Böſe am liebſten hauſet, das iſt das Herz des Menſchen; denn da ſitzt er mit allerlei böſen Lüſten, abſonderlich mit dem Hochmut; denn der Hochmutsteufel, das iſt der Beelzebub ſelber, der Oberſte der Teufel. Iſt Dein Herz und Gewiſſen rein und abgewandt von der Gewalt des Böſen?“

Der Abt blickte während dieſer Worte mit ſeinen mild-ernſten Augen in das Antlitz des Einſiedlers. Allein der Schluß ſeiner Rede erregte unter den umſtehenden Laien ein unwilliges Gemurmel, da ſie meinten, er trete mit ſolchen Ermahnungen dem heiligen Manne zu nahe. Dieſer Anſicht ſchien auch der Einſiedler ſelbſt zu ſein, und mit einer Stimme, die nur ſchlecht ſeinen Unmut verbarg, antwortete er: „Liege ich nicht alle Tage im Gebet? Woher ſollte die Macht des Böſen über mich kommen?“

Noch einmal begann der Abt: „Es giebt zweierlei Gebet, heiliger Mann, wie Du wohl weißt. Das eine iſt menſchlich, von irdiſchem Sinn und Trieb eingegeben, und will das erbitten, was den Menſchen befriedigt, ſeien es ſeine gröberen oder feineren Lüſte. Ein anderes aber iſt das wahre

Gebet, wenn der Menſch in ſein Herz geht, deſſen Mängel kennen lernt, ſich ganz Gott zu eigen giebt und ihn um ſeinen Beiſtand anfleht.“ —

Der wohlgenährte Mönch hatte bei dieſer Rede eine Geberde der Ungeduld nicht unterdrücken können; auch die Menge der Gläubigen, welche ſehnſüchtig auf die Teufelsbannung harrte, ſchien an dem Predigen kein beſonderes Wohlgefallen zu haben, und endlich unterbrach der Einſiedler die Rede des Abtes ſelbſt mit den Worten: „Es ſind die Gebete der heiligen Kirche, welche ich bete!“

Der Abt ſah ſchmerzlich im Kreiſe umher; aber überall begegnete er demütig niedergeſchlagenen Augen, auch keiner der drei Mönche, welche hinter ihm ſtanden, ſchien ſeine traurigen Blicke zu verſtehen, und ſo ſprach er denn: „So laßt uns den Exorcismus beginnen!“

„Hier, ehrwürdiger Herr!“ ſprach der Einſiedler, indem er den Abt näher zu der dunklen Grotte führte, aus welcher die klaren Waſſer des einen Aacharms ſo durchſichtig hell hervorſtrömten, daß nur die Bewegung des Waſſers dasſelbe dem Auge ſichtbar machte. „Hier iſt das Treiben der Unholdinnen, aus dieſem Loche ſteigen ſie hervor!“

Der Abt beſah Grotte und Quelle; die Sonnenſtrahlen fielen in das tiefe Waſſer, deſſen Grund wie Perlmutter leuchtete; über dieſem breitete ſich, von dem Widerſchein der Wellen ungewiß beleuchtet, die dunkle Wölbung der Höhle aus.

Die Ceremonie begann; die heiligen Kerzen brannten, der Abt las ſeine Meſſe und die Chorknaben ſchwangen ihre Rauchfäſſer, während das andächtige Volk, ſich bekreuzend und mit geſenkten Blicken, auf den Knieen lag; nur einer oder der andere wagte ſchüchtern emporzuſehen, ob nicht der böſe Geiſt aus der Höhle emporfahre. Zunächſt am Eingang der Höhle kniete der Einſiedler. Nach beendigter Meſſe tauchte der Abt die Hand in das Weihwaſſerbecken, welches ihm ein Knabe vorhielt, und ſprach mit erhobener Stimme: „Im Namen des Dreieinigen Gottes, hebe dich hinweg, Satanas!“ worauf er das Weihwaſſer gegen die Höhle ſprengte.

Aber kaum hatten die heiligen Tropfen das Waſſer der Quelle berührt, als ſie in blauen Flämmchen emporſprühten und praſſelnd in der Luft verrauchten.

Ein allgemeiner Schrecken ergriff alle Anweſenden. Aber noch größer

wurde die Beſtürzung, als die Quelle plötzlich anfing zu brodeln, ihre Waſſer ſich hoben und mehr und mehr über das Bette emporſchwollen. Alles nahm die Flucht; mit geſträubtem Haar aber ſtand der Einſiedler hart am Eingang der Höhle auf einem Steine, welchen ſchon das Waſſer umgab, und neben ihm hielt nur der Abt Stand. —

„Fort, fort, Teufelspack!“ ſchrie der Einſiedler, die entſetzten Blicke gegen die Höhle hingewandt. „Wollt ihr weichen? Wollt ihr der Macht Gottes weichen und der heiligen Kirche? Fort, fort!“

Aber ein ſchallendes Gelächter tönte aus dem Gewölbe zurück und von feiner Stimme ließ ſich folgender Geſang vernehmen:

„Wir rauſchen hin, wir rauſchen her
Und klingen Dir in's Ohr
Die alte, immer neue Mähr,
Die quält Dich wie zuvor;

Die Mähr von einer bleichen Frau
von einem zarten Kind!
Die kennen wir und Du genau,
Ob lang dahin ſie ſind!

Sie wohnt bei uns im feuchten Grund,
Doch hegt ſie trüben Mut,
Sie pflegt des Kindes weite Wund'
Und wäſcht vom Haupt das Blut.

Dort eilt ſie auf den Wellen her,
Im Arm den toten Sohn.
Verſtehſt Du beſſer nun die Mähr?
Da iſt, da iſt ſie ſchon.

Kommſt von der Mutter Done Du?
Die im kryſtall'nen Haus
Dich wiegte ein zu ſüßer Ruh',
Als ſie Dich ſtießen aus?“

Indem brauſte das Waſſer noch wilder auf, und wie eine ziſchende Schlange ſchäumte es aus der dunklen Wölbung hervor, in welche der Einſiedler voll Wut und Entſetzen hineinſchrie: „Biſt Du's, Schande meines Hauſes, biſt Du's? Geh' zur Hölle, der Du zugehörſt, mit dem, den Du

in den Armen trägſt, dem Verſucher. Geht, geht, ehe ich den Zorn der heiligen Jungfrau über euch herabrufe, ehrloſes Geſindel!“

Der Abt trat näher an den Einſiedler, der ihm wie ein Raſender erſchien. Wie er aber den Arm desſelben erfaßte, gewahrte er am Eingang der Höhle ein ſeltſam Geſicht: zwei Weiber mit ſchwarzen triefenden Haaren bewegten ſich wild im Waſſer hin und her, mit den Händen die vollen

Fluten gegen den Einſiedler herantreibend, während eine dritte, blondhaarige in dem einen Arm einen Jüngling hielt, zwiſchen deſſen krauſen Locken Blut hervorträufelte; den andern Arm aber hatte ſie, wie um die beiden andern anzufeuern, gegen den Einſiedler ausgeſtreckt. Da ſie aber das bleiche Antlitz, welches ſie anfangs auf den Jüngling herabgebeugt hatte, erhob und ihre von Wahnſinn verzerrten Züge ſichtbar wurden, ſtieß der Abt einen Schrei des Entſetzens aus, die Sinne ſchwanden ihm und

krampfhaft hielt er ſich am Arme des Einſiedlers feſt. Als er ſich geſammelt hatte und wieder hinblickte, war das Geſicht verſchwunden.

Während deſſen ſah die übrige Menge von der Wieſe aus, welche ſich links von der Waſſergrotte emporzieht, dem ſeltſamen Naturſpiel und den beiden unten ſtehenden Männern entſetzt zu, immer zur Flucht bereit, wenn die Waſſer, wie ſie fürchtete, noch höher ſteigen ſollten. Der Bruder Anaſtaſius aber rannte wie unſinnig hin und her.

„Gute Leute," ſprach er die Männer an, „rettet doch den Abt, rettet den heiligen Mann, den Einſiedler! Ihr wißt, wir hatten letzten Monat ſtarken Regen, da hat ſich die Feuchtigkeit nach und nach in die Tiefe gemacht und die Waſſer angeſchwellt, daß ſie jetzt ausbrechen. Rettet ſie, denn ſonſt reißt ſie die Flut fort."

Er fand aber wenig Gehör; die Leute glotzten ihn an, als verſtänden ſie nicht, was er ſage, oder hielten es für Läſterung. Endlich, ſich bekreuzigend, ſtieg er ſelbſt hinab gegen die beiden und rief ihnen zu. Aber die Wut des Grottenquells war ſchon im Abnehmen. Bald konnte der Mönch wieder über trockenen Grund zu den beiden hinſchreiten, welche jetzt etwa vier Schritte von einander ſtanden und mit funkelnden Blicken einander maßen.

„Herr Abt, Herr Abt, um Gottes willen," rief Anaſtaſius dieſem zu indem er ihn am linken Arme zurückzog, „weicht von hier, flieht, ehe die Waſſer wieder kommen!"

Dieſer ſtreckte den rechten Arm langſam, als wollte er drohen, gegen den Einſiedler aus; aber ebenſo langſam ließ er ihn wieder ſinken und ſprach: „Gott erleuchte Dich! Gott ſei Dir gnädig!"

Dann zu Bruder Anaſtaſius ſich wendend, ſprach er: „Gehen wir von hinnen, unſer Amt iſt vollbracht!"

Nun ſtrömte auch die übrige Menge herbei, von Neugierde getrieben, da die Gefahr vorüber ſchien. Anaſtaſius, froh, daß die Sache nicht übler abgelaufen, ordnete ſogleich nach des Abts Befehl den Rückzug der Prozeſſion an, während der Einſiedler vor ſeiner Heiligen ſich niederwarf, unbekümmert um die abziehenden Mönche und das Volk, von welchem noch viele herankamen und die Kleider des heiligen Mannes küßten. Bald jedoch verlief ſich alles, und erſt nachdem ſie das unheimliche Felsthal verlaſſen, wagte

einer dem andern ſeine Vermutungen über dieſe wunderbare Begebenheit mitzuteilen. In der Schlucht aber herrſchte wieder die alte Stille: eintönig murmelte der Einſiedler ſeine Gebete, eintönig plätſcherten die Waſſer.

IX. Die Frau vom Borne.

Einſam und unheimlich wie immer ragte der alte Turm aus Felſen und Wäldern empor, man konnte ihn für eine unbewohnte Ruine halten, ſo grau und düſter ſah er aus. Kein Laut verkündigte die Anweſenheit von Bewohnern, dazu waren die ſchweren Holzläden meiſtens geſchloſſen und Gras wuchs auf dem Wege, der zur ſchmalen Brücke führte, Gras aus jeder Ritze dieſer Brücke ſelbſt. Aber treten wir durch die ſorglos angelehnte Pforte ein.

Im untern Gelaß ſaß der Knappe Diethelm; vor ihm ſtand der Humpen mit Wein und mit gläſernen Augen ſtierte er bald in dieſen, bald nach der grauen Wand ihm gegenüber; indes merkte er nicht, wie aus dem Wein ein kleiner Kerl mit kirſchblauem Geſicht herausgeſprungen war und ſich ihm rittlings über die rote Naſe geſetzt hatte, die er mit ſeinen derben nackten Beinen klemmte; ebenſo derbe Schultern ſchauten oben aus dem leichten grünen Röcklein hervor; ſeine dicken Ärmchen aber waren beſchäftigt, einen runden hölzernen Hammer gegen die Stirne Diethelms zu ſchwingen.

„Alter Narr!“ fing der Kleine an zu ſummen, indes er eifrig fort-hämmerte. „Alter Narr, entweder biſt Du ein Schurke oder ein Dummkopf! Dein Herr hat Dir dieſen Turm zu bewahren übergeben, und Du läſſeſt aus- und einfliegen, wer da will. Iſt das recht? Iſt es geſcheid? Wart, wart, bis Dein Herr heraufkommt und Dir Deine nimmerſatte Kehle umdreht, ha, ha, ha!“

Dabei zog er den gedrungenen fetten Leib zurück, daß ſeine Schultern aus dem Röcklein weit hervortraten, und ſchaute mit höhniſchen Blicken in die ſtieren Augen des Knappen. Dann auf der Naſe ſich vor- und zurückwiegend und in längeren Pauſen ſeinen Hammer ſchwingend, begann er wieder:

„Damals, als Du den jungen Fant Dir an der Naſe vorbei in's Neſt fliegen ließeſt, da fing's an. Du alter Eſel! Den Milchbart und das kaum flügge Hühnlein zuſammen! Freilich, dem gefiel's im Turm und er ſah lauter Roſenſchein, wie Du in Deinen Humpen. Aber es hat dem

Burſchen den Hals gekoſtet! Vor lauter Liebesſchwindel, ſagen ſie, ſei er über die Felſen hinabgeſtürzt. Da, als der keuchende Bote in's Schloß kam vom Abt zu Zwiefalten, um nach dem Knaben zu fragen — ging Dir da ein Licht auf, altes Faß? Drei Tage lang lag das Fräulein da und aß und trank nichts. Haſt Du gemerkt, wo ſie ihr Herzlein hatte ſitzen laſſen?"

Nun fing der Kleine an zu lachen, daß es ihn ſchüttelte, und ſchlug mit ſeinem Hammer einen ordentlichen Wirbel auf dem Schädel des Knappen; hierauf ſetzte er ſich wieder zurecht und fuhr alſo fort:

„Freilich fehlte es dem Fräulein nicht an Troſt! Du, alter Narr, liefeſt fort und wollteſt zu ihrem Vater und brühwarm alles eingeſtehen und Hilfe holen für die Kleine. Aber auf dem Wege begegnete Dir die hohe Frau mit den feuchten ſchwarzen Haaren und verſprach, der Kleinen zu helfen. Sie wußte Dir alles haarklein zu erzählen, was Du wußteſt und wollteſt, und vornehm that ſie, wie eine Gräfin. Von der ließeſt Du Dich übertölpeln und führteſt ſie in die Burg, und bald ward's mit der Kleinen wieder gut. Nun aber ließeſt Du freilich die Frau Feuchthaar ab und zu gehen, wie ſie wollte, und bald brachte ſie auch ihre Schweſter mit. Da ward's nun Deiner Kleinen erſt recht wohl, wenn ſie mit den beiden hinausziehen durfte. Freilich aber, was Chriſtliches, wie ihr es heißt, war nicht dabei! Auf den tollen Fahrten ging's durch Buſch und Fels und über's tiefe Waſſer, und Tag oder Nacht machte kein Unterſchied. Und als Du einmal zu brummen anfingſt, altes Faß, hinter Deinem Humpen hervor, da beſchwatzte Dich die Feuchthaarige und that Dir ſchön, daß Du in Deinen alten Tagen noch eitel wurdeſt und meinteſt, das Weibsſtück habe ſich in Deine Karfunkelnaſe verguckt. Aber als Du gegen ſie vorrücken wollteſt — weißt Du noch? So!"

Der Kleine ſteckte ſchnell den Hammer in den Ledergurt und ſpreizte alle zehn Finger gegen das Geſicht des Knappen, der ſich bei dieſer Geberde ſchüttelte und ſchnell nach dem Humpen griff. Darüber verlor der Kleine in ſeinem Sattel das Gleichgewicht und ſtürzte in den Wein zurück.

Ehe aber Diethelm den Becher abſetzte, war ein anderes Geiſtlein aus dem Wein auf ſein linkes Ohr geſprungen, auf deſſen oberem Rande ſich der neue, zierlich ſchlanke Gaſt mit blühendem Antlitz dreimal auf einem Beine herumwirbelte, daß ſein ſchillerndes Röcklein emporflog. Dann aber

ſetzte er ſich keck auf den Rand des Ohres, beugte den geſchmeidigen Leib zur Öffnung desſelben herunter und wiſperte:

„Glaub' dem alten Narren nichts! Laß uns luſtig ſein! Das Leben iſt kurz, und Du mußt es verſitzen in dieſem alten Turme. Laß uns luſtig ſein, was haſt Du ſonſt? Trinke, trinke, aber trink' Dir keine Grillen. Heda, ſing' ein altes luſtiges Lied, wie Du als Reiter pflegteſt, und denk an die ſchöne Jugend, wo Du Dein ſchmuckes Rößlein tummelteſt und den Dirnen nachliefeſt und ſie Dir nicht allzuſehr davon. Das laſſen wir alles aus dem Becher wieder aufſteigen! Laß die Welt gehen! Sie geht doch, wie ſie will. Du aber verjünge Dich im Wein und ſpotte der Zeit!"

Darauf begann er auf dem Ohre hin und her zu gaukeln und die Melodie eines Trinkliedes zu ſummen, in das bald der alte Knappe mit ſeiner heißern Stimme einfiel.

„Puh!" ſchrie er auf einmal im beſten Geſang, als ein kalter Waſſerſtrahl ſein heißes Geſicht traf: vor ihm ſtand mit ausgeſpreizten Fingern, aus deren jedem, wie aus einem Springquell, Waſſerſtrahlen hervorſpritzten, ein hohes Weib mit feuchten ſchwarzen Haaren. Der Hausnarr auf dem Ohre aber hatte mit einem Male ſeine Gelenkigkeit verloren; ſteif, wie eine Gliederpuppe, hing er am Ohrläppchen Diethelms, indem er ſich mit Mühe feſthielt und unter dem Regenſchauer zitterte. Allmählich verſetzte er den erſtarrten Leib in pendelartige Schwingungen, welche weiter und immer weiter wurden. Dann ließ er in dem Augenblick, in welchem er ſich dem Humpen näherte, das Ohrläppchen los und ſtürzte in den Wein zurück.

„Treff' ich Dich ſo wieder, alter Schatz?" rief das Weib. „Kannſt Du Dein Trinken nicht laſſen? Und ich habe Dir doch mein kryſtallen Haus angeboten und meine Kammer von lichten Muſcheln, wenn Du den Wein laſſen wolleſt? Beſſere Dich, beſſere Dich, mein Lieber!"

Der Knappe, welcher ſich indeſſen die Spuren des Regens, mit welchem ihn die Liebhaberin begrüßte, abgewiſcht hatte, erhob ſich und wankte mit lüſternen Blicken und ausgebreiteten Armen auf jene zu. Aber huſch! war ſie weg, und da lag der Alte und hatte die Naſe tief im Staube des Fußbodens begraben.

Das Weib mit den ſchwarzen Haaren aber war hinaufgehuſcht in das Zimmer des Fräuleins. Dort ſah es trüb und düſter aus; kaum

warf ein halbgeöffneter Laden ein mattes Licht in das hohe, aber für ſeine Höhe enge Gemach, deſſen ganze Bequemlichkeit ein Schrank, ein Tiſch und ein Paar Stühle ſamt einem Bette ausmachten; auf dieſem ſaß in trübe Gedanken verſunken die Bewohnerin; als aber die Fremde eintrat, erhob ſie ſich mühſam und barg ihre hellen Thränen an der Bruſt der Freundin.

Dieſe ſah mit ihren großen waſſerklaren Augen auf ſie nieder und ſchüttelte langſam und traurig den Kopf.

„Ich weiß, mein Kind, was Du mir ſagen willſt und was Dir nicht über die Lippen will," ſagte die Fremde. „Aber ſei ruhig, die Frau vom Borne wird Dich nicht verlaſſen, wenn Dein Stündlein kommt. Vertrau auf ſie! Sie iſt nicht treulos und falſch, wie die Menſchen."

Das Mädchen ſchaute an der Tröſterin empor; ein ſchüchterner Dank lag in ihren Blicken, endlich fing ſie an: „Du biſt ſo gut, Du biſt zu mir gekommen, liebe Frau, Du haſt mich hinausgeführt, daß ich meinen Schmerz vergaß. Du biſt mit mir durch Wälder und Fluren gegangen, haſt mir die Wunder der Natur gezeigt und erklärt, und ich glaubte wieder heiter und ſorglos zu ſein, wie ein Kind. Aber etwas haſt Du mir nicht nehmen können. Verzeih' mir, wenn ich undankbar ſcheine, aber Troſt war es nicht, was Du mir gegeben haſt. O wenn ich wieder zu Hauſe war ſo allein, dann fiel mir's ſchwer auf's Herz, dann netzte ich mein Bett mit meinen Thränen, dies öde Zimmer ſchallte wieder von meinen Seufzern und ich fühlte mich ſo elend, ſo unglücklich, ſo verlaſſen!"

„So ſeid ihr, ſo ſeid ihr Menſchen all', kleine und große," begann lächelnd die Frau vom Borne. „Euch iſt nicht genug am goldenen Tag, ihr müßt immer an das Vergangene denken, ihr müßt immer alles miteinander verknüpfen und die trüben Schatten euch emporholen aus dem Grabe entſchwundener Tage. Euch ſind die Dinge nicht recht, wie ſie ſind, ihr müßt nachgrübeln und hinter allem etwas ſuchen, an alles die ſchweren Gewichte eurer Gedanken hängen, daß euch die Luſt zum Schmerz und der Schmerz zur Verzweiflung wird."

„Aber ſag', was ſoll aus mir werden? Was iſt aus ihm geworden, meinem Geliebten?" ſprach die zagende Jungfrau.

„Und eure größte Thorheit iſt es, nach der Zukunft zu forſchen," fuhr die Frau vom Borne in ihrer Belehrung fort. „Was kommen muß, das kommt. Iſt es nicht genug, das zu wiſſen?"

Die Jungfrau aber warf ſich wieder an die Bruſt der Frau vom Borne und rief: „O, daß Du ſo kalt biſt! O, daß ich Dich lieben könnte!“

„Kalt, mein Kind,“ erwiderte die Angeredete, indem ſie einen Blick aus ihren klaren Augen auf das Mädchen warf. „Wohl kalt, aber klar. Euch treibt das heiße Herz das Blut zum Kopfe, dann ſeid ihr freilich heißer, aber auch toller. Doch komm, laß Deine Fragen und ſetze Dich nieder. Ich will Dir zeigen, was ich Dir mitgebracht habe.“

Sie zog eine goldene Nadel hervor, deren Kopf aus einem feurigen Rubin beſtand, von Perlen umgeben; geheimnisvoll funkelten die Kleinode im Halbdunkel des Zimmers. „Sieh, ſieh,“ ſprach die Fremde, „das iſt eine Zaubernadel; dieſen Glutſtrahl des Erdfeuers dämpften die Thränen der tiefen See. Dieſe Nadel ſtecke ich Dir in's Haar, ſo wird auch Dein Schmerz ſich gefangen geben.

Nimm hin den glühenden Edelſtein
Zuſamt der Perle bleich,
Und brennt zu hell des Steines Schein,
So dämpf' die Perl' ihn gleich.

Die beiden trage gleich im Sinn,
Wie gleich ſie hält das Gold;
So flieht die böſe Stunde hin,
So bleibt die gute hold!“

Während ſie die Nadel in das Haar der Jungfrau ſteckte und das Lied ſang, war dieſe auf ihr Bett zurückgeſunken und ſanft entſchlummert. Die Frau vom Borne legte ſie vollends auf dem Lager zurecht und ſchloß den einzigen noch offenen Laden, daß völlige Dunkelheit in dem Zimmer herrſchte. Nur der Edelſtein, die Perlen, ſowie die Augen der Frau vom Borne ſtrahlten rotweiß, bräunlich, jedes in beſonderem Glanze. Dann ſang ſie noch:

„Bald biſt Du aller Bürde frei
Und ledig aller Laſt,
Dann hol' den Liebſten ich herbei,
Der wonnig Dich umfaßt.

Im kühlen Grunde brennt kein Schmerz,
Da ſtößt man euch nicht aus;
Geborgen ſeid ihr allerwärts
In dem kryſtall'nen Haus.“

X. Das Wiedererkennen.

Es war am Abend eines Märztages und noch deckte tiefer Schnee die Schluchten des Aachthals; nur ein flauer Südwind, welcher zerrissene Wolken über den Himmel trieb, ließ das Nahen einer besseren Jahreszeit ahnen. Die Felswände deckte weißer Reif, mit dem sie sich der Winterkälte entledigten; Buchen und Eichen ließen lustig ihre welken Blätter herabwehen, als gedächten sie schon des frischen Kleides, mit welchem bald der König Frühling sie schmücken werde. Aber stets lebendig und in den kälteren Wintertagen dampfend, rann die helle Flut der Aach, und auf ihrem Grunde wuchs frischgrüne Kresse. Durch die Ritzen der Einsiedlerhütte sah man helles Feuer gastlich leuchten und die Rauchwolken flogen lustig mit dem Thauwind davon.

Aber im Innern der Hütte sah es so gastlich nicht aus. Der Einsiedler hantierte drin, nicht in seiner langen Kutte, nicht eintönige Gebete murmelnd, sondern in hirschledernen engen Kleidern, wie die Ritter unter der Rüstung sie zu tragen gewohnt waren, war er eben beschäftigt, sein Schwert und seine verrostete Pickelhaube zu putzen, welche beide er aus ihrem Versteck unter dem Bette von dürrem Laub und Moos hervorgezogen hatte. Dabei murmelte er zornig zwischen den Zähnen:

„Kommt noch einmal hervor! Noch einmal muß ich hingehen und meines Hauſes Ehre ſühnen. Aber man ſoll ſehen, daß weder Alter noch Faſten noch Beten die Kraft gebrochen haben und den Mut verkühlt in den Knochen und im Herzen des alten Ehrenfelſers. Und muß es auch am eigenen Kinde ſein, ſie ſoll es erfahren!“

So in ſein Selbſtgeſpräch und in das Reinigen der Waffen vertieft, hatte er nicht bemerkt, wie durch die Thüre ſeiner Hütte ein Fremdling eingetreten war, und fuhr erſchrocken empor, als ihm die Worte in's Ohr klangen: „Herr Kunrad von Ehrenfels!“

Der Einſiedler ſchaute hoch auf. Vor ihm ſtand in zierlicher Hoftracht aus Sammt und Seide mit geſchlitzten und zierlich ausgenähten Ärmeln ein hagerer Mann, deſſen ſpärliches graues Haar ein Sammtbarett mit Federn bedeckte; aber die Seide ſeiner Kleider war verblaßt, der Sammt abgeſchabt, und dieſer Zuſtand ſeiner Kleider ſtand in traurigem Einklang mit den eingefallenen Zügen, der gefurchten Stirne, den milden, aber kummertrüben Augen, welche auf dem Einſiedler ruhten.

Dieſer begann, nachdem er den Eindringling lange gemuſtert hatte: „Deiner Kleider, Fremdling, erinnere ich mich noch wohl, ſie trug einſt der flotteſte Ritter im Lauterthal und bildete ſich wohl etwas ein auf ſeine ſeidenen Fetzen und ſeine reichen Beſitztümer. Er wußte auch mit den Fräulein zärtlich zu thun, bis es ihm einer verſalzte. Aber Deine Züge ſind die des Abtes von Zwiefalten. Biſt Du der Abt, was ſoll die Mummerei? Biſt Du aber Siegbert von Gundelfingen, den ich einſt zur Hölle ſchickte, weil er die Ehre meines Hauſes angetaſtet hatte, ſo geh' wieder zu Deinem Schwarzen. Schrecken wirſt Du mich nicht; ich bin der Teufeleien in dieſem Thale gewohnt worden.“

„Ich bin Siegbert von Gundelfingen,“ fing der Fremde an. „Ich komme, von Dir meinen Sohn zu fordern, wie ich einſt mein Weib von Dir gefordet, Du ſcheinheiliger Mörder!“

„Deinen Sohn?“ rief der Einſiedler, deſſen Haare ſich ſträubten. „Wenn es Dein Sohn war, ſo war es ein Ketzer. Dein Weib? Du weißt wohl, Geſpenſt, es war nicht Dein Weib, und da ſie ſonſt etwas war, ſo hatte ich nichts mehr mit ihr zu ſchaffen.“

„Geſpenſt heißeſt Du mich? Kunrad von Ehrenfels! Ich lebe, ich

atme, wie Du, und bin der Abt von Zwiefalten. Aber wie ich in jener Nacht vor Deinen Turm kam und mein Weib von Dir verlangte, die Du mich im Walde ſuchen hießeſt, ſo komme ich heute und verlange meinen Sohn, den Du über die Felſen hinabwarfſt. Stehe mir Rede, Kunrad von Ehrenfels!"

Dieſer ſchritt langſam auf den Fremden zu und befühlte mit hartem Griff ſeine Schulter. Siegbert blieb ruhig ſtehen, die Augen unverrückt auf den Gegner gerichtet. Dieſer trat wieder einige Schritte zurück, faßte ſein Schwert, und die roſtige Klinge beſchauend, ſprach er: „So haſt Du nicht reine Arbeit gemacht, alte Klinge!"

„Nein, Kunrad!" rief Siegbert, „was Du gewollt haſt, hat der Himmel verhütet, und alles, alles wäre wieder gut geworden, wenn Du nicht ſo lieblos geweſen wäreſt!"

„Wieder gut geworden, mein feiner Junker von Gundelfingen? All' die Schmach, die Du mir angethan, wieder gut geworden? Ich war ein armer Ritter, Du warſt der reichſte in der ganzen Umgegend. Meine enge Burg ſchaute in ein einſames Waldthal, Dein Schloß blickte ſtolz herab auf die Dörfer, Mühlen und Wieſen des Lautergrundes und weithin über die Fluren der Alb. Was auf den Wieſen ging, das war Dein, was von den Fluren kam, das mahlte die Mühle für Dich. Du warſt reich, ich ein Bettler gegen Dich; aber meine Ritterehre hatte ich ſo gut wie Du."

„Ich wollte Dir Deine Ehre nicht nehmen."

„Nicht nehmen? Geh', ich haßte Dich und hatte Grund dazu! Als wir hinunterritten zu des neuen Herzogs Hochzeit, des Wirtembergers, da ſah ich wohl die ſpöttiſchen Blicke, die Du auf das ſchäbige Ritterlein, auf mich, warfſt. Aber ich ſöhnte mich mit Dir aus, als Du freundlich in mein Schloß kamſt, als Du mich hinüberführteſt in Deine Burg, an Deiner Tafel oben ſitzen ließeſt und reich bewirteteſt, als Du mich in allem um Rat fragteſt und meine Weisheit herausſtricheſt, da ließ ich Narr mich kirren; in meiner Eitelkeit vergaß ich der Ehre meines Hauſes und Du, ſchlauer Vogelſteller, konnteſt Deine Leimrute aufſtecken!"

„Es mag zum Teil wahr ſein, was Du mir vorwirfſt, Kunrad," ſprach Siegbert geſenkten Auges. „Aber was ich Dir Unrecht that, hab' ich bereut und gebüßt, und was Du mir von Falſchheit vorwirfſt, da haſt Du

ſchwarz geſehen. Wohl ſah ich Deine Schweſter gerne, aber ich meinte es ehrlich mit ihr, und wäre Deine Raſchheit nicht geweſen, ſo ſäße ſie jetzt drüben auf meiner Väter Burg als Herrin, die im Elend zu Grunde gehen mußte."

„Die Schande war da, Siegbert," rief hier der Ehrenfelſer, „und hintendrein iſt gut reden. Als ich es merkte, da hatt' ich meinen Entſchluß gefaßt, und gerade recht traf ich Dich auf der Jagd. Du machteſt Dich freundlich an mich, Du wünſchteſt mit mir auf meinen Turm zu gehen, und das erhöhte und beſtärkte meinen Grimm. Will er wieder zum Liebchen ſchleichen, dacht' ich, und hält mich für dumm genug, daß ich ihm den Weg zeigen werde? Ich hielt aber noch an mich. Du gingſt voran hinunter die enge Waldſchlucht und ich hinter Dir drein. Oft dacht' ich: ſchlag' ihn nieder, der Schurke hat nicht mehr verdient. Aber Gott ſoll richten und meine Klinge ſoll ihn im ehrlichen Kampfe ſtellen, kam mir's dann wieder, und ſo ging ich ruhig hinter Dir drein, bis wo die beiden Thäler zuſammenſtoßen, dort oberhalb des Urſprungs der Aach; da iſt ein Wieſenplan, der däuchte mir zum Kampfe recht. Da ſtellt' ich Dich und Gott hat gerichtet!"

„Mit nichten!" ſprach Siegbert, „denn es war doch kein ehrlicher Kampf. Du fieleſt mich an und ließeſt mich nicht zum Wort kommen, obgleich ein Augenblick Geduld alles gelöſt hätte. Ich wollte Dich um die Hand Deiner Schweſter bitten."

„Was, was?" ſchrie Kunrad. „Wohl, wohl, als ich Dir den Degen auf die Bruſt ſetzte und der Mut Dir entſank, da hätteſt Du wohl verſprochen, das Fräulein von Ehrenfels zu nehmen, um Dein feiges Leben zu retten. Aber nachher hätte mir der glatte, ſammtne Herr ſein Verſprechen rein weggeläugnet. Und wenn Du auch Wort gehalten hätteſt, an einen Feigling wollte ich meine Schweſter nicht verhandeln. Aber mein Arm war zu hitzig und nicht ſicher genug, oder hat Dich der Teufel gerettet mir zum Trotz, ſonſt ſtändeſt Du jetzt nicht lebendig vor mir."

„Kunrad von Ehrenfels," ſprach Siegbert bedächtig, „Du biſt noch der Alte. Nicht die Jahre, nicht Dein Beten haben Deinen trotzigen Sinn anders gemacht, heute noch, wie diesmal, läſſeſt Du mich nicht zu Worte kommen, gält' es auch mein und Deiner Schweſter Leben. Aber ich will

Dir erzählen, wie Gott mich gerettet hat, und merke wohl auf, damit auch Du ſeinen Finger erkenneſt! Ein treuer Diener war mir nachgegangen und fand mich in meinem Blute. Seine Kunſt und Pflege rettete mich, er brachte mich auf meine Burg Dorneck und ich befahl ihm, niemand etwas zu ſagen von der ganzen Sache und wohl acht zu haben, was drüben auf Deiner Burg vorgehe. Meinem Bruder aber, der auf dem Schloſſe zu Gundelfingen verweilte, ließ ich melden, ich habe eine weite Reiſe ſchnell antreten müſſen, er ſolle indes meine Güter verwalten. Ich war kaum geneſen, als ich durch meinen Diener erfuhr, daß Deine Schweſter Bertha mir einen Sohn geboren habe, und nun war nicht mehr zu zögern. Nachts ritt ich hinüber, trat vor Dein Burgthor und forderte mein Weib. Wie Du mich hinwegwieſeſt, weißt Du."

„Ja, ja, ich hatte desſelbigen Tages Deine Buhle fortgeſchickt, damit ſie nicht länger die Burg meiner Väter entehre. Dich aber hielt ich für ein Geſpenſt, ſonſt wärſt Du nicht lebendig entkommen."

„Suche ſie im Walde draußen, riefſt Du herunter, Kunrad," ſo fuhr jetzt Siegbert mit gehobener Stimme fort. „Im Walde aber hatte ſie eben mein Diener gefunden. Der hatte ſie aus der Aach gezogen und das unſchuldige Kindlein lag nicht weit davon im Wege. Hier ſaß Deine Schweſter, wo Deine Hütte jetzt ſteht, auf welcher der Fluch liegt. Aber ſie war wahnſinnig; ſie ſang in ſonderbaren Reimen vor ſich hin und meinte, ſie müſſe zurück zu ihren Schweſtern, den Waſſerfrauen, ihr Lieb ſei tot und ihr Bruder habe ſie verſtoßen. Mich kannte ſie nicht mehr. So haben wir ſie mit vieler Mühe zu den frommen Frauen nach Marchthal gebracht, welche ſie verpflegten. Das Kind aber brachte ich zu Zwiefalten unter, wo ich dem alten Abte meine ganze Geſchichte vertraute. Der verſprach mir, für den Waiſen zu ſorgen; denn mich trieb es fort aus dem Lande, am Grabe des Herrn wollt' ich meine Sünden ausſöhnen und ſo ſchied ich, wie ich glaubte, auf Nimmerwiederkehr. — O Kunrad, Kunrad, auch ich habe gebetet und gekniet wie Du, an allen heiligen Orten. Ich warf mich nieder auf dem Berge, von wo aus man Jeruſalem zuerſt erblickt; denn jetzt, dacht' ich, iſt das Heil gefunden. Dann kniete ich in der Kirche des heiligen Grabes, auf dem Ölberg, ich wallfahrtete hinüber zum Jordan und tauchte mich unter in die heilige Flut — aber immer

wieder tönte mir's im Herzen: Dein Weib, Dein Kind! Und wenn ich alle meine Sünden bekannt hatte und wieder im Dämmerſchein der heiligen Grabeskirche kniete und um Ruhe flehte, dann tönte mir's wie die Stimme des Herrn ſelbſt aus den dunkeln Wölbungen entgegen: Dein Weib, Dein Kind!"

Siegbert ſchwieg eine Weile und ſandte prüfende Blicke hinüber nach Kunrad. Aber deſſen Geſicht zeigte ſeinen alten düſtern Trotz und er ſagte mürriſch: „Weiter, wenn ich die Geſchichte doch hören muß!" —

„So kehrte ich zurück in die Heimat, wo man mich vergeſſen hatte. Ich kam zu den heiligen Frauen zu Marchthal und fragte nach Bertha. Im Wahnſinn, ſagte man mir, ſei ſie ihren Wächtern entſprungen und habe ſich in die Donau geſtürzt. Ich ging weiter und trat vor meinen Bruder. Der erſchrak, als er mich erkannte, denn er hatte mich ſchon längſt tot geglaubt und dachte, jetzt müſſe er die reichen Güter unſeres Hauſes wieder an mich zurückgeben. Allein ich ſagte ihm, er möge mich immerhin für tot anſehen; ich erbat mir nur den Sondernacher Hof als Geſchenk für das Kloſter Zwiefalten, und dort beſchloß ich meine Ruhe zu ſuchen, wo ich auch mein Kind geborgen hatte. Freundlich empfing mich der ehrwürdige Abt und führte mir den Knaben zu, deſſen er wohl gepflegt hatte. O, das Kind war mein Schatz, mein Kleinod, und der Knabe wuchs ſo herrlich heran, die Freude ſeines Vaters, der ihm freilich den lieben Sohnesnamen nicht geben durfte. Aber Du, finſtrer Mann, trateſt wieder zwiſchen mein Glück, Du haſt ihn über den Felſen herabgeſtürzt in den Abgrund der Aach, dort fand man ſein Barett noch und ein Diener unſeres Forſtes, der von der anderen Seite zuſah, hat mir kürzlich alles ſelbſt erzählt."

„Du weißt wohl ſchön die Worte zu ſetzen," erwiderte der Ehrenfelſer, „das konnteſt Du ſchon als feiner Junker, da Du die Ehre meiner Schweſter hinwegſchwatzteſt. Wohl liegt ſie in der Donau; denn das war unſerer Väter Sitte, das Schandbare zu bergen vor dem Auge des heiligen Tages. Du ſagſt mir, Du ſeieſt in Jeruſalem geweſen und habeſt keine Gnade gefunden am Grabe des Erlöſers. Das zeugt mir dafür, daß auch Du ein Ketzer biſt, obgleich Abt von Zwiefalten, wie Deine Baſtardbrut, welche ich vom Felſen ſtürzte, ehe ſie mit falſcher Lehre die Welt verwirrte. Wenn Du mehr mit mir verhandeln willſt, feiner Junker und ketzeriſcher

Abt, ſo laß unſere Schwerter entſcheiden. Hier iſt die Klinge, der Du ſchon einmal entronnen biſt, Feigherziger. Probier' es noch einmal!"

Während der Ehrenfelſer ſich zum Fechten zurechtſtellte, blieb Siegbert ruhig und erwiderte jenem mit Hoheit: „Du biſt nicht der Kunrad von Ehrenfels mehr, noch bin ich der Siegbert von Gundelfingen. Du biſt ein Einſiedler und das Volk glaubt an Dich und nennt Dich einen heiligen Mann, ſo daß es Deine Unthaten lieber mit Schweigen bedeckt als anzeigt, wie jener Waldhüter, der mir die Ermordung meines Sohnes erſt nach ſo langem Zögern offenbarte. Ich aber bin ein Diener der Kirche, alſo laß die Schwerter, ſie geziemen unſern Händen nicht mehr. Du haſt meinen Sohn gemordet, weil Du in Deinem ſcheinheiligen Hochmut ihn einen Ketzer nannteſt, ja für den Verſucher ſelbſt hielteſt. Wohl mag ſein reiner, offener Sinn Deine finſtere unfruchtbare Frömmigkeit Dir verwieſen haben, wohl mag er darin zu weit gegangen ſein. Aber Du warſt nicht ſein Richter, auch wenn er Unrecht gethan hat. O mein Kind, mein Kind, daß Du in die Hände des Wolfes fallen mußteſt, Deines Vaters Sünde zu büßen! Aber ich kam nicht her, mit Dir zu rechten, Einſiedler, nur das wollt' ich Dir ſagen und zeigen, wie Dein ſtarrer Trotz alles bös gemacht hat, was noch hätte gut werden können. An dieſem hältſt Du noch heute feſt und Dein Eigenſinn iſt um ſo ſchlimmer geworden, ſeit er ſich in das Gewand der Heiligkeit gehüllt hat. Kehre um, ändere Deinen Sinn, das iſt das erſte, was der Herr fordert. Du haſt es nicht gethan und Deine Zeit verplappert mit ſinnloſen Gebeten, welche nicht zum Himmel aufſteigen. Ändere Deinen Sinn, ſag' ich Dir noch einmal, und will Dir alles, was Du mir gethan haſt, verzeihen, wie Dir der Himmel verzeiht."

Der Einſiedler hatte ſich während dieſer Rede an die Wand gelehnt und ſeine funkelnden Augen ſchauten mit der Freude des Wolfes hinab auf die alte Ritterklinge. Als Siegbert ſchwieg, erhob er ſich, ſtellte ſich nochmals zum Fechten bereit und rief: „Iſt's gefällig?"

Der Abt hob flehend die Hände zu ihm empor und ſprach nochmals: „Ändere Deinen Sinn, ſo lange es noch Zeit iſt!"

Aber der Einſiedler erwiderte mit einem rohen höhniſchen Gelächter und ſchweigend ging Siegbert von dannen.

XI. Das Gericht.

Nicht lange nachher ſah man auch den Einſiedler ſeine Hütte verlaſſen. Er trug eine Kienfackel, in deren Schein ſeine trotzigen Züge noch wilder ausſahen, und ſo ſchritt er, einem böſen Geiſte gleich, das Thal hinauf ſeinem grauen Turme zu.

Mit einem wilden Fluche ſtieß er die Pforte auf, die er ſtatt verſchloſſen nur angelehnt fand, und der Knappe, der gerade bemüht war, eine neue Kanne aus dem Keller heraufzuholen, ſah mit Schaudern ſeinen Herrn vor ſich ſtehen.

„Heißt das mein Haus bewahren, Du Hund?“ ſchrie Kunrad ihm entgegen. „Geſindel geht bei mir aus und ein und meine Tochter hält offene Kammer, wie man mir geſagt hat. Iſt es ſo, Knecht?“

Diethelm ſuchte ſich zu faſſen und lallte endlich: „Ja, Herr, aber —“

„Ja ſagſt Du, Schuft? Das iſt genug!“ rief wütend ſein Herr, ſchüttelte ihn mit ſeiner nervigen Hand und ſtürzte ihn dann mit einem kräftigen Stoße die ſteile Kellertreppe hinab. Unten hörte man ein leiſes Stöhnen, bald aber war alles ſtill.

Nun ging er herauf in's Obergemach. Schlummernd lag dort ſeine Tochter auf ihrem ärmlichen Bette, neben ihr ein Säugling, um den ſie ſorglich den rechten Arm geſchlungen hatte. Kunrad warf die Fackel zu Boden und riß das Kind aus ihren Armen. Darob erwachte die Tochter, und als ſie ihr Kleines in den Armen des Eindringlings ſah, fuhr ſie auf wie eine Tigerin und riß es wieder an ſich. Vom Scheine der am Boden liegenden Fackel beleuchtet ſtanden ſich Vater und Tochter gegenüber.

„Ehrloſe Buhlerin!“ rief endlich Kunrad. „Fleuch hinweg aus dem Hauſe Deiner Väter, deſſen Du nicht wert biſt, hinweg mit dem vaterloſen Kinde!“

„Vaterlos?“ erwiderte ihm Gertrud. „Ja wohl, vaterlos, weil Du ſeinen Vater umgebracht, wie ſie ſagen. Ich ſchickte ihn zu Dir, aber Du haſt ihn getötet!“

„So, der war's?“ rief jetzt Kunrad und brach in ein höhniſches Gelächter aus. „Deſto beſſer, deſto beſſer! Der hat wohl des Vaters Zunge

geerbt, daß er Dich beſchwatzte, wie jener meine Schweſter. Aber weg von hier, um ſo mehr, da Du dem Sohne meines Todfeindes Deine Kammer geöffnet!“

Die Tochter aber ſchaute den Vater mit funkelnden Augen an, die dem Trotze der ſeinigen wenig nachgaben: „Aber ich liebte ihn, Vater,“ rief ſie, „den Du den Sohn Deines Todfeindes nennſt; was wußte ich davon? Ich liebte ihn, weil er freundlich zu mir ſprach, die ich ungeliebt in der Einſamkeit meines Turmes wohnte, weil ich aus ſeinen treuen Augen ſah, daß er mir gut war. Ich liebte ihn und gab mich ihm hin; hätte ich es nicht thun ſollen, Vater? Dann hätteſt Du mich das früher lehren ſollen. Aber Du ließeſt Deine Tochter aufwachſen in der Einſamkeit dieſes Turms, ohne Dich nach ihr umzuſehen, und zum Hüter ſetzteſt Du ihr einen alten Trunkenbold. Jetzt kommſt Du daher, da es zu ſpät iſt, und ſprichſt davon, Deines Hauſes Ehre zu retten, Du Vater!“ ſchloß ſie, das letzte Wort höhniſch betonend. „Doch ich gehe ſchon, ich gehe; Du brauchſt mich nicht zum zweiten Male fortzuweiſen. Ade, Vater!“

Sie ſchritt ſtolz mit ihrem Kinde hinaus, während der Vater ihr nachſtarrte, dann murmelte er vor ſich hin: „So war es Recht von meinen Vätern her und ſo ſoll es bleiben, ſo lange dies Haus ſteht.“ Dann wandte er ſich und ſtieg, ohne die Fackel aufzuheben, die enge Treppe hinab, durchſchritt den kleinen Hof und drehte den Schlüſſel in dem halbverroſteten Schloſſe knarrend um; hierauf warf er ihn in den Burggraben und ging davon.

Ohne ſich umzuſchauen, war die Tochter hinausgeſchritten, ohne ſich umzuſchauen, ſchritt der Vater davon; jene auf dem Zickzackſtege den Wald

hinab, dieſer auf dem breiten Wege ſeiner Hütte zu. Indeſſen hatte im Hauſe die Flamme der Fackel ihr Werk begonnen; rot im Widerſcheine des Feuers, das weithin Wald und Felſen beleuchtete, ſchaute der alte Turm zu den Wolken empor, die immer dichter mit dem Tauwinde dahinjagten. Immer mächtiger ſchlug die Flamme empor, bis das Herrenhaus zuſammenſtürzte und dicker Qualm alles verhüllte. Einſam und düſter wieder alles; nur hie und da eine verglühte Kohle oder ein kniſternder Funke.

Indeſſen eilte Gertrud im Walde umher. Ihre nackten Füße ſanken tief in den Schnee, welchen der Tauwind erweicht hatte, das eiſige Waſſer zerriß die Haut und bald rann das Blut hervor; ſie achtete es nicht, der körperliche Schmerz ſchien ihr nun den Seelenſchmerz zu lindern. Hoch oben zogen die gepeitſchten Wolken daher, und nur wie ſchnell verlöſchende Lichtlein ſchauten die Sterne zwiſchen ihnen hervor. In den Bäumen ſchien es zu klopfen: die geharniſchten Baumelfen warfen von der Wurzel herauf durch den Stamm und Zweige ihre dünnen Speere, um den Säften, welche ſich zu regen begannen, die Gänge zu öffnen. Dazwiſchen ſchauten ſie neugierig aus den Aſtlöchern hervor und nickten dem vorübergehenden Mädchen zu, das ſie wohl kannten. Wenn aber Gertrud auf eine ſchneefreie Stelle trat, ſo fühlte ſich's unter der Fußſohle an, wie ein wimmelnder Ameiſenhaufen; das waren die Keime der Gräſer und Blumen, die ſich wieder zum Lichte drängten. Aus den Felſenritzen lauſchten die Bergmännlein hervor und beſahen ſich erſtaunt die Veränderung der Oberwelt, da das Leben drunten bei ihren feurigen Eſſen immer das gleiche iſt. Dazwiſchen hinein pfiffen die Stöße des Südwinds durch die Schlucht und wilde Schneebäche gurgelten die Felsrinnen herab; hoch droben in den Lüften aber ſchien es zu tönen: Frühling, Frühling, Erlöſer!

Das arme, verſtoßene Menſchenkind aber überkam zwiſchen dieſem geſchäftigen Treiben der Natur ein ſtechendes Gefühl ihrer Verlaſſenheit; ſie dünkte ſich wie das dürre Blatt, welches mitten in dieſem Frühlingsjubel matt zu Boden flatterte. Die Welt hatte ſie verſtoßen, wo ſollte ſie hin? An ihrer Bruſt begann der Säugling zu wimmern, ſie aber blickte mit dem thränenloſen Auge der Verzweiflung auf ihn nieder. So war ſie, ohne daß ſie es wußte oder wollte, auf den Felſen gekommen, unter dem die Aach entſprang. Sie ſchaute hinab in den Teich, der, von Schneebächen

geſchwellt, trüb aufbrodelte. Drin ſah ſie ihre Freundinnen, die Waſſerfrauen, in wilden Tänzen umhergaukeln; am Ufer aber ſaß eine Frau mit verwirrt herabhängenden blonden Flechten, die ſchlug mit der einen Hand in's Waſſer, als wollte ſie den Takt angeben zu den Tänzen der Waſſerfrauen. Dieſe aber ſangen:

Die erſte:

Der Winter geht, es ſchmilzt der Schnee
Und jede Feſſel ſpringt,
Die Nix' im Bach, die Nix' im See,
Sie jubelt auf und ſingt.

Die andere:

Der Frühling kommt, der Sauſewind
Stürmt her von Süden lau;
Komm, Sauſewind, o komm geſchwind,
Tanz mit der Waſſerfrau!

Die erſte:

Kommſt aus dem braunen, ſand'gen Meer,
Kommſt über grüne Well',
Kommſt von beſchneitem Fels daher,
Leichtfertiger Geſell?

Die andere:

Dreh' dich mit mir — ſchon biſt du fort!
Nur immer, immer zu!
Trag' hoch zum Nord dein Löſungswort,
Du Frühlingsbote du!

Die erſte:

Siehſt du der Bächlein hüpfend Heer,
Gekrönt mit weißem Schaum?
Sie rinnen her, ſie ſtürzen her,
Bedecken jeden Raum.

Die andere:

Siehſt droben du der Schweſtern Tanz,
Der Wolken tollen Schwall?
Dahin iſt ganz der Sterne Glanz,
Wir herrſchen überall.

Beide:

Der Rache, Rache Tag iſt heut,
Der wild das Herz uns ſchwellt,
Heut wirbeln wir, ſo viel uns freut,
Und fegen aus die Welt!

„Rache, Rache!“ krächzte hier die Blondhaarige dazwiſchen, und als Gertrud ſie genauer anſchaute, bemerkte ſie, wie dieſelbe auf ihrem Schoß einen Jüngling hielt, den ſie mit einem Arm umſchlungen hatte. Als die Blonde einen Augenblick ſtille hielt, wurde ſie auch die ſtarren Züge des Jünglings gewahr, deſſen offene Augen ſie anzuglotzen ſchienen. „Eckbert, Eckbert!“ ſchrie ſie auf.

Mit grinzendem Lachen und mit Augen, aus welchen die wirre Freude des Wahnſinns glänzte, ſchaute jetzt die Blonde herauf zu ihr und winkte ihr mit der freien Hand. Die Waſſerfrauen aber, welche ſie auch bemerkt hatten, ſangen:

Beide:

Da biſt Du, Liebchen! Komm herab!
Dann ſind's der Schweſtern vier,
Dann wirbeln wir das Thal hinab,
Den Kehraus tanzen wir!

Die erſte:

Zum Kindlein blickſt Du unverwandt?
Es bricht Dir faſt das Herz,
O denk', ſein Los iſt Qual und Schand',
Schnell ende ſeinen Schmerz!

Die andere:

Es tropft ſein Blut auf weißen Schnee,
Es ſchlummert ohne Qual,
Es ſchießen Röslein in die Höh',
Ein lieblich Totenmal.

Als noch während dieſes Geſangs Gertrud in ihr aufgelöſtes Haar griff, fiel ihr die Nadel in die Hand, welche ihr einſt die Frau vom Borne gegeben hatte. Raſch faßte ſie dieſelbe, ſchaute ihr Kindlein an, küßte es und grub ihm die Nadel tief in die Bruſt. Dann warf ſie ſich wild auf die Erde nieder, ſcharrte mit den Händen Schnee und Raſen hinweg und barg die Leiche darunter. Wieder trat ſie vor zum Rande des Felſens. Die Blonde lachte wahnwitzig, Eckberts Augen ſchienen ſich langſam zu bewegen, die Nixen aber wirbelten im ſchäumenden Waſſer umher und winkten ihr, indem ſie ſangen:

„Komm, Liebchen, ſchnell, Dein Buhle winkt,
Komm, eile an ſein Herz!
Wenn ihr im Grund euch hier umſchlingt,
Dann endet aller Schmerz!“

Gertruden däuchte es, als wanke unter ihr der Fels, ihre Sinne ſchwanden; ſie ſank hin und ſtürzte hinab in die brodelnden Waſſer, welche wie jauchzend über ihr zuſammenſchlugen.

* * *

Nach einigen Tagen, als die Fluten des Wildwaſſers ſich verlaufen hatten, fand man nahe beim Kloſter die Leiche des Einſiedlers von den Wellen an's Land geſpült.

Anmerkungen

zum

I. Band.

Anmerkungen des Herausgebers.

Was ich über die **Entstehungsgeschichte von „Württemberg, wie es war und ist“**, die selbst allmählig fast zur Sage geworden ist, noch mit einiger Sicherheit feststellen konnte, ist folgendes:

Die Anfänge des ganzen mannigfach zusammengesetzten Werkes stecken gewissermaßen in der „Stuttgarter Stadtglocke“, jenem originellen „Tag- und Nachtblatt“, das der Stuttgarter Buchdrucker und Stadtrat Johann Gottlieb Munder vom 22. Dezember 1844 an erscheinen ließ und das sich bis in's Jahr 1848 hielt. Ein „Historisches Tag- und Nachtblatt“ nannte es sich zuletzt, und der interessanteste Inhalt sämtlicher Jahrgänge sind allerdings die auf wirklich oder angeblich historischer Grundlage ruhenden Erzählungen und Sagen, die sich hauptsächlich mit der württembergischen Vergangenheit beschäftigen. Mit einem unerschöpflichen Aufwand von Phantasie und keckster Behandlung der Sprache wird da Nummer für Nummer draufloserzählt, durch Dick und Dünn, mit unglaublicher Zuversicht in Angabe der unmöglichsten und doch wieder möglich scheinenden Quellen, mit Berufung auf Chroniken, Hausbücher, Inschriften, mündliche Überlieferungen, deren ehemaliges Vorhandensein das einemal weder geleugnet noch bewiesen werden kann, das anderemal mit Sicherheit als kecke Erfindung zu erkennen, wieder einandermal nur mühselig als solche zu erweisen ist. Und dabei verspürt man in dem Manne, der das alles erzählt, etwas wie einen Poeten, dessen Kunst nur niemals recht ausgereift ist, der sich wohl auch niemals Mühe gegeben hat, seine stattliche Begabung zur wirklichen Kunstreife auszubilden. Man fragt unwillkürlich: wer ist eigentlich dieser merkwürdige Mensch? Julius Hartmann in seiner „Chronik der Stadt Stuttgart“ von 1886 nimmt noch an, daß der Buchdrucker Munder nicht nur der Drucker sondern auch der Verfasser dieser Erzählungen und Erfinder von allerlei Sagen sei; wie er mir aber neuerdings mündlich versicherte, wäre es eigentlich nicht der Buchdrucker und Stadtrat sondern dessen Bruder, Wilhelm Friedrich Munder, geboren in Stuttgart 1799, Pfarrer in Dörrenzimmern, Gansloſen und zuletzt Eltingen, gestorben 1851. Diesem phantasiereichen Pfarrherrn hätten wir also eine ganze Reihe von Sagen, namentlich aus Stuttgart und Umgebung zu verdanken, wenigstens in der Gestalt, in der sie jetzt umgehen und insbesondere durch „Württemberg, wie es war und ist“ festgehalten und verbreitet worden sind.

In den Jahren 1854 und 1855 nemlich erschien in 5 kleinen Bändchen und im Verlag von Fr. Müller, der sich auch als Herausgeber auf dem Titel

nannte, das Werk, das jetzt in 8. Auflage vorliegt. Dieſer Fr. Müller war der Herausgeber des „Stuttgarter Tagblatts“, in deſſen einſtigem Beiblatt „Stuttgarter Flora“ gleichfalls einige Wurzeln von „Württemberg wie ꝛc.“ ſtecken. Das erſte Bändchen war vorzugsweiſe mit Munderſchen Erzählungen aus der „Stadtglocke“ gefüllt, auch in ſpäteren Bändchen erſchienen noch einige derſelben, der Verfaſſer war aber bei keiner genannt. Andere Erzählungen dagegen waren mit den Namen von bekannten württembergiſchen Geſchichtsforſchern und Erzählern bezeichnet. Vor allem war Karl Pfaff, der bekannte Eßlinger „Konrektor“, deſſen Denkmal auf der Mailie ſteht, ſtark beteiligt; dann mit einigen Beiträgen, unter anderem mit dem Einleitungsgedicht Wilhelm Zimmermann, der Geſchichtsſchreiber des Bauernkriegs; auch Pfarrer Schönhuth und endlich Siegfried Pfaff, der einzige aus der Reihe, der heute noch lebt. Daneben traten aber auch noch eine Anzahl von Erzählungen ohne Namen auf, die nicht Munder'ſchen Urſprungs ſind.

Dieſe erſte Auflage, die jetzt ſchon ſelten geworden zu ſein ſcheint, war am Anfang der ſechziger Jahre vergriffen; im Jahr 1861 erſchien im „Druck und Verlag der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg“ eine „zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage“, ohne Nennung eines Herausgebers, mit einer kurzen Vorrede der Verlagshandlung eingeleitet, welche u. a. auch darauf hinwies, daß in die neue Auflage „Einiges von dem beliebten Erzähler Ottmar Schönhuth“ aufgenommen ſei — gemeint waren die drei Erzählungen aus dem Hohenlohiſchen, welche das Werk ſeither aus Schönhuths Feder enthält. Der thatſächliche Herausgeber dieſer Auflage war Karl Pfaff. Die Erzählungen waren nun in eine, wenn auch nicht ganz ſtrenge chronologiſche Reihenfolge gebracht, verſchiedene Stücke waren weggefallen, welche die erſte Auflage enthalten hatte; aus den fünf Bänden waren drei geworden. Dieſe drei Bände blieben ſich von nun an gleich bis zur letzten, ſiebenten Auflage. Dagegen kam im Jahr 1868, nachdem das Werk inzwiſchen wieder den Verleger gewechſelt hatte, im Verlag von Albert Koch ein vierter Band dazu; dieſer ſtammt in der Hauptſache, ſoviel ich ermitteln konnte, von einem Dr. C. Wörle, deſſen Chiffre „C. W.“ nur unter einigen Erzählungen ſteht, deſſen Verfaſſerſchaft aber bald an gewiſſen Stilunarten zu erkennen iſt. (Vergl. darüber die Anmerkungen zum 4. Band.) Bald darauf ging das Werk in den E. Rupfer'ſchen Verlag über; die Auflagen hatten allmählig die Jahrszahlen verloren, es kamen mit der Zeit Bilder von meiſt zweifelhaftem Werte zum Text, im Text ſelber ſchleppten ſich allerlei üble Druckfehler, an denen es freilich ſchon in der 1. Auflage nicht gefehlt hatte, und andere Nachläſſigkeiten fort, Papier, Druck, Ausſtattung und dergleichen wurde oft ungleich und mangelhaft. Trotzdem ließ die Popularität des Werkes nicht nach, und als die 7. Auflage zur Neige ging, war es ein begreiflicher Wunſch der jetzigen „vormals Rupfer'ſchen“ Verlagshandlung, daß das Werk einmal wieder einer gründlichen Durchſicht unterzogen werde und wieder einen ordentlichen „Herausgeber“ oder Neuherausgeber bekomme.

Als ich die Neuherausgabe übernahm, ſchwante mir ſo ungefähr aber ich wußte noch nicht, welche Mühe und Arbeit oft höchſt kitzlicher und kniffiger, oft

auch fruchtloſer Art es koſten werde, durch den üppigen Urwald des ehrwürdigen Volksbuches Pfade zu hauen, auf denen auch der etwas kritiſchere Leſer ſich zurechtfinden und den richtigen Blick für's Ganze und Einzelne gewinnen könne. Über die Grundſätze, nach denen ich die ganze Neuherausgabe behandle, habe ich mich im „Vorwort" ausgeſprochen; die wichtigſten Ergebniſſe jenes Pfadhauens liegen in den folgenden Anmerkungen vor, zunächſt für den erſten Band, in dem die unbändige Phantaſie Munders das Rankenwerk des Urwaldes beſonders üppig, oft undurchdringlich verſchlungen hat.

Dieſe Anmerkungen können und wollen freilich — das liegt in der Natur der Sache — nicht allem und allem bis ins Einzelnſte nachgehen oder mit der Ampel unfehlbarer Fachgelehrſamkeit in den hinterſten Winkel hineinzünden; ſie ſind auch weniger für die Fachleute beſtimmt, als für Leſer, welche das nicht ſind aber doch ſich etwas genauer unterrichten möchten über dies und das, was der ganz harmloſe Leſer unbefangen hinnimmt. Ihnen hoffen dieſe Anmerkungen einige Dienſte zu leiſten, wenn ſie auch noch manches Fragezeichen übrig laſſen müſſen. Und was ſchadets auch am Ende, wenn es einmal einem Leſer mit irgend einem merkwürdigen Bericht unſeres Buches kurzweg gehen ſollte wie „Dem von Kaltenthal"—? In einem koſtbaren alten Buche nämlich, das wahrſcheinlich dem Grafen Eberhard im Bart gehört hat und das allerlei merkwürdige Notizen zur württembergiſchen Geſchichte enthält, ſteht unter einer etwas jägermäßigen Erzählung der trockene Beiſatz: „Der von Kaltenthal glaubt das nicht."

Ezzelingen.

So verlockend es für Karl Pfaff ſein mochte, den in der Form Ezzelingen ſchon ſehr früh vorkommenden Namen von Eßlingen mit dem Einfall des berühmten Hunnen in Verbindung zu bringen, ſo kann doch von einem ſolchen Urſprung des Namens nicht wohl die Rede ſein. Der Name Etzel oder Ezzel für den Hunnen iſt ein deutſcher Name, und auf irgend einen deutſchen Perſonennamen Azzilo oder Hazzilo (Hetſilinga heißt der Ort 806), der in der Form Etzel oder Hetzel heute noch vorkommt, iſt der Ortsname ohne Zweifel zurückzuführen. Ein Alemanne Namens Hafti gilt als der Gründer der Vitaliskapelle, an deren Stelle die jetzige Dionyſiuskirche ſteht. Die hl. Katharina iſt die Patronin des Eßlinger Spitals, und ihre Grabſtätte ſoll nach der Volksſage die Katharinenlinde bezeichnen; im 17. Jahrhundert galt die Stätte aber als Hexentanzplatz und dies mag auf einen uralt heiligen Ort hindeuten.

Widemir, wie der Unterführer Ezzels genannt wird, iſt gleichfalls kein hunniſcher ſondern ein oſtgothiſcher Name; der Oſtgothe Widemir führte mit ſeinem Bruder Theodemir, dem Vater Theodorichs d. Gr., die den Hunnen folgenden Oſtgothen, wie es ſcheint bis auf die katalauniſchen Felder.

Die in der Erzählung verarbeiteten Vorstellungen von Götterglauben und Opferbrauch der Alemannen sind noch ziemlich nach einem älteren Stand der mythologischen Wissenschaft gehalten. Wir sind auch heute nicht sicher darüber, wie weit gewisse mythologische Vorstellungen des Nordens sich mit denen der Südgermanen deckten; aber daß z. B. die Germanen keinen förmlichen Priesterstand und ebensowenig einen Sängerorden der „Barden" kannten, darf wohl als ausgemacht gelten. — Der Personenname Wola, den Pfaff der Trute beilegt, bezeichnet selbst das, was er mit der Trute meint.

Der Stutengarten, der Blutturm und die falsche Klinge.

„Biberburg" in der Nähe von Cannstatt wird schon um 700 genannt und ist vielleicht auf Mühlhausen am Neckar zu deuten; über dieses, seine Kirchen und seine Geschichte s. Oberamtsbeschreibung von Cannstatt 1895, S. 564 ff. und 572 ff.

Pfaff schreibt noch ehrlich und vernünftig „Kienwald"; heutzutage ist aus dem „Kienle", obwohl seine Bedeutung jedem klar sein muß, der Schwäbisch kann und die heimischen Bäume kennt, unter den Händen der Schreiber ein „Kühnle" geworden — ein Beispiel unter unzähligen landauf und landab, wie hinter den Aktentischen das Ohr für die lebendige Aussprache und damit nicht selten auch für die Bedeutung der Wörter und Namen sich abstumpft!

Konrad und Gertrud.

In der ersten Auflage von 1854 findet sich noch eine andere Gründungs- und Namenssage unter dem Titel „Der Wirt am Berge"; da wird von einem Herrn Johannes erzählt, der für den Sohn des ersten staufischen Schwabenherzogs um Mechthildis, die Tochter Bertholds von Zähringen werben soll und durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände sie für sich selbst gewinnt. Er gründet dann die Stammburg, die das „Haus am Berge" genannt wird, und ihn selbst nennt man seiner Gastfreundschaft wegen den „Wirt am Berge". In Pfaffs Erzählung ist es die „Wirtin am Berge", die der Burg und dem Geschlecht den Namen gegeben haben soll. Wirt oder Wirtin — daß keines von beiden zutreffe, darüber sind die Gelehrten längst einig, und allzu grau wird die Vorzeit schwerlich sein, in welche diese und ähnliche Sagen zurückreichen. Wenn nur die Gelehrten auch ebenso einig über die wirkliche Deutung des Namens Wirtenberg wären! Aber da haperts bedenklich und ich kann mir nicht anmaßen, den Streit entscheiden zu wollen, ob ein unbekannter Herr Wirnto oder Wirtino dem Berg den Namen gegeben habe oder ein leider ebenso unbekannter schwäbischer Stamm der Wirten, ob der Berg von einem althochdeutschen Worte „wirta" benannt und also eigentlich ein Farnberg wäre oder ob der Name ursprünglich keltisch sei und Virodunum hieße — und sofort. Am einfachsten und einleuchtendsten schiene mir's, wenn Albert Schotts Vermutung Recht behielte und der Name ursprünglich dasselbe bedeutete wie der „rote Berg"; man müßte dabei

keineswegs an Blutgerichte ſondern dürfte nur an die weithin rot leuchtende Farbe des Keupers denken.

Auch darüber ſind die Gelehrten nicht einig, ob jener Konrad von Beutelsbach dieſelbe Perſon mit Konrad I. Grafen von Wirtenberg geweſen ſei; ob demgemäß Konrad I. der Bruder des Abtes Bruno von Hirſau und der Liutgard geweſen ſei oder der Gemahl dieſer Liutgard von Beutelsbach, ob alſo der Vater oder der Oheim des Grafen Konrad II. von Wirtenberg; und wiederum hängt damit die Frage zuſammen, ob des erſten Wirtenbergers Gattin jene Liutgard oder eine Werntrud geweſen ſei, deren Geſchlecht nicht mehr mit Sicherheit auszumachen iſt. Wenn Pfaff aus der Werntrud eine Gertrud und dieſe zu einer Eberſtein macht, ſo ſind wir jedenfalls nicht in der Lage, großen Streit mit ihm darüber zu erheben. Wenn er dagegen über dem Thor der Burg Beutelsbach als „Wappen der Burgbeſitzer" drei Hirſchhörner und unter ihnen vier in Kreuzesform vereinte Lilien anbringt, ſo wäre zu bemerken, daß eine Vereinigung von Hirſchſtangen mit Lilien als Beizeichen in Wappenſiegeln von Veringen-Nellenburg vorkommt, daß ohne Zweifel auch die Hirſchſtangen erſt durch die Verbindung mit den Veringern in's wirtenbergiſche Wappen gekommen ſind, daß aber das älteſte bekannte Wappen der Beutelsbacher ein nach der heraldiſchen Linken gekrümmtes Widderhorn aufweiſt. Über ein älteres Wappen der Wirtenberger ſ. Alberti, Württembergiſches Adels- und Wappenbuch S. IV f. — ſ. im übrigen auch die Beſchreibung des Oberamts Cannſtatt von 1895 S. 617 ff. und 620 ff.

Nicht heftig rechten wollen wir mit Pfaff oder anderen Verfaſſern dieſer „vaterländiſchen Erzählungen", wenn ſie (Siegfried Pfaff ausdrücklich ausgenommen) die Burgen des Mittelalters, namentlich des frühen Mittelalters zuweilen ſich etwas zu großartig angelegt und zu behaglich ausgerüſtet denken; ob der Tod eines Herrn von Beutelsbach vor der Zeit der Gründung Wirtenbergs den Unterthanen feierlichſt durch das Läuten der „Burgglocke" kundgegeben werden konnte, ob es zu jener Zeit „Folterkammern" in den Burgen gab und dgl. — mag dahingeſtellt bleiben. Aber eines darf wohl zur Steuer der Wahrheit gleich an dieſer Stelle, für dieſe und manche der folgenden Erzählungen bemerkt werden: von mittelalterlichen Trachten und Koſtümen hatte man zur Zeit, da dieſe Erzählungen geſchrieben wurden, noch ziemlich harmloſe Vorſtellungen. Samtbarette mit wallenden Federn, ſamtene Wämſer und Mäntel, Spitzenkragen und dgl. ſchrieb man unbedenklich dem ganzen Mittelalter zu, ohne Unterſchied der Jahrhunderte; ſo ungefähr nach Art der Tracht des 16. Jahrhunderts dachte man ſich die ganze vornehme Welt auch des Mittelalters gekleidet, ein Ritter, wenn er nicht gerade den Harniſch trug, mußte etwa ausſehen wie Franz Knie in ſeinem nobelſten Anzug auf dem Seil. Nun ſind wir ja auch heute noch über manches nicht ſo gut unterrichtet, wie wir's wünſchen würden, wenn wir einen Herrn oder eine Dame aus dem ſo und ſovielten Jahrhundert der wißbegierigen Leſerin ganz genau beſchreiben ſollten; aber daß die Herrſchaften des Mittelalters doch etwas anders und in verſchiedenen Zeiten verſchieden gewandet waren, wiſſen wir aus der genaueren Betrachtung von

Skulpturen, Miniaturen und anderen zeitgenössischen Bildwerken, auch aus mancherlei schriftlichen Aufzeichnungen. Ich habe mir daher an einzelnen Stellen dieser Erzählungen erlaubt, soweit es ohne zu viel Gewaltsamkeit ging, die Herrn und Damen ein bischen umzukleiden, oder ihnen wenigstens die unvermeidlichen samtenen Federbarette und dgl. abzuthun, wo sie gar zu übel angebracht waren. Viel war da freilich nicht zu machen — und am Ende schadets ja auch nicht viel.

Was „Gowertschen" (S. 58) seien, fragt wohl auch ein sonst leidlich geschichts- und geographiekundiger Leser. Es kann nichts anderes gemeint sein, als was sonst Kawertschen, Gawerschen, auch Gewertschin, Kaumersin, mittelhochdeutsch Kawerzin, Kauwerzin, Karzin heißt, mittellateinisch cavercinus, altfranzösisch chaorsin, eigentlich also Einwohner von Cahors in Südfrankreich, „eine im Mittelalter neben Lombarden und Juden oftgenannte Klasse von Geldwucherern", die in ganz Frankreich, England und Deutschland sich umhertrieben. Vergl. Lexer, mittelhochdeutsches Lexikon; Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer.

Das Kloster Maulbronn.

Das Bildwerk, welches auf die Räubersage gedeutet wird, befindet sich an der gothischen Pforte bei der Lettnerschranke im nördlichen Seitenschiff der Kirche. Außer der „schwörenden Hand" findet sich dort an Konsolen auch noch ein listig blickender Mönch mit einem wilden Tier und das vermutliche Bild des Baumeisters oder Steinmetzen. — Vergl. Paulus, Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn, 2. Aufl. S. 65.

Die Wallfahrtskirche zu Heslach bei Stuttgart.

Vergl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, Nr. 84—87.

Der Verfasser ist ohne Zweifel W. Fr. Munder. In der ursprünglichen Fassung läßt er den Kaltenthaler in seiner angeblichen Lebens- und Leidensbeschreibung ein höchst wunderbares altertümlich angehauchtes Deutsch oder Halbtürkisch schreiben, dem auch die Rechtschreibung entspricht; im Anschluß an wirklich altertümliche oder volkstümliche Ausdrucksweise bildet er hier (und sonst) oft ganz köstliche und drollige Wörter und Wendungen, so wenn „der Ort, wo ich jung war" lautet: „der Ort, wo ich dummete" und dergl. Dieser originelle Stil ist aber schon in der 1. Auflage von „Württemberg, wie ꝛc." etwas gezähmt und geglättet.

Die Ableitung des Namens Kaltenthal von „im kalten Thal" mag richtig sein; man spürts heute noch, sogar mitten im Sommer. Ein Herren- und Grafengeschlecht von Kaltenthal ist sehr alt, ein Rudolf von K. erscheint aber in den Urkunden erst im Jahr 1318; über den „Waller" von 1228 müßte man Munder vernehmen können — er würde vielleicht sagen, es sei eben ein verschollener Bruder des Gottfried von Kaltenthal gewesen, der aus dem Jahr 1236 bezeugt ist, und wer wollte ihn widerlegen? Die Inschrift am Rothebildthor

und die Jahreszahl 1502 für ſein Böhmisreutelied wollen wir ihm gleichfalls mit verſtehendem Lächeln hingehen laſſen; aber ſeinen „Böhmi, der ein Schweizer war“ habe ich ihm mit gutem Gewiſſen in einen Beheim oder Böhme verwandelt — eine Mechtild, Beheims Witwe kommt am Beginn des 14. Jahrhunderts urkundlich vor und Böhmis iſt der Genitiv von „Böhme“, wie am Schluß des Liedes in der Stadtglocke noch richtig gedruckt war — ſ. auch den Schluß der folgenden Erzählung. A. Schott vermutet in der Böhmisreute eine ſlaviſche Anſiedelung. Der Name „Wälzimdreck“ für den Neſenbach findet ſich in einer Beſchreibung Württembergs, die ein Ravensburger, Ladislaus Suntheim, Domherr zu Wien um's Jahr 1500 verfaßt hat. Dort heißt es: „Stuttgarten iſt die Hauptſtadt in dem Land, da rinnt kein namhaft Waſſer, als ein Bach, genannt Welzimdreckh u. ſ. w.“ — ſ. Pfaff, Geſchichte der Stadt Stuttgart, I. S. 18. Wir Älteren erinnern uns noch wohl der Zeit, da der Sinn des Namens mitten in Stuttgart offen zu Tage lag.

Für kurze Gedächtniſſe ſei auch feſtgehalten, daß an Stelle der Wallfahrtskirche in Heslach („Liebfrauenkapelle“, aus Anlaß einer 1497 entſtandenen Wallfahrt im Jahr 1503 vergrößert), deren Steine von 1543 an zum Bau der „alten Kanzlei“ verwendet wurden, nicht die jetzige ſtattliche Kirche trat, ſondern ein kleines unſcheinbares Kirchlein, deſſen Bau 1554 begonnen wurde und das jetzt rein vom Boden verſchwunden iſt; nur der Brunnen, der daneben ſtand, iſt noch zu ſehen — vor dem jetzigen alten Schulhaus, deſſen Tage wohl auch gezählt ſind. Mir perſönlich ſteht dies abgegangene Kirchlein in Erinnerung namentlich von den abendlichen Kriegsbetſtunden her, die ich in der Kriegszeit 1870—71 als damaliger Vikar von Heslach dort zu halten hatte.

Ein drolliger Spuck muß noch feſtgehalten werden, der von der „Stadt“-glocke“ her durch ſämtliche Auflagen von „Württemberg, wie ꝛc.“ und noch bis in einen Teil der vorliegenden Auflage ſein Weſen getrieben hat. In dem Böhmisreutelied hieß es von Anfang an: „Zwei Kuhthier geben Cider“ — Kühe, die Obſtmoſt geben, wären eine nette zoologiſche Erſcheinung! Der Verfaſſer wollte offenbar volkstümelnd und altertümelnd „Ziger“ ſchreiben, was ein Ausdruck aus der Käſebereitung iſt und ſchließlich auch Käſe bedeutet. Da aber weder „Cider“ noch „Ziger“ bei uns im Schwabenland eigentlich gebräuchlich iſt, ſo gerannen ihm beide Ausdrücke zuſammen — und erſt in der Korrektur der vorliegenden Auflage kam ich hinter die Sache. Der Druckteufel aber hatte ſein Spiel wie ſo oft: ein Teil der Auflage war in der Eile ſchon gedruckt — und ſo geben in einigen tauſend Exemplaren zwei Kühe immer noch Moſt!

Die Belagerung Stuttgarts im Jahr 1286.

Ob unter den Burgen um Stuttgart, deren hier gedacht wird, auch eine Reinsburg war oder nicht, das iſt auch einer der Punkte, über die Uneinigkeit der Gelehrten herrſcht. Jedenfalls weiß man nichts Sicheres von einer Burg oder einem Geſchlecht dieſes Namens. Ebenſo iſt zweifelhaft, ob mit dem Namen Immenhofen eine abgegangene Ortſchaft oder nur ein Gewand bezeichnet wurde.

Dagegen iſt Dunzhofen oder Tunzhofen ſeit 1229 bezeugt, und Pfaff berichtet aus den vierziger Jahren, daß man damals noch in der „Heiliggrab" genannten Halde einen rundbehauenen Stein gezeigt habe, welcher der Kanzelſtein in der ehemaligen Kirche von Dunzhofen geweſen ſein ſoll. Das — innere — Tunzhofer Thor, welches 1393 zum erſtenmal erwähnt wird, 1437 und 1574 umgebaut wurde und dann Kanzleithor hieß, ſtand da, wo jetzt der Durchgang zwiſchen der Kanzlei und dem Prinzenbau ſich befindet.

Von der Königseiche auf der Wagenburg berichtet Pfaff ernſthaft, daß ſie „vor nicht gar langer Zeit erſt verſchwunden" ſei. — „Mangen" und „Bliden" waren mittelalterliche Schleudermaſchinen.

Herren von Stuttgart als Dienſtmannen der Grafen von Wirtenberg tauchen frühe auf, 1250 wird ein Rugger von Stuttgart genannt.

Die von Kaiſer Rudolf zerſtörte Helfenſteiniſche Burg Herwartſtein iſt bei Königsbronn O.A. Heidenheim zu ſuchen.

Das ewige Licht auf Weiſſenburg.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, No. 69—83.

Eines der intereſſanteſten Stücke unſeres Werkes, für das Sagengewebe Stuttgarts von ganz beſonderer Bedeutung! Mit unerſchrockener Phantaſie, deren Leiſtungen ſtreckenweiſe aufrichtige Bewunderung verdienen, und teilweiſe wieder mit ſchöpferiſch verwogener Sprachbehandlung hat hier Munder eine Reihe von Sagenſplittern zuſammengeleimt, für deren Alter und Urſprung freilich lediglich ihm ſelbſt die Verantwortung zuzuſchieben wäre. Ich kann mir ihn nicht ohne fröhliches Schmunzeln in dem Augenblick denken, da er unter ſeinen Haupttitel die kühn aufgebaute Quellenangabe ſetzte: „Aus Trittenheim und Nauklers Hirſauens Sagenteſtament. J. 1660." Dieſe Angabe hat ſich bis auf die letzte Auflage von „Württemberg wie ꝛc." erhalten, von der 2. Auflage an heißt es ſogar „Jahrgang 1660" — hiebei meint man den alten Naukleruſ-Vergenhans und den ſeligen Abt Johannes Trithemius noch aus ihren Gräbern kichern zu hören. Ernſthafter iſt wohl die andere Quelle zu nehmen, die am Schluß angegeben wird, „der alte Apothekergehilfe Six (1809)". Denn das, glaube ich, wird man nicht wohl annehmen dürfen, daß Munder alles nur ſo aus dem kleinen Finger geſaugt habe. „Geſagt" wird man wohl dies und das haben, auch ehe ſeine lebhafte Phantaſie darüber kam, der nun allerdings dieſe Sagen in ihrer jetzigen Ausgeſtaltung ohne Zweifel des Daſein verdanken. Allem Einzelnen kritiſch nachzugehen, halte ich hier nicht für angezeigt. Nur folgendes ſei bemerkt:

Ein wunderlich Ding ſind die Fußangeln, womit man die Schleicher gefangen haben ſoll, welche ſich um die Pfadſteuer an der Weiſſenburg drücken wollten. Nach Sattler hätte man noch 1750 in einem Keller der Ruine eine Menge Fußangeln gefunden — darauf fußt wohl Munder. Ob nicht auch Mörikes Phantaſie auf dieſem Pfade gegangen iſt, als er die köſtliche Geſchichte vom Stiefelknecht des Doktor Veyland und den Bupfinger Bauern (im „Hutzel-

männlein" erſann? Daß es übrigens kein Bupfingen am Bopſer gegeben hat, vielmehr hier eine verwickelte Verwechslung mit Jeſingen OA. Kirchheim u. T. vorliegt, hat ſchon Pfaff (Geſch. der Stadt Stuttgart I. S. 12) gezeigt. Eine geborene „Edle von Jeſingen" ſetzt auch unſere Erzählung auf die Weiſſenburg.

Die Sage von der Jakobskirche oder dem Tempelhaus ſcheint ziemlich alt zu ſein, aber „ganz unverbürgt" (Pfaff). Der Name Degerloch hat natürlich mit einem „Degenloch" und den zwei Degen, welche das Dorf heutzutage als Ortswappen führt, nichts zu thun. „Loch" bedeutet Wald; ob die erſte Hälfte des Namens auf einen Mannsnamen zurückzuführen iſt oder auf „tegar" = groß, oder ob es Schilf oder Lehm bedeutet, ſtehe dahin.

Über den „Wittmannsthorturm" in Stuttgart, vgl. Pfaff I, S. 26 f. — Die Sage vom „Sünder" gehört zum Anziehendſten in dieſem Zuſammenhang. Karl Gerok hat ſie mit teilweiſe wörtlicher Benützung unſeres Textes zu ſeiner prächtigen Ballade „Die Weinberghalde zum Sünder" verarbeitet. Der Denkſtein, an den ſich offenbar in irgend einer Weiſe die Sage knüpft, iſt freilich aus viel ſpäterer Zeit, trägt auf allen Seiten die Jahreszahl 1564. Der Stein ſteht jetzt noch auf dem Weg zwiſchen Sünder und Diemershalde, nicht weit von den Staffeln, die vom Kurhaus Zorn herunterführen, auf dem Mäuerlein im Zaun eines ausgereuteten Weinbergs, der verdächtig ausſieht, als ob er ein Bauplatz werden ſollte. Auf der Vorderſeite trägt der Stein oben einen Totenkopf mit gekreuzten Totenbeinen, darunter die Inſchrift: „Peccatorum Desiderium Peribit. Johannes Broll 1564." Auf der rechten Seite ſteht: „Noli Amplius Peccare, 1564." Die linke Seite trägt eine Art Axt oder Hacke und gleichfalls die Jahreszahl 1564. Die Rückſeite iſt wegen der Umzäunung nicht zugänglich, von ferne geſehen ſcheint ſie wiederum den Namen Johannes Broll mit der Jahreszahl und darunter ein Wappen zu zeigen. Irgend ein Sühn- oder Armeſünderſtein wird's wohl jedenfalls ſein. Möglich, daß mit derartigen Sünder- und Leidenswegen auch der Ölberg des Hans Matz (oder Hack) vom Jahr 1518 irgendwie zuſammenhing, der an der Einmündung des ehemaligen Heuſteigweges in die Charlottenſtraße ſtand und jetzt in die Kreuzgänge der Hoſpitalkirche verſetzt iſt.

Über das Silberglöcklein kann leider die betrüblich nüchterne Thatſache nicht verſchwiegen werden, daß es nicht von Silber iſt und erſt im Jahr 1502 gegoſſen wurde.

Die Burg Rauber auf dem Haſenberg.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, No. 88—90.

Hier deutet der Schelm eine alte Quelle nur an, indem er den erſten Abſchnitt zwiſchen Anführungszeichen ſetzt und den Sprachſtil darnach modelt. Die Beziehungen zwiſchen Roßwag, Haſenberg und dem Rauber hinter der Teck ſind ſo kühn hergeſtellt wie die Ableitungen der Namen von „Roß-wags", „Haßdenberg". Die Sulzburg bei Unterlenningen ſteht allerdings in Verbindung mit den Rauberburgen, die im 10. Jahrhundert, zur Zeit des Kammerboten Erchanger ſchon

vorhanden waren. Von einer Rauberburg, die auf dem Haſenberg geſtanden wäre, iſt ſonſt nichts bekannt; wohl aber trägt der Birkenkopf einen Ringwall und auch der Burgſtall bei Heslach iſt von Eduard Paulus als ehemaliger Ringwall feſtgeſtellt. — Die Ableitung des Neſenbaches von der Näſſe ſcheint mir doch fraglicher, als man gewöhnlich annimmt. Pfaff möchte einmal einen Nixenbach daraus machen, giebt aber in ſeiner Geſchichte Stuttgarts auch an, der Bach habe früher auch Naiſenbach, ſogar Laiſenbach geheißen. Das gäbe ſprachlich doch allerlei zu denken.

Der Weinkeller auf Reinsburg bei Stuttgart.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, No. 91. 92.

Am Schluſſe heißt es dort „Schluß folgt", es folgt aber in No. 93 „Der verborgene Schatz auf dem Forſte", allerdings in unmittelbarem Anſchluß an die vorhergehende Erzählung. — Dieſe vergnügte Kellergeſchichte macht ihrem Erfinder alle Ehre und iſt von Karl Gerok zu ſeiner ebenſo vergnügten Ballade „Der Keller auf Reinſpurg", (zuerſt gedruckt in No. 22 der „Schwäbiſchen Liederchronik" von 1876) verarbeitet worden. — Die Lorcher Kelter in Stuttgart iſt zwiſchen der Kirchgaſſe und Schulgaſſe zu ſuchen.

Der verborgene Schatz auf dem Forſte.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, No. 93—97.

Am Schluſſe hieß es dort: „Was dieſen verborgenen Schatz betrifft, ſo erlaubt ſich der Setzer dieſes die Bemerkung, daß der Reichtum, welcher in dem Berge ſteckt, nur nach und nach, je im Weinmonat des Jahres, erhoben wird. Auch hat der Herr Ritter von Büren, der bekanntlich ein Geizhalz war, ſich notoriſch geweigert, Hundeſteuer zu bezahlen, weshalb er ſeinen feuerleuchtenden Wächter einzog, um nicht mit königlicher Stadtdirektion dahier in Kolliſion zu kommen." Der Phantaſie desſelben Setzers verdankt wohl auch der Kaſtenkellereiſchreiber Bührer von 1619 ſein Daſein. Ähnliches mag von der Gmünder Chronik des Hilar Binder, genannt Kolbig, von 1593 gelten.

Daß auf dem Forſte überhaupt eine Burg geſtanden ſei, läßt ſich weder beweiſen noch widerlegen. Noch weniger läßt ſich erweiſen, daß Herrn von Büren dort geſeſſen ſeien, auch der obengenannte Setzer ſcheint einen gelinden Zweifel in dieſe Thatſache zu ſetzen, und dieſen Zweifel darf man ruhig auf den Bericht erſtrecken, daß die weitverbreitete Sage von der weißen Frau ihren Ausgangspunkt auf dem Forſt zu ſuchen habe. Im 1. Band der 1. Auflage von „Württemberg wie ꝛc." findet ſich aus der Feder von W. Zimmermann noch eine andere Erzählung mit dem Titel „Die weiße Frau", welche dieſe Erſcheinung mit Vorgängen in der württembergiſchen Fürſtenfamilie in Verbindung bringt; von der 2. Auflage an fehlt dieſes Stück und es ſchien mir nicht gerade nötig, es in die neue Ausgabe wieder aufzunehmen. Auch die vorliegende etwas abenteuerlich herumſchweifende Munderſche Erzählung habe ich an einigen Stellen gekürzt.

Die Sage von der weißen Frau ſelbſt ſcheint jedenfalls auf den altgermaniſchen Götterglauben zurückzugreifen. Der Name Bertha (die Glänzende), den ſie faſt überall, wo ſie vorkommt, führt (auch in der genannten Zimmermannſchen Erzählung) weiſt den Weg, der möglicherweiſe bis zur Todesgöttin zurückführt. „Am bekannteſten iſt jene Bertha von Roſenberg geworden, die als Ahnfrau der Herrn von Neuhaus und Roſenberg in Böhmen erſcheint, ja man hat gemeint, die weiße Frau anderer Fürſtengeſchlechter ſei dieſelbe Bertha von Roſenberg, deren Urſprung alſo in Böhmen zu ſuchen ſei. Ein Bild dieſer Bertha zeigt man auf jenem Schloſſe Neuhaus, das ſie ſelbſt im 15. Jahrh. erbaute und dabei den Arbeitern, wenn ſie es zuſtande brächten, einen ſüßen Brei („einen ſüßen Koch" bei Zimmermann) d. h. eine feſtliche Mahlzeit verſprochen haben ſoll." Vgl. Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie, 4. Aufl. S. 394 f.

Die Deutung des Namens „Hoppelau" auf dem holperigen Boden hat gemeldetem Setzer ſchon einiges Kopfſchütteln verurſacht. Die zweite Hälfte des Namens kommt jedenfalls von „Loch" = Wald, die erſte Hälfte möchte J. Hartmann auf einen Mannsnamen zurückführen, ſintemalen ein Benz Huplin 1393, ein Hans Hoppenhan 1451 in Stuttgart vorkommt; Buck dagegen denkt an den Froſch (hoppe, hoppeter) und alſo an ein Froſchwäldchen. — Möge ein gütiges Geſchick und die Weisheit allezeit erleuchteter Stadtväter dafür ſorgen, daß nicht etwa in einigen Jahrzehnten ein ſpäterer Wiederherausgeber unſeres Werkes für ſeine Leſer die Anmerkung machen müßte: „Der herrliche, denkmalreiche Hoppelaufriedhof, einſt ein grünes Kleinod der Stadt Stuttgart, lag dort, wo jetzt die ſcheußlichen Mietskaſernen an der äußeren Büchſenſtraße ſtehen" —!

Der Fund auf dem Gähkopf bei Stuttgart.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, No. 98. 99.

Auf der Feuerbacher Heide, die noch 1506 auch „Frauenberger Heide" hieß, ſcheint eine längſt abgegangene Burg Frauenberg geſtanden zu ſein; von einem „Kalberkreuz" im Gähkopf iſt 1447 die Rede (Pfaff). „Nachrichten von Bürgermeiſter Hans Welling, 1530" fehlen dagegen, abgeſehen davon, daß 1520 einer dieſes Namens allerdings Bürgermeiſter war; ſein „Hausbuch" wird wohl ein ähnliches Schickſal gehabt haben wie der Denkſtein, den Munder wieder „ſorglich verſcharret" werden läßt — zuweilen iſt er doch auch vorſichtig, unſer fröhlicher Sagenmeiſter!

Das Steinkreuz auf der Eßlinger Steige bei Stuttgart.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, 55—68.

Die „Hauschronik des Hans Marchthaler in Eßlingen † 1595" iſt leider ſo wenig mehr aufzufinden wie die des Hans Welling und andere ſchätzbare Urkunden dieſer Art. Um ſo mehr aufrichtige Anerkennung verdient Munder für dieſe Erzählung. Mancher glatte Novellenſchreiber unſerer Tage, der viel-

leicht die Naſe rümpft über dieſe „naive Schauergeſchichte", dürfte ſich gratulieren, wenn er ſo etwas machen könnte, d. h. wenn er die Kraft der anſchauenden Phantaſie, die geradeausgehende ſachliche Erzählungskunſt und die unverzagte Gewalt über die Sprache beſäße, die ſich hier offenbart. In dieſem Pfarrer von Eltingen ſteckt doch ein gutes Stück von einem rechtſchaffenen Poeten!

Bemerkungen zum Einzelnen ſcheinen mir hier ganz überflüſſig. Nur das ſei feſtgeſtellt, daß das Steinkreuz, welches jetzt ganz allgemein das Poſtmichelkreuz genannt wird, immer noch vorhanden iſt, wenn auch in arg verwahrloſtem Zuſtande. Und zwar an der Stelle, welche die Erzählung angiebt, eingefügt in die Mauer zwiſchen der Villa Alexandra (Pagenhardt) und dem hinteren Aufgang zur Uhlandshöhe. Das Kreuz beſteht aus vier Stücken: der obere Teil, das leere „Joſephshäuslein", zeigt auf dem Giebel die Jahreszahl 149? — die letzte Ziffer iſt nicht mehr zu erkennen; die beiden Kreuzarme rechts und links tragen eine Inſchrift in gothiſchen Minuskeln, die aber nicht mehr zu leſen iſt; am Stamm des Kreuzes findet ſich ein Wappenſchild, auf dem man noch die Umriſſe eines Kruzifixes zu erkennen glaubt.

Das Schafhaus auf dem Kriegsberg.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, No. 100—105.

Die Grundlage der Erzählung iſt im weſentlichen hiſtoriſch. Auch entſpricht es den geſchichtlichen Thatſachen, daß der Haß des Landvolkes, das ſich im „armen Konrad" zuſammenthat und an ihn anſchloß, weniger dem Herzog als der ſogenannten „Ehrbarkeit" galt, dem herrſchenden Bürgertum der Städte; inſofern hält die grimmige Rede des Tiegel recht gut den Ton der Zeit. Dagegen iſt die Ableitung des „armen Konrad" von „kein Rat" nicht haltbar, der Ausdruck ſcheint vielmehr ſowohl Bezeichnung für die jeweiligen Rädelsführer als für den das ganze aufſtändiſche Volk geweſen zu ſein (vgl. Heyd, Herzog Ulrich, I, S. 240 f.). — Indem ſich der Verfaſſer hier wieder auf „Nachrichten von Bürgermeiſter Hans Welling" beruft (wie übrigens in der „Stadtglocke" auch ſonſt noch), gewinnt er wieder Anlaß zu einem altertümelnden Stil und volkstümlichen Ausdrücken und läßt die Quelle ſeiner Sprachbeherrſchung aufs reichſte ſprudeln. Es gälte ausgiebige philologiſche Arbeit, wenn man allem ins Einzelne nachgehen wollte. Intereſſant wäre auch, zu wiſſen, auf was ſich Ausdrücke gründen wie „daſitzen wie der Neff am Seelthor", „toſig ſtehen wie Schurr am Zwinger", „ein duzig Juden aus Heubach" — und anderes!

Das Wahrzeichen zu Tübingen vom Jahr 1473.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1846, No. 181—185.

Johannes Nider von Isny war Dominikanerprior in Nürnberg und Baſel und ſtarb im Jahr 1438, alſo mehr als drei Jahrzehnte, ehe der Bau der St. Georgenkirche zu Tübingen begann. Eine „Greuelchronik" ſucht man vergebens unter den zahlreichen Schriften Niders, die überdies nicht im Munder-

ſchen Chronikdeutſch, ſondern im richtigen Dominikanerlatein geſchrieben ſind. — An das „Wahrzeichen“ an der St. Georgenkirche in Tübingen knüpft ſchon Cruſius einen Bericht von einem Juſtizmord, der übrigens viel einfacher lautet als die vorliegende Erzählung, nur von zwei Tübinger Handwerksreiſenden, einem Bäcker und einem Metzger handelt, mit Reutlingen und Sulz aber nichts zu thun hat. Das „Wahrzeichen“ ſelbſt ſtellt freilich nach der Meinung der Fachgelehrten kein Opfer eines Juſtizmordes vor, vielmehr den hl. Georg als Märtyrer. — Man vergleiche auch noch die bekannte Schrift von Max Eifert „Das Wahrzeichen von Tübingen“.

Des Ritter Georg von Ehingen Reiſen nach der Ritterſchaft.

Die Lebensbeſchreibung des Ritter Jörg findet ſich in einer höchſt intereſſanten Handſchrift auf der kgl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, die mit wertvollen Bildern geziert iſt. Der Text iſt abgedruckt im 1. Band der Veröffentlichungen des Stuttgarter litterariſchen Vereins, 1843, von Pfeiffer bearbeitet. Auch ſonſt finden ſich noch verſchiedene Berichte über den Ritter Jörg; unter anderem will die Zimmerſche Chronik wiſſen, er habe ſich mit einer Reutlinger Bürgerstochter verheiratet, die ihm eine einträgliche Schäferei zugebracht habe, und eine Urkunde von 1478 bezeichnet den Bürgermeiſter Konrad Schultheiß von Reutlingen als ſeinen Schwiegervater. — Vgl. Allgemeine Deutſche Biographie 5. Band, S. 695 ff.

Die falſche Klinge auf dem Bopſer bei Stuttgart.

Vgl. Stuttgarter Stadtglocke, 1845, No. 228—257.

Dort trägt dieſe Erzählung nur in den erſten zwei Nummern die obige Ueberſchrift und die Angabe „Nach Schnell 1530“; von No. 230 an heißt die Ueberſchrift: „Das v. Neuhauſen merkwürdige Lebensſchickſal. Nach Angelicus Maria Myller, Pater zu Kloſter Roth. 1736.“ Von hier an wird auch der Stil etwas anders als in den beiden erſten Nummern, die deutlich Munders Hand verraten, ſo daß man faſt vermuten könnte, es ſeien hier wirklich Aufzeichnungen des genannten Paters verwendet (das Kloſter, das gemeint iſt, iſt das ſehr alte Kloſter zu Roth an der Roth im Nibelgau, OA. Leutkirch). Ich habe aber über dieſen ehrwürdigen Herrn ſo wenig etwas finden können als über den geheimnisvollen Schnell (außer daß dieſer Name um die Wende des 15. u. 16. Jahrhunderts in Stuttgart vorkommt wie auch ein Forſtmeiſter Faut, im erſten Drittel des 16. Jahrhunderts Vögte wie Fürderer, Strölin und einige andere in der Erzählung genannte Perſonen); es wird alſo wohl anzunehmen ſein, daß Munder auch hier wieder mit Angabe ſeiner Quellen ſo ſkrupellos umgegangen iſt wie ſonſt, und der Stilwechſel innerhalb der Erzählung könnte darauf hindeuten, daß eine andere Hand mitgearbeitet hätte oder dieſer Teil der Geſchichte aus irgend einer andern Quelle genommen wäre. Doch iſt bei der koloſſalen ſprachlichen Anpaſſungsfähigkeit unſeres Sagenverfaſſers ja ſchließlich alles möglich.

Die hiſtoriſche Grundlage iſt: „Im Jahr 1483 wurde Sebaſtian von Neuhauſen wegen Straßenraubs vom Stadtgericht Stuttgart zum Tode verurteilt und von Graf Eberhard (i. B.) nur unter der Bedingung begnadigt, daß er nach Rhodus gehe und gegen die Ungläubigen diene". (ſ. Oberamtsbeſchreibung von Eßlingen, 1845, S. 218, Anm.) Die ausführliche Darſtellung dieſer Rhodiſerabenteuer habe ich übrigens jetzt faſt ganz geſtrichen, hauptſächlich weil es an ähnlichen orientaliſchen und afrikaniſchen Abenteuern, die doch im Grund mit Württemberg nichts zu thun haben, in dieſem Bande auch ſonſt nicht fehlt — der Kaltenthaler und Jörg von Ehingen erleben ja auch dergleichen. So iſt die Erzählung jetzt im Weſentlichen auf das beſchränkt, was in Stuttgart und Umgebung ſpielt; unter anderem iſt auch die Hinrichtung des Wiedertäufers Auguſtin Bader aus Augsburg, welche thatſächlich im Jahr 1530 in Stuttgart geſchah, ſtehen geblieben. Vgl. über Bader und die ganze Wiedertäuferei im damaligen Württemberg, auch über den Prozeß der Margarethe Löſin, der angeblichen Hexe: Heyd, Herzog Ulrich, II, S. 314—324.

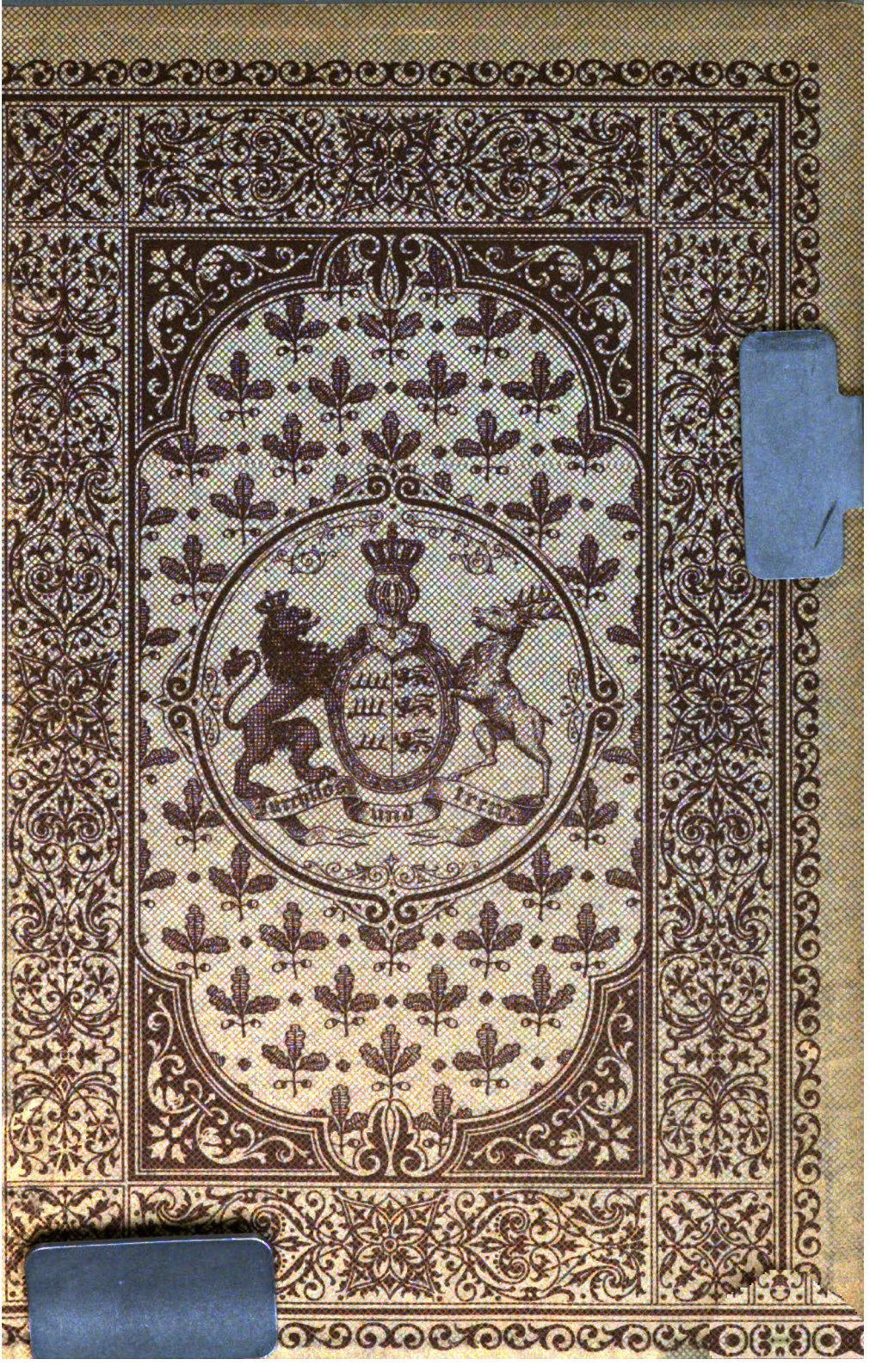
Die Bezeichnung „Letzthub" für „des Bopfers höchſte Höhe" iſt ziemlich rätſelhaft; zur Erklärung konnte ich nichts finden als bei Pfaff die Notiz, daß im Jahr 1291 von einem „Wald, genannt auf der Hub in der falſchen Klinge" die Rede iſt. Eine „Pleyß" oder oder Blyßklinge wird im 15. Jahrhundert genannt, aber „oberhalb der oberen Weinſteig". — Die Ableitung des Namens Sillenbuch von einer wahrſagenden Sybille iſt natürlich unhaltbar; das Wort ſetzt ſich zuſammen aus huoch = Buchwald und wahrſcheinlich aus irgend einem verkleinernd abgekürzten Mannsnamen, der dann etwa Sigilo gelautet haben mag und als Siegel, Siegle und dgl. heute noch vorkommt.

Die Geiſter des Aachthals.

Der Verfaſſer dieſer Erzählung iſt der einzige noch rüſtig Lebende unter den Urhebern von „Württemberg wie es war und iſt", der Eßlinger Archivar Profeſſor Dr. K. H. Siegfried Pfaff, der Sohn von Karl Pfaff; ihm verdanke ich manche ſchätzbare Mitteilungen über die Entſtehungsgeſchichte des Werkes. Die erſte Auflage enthielt die vorliegende Erzählung noch nicht, ſie kam erſt in der zweiten dazu. — Die Aach, um die ſich's hier handelt, iſt die Zwiefalter Aach, deren Haupturſprung die Waſſerhöhle bei Wimſen, die merkwürdige „Friedrichshöhle" iſt. Dort hat der Verfaſſer die Anregung zu der Erzählung geholt. „Die andere Quelle der Aach", ſchreibt er mir, „weiter nördlich im Gebirge, füllte damals noch das ganze Thal zwiſchen zwei Felſen aus; jetzt führt ein Weg durch die Schlucht."

Inhalt des I. Bandes.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	V
Schwabenland. Von W. Zimmermann	13
Eßzelingen. Von Karl Pfaff	17
Der Stutengarten, der Blutturm und die falſche Klinge. V. Karl Pfaff	33
Konrad und Gertrud oder die Gründung der Burg Wirtenberg. Von Karl Pfaff	47
Das Kloſter Maulbronn	84
Die Wallfahrtskirche zu Heslach bei Stuttgart	87
Die Belagerung Stuttgarts im Jahr 1286. Von Karl Pfaff	99
Götz von Hohenlohe. Von Ottmar F. G. Schönhuth	130
Markgröningen und der Schäferlauf. Von Siegfried Pfaff.	202
Das ewige Licht auf Weiſſenburg	239
Die Burg Rauber auf dem Haſenberg	274
Der Weinkeller auf Reinſpurg	282
Der verborgene Schatz auf dem Forſte	288
Der Fund auf dem Gähkopf	296
Das Schafhaus auf dem Kriegsberg	301
Das Weihnachtskripplein. Von Ottmar F. G. Schönhuth	315
Das Wahrzeichen von Tübingen vom Jahr 1473	340
Das Steinkreuz auf der Eßlinger Steige bei Stuttgart	357
Die falſche Klinge auf dem Bopſer bei Stuttgart	389
Des Ritters Georg von Ehingen Reiſen nach der Ritterſchaft. Von Karl Pfaff	415
Die Geiſter des Aachthals. Von Siegfried Pfaff	437
Anmerkungen des Herausgebers	501


Gerechtigkeit und Treue